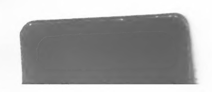
KULTURGESCHICHTE DES SIEBZEHNTEN JAHRHUNDERTS

Karl Grün





Kulturgeschichte

des

Siebzehnten Jahrhunderts

von

Karl Grün.

Erster Band.



Leipzig,
Verlag von Johann Ambrosius Barth.
1880.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.



Vorwort.

Ich hätte diesem Buche gar Vieles vorauszuschicken, und grade das ist der Grund, weßhalb ich mich sehr kurz fasse. Es wäre nämlich sehr wohl angebracht, wenn man den noch immer schwankenden und fließenden Begriff der „Kulturgeschichte" einer schärfern Definition und breitern Erklärung unterzöge, als solches bisher geschehen ist. Jeder, der sich etliche Jahrzehnte lang mit den praktischen Problemen dieser Kunstwissenschaft getragen hat, gewinnt darüber eigene Erfahrungen, die sich im Laufe der Zeit zu einer Theorie verdichten. Doch meine ich, daß eine solche Untersuchung am besten anderswo ihren Platz findet, ganz abgesehen davon, daß der Verfasser durch Voranstellung seines Ideals gar zu bereitwillig zur Auffindung seiner eigenen Mängel und Sünden die Hand bieten würde, deren Bewußtsein ihm ohnehin nicht erlassen wird.

Also kurz gefaßt: die „Kulturgeschichte des 17. Jahrhunderts" ist die Fortsetzung der „Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts".*) Warum eine hübsche Reihe von Jahren zwischen beiden Versuchen liegt, wird Denjenigen kein Räthsel sein, welche der Entwicklung meines Schriftenthums überhaupt gefolgt sind. Mitten in kulturhistorischen Studien traf mich die als Pflicht erkannte Aufgabe, den Feuerbach'schen Briefwechsel und Nachlaß zu ordnen und herauszugeben**). Alte Liebe rostet nicht: angeregt durch die Beschäftigung mit der neuern und neuesten Philosophie, plötzlich vor die Felswand versetzt, von welcher sämmtliche Echos des zeitgenössischen Denkens, Speculirens und Phantasirens zurückprallen, fühlte ich mich veranlaßt, ein Protokoll der verschiedenen Stimmen und Stimmungen aufzunehmen und aus dem Résumé der Mei-

*) Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1872.

**) „Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß, sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung dargestellt". Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter, 1874, 2 Bände.

nungen ein Resultat zu erzielen*). Darüber vergingen die Jahre, die durch „des Fleisches Erbtheil" auch nicht besonders gewürzt waren.

Als ich nunmehr zu meinem kulturhistorischen Stoffe zurückkehrte, war ich nicht wenig darüber betroffen, ihn mittlerweile unverhältnißmäßig angewachsen zu sehen, unverhältnißmäßig zum Volumen des „16. Jahrhunderts". „Fast sah er wie ein Nilpferd aus." Trotz allem Jäten und allem Herumschneiden mit der Gartenscheere blieb mir immer das Material zu zwei Bänden übrig. Mit der größern Vertiefung in eine Periode menschlichen Ringens und Leidens ist unausbleiblich eine gewisse Verliebung in die handelnden Charaktere verbunden. Doch möchte ich einzelne scheinbare Weitläufigkeiten des vorliegenden Bandes nicht allein dieser sympathischen Empfindung zugeschrieben wissen. Wenn z. B. Cromwell und die englische Revolution so ausführlich behandelt wurden, so lag dieser Ausführlichkeit die bewußte Absicht zu Grunde, dem etwas rückläufig gewordenen psychologischen Zeitbewußtsein einen kleinen Gegenstoß zu versetzen und die wieder ziemlich unerträglich werdenden theologischen Debatten elektrisch zu beleuchten. —

Die Inhaltsangabe dieses ersten Bandes spricht für sich selbst; der noch ausstehende zweite Band wird umfassen: John Milton als Politiker und Dichter, die englische Restauration und Reaction unter Karl II. und Jakob II., und die glorious revolution durch den Oranier; das Zeitalter Ludwigs XIV. von Frankreich; die Geschehnisse im sog. deutschen Reich, d. h. das Aufkommen der Hohenzollern durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm und Habsburgs Kämpfe im Osten und Westen. Wo möglich, soll der Gedankenproceß des gesammten 17. Jahrhunderts, die großartige Bewegung im Gebiete der Naturkunde und die kühne Systematik der Philosophie den Abschluß des Ganzen bilden.

Mein ernstes Bestreben wird dahin gerichtet sein, in diesem zweiten, fast druckfertigen Bande, der hoffentlich die Ostermesse bezieht, an Kürze das einzuholen, was der erste vermissen läßt. Um davon einen Vorgeschmack zu geben, schließe ich rasch diese Bemerkungen.

K. G.

*) „Die Philosophie in der Gegenwart, kritisch und allgemein faßlich." Leipzig, O. Wigand, 1876.

Inhalt des ersten Bandes.

Drei große Sterne

am Horizont des Jahrhunderts.

William Shakespeare und seine Ethik. — Johannes Kepler und sein Werk. — Johann Amos Comenius, der Pädagoge.

Shakespeare's Ethik.

Oben auf dem Thore, welches aus dem 16. ins 17. Jahrhundert führt, thront in stolzer Manneswürde, die Flamme der Begeisterung auf der Stirn, nicht ohne einen Anflug von Schwermuth im Antlitz, die Gestalt William Shakespeare's. Wir kennen sie aus früherer Zeit, sie begleitete uns durchs Elisabethische Zeitalter, den Thatendrang und das wagende Vorstürmen in die Zukunft ausdrückend, die Gestaltungskraft aller poetischen Vorgänger vereinigend und überbietend. Jetzt steht sie prophetisch auf dem Thore des neuen Jahrhunderts, mit der Rechten auf ferne Gedankenregionen hindeutend.

Die großen gewaltigen ethischen Dramen des Dichters gehören fast ausschließlich dem neuen Zeitabschnitt an. Es wird sich wohl der Mühe lohnen zu untersuchen, was der energische Denker von der menschlichen Pflicht, vom Gesetze der Sitte gewußt und Tausenden in die Ohren gerufen hat, sollte es selbst viel späteren Geschlechtern erst zum Bewußtsein gelangen. Er war ein durchaus unabhängiger Geist, frei von aller kirchlichen Konfession — in beängstigend theologischer Zeit, für welche jedes Gebot direct aus dem Glauben floß, ja, die kein anderes Gebot irgend anerkannte.

Die Renaissance und der Humanismus hatten allerdings verschiedene Atome einer andersgearteten Moral aufgewirbelt, wie „der Natur gemäß leben", sich zwischen den Extremen halten, oder noch höher, eine schöne Erscheinung aus sich machen, der

„Schöngute“ werden. Aber ganz abgesehen davon, wie viel von dieser humanistischen Bildung dem Dichter zu Theil wurde, fehlte solchen Atomen das geistige Band, der Hauch des Lebens, und es bleibt unter allen Umständen zu erforschen, wie der Großmeister aller Charakteristik, der in der Darstellung der Begebenheit hin und wieder unklar sein mochte, seine plastischen Figuren beseelte, wie er sie richtete und richten ließ, damit das Schicksal ein gerechtes werde.

Man muß, will man die englische Entwicklung, besonders im 17. Jahrhundert, begreifen, zwei Strömungen unterscheiden, die sich ziemlich genau nach Klassengegensätzen, dann aber auch als Zeitperioden von einander abheben. Sonst läuft man Gefahr, an der Hand einer übrigens verdienstvollen Shakespeare-Kritik den Dichter und seine Leistungen zu unterschätzen.

Es ist ganz richtig und wohl verbürgt, daß der Unterstrom der Elisabethischen Zeit ein puritanischer war, daß schon in den 80er Jahren die Mehrheit des Parlaments geheim oder offen diese Tendenz in sich trug. Ebenso richtig ist, daß die puritanische Kleinbürgerwelt das Theater haßte, daß der Lordmayor von London Schaubühnen nur an den Gränzen der City duldete. Die Puritaner waren aber zugleich das demokratische Element in der Politik, das vorwärts treibende Ferment. Die Kunst überhaupt, folglich auch die dramatische, wurde somit zur Sache des Hofes und der Cavaliere. Die Bühne und wer durch sie wirken wollte, verfiel von selbst der Gunst der exclusiven Gesellschaft. Wenn die Essex und Southampton politisch etwas wollten, so waren sie eben nur „nach neuen Dingen begierig“; das Princip der Gleichheit und Gleichberechtigung blieb ihnen fern. In Shakespeare's Geschichtsdramen kommen keine Volksrechte vor; er behandelt die Mittelklasse komisch, die Volksmasse drastisch. Das Theater war royalistisch-unitarisch gesinnt.

Die Zuschauer-Gesellschaft im „Globe“ mag seltsam genug zusammengesetzt gewesen sein: im unbedeckten Hofraume des Parterre Kunst- und Fachgenossen, dahinter Volk; auf der

ersten Galerie Maitressen, hinter ihnen Bürgerfrauen in der Maske; auf der zweiten Galerie Mob oder Gesindel; die adeligen Gönner auf der Bühne selbst. Man aß, trank, rauchte, spielte Karten — doch wohl nur in den Zwischenakten. Die üppige aristokratische Jugend, die auf der Bühne saß, gab Vorbilder und Anlaß zu den ewigen Fürsten und Cavalieren des dramatischen Stoffes. Der Sonettendichter Shakespeare ergriff das rein Menschliche direct.

Diese Vornehmheit des Stoffes war eben die unerläßliche, von der Zeit vorgeschriebene Bedingung, unter welcher allein das Shakespeare'sche Drama aufkommen und gedeihen konnte.

Puritanische Tendenzen sind Sache der Homilie, der theologisch-politischen Debatte, höchstens einer engherzigen Lyrik. Die Volksrechte traten vornehmlich im grauen Rocke des Puritanismus auf und wurden dem ästhetischen Geist grade durch diese Verquickung verleidet; wie Heine vom „Atheismus“ nichts mehr hören mochte, seitdem er in die Gesellschaft von „Bier und Tabak“ gerathen; wie das Recht der Arbeit gering geschätzt wird, weil unparfümirte Blousen es fordern.

Sodann aber ist es ungerecht, in den Fürsten und Cavalieren nicht auch Repräsentanten der Menschheit erblicken zu wollen. Wer sind denn die Helden der Tragödie in dem demokratischen Athen? In der „Oedipus“- wie in der Tantalusfabel spielt doch nur fürstliches Geblüt die Hauptrolle; erst Aristophanes bringt das Volk herbei, und wir wüßten nicht, daß er ihm mehr geschmeichelt hätte als Shakespeare.

Endlich ist es doch wohl gleichgültig, an wem sich das Geschick vollzieht; die Frage ist nur, wie es schreitet, warum es sein Opfer ergreift und dem Abgrund zuschleudert, und wie weit dieses Opfer zur Erkenntniß seiner Schuld und zur „Einigkeit mit dem Geschick“ gelangt.

Wenn nun die besagte ehrenwerthe Kritik zugesteht, daß der Dichter Alles, auch das Wunderlichste, aus dem Charakter ableitet, so ist damit der gewaltigste Fortschritt in der Psychologie und folglich auch in der moralischen Anschauung aus-

gedrückt. Wenn in deiner Brust deines Schicksals Sterne sind, so leuchten sie eben nirgend anderswo. Es bleibt dann nur die „metaphysische" Frage: bin ich oder sind auch Andere für meinen Charakter verantwortlich? Kann ich oder können Andere mich ändern? Offenbar eine Frage, die zu Shakespeare's Zeiten mit Bewußtsein nicht aufgeworfen werden konnte. Genug daß der Fürst oder Cavalier für sein Thun und Lassen verantwortlich gemacht wurde.

Wenn ferner die Kritik die „sittliche Weltordnung" im scholastisch-dogmatischen Sinne bei Shakespeare streicht, so braucht man nicht allzuviel dagegen einzuwenden. Die „sittliche Weltordnung" ist selbst bei Fichte nur eine verkappte Vorsehung. Nur diejenige „Weltordnung" kann für sittlich gelten, die sich aus dem Charakter des Einzelnen und der Vielen und besonders aus dem Zusammenwirken der Charaktere in der Gesellschaft ergiebt. Wenn aber das Gebot des Maßhaltens oder das Horazische Aequam memento rebus in arduis servare mentem (Bewahre im Unglück den Gleichmuth, werde im Glücke nicht übermüthig!), stemme dich gegen die Wechselfälle des Lebens! als ein ziemlich untergeordnetes Resultat bemängelt wird, so möchten wir doch dagegen Einspruch erheben, um so mehr als es gleich darauf heißt, das Gewissen sei bei Shakespeare „die Sonne seines Sittengesetzes". Dualistisch ist das freilich noch, aber dieser Dualismus thut sich nicht mehr zwischen Erde und Himmel, sondern im Menschen selbst auf; es ist der Gegensatz zwischen dem „empirischen" und dem „intelligibeln" Charakter bei Kant.

Und schließlich scheint uns Alles mit dem Satze gesagt zu sein: Bei Shakespeare komme nichts Dogmatisches, Specifisches vor. Darin bestand ja grade die sittliche Revolution des heldenhaften Dichters, daß er seiner Zeit ins Gesicht, dem zur nächsten Herrschaft berufenen Puritanismus zum Trotz, über die Köpfe der Restauration und der zweiten Revolution hinweg, allgemein-menschliche Wahrheiten divinatorisch aussprach, eine Bewußtseinsstufe im poetischen Bilde verkörperte,

die, mit Ausnahme Spinoza's, erst schier zwei Jahrhunderte später vom nüchternen Denkprocesse mühsam erreicht werden sollte.

Die Shakespeare'sche Strömung verlor sich unter Jakob und Karl I. im Sande. Die Puritaner bekamen Oberwasser, die Freiheitsbestrebungen setzten sich im religiösen Mantel auf den erledigten Thron — fern sei es, die Großartigkeit und Nothwendigkeit dieses Durchgangs zu verkennen! Mit der Restauration kam der Umschwung, aber der Shakespeare'sche Strom hieß jetzt nicht mehr Moral und Gewissen, sondern Natur, Physik, Experiment, prickelnde Wiß- und Neubegierde. Die „glorreiche Revolution" suchte die Gegensätze zu vereinigen, brachte es jedoch keineswegs zur Synthese, sondern producirte ein ächt constitutionelles „Gleichgewicht der Gewalten", ein Schaukeln und Schwingen zwischen Ethik und Schufterei, zwischen Theorie und ergiebiger Praxis, zwischen Adelsgelüsten und schachherndem Bürgerthum. Von Shakespeare war so wenig die Rede wie von Spinoza. Vor der Mitte des 18. Jahrhunderts hat man kaum wieder Ernst gemacht mit dem sittlichen Menschen.

Die ethischen Dramen Shakespeare's, die hier in Betracht kommen, sind: „Romeo und Julie", „Othello", „Macbeth", „Lear" und „Hamlet". „Romeo und Julie" gehört ganz dem 16. Jahrhundert an und wird nur zur Vollendung der Reihe herangezogen. „Macbeth" stellen wir absichtlich ans Ende, weil dieses Stück den bequemsten Uebergang zu anderen kulturhistorischen Erscheinungen gewährt. Wir markiren, da wir keine Aesthetik schreiben, nur die Hauptpunkte psychologisch-ethischer Einsicht, ein Verfahren, welches um so erlaubter sein wird, je zugänglicher das Material ist und je mehr man sich auf das Gedächtniß jedes Gebildeten verlassen kann.

„Romeo und Julie", aus den 90er Jahren, ist die vollendete Tragödie, d. i. Apotheose der geschlechtlichen Empfindung.

Lessing sagte bekanntlich: dieses Gedicht habe die Liebe selbst geschrieben. Natürlich die Liebe im prägnanten Sinne der neuen Zeit, weder die plastische Liebe der Alten, aus dem Schönheitssinne geboren, auf Schönheit zielend, noch viel weniger die orientalische Massenliebe, die nur im Gebiete der Ost-Arier einen Anlauf zum Monismus nahm. Wir deuten hier auf „Sakuntala", die man neben dem Veronesischen Paare geltend machen möchte. Man vergaß oder übersah, daß in Indien noch Zauberkräfte in die Begegnung von Mann und Weib hineinspielen, daß diese Zauberkräfte es sind, welche binden und trennen. Bei Shakespeare ist der einzige Zauber die Persönlichkeit.

Die mittelalterliche Romantik ist durchweg dualistisch, von Gott oder vom Teufel; die irdische Venus eine Hexe. Der Mann liebt die Seele oder den Körper des Weibes, er ist Christ oder Heide. Dante liebt seine Beatrice spiritualistisch, sie wohnt im Himmel; Petrarca folgt ihm mit seiner Laura, zeugt aber daneben auf Erden. Boccaccio schildert mit Wonne den natürlichen Sensualismus, die gelegentliche verstohlene Copulation. Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg sind so verschieden, wie deutsche Mystik und französisches Fabliau. Die Renaissance belebt das ästhetische Ideal, aller Moral in die Zähne; die Reformation giebt dem Teufel was des Teufels ist: die Ehe ein fleischlich-bürgerlicher Vertrag. Luther ertheilt sanitätische Verhaltungsmaßregeln.

Da kam der Dichter der Fürsten und Cavaliere und stellte die Liebe dar als die doppelte Polarität zwischen Mann und Weib, von Geist und Fleisch, als die entzückende Wiederherstellung der Gattung aus der geschlechtlichen Differenzirung, als das lebendige Ineinander der Gegensätze des Lebens, als anthropologische Blüthenkrone. Sie gehört Ihm, Er gehört Ihr, gehe der Staat darüber aus den Fugen, die Welt zu Grunde, im Leben wie im Tode!

Wir haben bereits bemerkt, daß uns als Historiker die

ästhetische Genesis des Kunstwerkes nichts angeht, daß wir den Grad des künstlerischen Bewußtseins auf sich beruhen lassen. Was aber objectiv gegeben ist, das können und wollen wir nicht wegleugnen. Und siehe, da ist das schönsinnliche Element der antiken und sensualen Liebe, es heißt Rosalinde. Rosalinde ist Renaissance, formvoll, plastisch, ein „Abgott" dem Verlangenden. Bruder Lorenzo, der Philosoph des Stückes, erklärt dem Liebenden den Unterschied zwischen Rosalinde und Julie:

„Weil sie Dein Abgott war,
Nicht weil Du liebtest, Sohn . . ."

Julie ist eine malerische, charakteristische Erscheinung; sie ist auch musikalisch, ihre Seele tönt. Der eigene eitle Vater Capulet sagt von ihr:

„Gilt sie gleich nicht für schön."

Elektrisch wirkt der Anblick Romeo's auf die südliche Vierzehnjährige:

„Ist er vermählt,
So sei das Grab zum Brautbett mir erwählt."

Aber bei aller jugendlicher Glut verlangt die Stürmische, daß sich die galvanische Batterie schließe:

„Wenn Deine Liebe tugendsam gesinnt,
Vermählung wünscht, so lass' mich morgen wissen,
Wo Du und wann die Trauung willst vollziehn."

Erst dann darf die Glut in Flammen aufschlagen:

„Komm, ernste Nacht, Du züchtig stille Frau,
Ganz angethan mit Schwarz, und lehre mir
Ein Spiel, wo Jedes reiner Jugend Blüthe
Zum Pfande setzt, gewinnend zu verlieren. —
Je mehr ich gebe,
Desto mehr auch hab' ich: Beides ist unendlich."

Die römisch-mittelalterliche Schranke der Liebe ist durchbrochen: ein Montecchi liebt eine Capuletti, die Horatierin einen Curiatier. Das römische Liebespaar scheiterte am politischen Pathos; Julie und Romeo, die Märtyrer der neuen Lebensmacht, setzen sich kühn über alle herrschenden Lebensmächte weg und gehen zu Grunde an der Ausschließlichkeit ihres Glücks. Warum?

Die herrschenden Lebensmächte, die Familie und die auf sie gegründete Parteiung im Staat, vertreten der Liebe den Weg. Diese wird erfinderisch und schließt die Ehe heimlich. Die Ehe ist aber selbst der Gründungsakt der Familie, sie will vom gesellschaftlichen Familienthum anerkannt, legitimirt sein. Sie ist wesentlich ein socialer Vertrag. Bruder Lorenzo vollzieht nur den sanctionirenden kirchlichen Akt; den Conflict zwischen Familie und Kirche vermag er nicht zu heben. Das ist des Philosophen Kurzsichtigkeit.

Romeo war im Anfang ziemlich gleichgültig gegen die Familien-Parteiung; an dem jüngern Bruder Hamlet's nagt etwas ganz Anderes als politischer Eifer. Wie versöhnlich erscheint er bei dem Rencontre auf dem Markt! Aber der Familiengeist packt den Widerstrebenden und macht ihn zum Mörder Tybalt's. Jetzt ist der Glückliche eine Unmöglichkeit im Staate.

Die eheliche Liebe muß aufs Neue erfinden, um die Wiedervereinigung zu ermöglichen. Die heimlich Vermählte heuchelt den Schmerz um den gefallnen Vetter. Der Familiengeist, der ihr als Maske dient, rächt sich, sie soll heirathen. Julie muß noch ärger heucheln, den Tod selber. Bruder Lorenzo wirft sich verwegen zur Vorsehung auf. Julie spielt mit dem Zufall, der Zufall würgt Julien und Romeo.

Lorenzo meint:

„Eine Macht, zu hoch dem Widerspruch,
Hat unsern Plan vereitelt."

Diese Macht ist der Complex der Dinge, der den Calcül auf eine pure Möglichkeit vereitelt.

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde." (Schiller.)

Die Liebenden finden den Tod nebeneinander. Der Prinz erklärt: „Alle büßen." Welche Katharsis! Aber die Liebenden haben ihre heroische Empörung mit dem Tode besiegelt. Der soll noch kommen, der das Glück nach der Elle mißt, nach

Stunden, Tagen und Jahren berechnet. Das spricht Schiller's Hero mit vollem Bewußtsein aus:

„Früh schon ist mein Lauf beschlossen,
Doch das Glück hab' ich genossen,
Und das schönste Loos war mein." —

Wie aber kann bei diesem Wesen der Liebe, die mit der Sicherheit eines Naturprozesses wirkt, jene Störung eintreten, die wir auf deutsch so häßlich „Eifersucht", die Holländer dagegen poetisch „Minneneid" nennen? Eine stärkere Wahlverwandtschaft kann allerdings eine frühere Verbindung lösen; aber dann war ja jene erste Liebe keine perfecte; die Enttäuschung hat ihre Bitterkeit, aber diese geht dem gesunden Menschen nicht ans Leben. Das Unglück entsteht aus dem Zwange, der sich der Lösung widersetzt: dann aber ist nicht die Eifersucht tragisch, sondern der Ehezwang.

Kein großer Dichter hat die Eifersucht tragisch behandelt, desto ergiebiger ist sie für Komus und Momus geworden. Wie viele Lustspiele liegen in der allbekannten Erklärung: „Eifersucht ist die Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft". Und doch schrieb Shakespeare einen „Othello", und Othello wird die Tragödie der Eifersucht genannt. Ist es nicht, als ob der Dichter das Unmögliche hätte möglich machen wollen? Oder sollte vielleicht die einzige Möglichkeit tragischer Eifersucht exemplarisch dargestellt werden?

Die Novelle lag vor: ein maurischer Held verliebt sich in eine edle Venezianerin, sie in ihn. Verschiedener Stamm, verschiedenes Blut, verschiedene Sitte, verschiedenes Alter: konnten sie sich nicht über das Motiv ihrer Liebe — schlimm genug, daß von einem Motiv gesprochen werden muß — täuschen? Und nun macht Shakespeare aus dem Mauren gar einen Mohren oder Neger!

Wie kamen sie dazu sich zu lieben? Othello sagt's:

„Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand,
Ich liebte sie ob ihres Mitgefühls."

An der Erzählung seiner Heldenthaten hat sich die Venezianerin begeistert, er wird Gegenstand ihres Cultus; den schwarzen Seehelden rührt dieser Cultus, er findet seinen Stolz in der Ueberwindung aller denkbaren Schwierigkeiten, jetzt erst fühlt er sich belohnt für seine Heldenthaten. Er wirbt um sie. Hier aber gilt nicht mehr, daß „Sehen Neigung macht", es bedarf einer Mittelsperson. Desdemona sagt:

„Michel Cassio,
Der für Dich warb und manches liebe Mal,
Wenn ich von Dir nicht immer günstig sprach,
Dich treu verfocht."

Also durchaus keine unmittelbare Selbstgewißheit der Liebe. Der erzürnte Vater Brabantio hätte sonst beim Abschiede nicht sagen können:

„Sei wachsam Mohr, hast Augen Du zu sehn!
Den Vater trog sie, so mag's Dir geschehn."

Das ist kein unzweifelhafter Besitz, da ist dem Argwohn ein Pförtchen gelassen, durch welches er in das edelste Herz zu schleichen vermag, besonders wenn in diesem Herzen dunkles Blut tobt und „Ehre auf dem Spiel".

Zudem ist Desdemona ein übermäßig naives Kind ohne die allernothwendigste Discretion. Als sie mit Jago auf Cypern gelandet, erlaubt sie dem Cassio, ihr wiederholt die Hand zu küssen. Obgleich Jago das „ein kleines Gewebe" nennt, „mit dem er eine große Fliege umgarnen" wolle, so urtheilt er doch bald darauf:

„Daß Cassio sie liebt, das glaub' ich wohl;
Daß sie ihn liebt, ist denkbar und natürlich."

Welche Versicherungen giebt sie dem Cassio, als dieser sie um ihre Verwendung bei Othello ersucht!

„Ich lass' ihm keine Ruh,
Ich mach' ihn zahm, schwätz' ihn aus der Geduld,
Sein Tisch und Bett soll Beicht' und Schule sein,
In Alles, was er vornimmt, meng' ich ihm
Cassio's Gesuch. Deßhalb sei fröhlich, Cassio,
Denn Deine Mittlerin wird lieber sterben,
Als Dich versäumen."

Nicht daß ihr Othello nichts abschlagen könne, giebt ihr Beruhigung; sie verläßt sich auf die gewöhnlichen Weibermittel. Zudem steht ein Freundschaftsdienst in schlechtem Einklange mit der hyperbolischen Betheurung: „Lieber sterben!“

Ja, als Jago bereits seine Höllensaat in des Mohren Herz gestreut, von jenem unnachahmlichen: „Das gefällt mir nicht“ an; als diese Saat schon ins Kraut geschossen, treibt Desdemona ihre thörichte Harmlosigkeit auf die Spitze. Othello verlangt das Schnupftuch, sie antwortet mit „Cassio“. In der totalen Verfinsterung ihres Verstandes ist ihr nichts mehr gegenwärtig als ihr übergraziöses Versprechen.

Lodovico, der Gesandte des Senats, bringt dem Othello einen Brief; während der Mohr ihn liest, eröffnet Desdemona dem Gesandten, zwischen Cassio und ihrem Gemahl herrsche recht betrübte Feindschaft.

„Ich gäbe viel darum
Sie auszusöhnen, denn ich liebe Cassio.“

Als sie erfährt, Othello sei zurückberufen, Cassio werde Gouverneur der Insel, ruft sie aus: „Das freut mich!“ und bringt so nothwendig den doppelt Gekränkten außer sich.

Fürwahr, diese gewöhnlich nicht genug beleuchtete Seite der Desdemona, deren Ende so erschütternd wirkt, könnte die Motive Jago's etwas vereinfachen, ohne daß sein höllischer Zweck verfehlt würde. Der Dichter hat nämlich seinem Urschuft nicht weniger als fünf Beweggründe auf den Scheitel geladen.

Othello kennt sich selbst sehr gut, wenn er nach der That zu den Venezianern sagt:

„Dann müßt Ihr melden
Von Einem, der nicht klug, doch zu sehr liebte,
Nicht leicht argwöhnte, doch einmal erregt,
Unendlich raste . . . .“

Nur bei so heterogenen Naturen, bei solcher Verschiedenheit der Individuen, bei solcher Abenteuerlichkeit der Wahl, ist es möglich, dem „grüngeaugten Scheusal“ Eifersucht den Kothurn

unter die Füße zu schnallen, die teuflische Wirkung des scheußlichen Verdachts auf ein argloses, aber ungestümes Herz hervorzubringen. Aber keine zehn Jago's würden helfen, wäre der Gegensatz nicht schon in der Ungleichartigkeit der Charaktere, in dem ursprünglichen Mißklang der Eheschließung gegeben. Diesen Umstand hob bereits die alte italienische Novelle hervor: Desdemona, tratta non da appetito donnesco, ma dalla sola virtù del Moro*). Und dieser Mohr mußte grade in seiner Ehrverletzung das Fundament seines Wesens untergraben, seine ganze Existenz vernichtet fühlen. Nur so war es dem Dichter möglich, sein Drama zu verfassen. Eine andere Eifersucht hätte er nicht im Ernste statuirt.

„König Lear“ ist wie eine im Wahnsinn zusammenbrechende Welt. Während die Kunstkritik sich an der Bewältigung der ungeheuren Doppelfabel abmüht, hat auch die psychiatrische Wissenschaft Beschlag auf das Stück gelegt. Gehen wir vom Großen und Fernen ins Elementare und Nächste: König Lear ist die Tragödie der Kinderverziehung. Das lautet prosaisch und kleinlich; so lange aber die Civilisation auf Monogamie und häuslicher Zucht beruht, so lange werden auch die Geschicke der Völker von der Art und Weise abhangen, wie Aeltern auf Charakter und Willen der Kinder einwirken. Die Familie ist bislang noch die Zelle der Gemeinde und des Staates. Verliert das Verhältniß der Kinder zu den Aeltern seinen sittlichen Halt, wie denn unleugbar in unsern Zeiten eine Lockerung desselben sichtbar wird, so ist es um die bisherige Ordnung der Gesellschaft gethan. Bei Shakespeare erfolgt dieser Zusammenbruch aus demselben Grunde.

Die Liebe kann einen trojanischen Krieg und mehrere Hugenottenkriege entzünden, eine politische Revolution von

---

*) „Desdemona, nicht von weiblichem Verlangen angezogen, sondern von der bloßen Tugend (Tapferkeit) des Mohren.“

Oben oder von Unten herbeiführen; die Ehe kann im Innern zerstört werden, beide Gatten mögen dabei des Todes sein: die Gesellschaft geht unbekümmert ihres Weges weiter. Wird aber die Zelle der Gemeinschaft vergiftet, so fault das Blut des Gesammtkörpers. Und der Dichter verlegt die Krankheit in die typische Familie, in das Haus des Königs: Lear ist Vater, König, Priester im absoluten Sinne, Niemand konnte je mit solchem Rechte sagen: Der Staat, das bin ich.

Man denke sich ihn in seinen besten Tagen: ein imposanter Herrscher, die wandelnde Majestät, oberster Schiedsrichter über Alles und Jedes, Erhalter und Mehrer des Reichs. Noch in der Zerstörung „jeder Zoll ein König", „zertrümmert Meisterstück der Schöpfung". Nur kein Widerspruch, keine Unbotmäßigkeit! Das duldet er nicht, darob geräth er in verzehrenden Zorn. Das Herrschen ist seine Natur, der Gehorsam Amt und Pflicht aller Andern.

Dieser Absolutismus, der rohe Staaten gegründet, in Zeiten der Noth selbst gesittete Gesellschaften zusammengehalten hat, findet grade dort seine Gränze, woher er als Patriarchalismus seinen Ursprung datirt, an der Familie und der Erziehung. Das beherrschte Volk thut den Willen des Einen, wenn auch oft mit Knirschen; passiv wird dem Allerhöchsten bei Hofe gehorsamt, dort trägt man ja das Herz auf der Zunge; weiß der Herr, was hinter den Lippen bleibt? Man herrscht mit der Autorität, giebt Gesetze, führt Religionen ein: und dieser Mechanismus heißt die „Ordnung".

Auch das Kind gehorcht, schon aus Pietät, der ersten und allgemeinsten Religionsstifterin; aber hier müssen sich Autorität und Pietät zu vorsorglicher und dankbarer Neigung, zu entsagendem Mühen und herzlicher Zuvorkommenheit entfalten. Die Grundbedingung der älterlichen wie der kindlichen Liebe ist ihre Selbstverständlichkeit. Befehl und Gehorsam, Wunsch und Erfüllung dürfen nur Masken des herzlichen Einverständnisses sein, laute Aeußerungen eines stillen Zwiegesprächs der zusammengehörigen Wesen. Das Thun ist

die Hauptsache, Reden das Wenigste. Da ist Freundschaft, sogar Zärtlichkeit, Zurechtweisung, Strafe; da giebt es Thränen der Reue, welche wohlthun: es ist die Schöpfung des sittlichen Menschen. Alles, nur keine Liebeserklärung! Der Vater, der von seinem Kinde ein Bekenntniß verlangt: Wie sehr liebst du mich? hat bereits den Verstand verloren, und das Kind, welches rhetorisch antwortet, ist schon auf dem Wege des Verbrechens. Der Vater hat einen Heuchler erzogen, der zu jeder Niedertracht und Bosheit fähig ist. Das Kind aber, welches „liebt und schweigt", steht hoch über dem Vater, kann eines Tages sein Rettungsengel werden.

Die Buße folgt im Drama und beim dramatischsten aller Dramatiker rasch. Die heuchlerischen Schlangenzungen der Goneril und Regan stechen sofort nach dem Vater. Lear will sie mit der Autorität zusammendonnern: er ist jetzt grade so ohnmächtig der Bosheit gegenüber, wie früher der Aufrichtigkeit. Die Herrschsucht wird zur Caricatur. Der verkehrte Held verflucht die Töchter, verflucht das Menschengeschlecht: aber sein Toben ist eitel Wind. Seine Verkehrtheit wird zur Verkehrung seiner Vorstellungen. Bei der Theilung des Reichs kündigte sich die Verkehrtheit mit Trompetenstößen an; als er auf der Haide den Sturm für den Bundesgenossen der bösen Töchter erklärt, reflectirt die fixe Idee: er will sein ein Meister von Langmuth. Das Gewitter nimmt für ihn die Gestalt des jüngsten Gerichtes an, er beugt sein Haupt in Demuth. Aber: „Ich bin ein Mann, an dem man mehr gesündigt, als er sündigte" — letzte Affirmation des rechthaberischen Ich. Schon tobt der Sturm in seinem Innern so heftig, daß der Sturm der Natur ihm Kühlung bringt. Die Tollheit tritt ihm in einer anderen Person, in Edgar entgegen; da reißen alle Bänder: „Du bist der natürliche Mensch, das Ding an sich!" Symbolisch zerreißt er sein Gewand. In der Hütte ist er toll. Die Scene ist weniger „ermüdend" als ein psychologisches Meisterstück, die Klimax der Gehirnverwüstung.

Die königliche Verkehrtheit hat bei den Großen des Reichs

die allein noch zählen, ansteckend gewirkt. Der Vasall Gloster ist ebenso verkehrt wie Lear, nur liegt seine Verkehrtheit gleich anfangs in der Vorstellung, nicht im Willen. Ein guter, mildherziger, treuergebener Mann ist abergläubisch, voller roh-naturalistischer Schrullen: „Jene letzten Verfinsterungen an Sonne und Mond weissagen uns nichts Gutes . . . Die Natur empfindet ihre Geißel an den Wirkungen. Liebe erkaltet, Freundschaft fällt ab . . . in Palästen Verrath, das Band zwischen Sohn und Vater zerrissen. Dieser mein Bube bestätigt solche Vorzeichen, da ist Sohn gegen Vater. Der König weicht aus dem Geleise der Natur, da ist Vater gegen Kind.“ Die Vorzeichen sind das Bestimmende, die Ereignisse müssen zutreffen.

Der kalte ätiologische Materialist Edmund durchschaut den väterlichen Aberglauben und beutet ihn aus. Edgar hat den Mond beschworen! Das wirkt. Der brutale Cornwall tritt dem Leichtgläubigen die leiblichen Augen aus, Edmund blendet ihn geistig: „Ich strauchelt' als ich sah“. Sein Unglück macht ihn zum methodischen Pessimisten:

„Was Fliegen sind den müß'gen Knaben, das
Sind wir den Göttern; — sie tödten uns zum Spaß.“

Der mißhandelte Sohn, die männliche Cordelia, wird im tiefsten Elende zum Philosophen der erhabensten Moral und zum höchsten ethischen Charakter:

„Retten will ich mich, so lang
Ich noch entfliehen kann, und ich bin gefaßt,
Den niedrigsten und ärmsten Schein zu borgen,
In dem die Noth den Menschen je zum Vieh
Erniedrigt . . .“

Auf der Haide erstickt er den drohenden Ausbruch des Schmerzes zu dem heiseren Ruf: „Thoms friert“. Beim Anblick des geblendeten, umherirrenden Vaters:

„Wer darf sagen, schlimmer kann's nicht werden?
. . . S' ist nicht das Schlimmste,
So lang man sagen kann: dies ist das Schlimmste.“

Edgar rettet nicht nur den Vater, er erzieht ihn. Die höchst

unwahrscheinliche Geschichte des Sturzes wird vom Dichter herrlich verwendet:

„Drum denk', beglückter Alter,
Daß höchste Götter . . .
— Dich retteten."

Die Götter tödten uns also nicht zum Spaß, es giebt auch gütige Mächte auf der Welt. Ja, sagt Gloster,

„Ja, das erkenn' ich jetzt. Ich will hinfort
Mein Elend tragen, bis es ruft von selbst:
Genug, genug, und stirb!"

Der pädagogische Sohn aber, zu dem man mehr als einen modernen „Speculirer" in die Schule senden möchte, spricht nach einem letzten Schwermuthsanfalle des Vaters das große Wort aus:

„Dulden muß der Mensch
Sein Scheiden aus der Welt, wie seine Ankunft:
Reif sein ist Alles." — —

Wie Edgar auf des Vaters Intellect, so wirkt Cordelia auf den Willen, auf das Gemüth des Vaters. Sie, deren Wahlspruch lautete:

— „was ich ernstlich will,
Vollbring' ich, eh' ich's sage,"

sie eilt mit einem Heere herbei, den Vater aus tiefster Schmach zu retten und Gerechtigkeit zu üben. Nur wenn der Vater es nicht hört, macht sie ihrem tiefsten Herzen Luft:

„All' ihr gesegneten geheimen Wunder,
All' ihr verborgnen Kräfte der Natur,
Sprießt auf durch meine Thränen! Lindert, heilt
Des guten Greises Weh!"

Der Vater bekennt seine Schuld an dem eigenen Kinde:

„Wenn Du Gift für mich hast, so will ich's trinken.
Ich weiß, Du liebst mich nicht; denn Deine Schwestern,
Wenn ich mich recht besinne, kränkten mich;
Du hattest Grund, sie nicht."

Worauf Cordelia — „ihre Stimme war stets sanft, zärtlich und mild, ein köstlich Ding an Frau'n": —

„Kein Grund, kein Grund!"

Die doppelte Verkehrtheit der Väter wird von der undankbaren Bosheit ausgebeutet; doch sind die bösen Töchter mehr passiv ruchlos, übrigens wie die vollendete Herzenshärtigkeit zum Verwechseln einander ähnlich; der active Bösewicht ist der krasse Materialist Edmund:

„Wenn nicht Geburt, schafft List mir Land und Leute,
Und was mir nützt, das acht' ich gute Beute."

Edmund plant den Staatsstreich, schickt sich zum Aeußersten an, liefert den Vater an den schalen Tyrannen Cornwall, mordet die Unschuld, will den König umbringen lassen, verhetzt die Kumpane des Verbrechens, verspricht Goneril wie Regan Treue, und erliegt endlich dem Repräsentanten der Sittlichkeit, dem großen Bruder Edgar im Zweikampfe. Ein feierliches Duell zweier Weltanschauungen!

Die Welt drohte wirklich unterzugehen, Verwüstung ringsumher, Leichen auf und hinter der Scene. Da erheben sich die drei Stimmen der drei überlebenden Männer, Kent's, das will sagen der Treue, Edgar's, das ist der starken Weisheit, Albaniens, des zur Einsicht Gelangten.

Kent: „Ist das der jüngste Tag?"
Edgar: „Oder ein Bild nur jenes Graun's?"
Albanien: Von Sturz und Untergang.

Die starke Weisheit antwortet der fragenden Treue, der Bekehrte ist nur das Echo. Die Welt steht, aber die Menschheit muß neu ansetzen.

Wo fände sich in sämmtlichen Schriften der Reformatoren und Humanisten eine so tief ins Herz der Gesellschaft tauchende Anschauung; wo wären auch nur Winke zu gewahren, die sich mit den angeführten Stellen im Entferntesten messen könnten? Dieser intuitive Poet, zwischen Deduction und Induction so ahnungsvoll hinwandelnd, beugt die Aeste vom Menschheitsbaume selbstgewiß zu sich nieder und bricht die unverstandenen Früchte der Zukunft; auf der Leiter der Phantasie holt er

Wahrheiten herunter, die den Moralisten und Pädagogen des 18. Jahrhunderts erst aufdämmern sollten, und kleidet sie förmlich in das philosophische Gewand des 19ten. Noch aber sind wir nicht zu Ende. In dieser Aetherhöhe des Genius angelangt, darf man wohl die Frage aufwerfen: hat der gewaltige Adler vom Avon nicht etwa, irgendwo, offen oder versteckt, seiner Zeit den Spiegel vorgehalten, unwissend vielleicht, wie scharf derselbe geschliffen, sicherlich meinend, nur Einzelnes, Besonderes daraus zu reflectiren; wäre er gar der Richter über die reformatorische Gedankenbewegung, der Zugführer der speculativen Cohorte, die sich von Bacon bis Leibniz und Locke durch das 17. Jahrhundert hindurch bewegen sollte?

Die Antwort auf diese Fragen ertheilt der „subjective“, „pragmatisch schwache“ Dänenprinz Hamlet.

Hamlet, die Tragödie des Bewußtseins.

Prinz Hamlet ist ein reichbegabter, wohlunterrichteter junger Mann, der an den Stufen des Königthrons füglich als Gelehrter gelten kann. Im gewöhnlchen Laufe der Dinge wird er eines Tages der wissenschaftliche König sein, der auf den heroischen König folgt. Die Bildung seines Herzens und seiner Sitten steht nicht hinter der seines Geistes zurück. Er ist züchtig, keusch in einer ausgelassenen, frivolen Epoche. Er liebt, mit voller Hingebung, ohne jegliche Rücksicht auf Rang und Stand, ein edles junges Mädchen. Endlich hat er Muth und achtet sein „Leben nicht einer Stecknadel werth“. Nur Eines fehlt ihm, und der Mangel dieses Einen macht ihn zum tragischsten aller tragischen Charaktere: die Entschlußfähigkeit, die Fertigkeit im Rathe, das Brückenschlagen vom Willen zur That.

Hamlet kennt die Dinge dieser Welt so genau, daß er sie immer und stets richtig beurtheilt; seine Reflection ist so

geübt und so genial, daß er die höchste Freude, den höchsten Selbstgenuß am Reflectiren findet, daß er großen Erlebnissen gegenüber ganz Reflection wird, sich völlig in Reflection auflöst, der gebundene Sclave der Reflection wird. Eine furchtbare Enthüllung wird ihm gemacht, eine ungeheure Aufgabe wird auf seine Schultern gewälzt; er ist dieser Aufgabe auch völlig gewachsen — mit der Reflection; er bemeistert sie vollkommen, er analysirt sie aufs Gründlichste, Keiner versteht sie wie er. Nur lösen kann er sie nicht, weil er dazu seine Substanz, die Reflection, aufgeben müßte.

Er schreibt sofort eine Reflection in seine Schreibtafel: „Man kann lächeln, immer lächeln, und doch ein Schurke sein!“ Dann will er Alles aus seiner Erinnerung weglöschen, ausgenommen die Rache, d. h. die Idee der Rache. Aber die Rache ist keine Idee, die Rache ist eine That. Ganz natürlich ist der Reflectirer einer Idee von vornherein unfähig zur Ausführung der betreffenden That, und wir wissen seit der Scene auf der Schloßterrasse zu Helsingör, daß Hamlet, weit entfernt, jemals die Ereignisse zu leiten, vielmehr deren steter Spielball sein wird. Er gleicht sofort einem Schwimmtheoretiker, der die gelehrtesten Beobachtungen über die edle Schwimmkunst verfaßt, dabei aber beständig neben dem Wasser herspaziert. Es gehört nicht viel Voraussicht dazu, um zu sagen, daß dieser Mensch zuletzt, vom theoretischen Schwindel gefaßt, ins Wasser stürzen und von den empörten Fluthen verschlungen werden wird.

Bereitwillig geben wir zu, was Herr Baumgart in seiner „Hamlet-Tragödie“ (1877) hervorhebt, daß die edle hohe Natur des Prinzen die Blutrache nicht auf sich nehmen könne, daß der Zwiespalt zwischen seiner Bildung und seiner Pflicht ihn „zerrütte“. Grade des Prinzen hohe Bildung macht ihn zum Reflectirer, und diese so motivirte Reflection unfähig zum Handeln. Nur ein Punkt bleibt bei diesem Amendement im Unklaren. Hamlet sagt schon auf der Terrasse: er werde sich verstellen. Wie lange währt diese Absichtlichkeit, wann macht

die innere Zerstörung die Maske überflüssig. Wie lange verstellt er sich, und wann ist er verstellt, o'erthrown?

Man kann indessen fragen: Ist der Hamlet des ersten Aktes „völlig bei seinen Sinnen?" Ja und nein! Ja, wenn man ihn im ruhigen Zustande an und für sich betrachtet, wenn man ihn aus seiner Schicksalsbestimmung herausschält und ihn sich denkt wie er bis dahin gewesen. Ja, er war „völlig bei seinen Sinnen", ehe nach Goethe's Worten „die That auf eine Seele gelegt worden, der sie sich nicht gewachsen fühlt". Sobald der Entschluß fordernd an ihn herantritt, sobald er Etwas wollen soll, declarirt sich bei ihm die Krankheit der Reflectivität: „Die Zeit ist aus den Fugen. Wehe mir, daß ich geboren ward, sie wieder einzurichten!" Nein, unter diesen Umständen ist Hamlet schon jetzt nicht „völlig bei seinen Sinnen". Sich toll zu stellen, um dem Rächer- und Strafamte ungestört obliegen zu können, das ist schon ein bedenkliches Symptom seiner Reflectionskrankheit. Galt es etwa, Armeen im Verborgnen auszurüsten, ein Netz von Verschwörungen über das Land auszubreiten, sich mühsam und im Dunkeln einem weitaussehenden Ziele zu nähern? Mit nichten, es handelte sich darum, auf den König Claudius loszugehen, im Schlosse, im Garten oder wo immer ihm zu sagen, daß er ein ehebrecherischer, brudermörderischen Schuft sei, und ihm den Degen durch den Leib zu stoßen! Mitverschworne hatte der Prinz gar nicht, kaum daß er seinem Freunde Horatio das Allerwichtigste anvertraut, um ihn auf das Schauspiel im Schauspiel vorzubereiten.

Dem Könige, dem Hamlet's Schwermuth schon sehr fatal geworden war, wird der Wahnsinn vollends anstößig, und als praktischer, umsichtiger Schurke läßt er ihn von zwei Kammerherren, Rosenkranz und Güldenstern, ausspioniren. Der reflectirende Hamlet geht auch sofort in die Falle und verräth sich gleich im ersten Gespräch mit den beiden Geheimräthen: „Mein Oheim ist König von Dänemark, und eben die, welche ihm Gesichter zogen, solange mein Vater lebte,

geben zwanzig, vierzig, fünfzig bis hundert Ducaten für sein Porträt in Miniatur. Wetter, es liegt hierin etwas Uebernatürliches, wenn die Philosophie es nur ausfindig machen könnte!" Und weiterhin: „Mein Oheim-Vater und meine Tante-Mutter irren sich. Ich bin nur toll bei Nordnordwest; wenn der Wind südlich bläst, kann ich sehr gut einen Reiher von einem Falken unterscheiden." Ist Brutus dafür angestellt, daß er dem Tarquinius durch die zweite Hand zu verstehen giebt, er sei „völlig bei seinen Sinnen"?

Hamlet's angenommene Tollheit fängt also bereits an ihn zu drücken; er reflectirt aus seiner reflectirten Verrücktheit heraus, und zwar laut, ohne Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit. Seine Reflectivität ist bereits Monomanie geworden, er der Monomane der Reflectirwuth. Von diesem Augenblick an ist er durchaus nicht mehr „völlig bei seinen Sinnen".

Auf diesem Punkte angekommen, ist Hamlet eigentlich schon fertig, er hat sich schon so weit vom Ziele wegreflectirt, daß es ihm in nebelgrauer Ferne liegt. Da treten die Schauspieler auf, um ihm Gelegenheit zu einer neuen Evolution zu geben, in welcher seine Monomanie sich auf die deutlichste und unwiderlegbarste Weise bekunden soll. Bis hieher hatte er sich nämlich nur höchst methodisch von seinem Ziele entfernt; von jetzt an wüthet er direct wider sich selbst. Aus dem zweckflüchtigen, thatlosen Gebahren wird nunmehr ein zweckwidriges Agiren.

Der Prinz vertieft sich in das Wesen der Schauspielkunst, er reflectirt über den Spiegel, den der Dichter seinem Publikum vorzuhalten pflegt, und aus welchem die Strahlen menschlichen Lebens und Thuns reflectiren. Er sinnt über die künstlerisch verkehrte Welt nach, in der die Wirklichkeit bei der Illusion in die Lehre geht, und diese Verkehrung hat der feinste und schärfste aller Dichter zum Symbol der Verkehrung in Hamlet's eigenem Innern gemacht. Von solchen feinen Symbolismen ließe sich aus Shakespeare leicht ein

Dutzend der schlagendsten Beispiele anführen. Hamlet wird jetzt selbst so „verkehrt", daß er seinem Oheim-Vater ein Gewissen machen will. Der mörderische Lumpenkönig soll sich im dramatischen Spiegel selbst wieder erkennen! Als ob damit für den Rächer irgend Etwas gewonnen, nicht vielmehr Alles, Alles verloren wäre, er selbst zuerst!

Daß nun seine Reflection, auf den Gegenstand, das Schauspiel bezogen, richtig und unwiderleglich ist, daß der Prinz sogar höchst vortreffliche Dinge über den dramatischen Vortrag sagt: das scheint für Die zu sprechen, die ihn „völlig bei seinen Sinnen" sein lassen. Aber es scheint eben nur so; denn Irre gehen beständig um den Begriff der Monomanie herum, der Versteckens mit ihnen spielt. Das Uebermaß der Reflection ist nicht Reflectionslosigkeit; der Monomane der Reflection hat sogar immer Recht, wenn er die Dinge im Allgemeinen beurtheilt; nur in dem einen Punkte, wo das Ich und dessen Zwecke in den Vordergrund treten, wirbelt seine Reflection im Kreise, wird sie fix, das Urtheil verrückt.

Als der tolle Plan geschmiedet worden, hat Hamlet das vollständige Bewußtsein von seiner Unzulänglichkeit, von der unausfüllbaren Kluft zwischen seinem Wollen und seinem Thun.

„O welch' ein Schurk' und niedrer Sclav' bin ich!
— Bin ich 'ne Memme?
Wer nennt mich Schelm, bricht mir den Kopf entzwei,
Rauft mir den Bart und wirft ihn mir ins Antlitz?
— Wer thut mir dies?
Ha, nähm' ich's eben doch! —
Ich hege Taubenmuth, mir fehlt's an Galle,
— sonst hätt' ich längst
Des Himmels Gei'r gemästet mit dem Aas
Des Sclaven." —

Dieses Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit bringt ihn dann im dritten Akte so quite, quite down, daß er Hand an sich selbst legen — möchte. Seine Mission hat er aufgegeben, er fühlt sich als unbrauchbares Werkzeug des Rächeramtes. Er möchte sich beseitigen, Hand an sich selbst legen, müßte er

nicht auch dazu eben „Hand anlegen". Der Monomane der Reflection ist hiermit gänzlich außer Thätigkeit gesetzt; er vermag nicht einmal das Urtheil an sich selbst zu vollziehen; fortan ist er ausschließlich der Spielball der Ereignisse, die Flocke, welche willenlos in die Katastrophe hineingewirbelt wird. Und wenn Seneca Stoff und Inhalt der Tragödie dahin erklärte: „der Anblick eines tapfern, mit Leiden ringenden Mannes sei den Göttern ein würdiges Schauspiel", — so hat Shakespeare die Tragik der Passivität auf eine noch höhere Stufe erhoben.

Nie ist ein gewaltigerer Hohn, ein göttlicherer Sarkasmus auf die Reflectirwuth gehäuft worden, als es Shakespeare in in dem Schauspiele von „Gonzago's Mord" und den sich daranreihenden Scenen gethan hat. Der Held agirt jetzt wirklich, er fabricirt dem geflickten Lumpenkönige ein Gewissen; er agirt, d. h. er wird Acteur. Er entdeckt dem Könige allerdings sein schuldbeladenes Gewissen, aber zugleich auch sich selbst, den Hamlet, den drohenden Rächer, und der König, der schon vor dem Schauspiele gesagt hatte: „Wahnsinn bei Großen darf nicht ohne Wache gehn", der wird sich wahrlich nicht lange besinnen, durch ein zweites Verbrechen sein erstes Doppelverbrechen sicher zu stellen!

Als der König im Schauspiele seine vortreffliche Wirkung gethan hat, ist der Monomane der Reflection ganz stolz auf seine That: „Sollte mir dies nicht zu einem Platz in einer Schauspielgesellschaft verhelfen?" — „und" fügt er selbstgefällig hinzu, „zu einem ganzen Antheil an der Einnahme?" — Armer Narr! — Er wird zur Königin gerufen, und nimmt sich vor, ernstlich mit ihr ins Gericht zu gehn. „Grausam, nicht unnatürlich laß mich sein!" — Er kommt auf seinem Wege durch die Gemächer seines Oheim-Vaters: da liegt der Halunke auf seinen Knieen, nach einem Gebete suchend. Ein Griff an den Degen, und der Schuft ist hin! Hatte der Prinz nicht noch soeben gesagt:

„Nun ist die wahre Spükezeit der Nacht,
Wo Grüfte gähnen und die Hölle selbst
Pest haucht in diese Welt. Nun tränk' ich wohl heiß Blut
Und thäte Dinge, die der heil'ge Tag
Mit Schaudern säh'."

Aber das war blos so eine Phantasie, wie sie Jemanden nach einem aufregenden Schauspiele ankommt. Die Unterredung mit der Mutter füllt vielmehr seine ganze Seele, sein Onkel ist Nebensache für ihn geworden! Das humoristische Schicksal trägt ihm den „blutigen, kupplerischen Buben, den fühllosen, falschen, geilen, schnöden Buben" entgegen. Aber der Held der Zweckwidrigkeit redet sich mit bequemer Sophistik jegliche Verpflichtung zum Handeln aus: „der König betet, ginge also graden Weges zum Himmel! Meinen Vater hat er in seiner Sünden Maienblüthe überfallen. Die Mutter wartet mein!"

Und nun stürzt der Monomane ins Gemach seiner Mutter, um die neu reflectirte That zu vollführen. Da raschelt es hinter der Tapete; irgend Etwas, irgend Wer stört den Acteur, der auch der Mutter „einen Spiegel zeigen will, worin sie ihr Innerstes erblicken" soll. Er stößt den Degen durch die Tapete. Die Mutter fragt: „Was thatest du?" Hamlet: „Fürwahr, ich weiß es nicht, ist es der König?" Es ist ihm nämlich ganz einerlei, wer hier getödtet worden; auch auf den König käme es ihm nicht an! Sein augenblicklicher zweckwidriger Zweck ist, seine Mutter zu erschüttern. Zweckwidrig, denn auf der Terrasse war feierlich zwischen ihm und dem Geiste ausgemacht worden:

„— Dein Gemüth ersinne
Nichts gegen deine Mutter, überlaß sie
Dem Himmel und den Dornen, die im Busen
Ihr stechend wohnen."

Hamlet thut das grade Gegentheil, er malt seiner Mutter in den furchtbarsten Farben ihre Schandthat vor, er vergleicht in schonungsloser Schilderung die beiden Könige, ihre Männer. Der Geist muß selbst erscheinen, um den paktbrüchigen Narren

zur Raison zu bringen. Hamlet läßt sich aber nicht zur Raison bringen, er leugnet sogar — Spitze der Monomanie! — seinen Wahnwitz ab:

„Bringt mich zur Prüfung, und ich wiederhole
Die Sach' euch Wort für Wort, wovon der Wahnwitz
Abspringen würde."

Als reflectirter Narr oder als Narr der Reflection weiß er nämlich sehr genau, worin der Wahnwitz besteht. Es ist nicht nur „Methode" in seinem Wahnwitz, sondern er hat auch Bewußtsein von dieser „Methode". Und dann fährt er fort, sich in den ungehörigsten, indecentesten Einzelheiten über das eheliche Zusammenleben zu ergehn und seiner Mutter „Enthaltsamkeit" anzurathen. Das nennt Gervinus „hinter der Maske seiner selbst Herr bleiben"!!

Hamlet wird jetzt von dem Könige Claudius nach England verpackt; denn Claudius kennt das Geheimniß des Entschlusses:

„Was man will thun,
Das soll man, wenn man will; denn dies „Will" ändert sich
Und hat so mancherlei Verzug und Schwächung,
Als es nur Zungen, Hände, Fälle giebt;
Dann ist dies „Soll" ein prassierischer Seufzer."

Rosenkranz und Güldenstern, die „Schulgesellen", denen Hamlet jetzt plötzlich „wie Natternkraut", begleiten ihn; sie führen einen Uriasbrief mit sich, in welchem der König von England gebeten wird, aus Freundschaft für die Krone Dänemark den Prinzen abzuthun; der zweckwidrige Handler, der tollgewordene Reflectirer ist auf der äußersten Defensive angelangt. Bei der Abfahrt begegnet er dem norwegischen Fortinbras, der mit Heeresmacht nach Polen zieht, „ein Fleckchen Landes zu gewinnen; für fünf Ducaten, fünf, möcht' ich's nicht pachten". Der Prinz, der auch hier noch richtig reflectirt, sobald nur von ihm kein Entschluß, kein männliches Thun gefordert wird, spricht die goldnen Worte:

„Wahrhaft groß sein heißt,
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen;
Doch einen Strohhalm selber groß verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiel.“

Shakespeare war es vorbehalten, einen tragischen Charakter zu erfinden, der vor sich selber tragisch ist; ein Stück zu dichten, in welchem der Held sich selber Publikum wird, um über sein eigenes Pathos und Geschick Schrecken und Mitleid zu empfinden.

Jetzt, auf der hohen See, auf der er zur Schlachtbank wogt, in unmittelbarer Nähe des Uriasbriefes, in dem sein schmähliches Ende besiegelt steht, jetzt handelt der Monomane der Reflection zum ersten Male in seinem Leben zweckmäßig. Das ist der tragische Lichtblick, der bei allen großen Dichtern dem düstern Weltuntergange vorherzugehen pflegt; der schauerliche Moment, worin der Held von seiner Substanz abzufallen und sich dem Laufe der Weltordnung zu fügen scheint, die höchste und bedeutendste Illusion in der Welt des „schönen Scheins“. Hamlet erbricht den Uriasbrief, legt ein anderes Schreiben an dessen Stelle und fordert in diesem die Regierung von England auf:

„Die Ueberbringer schnell zum Tod' zu fördern,
Selbst ohne Frist zur Beichte.“

Er rettet sich also. Schlimm genug schon, daß er es bis dahin hat kommen lassen, daß der Rächer von Beruf, der die sittliche Welt wieder herstellen soll, sich selber aus dem gemeinsten Hinterhalt retten muß. Aber er rettet nicht einmal sich selbst, er rettet nur seine Monomanie, seine unbußfertige Reflection, er bewahrt sich nur für das ganz unreflectirte Ende auf. Dem Horatio schreibt er: „Ich habe dir Worte ins Ohr zu sagen, die dich stumm machen werden; doch sind sie noch viel zu leicht für das Gewicht der Sache.“ Worte, Worte, Worte! wie er selbst zu Polonius gesagt hatte.

Laërtes ist von Paris herbeigeeilt, um den Tod seines Vaters zu rächen, des Schwätzers und Hofspions Polonius!

Aber Polonius war des Laërtes Vater, und das genügt dem pietätvollen Sohne, das königliche Schloß mit der empörten Menge zu stürmen und von Claudius persönlich Rechenschaft für den Mord zu verlangen. Claudius beruhigt den Laërtes, indem er ihm den wahren Mörder kund thut und die an diesem vollzogene Rache andeutet. Da erscheint Hamlet selbst wieder, und der abgefeimte Dänenkönig hetzt den Laërtes auf Jenen. Sie sollen sich auf Rapiere schlagen, Laërtes kann ja

„leicht mit ein paar kleinen Griffen
Sich eine nichtgestumpfte Klinge wählen
Und ihm mit einem wohlgeführten Stoß
Für seinen Vater lohnen.“

Der ganz reflectionslose Laërtes, dem es nur aufs Handeln ankommt, dessen Entschlüsse niemals den Umweg durchs Gewissen nehmen, erklärt, seine Klinge obendrein vergiften zu wollen. Der König, diese Gewissenlosigkeit noch überbietend, will einen vergifteten Kelch bereit halten, aus dem Hamlet, vom Fechten heiß und durstig, sich den Tod trinken soll.

Hamlet, der mit seiner äußern Existenz Alles gerettet zu haben glaubt, der nicht einmal durch den Uriasbrief gründlich gewarnt ist, schlendert mit Horatio über den Kirchhof, debitirt dort seine Leichenphantasien, seine Philosophie vom großen Alexander, der ein Spundloch verstopft — noch hat er seinem Freunde Horatio nicht einmal mitgetheilt, welcher Gefahr er auf seiner Seereise entronnen! Dieser Bericht erfolgt erst vor der Einladung zu den zwölf Fechtergängen. — Der Leichenzug der Ophelia kommt, Laërtes wahrt in höchster Cavalier-Ekstase die Ehre seiner Schwester, Hamlet läßt sich auf die phrasenhafte Wettbewerbung ein. Er ist ganz von Sinnen; wie ein Tollhäusler springt er auf den Sarg der ehemals Geliebten und ringt dort mit dem vom natürlichsten Schmerz geschüttelten Bruder. In seinen Bravaden bläst er sich zu einem Herkules der That auf, d. h. die tobsüchtige Phrase verräth den vollendeten Wahnsinn:

„Willst weinen? fechten? fasten? dich zerreißen?
Willst Essig trinken? Krokodile essen?
Ich thu's, ich thu's.
Springst, um mir Trotz zu bieten, in ihr Grab?
Laß dich mit ihr begraben, ich will's auch. —
Und schwatzest du von Bergen, laß auf uns
Millionen Hufen werfen, bis der Boden,
Die Scheitel an der glüh'nden Zone sengend,
Den Ossa macht zur Warze.“ —

Als der Anfall von hellem Wahnsinn ausgetobt hat, „senkt sein Muth die Flügel“; da er mit Laërtes fechten soll, erklärt er dem Horatio: „Du kannst dir nicht vorstellen, wie übel es mir hier ums Herz ist.“ Horatio warnt ihn, bei solcher Disposition auch nur ein Rapier in die Hand zu nehmen. Hamlet antwortet darauf mit seinem eigenen Verdammungsurtheile, welches zu formuliren eben nur dem Narren der Reflection gegeben war: „Bereit sein ist Alles!“ Er aber war niemals bereit gewesen, und ist auch jetzt nicht bereit. Es soll nur ein Ende mit ihm gemacht werden.

„Reif sein ist Alles“, hatte der große Edgar im „Lear“ gesagt, der herrliche, sich immerfort reifende und vervollkommnende Mensch. Der sprach das Motto seines Lebens affirmativ aus.

Hamlet war reif von Anbeginn, ausgebildet, auf der Höhe der Kultur, im Klaren über die Welt und sich selbst. Aber „reif sein“ ist noch nicht Alles. Hamlet spricht das Motto seines Lebens negativ aus.

Sie fechten, Hamlet weist den Giftbecher zurück, die Königin trinkt daraus. Sie, deren ganzes Dasein ein einziger Irrthum gewesen, sie stirbt am und im Irrthum. Laërtes, der Gewissenlose, verwundet tödtlich den Gewissenskranken. In der Hitze des Gefechts wechseln sie die Rapiere, und die Nemesis ertheilt dem Laërtes seinen wohlverdienten Lohn. Laërtes bekennt sterbend seine Ruchlosigkeit, und jetzt — endlich — mit dem letzten Athemzuge — ehe er das Leben verläßt, welches einer großen That geweiht war, ohne jemals zur That

zu gelangen — durchbohrt Hamlet den „mörderischen, blutschänderischen Dänen“. Das heißt, er nimmt ihn so in dem letzten galvanischen Aufzucken seiner Glieder mit sich fort in die Nacht des Todes.

Hamlet hat sich in Wahnwitz und Tod hineinreflectirt. Damit es aber am Ende der Dinge und der Tage noch einmal klar werde, daß Hamlet, dem Objecte gegenüber, sobald es sich nicht um seine Entschlüsse und Thaten handelt, bei seinen Sinnen zu sein vermag, hält er noch sterbend seinen Freund Horatio vom Giftbecher zurück, und proclamirt den Norweger Fortinbras, den Fürsten der That, zum Könige über Dänemark.

Die größte Shakespeare'sche Dichtung ist um das Jahr 1600 geschaffen worden. Hundert Jahre bereits war die Menschheit damit beschäftigt gewesen, das Mittelalter und dessen asiatische Bewußtlosigkeit von sich abzuthun. Der „Geist“ des alten Hamlet ist kein anderer, als der Geist, der in England und Böhmen rumort hatte, und endlich dem Wittenberger Mönche Rede stand. Dieser Geist heischte im erregtesten Tone: „Auf, habet ein Gewissen, kommt zum Bewußtsein! Nieder mit der großen Babylonischen, welche des Menschen Seele durch das Ohr vergiftet hat!“

Bei Shakespeare wendet sich der Geist ganz im Besondern an den Königssohn, an den gebildeten weisen Thronfolger. Warum? Das Gewissen und das Bewußtsein sollen aus der „Gemeinschaft der Heiligen“, aus dem engen religiösen Zirkel in die reale Welt, in das Leben der Gesellschaft, in den Staat hinein. „Christliche Freiheit“ soll „leiblich“ und „fleischlich“ werden.

Jedes Religionssystem ist entweder an ihm selbst zugleich Philosophie, oder es muß die Philosophie an dasselbe herantreten, um ihm Halt und Stütze zu gewähren. So Etwas wie ein abstract religiöses Wesen hat es im großen Ganzen

nie und nirgendwo gegeben. Die Religion der alten Aegypter war der in Bildern auseinandergelegte Kosmotheismus; Zoroaster's Lichtreligion ist an ihr selbst der Dualismus als Metaphysik; der Buddhismus antecipirte den ganzen Schopenhauer'schen Nihilismus. War das Christenthum auch nicht ursprünglich Philosophie, so wäre es doch nimmermehr Weltreligion geworden ohne den Neo-Platonismus der Alexandriner, und die ganze Scholastik der spätern Zeit ist lediglich mißverstandener Aristotelismus. So suchte auch die Restauration des Christenthums, gewöhnlich Reformation genannt, nach einem philosophischen Fundament, und in Wahrheit erzeugte jetzt die christliche Welt die ersten eigenthümlichen Gedankensysteme, nachdem sie 1600 Jahre lang bei den Alten geborgt und auf Borg gelebt hatte.

Der originale Gedanke, das Schaffen begrifflicher Concordanzen der Dinge des Himmels und der Erde, hatte seit den griechischen Philosophenschulen geruht. Wärme des Herzens ist noch kein Licht des Kopfes. Selbst das Licht von Damaskus war nur eine blendende und betäubende Erscheinung gewesen. Es elektrisirte, aber es erleuchtete nicht. Als nun die Reformation das individuelle Ich in Aufruhr brachte, als sie diesem Ich das Werk der Versöhnung und der Seligkeit auf die eigenen Schultern gelegt hatte, kam das Ich damit nicht wieder zur Ruhe, sondern es rotirte unaufhaltsam weiter, und in dieser Rotation begann es zu reflectiren. Der neuentstandenen Kirche war Das freilich ein Greuel, sie war vielmehr darauf aus, die Individuen hübsch friedlich in ihre Hürde einzupferchen, sie innerhalb der Kirchenweisheit zu halten und vor aller Weltweisheit zu bewahren. Am Schroffsten trat diese Tendenz hervor in der lutherischen und in der anglikanischen Kirche; am Wenigsten machte sich solche Anmaßung geltend in den Kreisen, welche Zwingli gezogen hatte. Deßhalb war aber auch die philosophische Reaction am Gewaltigsten in England, und später in Deutschland. Die englische Philosophie machte die erste großartige Diversion gegen die kirch-

lichen Einpferchungsgelüste und durchbrach mit Entschiedenheit den Bann der verfrühten Einigung der Geister. Der Repräsentant dieser Richtung war Bacon von Verulam, der Zeitgenosse Shakespeare's.

Indem der scharfsinnige Kanzler den Ton auf die rationelle Beobachtung legte, gründete er in der That den universellen Skepticismus. Populär gefaßt, lauten die Grundsätze dieses Skepticismus also: Der Mensch, vor eine ihm unbekannte Welt gestellt, schuldet sich selbst die größte Behutsamkeit im Erkennen; er muß jede einzelne Erscheinung sorgfältig prüfen und darf nur aus einer Reihe identischer Erscheinungen einen factischen Schluß ziehen. Es giebt für ihn keine andern Abstractionen und Allgemeinheiten, als diese aus reihenweisen Beobachtungen hervorgegangenen Schlüsse. Alles Uebrige ist Irrthum, Täuschung, Vorurtheil. Was auch die Welt der Dinge sei und bedeute: der beobachtende Mensch muß sie ein zweites Mal aufbauen, und die Methode dieses Aufbaues an der Hand der Beobachtung heißt die Induction.

Hamlet ist die Uebersetzung ins Poetische von der Bacon'schen Weltweisheit; Shakespeare faßt in dieser Dichtung — bewußt oder unbewußt — sein ganzes Zeitalter in dessen höchstem gedanklichen Ausdrucke zusammen. Und diese Identität des Schwanes vom Avon mit dem philosophischen Kanzler ist so genau empfunden worden, daß Etliche es sogar gewagt haben, beide Männer zu identificiren. Shakespeare, haben sie gesagt, ist nur ein Mythos, eine unhistorische Person, wie Jesus, der auf dem See wandelt; der Kanzler Bacon hat unter dem Pseudonym Shakespeare (Speererschütterer) alle jene unsterblichen Dramen gedichtet, vom „Perikles" bis zum „Timon von Athen", die jetzt schier das Entzücken von drei Jahrhunderten ausmachen. Man sieht, es gibt literarhistorische Dummheiten, die eine höchst geniale Seite haben.

Hamlet ist also die Tragödie der Reformation, kirchlich-philosophisch-politisch: der Conflict des Individualismus oder

Subjectivismus mit der Welt. Der reformatorische Subjectivismus, die erste Frucht des neuen Denkens, ist noch mangelhaft. Beobachten, Nichts als beobachten, alles Wissen auf die Beobachtung einschränken, das heißt: in der Welt umhertappen, sich von Gegenstand zu Gegenstand ängstlich fortbewegen, jeder Erscheinung ihren Paß abfordern und die „besondern Kennzeichen" sorgfältig controlliren; tausend Bilder von den Dingen der Welt in sich ansammeln, ohne jemals ein Bild, eine Idee von der Welt zu bekommen. Der absolute Beobachter läßt die unzähligen Strahlen des Daseienden auf der glatten Fläche seines Bewußtseins reflectiren; er stopft das Receptakel seiner Sinne mit unzähligen Vorstellungen, ohne jemals zum Begriff der Wahrheit zu gelangen. Im Gegentheil, die Unendlichkeit des aufzufassenden Stoffes verwirrt bald sein Bewußtsein, die unaufhörlichen Reflexe blenden sein geistiges Auge. Vor lauter Kritik entgeht ihm das Kriterium des Denkens; vor lauter Messen kommt er um das Maß des Wahren. Die Wissenschaft kann doch kein Kaleidoskop sein!

Was in der Theorie ein logischer Irrthum, ein Urtheilsmangel ist, das wird in der Praxis zum moralischen Fehler. Solche Fehler, die nur die Uebersetzung eines Paralogismus sind, verursachen in der sittlichen Welt Conflicte, werden tragisch. Der praktische Mensch, der nur reflectirt, der die tausend Facetten der Möglichkeit auf seinen Willen spiegeln läßt, dieser Mensch kommt niemals zum freien Handeln; denn „Handeln" heißt: frischweg die Hand in das Gewirbel der Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten hineinstrecken, den Dingen ihren Verlauf vorschreiben, die Welt der Ursachen und Wirkungen beherrschen. Das Gewissen, wie das Wissen, muß seinen Ankergrund in sich selbst suchen; wie das Wissen kein Kaleidoskop sein kann, so das Gewissen keine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Wo nicht, so steht die Reflexion vor einer unendlichen Aufgabe; sie wird sich im Begreifen erschöpfen, ohne jemals Etwas zu ergreifen, ohne zuzugreifen;

sie wird immerfort beschließen, ohne sich je zu entschließen, ohne Etwas zum Schlusse zu bringen.

Der gewissenhafte Reflectirer bringt es also zu Nichts; er ist so sehr den Dingen, den Folgen, den Möglichkeiten hingegeben, daß er niemals Er selbst wird, daß er der Narr der Möglichkeiten einer eingebildeten Welt bleibt. Auf der andern Seite ist er aber immer der Reflectirende, der unermüdliche Beobachter auch seiner selbst; er kennt vollkommen seine eigene Situation, er empfindet deutlich seine Narrenrolle. Aus dieser neuen Entdeckung folgt von selbst, daß er namenlos unglücklich sein wird, daß er vermöge der tiefsten und doch natürlichsten Dialektik sich selber als tragisches Subject erscheint! Ganz nebenbei gesagt, hat vor Shakespeare niemals ein Dichter diese Höhe erreicht, noch erreichen können.

Ein solcher Mensch weiß vollkommen, daß er Etwas soll, und er macht alle erdenklichen Anstalten, um dieses Sollen zu wollen. Aber je mehr er will, desto weniger kann er; denn seine Anstrengungen treiben niemals den Willen über sich selbst hinaus. Eigentlich bringt er es gar nicht zum Wollen, sondern nur zur Wollung, zur Velleïtät; denn Velleïtät ist ja grade das Resultat von Reflectionen über dasjenige, was wohl den Gegenstand eines Willens abgeben könnte. Das unvollkommene, embryonische Wollen müßte sich plötzlich zeitigen und dann rasch eines schönen Todes sterben, sich in der berauschenden That auflösen, im fait accompli zu Grunde gehen. Das wäre die Vollendung des Willens. Das aber ist der Reflection und dem Gewissen unmöglich.

Die Franzosen sagen: Vouloir, c'est pouvoir, „Wollen ist Können". Es giebt Naturen, auch Völkernaturen, von denen das wahr gesagt ist; aber das Wollen an sich, die abstracte Velleïtät Hamlet's, ist eben das, nicht zu können, sondern sich zeitlebens an der umgebenden Welt zu zerschlagen. Dieses Wollen ist ewig unfruchtbar, es verharrt im Laboratorium, es wendet seine unerschöpflichen Betrachtungen niemals auf irgend Etwas an. „So macht Gewissen Feige aus uns Allen!" Die

Pflicht, die moralische Nothwendigkeit steht riesengroß vor uns da, im Lapidarstyl auf allen Mauern verzeichnet. Wir machen unsere Religion daraus, wir opfern Alles auf dem Altar dieser Gottheit; aber mit jedem neuen Ansatz des Wollens entfernen wir uns weiter vom Ziele, und indem wir uns in noch unabsehbarere Reflectionen einwickeln, empfinden wir uns als die unglücklichsten Wesen unter der Sonne. Wir geben dem Universum das schaurigste Bild von der Höllenqual. Alles, was die verschiedenen Religionen unter dem Titel der „Hölle" erfunden haben, ist im Vergleich damit pure Kinderei.

Der Conflict in unserer Tragödie, oder, besser gesagt: in dem bezeichneten Weltabschnitte, hat nun gar nichts Aeußerliches mehr; die rechten Hamlet's thun eben Nichts; der Conflict entsteht und besteht nicht zwischen Hamlet und der katholisch gebliebenen Despotie; er ist allein und ausschließlich im Innern Hamlet's selbst, der Zerfall des geschichtlichen Subjects mit sich, das Sichselbstbebrüten, das politische Nabelbeschauen. Die Gegner sind nichts werth, ohne Widerstandskraft; der galvanisirte Arm eines Halbverstorbenen bringt sie um. Die Tragik liegt hier eben darin, daß gar kein nennenswerther Gegensatz vorhanden ist, daß wir das Hinderniß erst im eigenen Busen auffüttern und großziehen, daß wir uns selbst entmannen und abschlachten, um nur jammern und verzweifeln zu dürfen.

Und wir wären nicht toll, so recht, was man eigentlich und radical toll nennt? Wir wären „völlig bei unsern Sinnen?" Indem wir in alle Dinge der Welt Verstand hineinbringen wollen, verlieren wir den Verstand. Wir sind so thöricht, den theoretischen Brutus zu spielen, zwischen den Zeilen zu verstehen zu geben, wie weit wir längst den Standpunkt des bon plaisir und der „geflickten Lumpenkönige" überwunden haben; aber Tarquinius-Claudius gewahrt sehr genau, was wir ihm auch gar nicht verbergen, und legt den gewaltig reflectirenden Brutus-Hamlet an Ketten von Bindfaden, die Brutus-Hamlet durch die Brille seiner Ideologie für vier Zoll dickes Eisen

ansieht. Wir verlegen uns so correct auf die Rolle des wahnwitzigen Brutus, daß uns der Brutus entwischt und nur der Wahnwitz übrig bleibt. Dieser faßt uns beim Worte, und während wir mit ihm zu spielen glauben, spielt er in der That mit uns und zieht uns in den Dante'schen Kreis der ausgemachten Tollheit hinab, wo wir im arbeitsamsten Schwindel hin und her schweben. Daß wir toll sind, das ist über jeden Zweifel erhaben; nur nicht das, wann und wie wir es geworden sind; denn den Thoren da spielen zu wollen, wo ein Ruck von unserer Hand uns von aller Misère befreien könnte, das ist schon primitive, uranfängliche Verrücktheit.

Aber „Wir"? Wer sind „Wir"? Ganz einfach die reformirenden Germanen, die gewissenhaften Reflectirer der neuen Geschichte! Shakespeare rechnete noch sein geliebtes England dazu, und der nationalste Dichter hat seine Nation am wenigsten geschont.

Hamlet. Wie lange bist du schon Todtengräber?

Erster Todtengräber. Von allen Tagen im Jahr kam ich just den Tag dazu, da unser voriger König Hamlet den Fortinbras überwand.

Hamlet. Wie lange ist das her?

Erster Todtengräber. Wißt Ihr das nicht? Das weiß jeder Narr. Es war denselben Tag, wo der junge Hamlet geboren ward, der nun toll geworden und nach England geschickt ist.

Hamlet. Ei so, warum haben sie ihn nach England geschickt?

Erster Todtengräber. Nu, weil er toll war. Er soll seinen Verstand da wiederkriegen, und wenn er ihn nicht wiederkriegt, so thut's da nicht viel.

Hamlet. Warum?

Erster Todtengräber. Man wird's ihm da nicht viel anmerken: die Leute sind da eben so toll wie er.

Um das Jahr 1602 hielt der unsterbliche Dichter seinem Volke diesen Reflexionsspiegel vor: „Siehe, so bist du, nichts-

nutziger Monomane! Zum Sprechen getroffen, aber wenig liebenswürdig, und für die Welt möglichst unbrauchbar!" Das englische Volk ging darauf in sich, und vierzig Jahre später schüttelte es mit Donnergepolter, Pferdegetrappel und schwirrendem Eisen den Hamlet von sich ab. England durfte fortan die Shakespeare'sche Dichtung auf hundert Jahre vergessen; denn es hatte sich von ihrem Inhalte gründlich befreit, es war geschichtlich zu Verstande gekommen. Aber für die Germanen des Mutterlandes blieb Hamlet noch Jahrhunderte lang in voller Geltung.

Sämmtliche Antithesen des Monomanen der Reflection sind historische Erscheinungen: Claudius, Laërtes, Fortinbras. Der Claudius' gab es ganze Menagerien voll. Laërtes, der Romane, ist die unreflectirte Thatlust in all' ihrem Ungestüm. Keine Scrupel bis nach der Handlung, vorwärtsschreitend wie die Sandsäule der Wüste, Alles vor sich niederwerfend, nach rechts wie nach links hinsäbelnd. Keine philosophischen Axiome: „An sich ist Nichts weder gut, noch böse, das Denken macht es erst dazu!" — sondern ohne Denken und Bedenken die Spitze des Rapiers vergiftet, September-Massacres, Noyaden von Nantes, republikanische Hochzeiten auf der Loirebrücke, Füsilladen von Lyon und von Toulon, gelegentlich auch wohl das Rapier zu seinem eigenen Verderben hinwerfend!

Germanen und Romanen haben in ihrer doppelten Unzulänglichkeit aus der Geschichte einen Kirchhof, ein Beinhaus gemacht; ganze Generationen wurden von der kalten Hand des Todes weggemäht: Verbrecher, Materialisten, Unfähige, Opfer! Welches Schicksalsgewitter, welche providentielle Schlächtereien! Der Monomane der Reflection ergreift mit den langen knöchernen Armen die Geliebte sammt allen seinen Feinden, und indem er sich selbst begräbt, vollzieht er die Decrete der sittlichen Ordnung, ein passives Werkzeug der Gerechtigkeit! Nach der Katastrophe kommen die Fortinbras, die Träger der nackten heilsamen Gewalt, amputiren die Gesell-

schaft, flicken sie chirurgisch wieder zusammen und herrschen de facto. Die Herstellung kommt von außen, so lange die Gesellschaft sich nicht von innen heraus aufzubauen und durch eigene Kraft zu erhalten vermag. Auch das ist Regel und Gesetz, das Vertreiben der Dynastien, der Tudors, Bourbons älterer und jüngerer Linie und der Napoleoniden genügt nicht; so lange die Völker nicht autonom denken und handeln, tragen sie die Despotie in der eigenen Brust. Die krankhafte Reflection wie der tolle Lärm haben sich beide als gleich unfertig erwiesen.

„Hamlet" ist die Tragödie des kranken Bewußtseins, der Trennung von Reflection und Willen. Das Gewissen, d. h. die einseitige Ueberbildung des Verstandes ist gleich verderblich mit der gewissen- und bewußtlosen Manie der Action um jeden Preis. Der Dichter aber versteht es, den Ueberschuß an Gewissen im „Hamlet" dort zu verwenden, wo empfindlicher Mangel daran war; er giebt den Usurpatoren und Despoten Gewissen.

Macbeth: Das Gewissen und die Hexen.

Wir haben uns den „Macbeth" bis zu guterletzt aufgespart. Zwei Punkte sind es, welche dieses Drama kulturhistorisch machen: Das Gewissen und die Hexen. Dem logischen Gange gemäß gehört das Gewissen vor den „Hamlet", denn nach diesem „macht das Gewissen Feige aus uns Allen". Wir möchten aber die Betrachtung des „Macbeth" nicht zerreißen, und das Macbeth'sche Gewissen behält auch nach der „unfähigen Skepsis des reflectirenden Bewußtseins" seine historische Bedeutung.

Macbeth ist das menschliche Gewissen in den höchsten Regionen. Das religiöse Gewissen war immer dagewesen und

immer beschwichtigt worden. Waren die drei großen Magier am Ende des 15. Jahrhunderts, der von England, der von Frankreich und der von Aragon, nebst vielen andern gleichzeitigen und spätern, nicht gutkatholische Christen, katholische, allerchristlichste Majestäten, Vertheidiger des Glaubens u. dergl.? Vor welcher Mord- und Schandthat waren denn jene Magier jemals zurückgebebt; wessen Blut hatten sie auf Befehl ihres Gottes jemals geschont? Mézérai klagte, etwas nach Shakespeare, jene drei des „Atheismus" an; mit großem Unrecht, wie ihm der skeptische Bayle hätte beweisen können. Sie waren ächte Theisten, hatten ihren Gott im Himmel; aber ein anderes Kind des 17. Jahrhunderts lehrt uns, daß sich „mit dem Himmel ein Abkommen treffen" läßt.

In solche „politische Moral", die natürlich immer das Wohl des Ganzen bezweckt, fährt es nun im „Macbeth" gar schneidend hinein:

> „Blut ward auch sonst vergossen, schon vor Alters,
> Eh' menschlich Recht den frommen Staat verklärte;
> Ja, auch seitdem geschah so mancher Mord,
> Zu schrecklich für das Ohr: Da war's Gebrauch,
> Daß, wenn das Hirn heraus, der Mann auch starb,
> Und damit gut.
> Doch heutzutage stehn sie wieder auf,
> Mit zwanzig Todeswunden in den Köpfen,
> Und stoßen uns von unsern Stühlen: das
> Ist noch viel seltsamer, als solch ein Mord."

Das Seltsamste ist jedoch diese Einsicht in jenen hohen Regionen. Macbeth ist ein tapferer, nie besiegter Kriegsheld, der es an Selbstschätzung mit einem Marlborough aufnimmt. Unentwegt schreitet er mit allen Mitteln der Vernichtung vorwärts, un grand caractère, wie Pélissier. Er will hoch hinaus und die schottischen vulkanischen Verhältnisse öffnen ihm die Arena. Wie viele schottische Könige sind einfach umgebracht worden! Der Tapferste schwingt sich an die Spitze, und König Duncan war nicht der Tapferste. Er ist der König im Schach, die Puppe der Würde, die wahren Attribute sind

nicht an ihm. Er ist gut, milde, dankbar, reich an Phrase; er schwärmt für Inverneß:

„Dies Schloß hat eine angenehme Lage.“

Daß Macbeth das höchste Ziel ins Auge fassen darf, sagt uns Holinshed in der Chronik von Schottland: Bei der Minderjährigkeit der nächsten Thronberechtigten sollte der nächste Blutsverwandte die Herrschaft erben. Vetter Macbeth war dieser nächste Blutsverwandte. Als nun Duncan seinen eigenen unmündigen Sohn zum Herzog von Cumberland ernennt — so viel wie Prinz von Wales in England — sieht sich Macbeth verkürzt, um so mehr als ihm Lord Rosse den „Than von Cawdor“ nur „als das Handgeld einer größern Ehre“ entgegengebracht hatte. Wenn wir also über den „Cumberland“ hinwegsprängen, der alternden Zeit die Flügel beschnitten: was wär's weiter? „Blut ward auch sonst vergossen.“

Dennoch hat Macbeth für sich allein nicht den Muth der That. Sein Weib erst plant das Verbrechen:

„Doch fürcht' ich Dein Gemüth,
Es ist zu voll von Milch der Menschenliebe,
Das Nächste zu erfassen. Groß möcht'st Du sein,
Bist ohne Ehrgeiz nicht, doch fehlt die Bosheit,
Die ihn begleiten muß.“

Ueber das künftige Leben setzt sich Macbeth weg — von kirchlicher Moral keine Spur:

„Doch immer wird bei einer solchen That
Uns schon Vergeltung hier.“

Also die sittliche Ordnung innerhalb der Gesellschaft. Als zitternder Sklave seines Mannweibes geht er an die That. Welche dolchartigen Satzstöße werden da gewechselt: Lady: Sprachst du nichts? — Macbeth! Wann? — Lady: Jetzt. — Macbeth: Wie ich 'runter kam? — Lady: Ja. — Man glaubt die Furien zu hören, wie sie aus ihrer Höhle hervorbrechen.

Sie ist der Mann:

„Gebär' mir Söhne nur!
Aus Deinem unbezwungnen Stoffe können
Nur Männer sprießen.“

Der Kriegsheld ist das Weib. Als Banquo's Mord beschlossen worden, sagt er:

„Sündentsproß'ne Werke
Erlangen nur durch Sünde Macht und Stärke."

Allerdings erlangt er diese Stärke, aber es ist die Stärke der Verzweiflung. In wilden Phantasiegebilden ergreift ihn (4. Akt bei den Hexen) der Gedanke: Ich bin der Herr, Niemand kann mir etwas anhaben, nur muß ich noch mehr Herr sein. Er wird zum Tyrannen. Im 5. Akt rast er auf den Stelzen der Verzweiflung einher. Der Despotismus stürzt ihn: der empörte Vasall Macduff erschlägt den Tyrannen, wie dieser als Vasall den König gemordet hatte. Und seine Schuld rächt sich auf Erden.

Lady Macbeth ist ein Mannweib, wo es gilt den Gemahl zu erhöhen und seine Usurpation zu sichern. Und doch ist sie ein Weib:

„Hätt' er nicht
Geglichen meinem Vater, wie er schlief,
So hätt' ich's selbst gethan."

Während der Mann, durch die Kraft der Verzweiflung aufrechterhalten, noch traumhaft zweckmäßig handelt, bricht das Weib im irren Bewußtsein zusammen. Er ist wahnwitzig, sie wahnsinnig.

„Da ist noch ein Fleck."

Die Grundidee des „Macbeth" ist gewaltig: das Verbrechen aus Ehrsucht schlägt ins Innere der Verbrecher zurück. Das Gewissen selbst zimmert das Schaffot; die Ereignisse sind nur der Nachrichter. Die Hölle ist abgethan, oder vielmehr sie ist aus einer Fiction zur Realität geworden. Und zwar in den höchsten menschlichen Regionen, wo Macht vor Recht geht.

Die Hölle ist aufgehoben, aber die Hexen bestehen. Wir sehen sie ja schweben und kauern, reden und zaubern. Ist das nicht ein unlöslicher Widerspruch? Sehen wir daher

genau zu und bedenken wir ganz besonders, daß das 17. Jahrhundert die klassische Zeit des Hexenthums ist.*)

Der christliche Spiritualismus negirte die ganze alte Weltanschauung sammt ihren künstlerischen und wissenschaftlichen Leistungen. Er verfluchte die Natur wie den Feigenbaum und bannte ihre verständige Betrachtung. Seine eigene Weltschöpfung stand auf der Stufe der Bethuanen, von denen uns Andersson in seinen südafrikanischen Wanderungen erzählt, daß sie noch jetzt den uralten Schamanismus betreiben und sich von ihren Magiern Regen machen lassen. Das Neue Testament und besonders die beiden ersten Evangelien strotzen von Schamanismus. Die antike Aufklärung wurde total unterbrochen.

Auch die griechisch-römische Philosophie, das Eigenthum der Gebildeten, hatte sich mehr mit dem „Geist“, als mit dem Ursprung des Geistes beschäftigt; Naturerkenntniß war nur sporadisch, am meisten zur Zeit des Verfalls, in Alexandria verbreitet. In den Massen, besonders den römischen, herrschte der Aberglaube. Die Magie war hier eine erlaubte und geglaubte Sache; höchstens daß spätere Kaiser Weissagungen auf einen künftigen Purpurträger strenge verboten, während sie selbst sich ihre Magier hielten, ähnlich wie die Habsburger ihre Hof-Astrologen hatten und Wallenstein den Kepler beständig consultirte. Die Kirchenväter verdammten die römische Magie nicht als etwas Unvernünftiges oder dem Begriff der Vorsehung Widersprechendes, sondern als etwas der Kirche Feindliches. Die antike Magie war die Nebenbuhlerin der christlichen Heiligen. Weihwasser, Kreuzschlagen, die Messe, die Consecration, das Chrisma waren und sind ja gleichfalls magische Mittel. Der heilige Hilarius that lauter Wunder mit Weihwasser. Durch Besprengung der Pferde machte er

*) Siehe die vortreffliche Chronologie des Hexenthums in W. E. H. Lecky: „Geschichte der Aufklärung in Europa“, deutsch von Jolowicz, 2. Aufl., C. F. Winter, Leipzig und Heidelberg, 1873.

einen Christen zum Sieger über einen Heiden in der Rennbahn. So hatte der Zauberer Moses einst die ägyptischen Magier geschlagen. Concurrenz der Götter in der Taschenspielerei ihrer Auserwählten.

Konstantin — in der Schauspielerei war Nero ein Stümper gegen ihn — verordnete die Verbrennung aller Wahrsager und sah ihnen dann, den Heiden zu Gefallen, durch die Finger. Erst unter Theodosius kam Methode in die Sache: das Heidenthum sollte bis auf die letzte Wurzelfaser ausgerottet werden. Als Heidenthum galt das gesammte Denken, Thun und Lassen der altrömischen Gesellschaft. Alles das war des Teufels, stammte vom Dämon und von den Dämonen. Wer irgend eine Handlung ohne den Segen der Kirche vollzog, stand mit dem Dämon in Verbindung, Anathema! Der Dämon, jetzt nur noch als böser Geist gefaßt, war der Erzfeind des Reiches Gottes, der ewige Gegenstand des christlichen Kampfes. Der Dämon war ein reales Wesen; den werkthätigen Glauben nicht wider ihn richten, die Sünde gegen den heiligen Geist.

Als die letzten Erinnerungen an das fatale Heidenthum zu erlöschen begannen, also mit dem 6. Jahrhundert, verlor sich auch nach und nach die dämonologische Wuth. Der fleißige und methodische Sammler Lecky, dem wir in vielen historischen Daten gern und dankbar folgen, constatirt von Karl dem Großen an drei Jahrhunderte der Ruhe, ja theilweise der Umkehr. Das Capitular vom Jahre 785 belegt mit Todesstrafe: Kirchenraub, Priestermord 2c., „und wer auf Heidenart vom Teufel getäuscht, glaubt, daß ein Mann oder Weib eine Hexe sei und Menschen fresse, und die betreffende Person verbrennt und ihr Fleisch verzehrt oder zum Verzehren giebt“. (Eine schöne Zeit, wo solche Gesetze nothwendig erschienen!)

Im 9. Jahrhundert eiferte der heilige Agobard, Erzbischof von Lyon, gegen den Glauben an Besessenheit, das Wettermachen, die Ordalien. Im 12. erklärte Johann von Salisbury, der Vorläufer Roger Bacon's: die Versammlung bei

der Nachtfrau oder Herodias, wo Säuglinge den Lamien preisgegeben würden, sei eine dämonische Verblendung armer Frauen und einfältiger Männer, die das geistig Erfahrne für körperlich nähmen. Ein verfliegender greller Lichtblick auf die wirklich vorhandene Hallucination!

Gleichzeitig mit den Karolingern wurde auf der iberischen Halbinsel die Gifthütte erbaut, deren Decoct eines Tages in die Adern der christlichen Welt dringen sollte: der maurisch-jüdische Anfang der neuern Naturwissenschaft.

Seit dem 11. Jahrhundert begann die Wirkung. Die Albigenser im südlichen Frankreich mußten mit Feuer und Schwert vernichtet, ihre Tendenzen der Hochwacht der Inquisition unterstellt werden. Die Kirche glaubte wieder lebhaft an den Teufel, ja an die Teufelsbegattung. Innocenz III. stellte Ketzer und Hexen auf eine Stufe — sind doch die Waldenser oder Valdesier niemals aus dem Geruch der Hexerei gekommen — und empfahl die Hexen ganz besonders seinem Ober-Inquisitor.

Die Kreuzzüge brachten neues Licht aus dem Orient, aber dieses Licht warf zugleich tiefe Schatten. Arabien und Persien regten nicht nur zu nützlichen Vergleichen an, erweiterten nicht nur den engen literarischen Horizont des Abendlandes; sie sandten auch, nach Draper's richtiger Bemerkung, Luftgeister und Dämonen, Peris, die vom Thau leben, vergiftete Dews, bezauberte Paläste, wandelnde Bildsäulen, eherne fliegende Pferde, behexte Pfeile, Derwische, deren Seele in ein todtes Thier fuhr, unsichtbar machende Ringe, verdoppelte Körper, Gespenster, die auf Kirchhöfen das Fleisch der Todten verspeisen; sie wirkten mit bei der Schöpfung von Elfen, die im Mondlicht tanzen, von bösen Geistern, welche Kinder vertauschen, von Wind und Regen machenden Zauberern, von dem Reichthum verschaffenden Blutpakt mit dem Teufel, von ehernen redenden Häuptern &c.

Die Hexerei nahm im 13. Jahrhundert gewaltig zu. Der Papst legte dem ersten deutschen Inquisitor, Konrad von Mar-

burg, die Hexen besonders an's Herz; in Sachsen und Thüringen zitterten sie. Glücklicherweise wurde der Hexenprofoß erschlagen, die Verfolgten athmeten auf. 1458 erschien die grimmige „Ketzergeißel", ein dominicanisches Machwerk mit ausführlicher Beschreibung des Satanskultus. 1484 erließ Innocenz VIII. die berühmte Bulle Summis desiderantes, in welcher Hexen und Zauberer als Verbündete des Satans den Ketzergerichten überwiesen wurden.

So war das Hexenthum von der Kirche als Glaubensartikel förmlich eingesetzt; es gehörte ins Credo wie Pilatus. Niemals hat die Kirche diesen Artikel zurückgenommen. Die Doctrin wurde ausgearbeitet in dem Kölner „Hexenhammer" von 1489 — einem hübschen Erstling der Buchdruckerei. Sie schleppte sich in ihrer Vollendung in's Zeitalter der Reformation. Der martialische Papst Julius II. kündigte auch den Dämonen in einer eigenen Bulle Krieg an. Der gutmüthige Hauspapa Hadrian VI. ermannte sich zu einem ähnlichen Manifest. Die relativ humane Carolina, Karl's V. Strafgesetz, verhängte den Feuertod über die Malefizweiber, mit Ausnahme der Fälle, wo kein wirklicher Schaden angerichtet worden. Einzelne Landesgesetzgebungen folgten. Daß es Hexen und Zauberer gebe, daß sie mit des Teufels Hülfe Böses stifteten, das war und blieb feststehende Thatsache.

Weder Reform noch Renaissance halfen. Erasmus spottete und war nicht frei. Luther, der persönlich mit dem Teufel zu thun hatte, glaubte an dessen Werkzeuge und Opfer. „Ich will kein Mitleid mit diesen Hexen haben; ich wünsche, daß man sie allesammt verbrenne, nämlich hienieden auf dem Holzstoß, jenseits ewig im höllischen Feuer." Calvin machte zu Genf den Hexen peinlichen Prozeß, und seine getreuesten Anhänger, die Schotten, haben in der Verbrennung der Hexen am Längsten den Preis davongetragen.

Bei den Protestanten wüthete der Hexenprozeß vielfach noch energischer als bei den Katholischen. Hier wie dort herrschte die haarsträubende Ansicht: das Weib hat Lust am

Manne, das besorgt der Satan. Das Weib ist neidisch, eifersüchtig, thut gern Andern Schaden: das besorgt der Satan — seit den Tagen des Paradieses. Die erste Frage an die Inculpatin war: „Glaubst Du an Hexen?“ Wenn Nein, so lag der Fall der Ketzerei vor, der schon allein des Todes würdig war. Wenn Ja, so war der Anfang gemacht. Viele starben an den Qualen der Folter; dann hatte der Teufel die Hand im Spiele. Ueberlebten sie die Tortur, so wurden sie halbentseelt verbrannt. Die höchste Gerechtigkeit bestand in der Berufung an eine Juristenfacultät.

Kurfürst August von Sachsen bedrohte die armen Weiber mit rothen Haaren und triefenden Augen, die sich durch Manie verdächtig machten, mit dem Feuertode. 1572, im Jahre der Bluthochzeit, wurde eine Prinzessin von Braunschweig angeklagt, im Bunde mit dem Teufel ihrem Eheherrn Gift bereitet zu haben. In den letzten zehn Jahren des 16. Jahrhunderts wurden zu Braunschweig oft 10—12 Opfer täglich verbrannt, einmal 133 an einem Tage. Der Richtplatz zu Wolfenbüttel sah vor lauter Brandpfählen wie ein kleiner Wald aus. In der Grafschaft Henneberg trieb man zu Anfang des 17. Jahrhunderts 144 Personen in die Brandpfähle.

Was die Juristenfacultäten betrifft, so erklärte der gelehrte Jurist Carpzow, der im Jahre 1667 seine „Criminalpraxis“ herausgab, er habe bei der Ueberführung von 20,000 Angeklagten mitgewirkt!!

Das dürre Holz des Neukatholicismus brannte jedoch eben so gut, wie das grüne der Protestanten. Seit dem ersten Valois waren die Inquisitionstribunale competent für Hexenfälle, und besonders im Süden der belle France, wo der Satan sehr mächtig war wegen der vielen Obstbäume (Apfel?). In Carcassonne und Toulouse verbrannte man methodisch, in dem bis auf Voltaire berüchtigten Toulouse einmal 400 Personen zugleich. Im 17. Jahrhundert machte der fromme Urbain Grandier einen Pakt mit dem Teufel, dessen Original sich natürlich in der Hölle befand, den aber seine Feinde in copia

besaßen. Scheible hat ihn im „Kloster“ autographisch aufbewahrt. Diesen Grandier haben die Collegen unter den entsetzlichsten Qualen zum Tode gebracht.

In Spanien verstand sich das Hexen und Verbrennen von selbst, vornehmlich war Toledo brandbrüchig, wegen der Mathematik. In Italien loderten die Stöße besonders lustig an den Alpenabhängen: in Como lange Zeit jährlich über 500, einmal 1000 zugleich.

In den katholischen Bisthümern Deutschlands ging es natürlich hoch her. Im Erzstift Trier verbrannten 1585 und in den folgenden Jahren 6500 Personen; in der Grafschaft Werdenfels, die zum Erzstift Freising gehörte, von 1589—1592 48 Weiber, wobei der leitende Richter, Kaspar von Poysl, sich entschuldigte, die Untersuchung nicht mit allem Eifer zu Ende geführt zu haben, weil ansonsten wohl nur wenige Weiber der Grafschaft dem Feuertode entronnen sein würden! Dabei hatte das Gerichtspersonal „gefressen und gesoffen“.

Schon 1530 leuchtete ein Gedanke im Kopfe eines Bischofs von Bamberg auf. Fürstbischof Johann Georg II. äußerte über die Anwendung der Folter, auf die eine 95jährige Frau gelegt worden: „Oefter schon haben wir von den Gefangenen gehört, noch ehe sie bekannt haben, wie sie wohl einsehen, daß Keiner, so der Hexerei halber eingefangen ist, mehr herauskommt. Ehe sie nun Pein und Marter ausstehen, wollen sie lieber zu allem, was ihnen vorgehalten werde, Ja sagen, wenn sie es auch entfernt nicht gethan, noch jemals daran gedacht haben.“ Auf einen der Nachfolger dieses Bischofs kamen 600 Brandopfer, i. J. 1627 in der Stadt Bamberg und dem Markt Zeil 285!

Und doch hatte Papst Gregor XV. im Jahre 1623 ausdrücklich verboten, Jemanden wegen Hexerei mit dem Tode zu bestrafen, wenn nicht über allen Zweifel nachgewiesen worden, daß durch böse Kunst ein Anderer um's Leben gekommen sei. Und doch hatte Kaiser Ferdinand II., der damals Herr von ganz Niederdeutschland war und sich zum Erlaß des Resti-

tutionsedicts anschickte, in der Person eines Dr. Winter einen Abgesandten nach Bamberg geschickt, um der frommen Wuth Schranken zu setzen. Die Mahnungen von Papst und Kaiser fruchteten wenig: 1627—29 waren Pest- und Hungerjahre, welche auf Rechnung der Teufelsbündnisse geschrieben wurden. Was aber Pest und Hunger nicht vermochten, das vollbrachte die Seelsorge um Ketzerei; war ein Ketzerprozeß nicht mit Aussicht auf Erfolg zu instruiren; so schob man die Anklage auf Zauberei unter.

Im Bisthum Fulda rühmte sich der Richter Balthasar Voß, schon 700 Personen verbrannt zu haben und lebte der Hoffnung, „es über 1000 hinauszubringen". Eine Frau, die während der Folterung niederkam, ließ er sammt dem Neugebornen sofort verbrennen. In Salzburg büßten 1678 97 Hexen für eine Rinderpest auf dem Holzstoße.

Die Gleichheit vor dem, was als Gesetz galt, fand im sonstigen Criminalprozeß durchaus nicht statt; das Ansehen der Person und des Standes galt in jeder anderen Beziehung, nur im Punkte der Hexerei minder. Zu Würzburg wurden von 1627—29 über 200 Personen verbrannt, darunter 3 Chorherren, 14 Dominikaner, verschiedene Adlige, Priester, Rathsherren, ja eine Frau Bürgermeisterin. Eine Prinzessin des Hauses Wittelsbach — das Gegenstück zur Braunschweigischen — wurde mit adligen Damen auf die Folter gebracht; nur die energische Einsprache der Verwandten rettete sie vor dem Feuertode. In Würzburg und Bamberg verbrannte man Kinder von 8—14 Jahren, darunter einmal ein blindes. Man schloß an beiden Orten die Schulen, damit sich die Kinder nicht gegenseitigen Unterricht in der Hexerei ertheilten. Noch im Jahre 1756 verbrannte man in Landshut ein 14jähriges Mädchen, das mit dem Teufel gewettet hatte.

Wie Kaiser Ferdinand II. in Bamberg, so hatte auch der Herzog und Kurfürst von Bayern — wieder einer der Schlimmsten — in seinem Staate auf Mäßigung gedrungen, das Ertränken und Lebendigverbrennen, das Foltern der Kin-

der, Kranken und säugenden Mütter verboten. Aber alles dieses Mehr oder Weniger, dieses Erschrecken über die Consequenzen eines für richtig gehaltenen Prinzips, wurde tief in den Schatten gestellt durch eine strahlende Ausnahme unter den Fürsten des 17. Jahrhunderts, durch die Herzogin Dorothea von Brieg, die „liebe Dorel" genannt. Gelegentlich einer Rinderpest kam eine alte Frau in den Verdacht der Teufelei. Der Dorfpfarrer donnerte von der Kanzel herab über die Gewalt Satans. Darob ließ ihm die Herzogin einen Verweis zukommen: Es lasse sich auf keine Weise mit Gottes Barmherzigkeit und der Versöhnung durch seinen Sohn reimen, daß er durch den Teufel sollte einem alten Weibe Macht gegeben haben, sein eigenes Strafamt zu verrichten. Der Pfarrer könne von wahrer Hexerei kein einziges Beispiel aus der Geschichte aufbringen, sondern müsse bei verständiger Ueberlegung finden, daß solche arme Weiber bei Folter und allerlei Pein zum Geständniß getrieben, auch auf falsch Zeugniß zu Tode gebracht wären.

Alle Mahnungen und Warnungen — die grundsätzlichen am meisten — schwammen gegen den Strom. Die öffentliche Meinung bei Protestanten wie bei Katholiken war für die Hexerei, viele Opfer glaubten selbst daran.

Wenn die Tübinger Juristenfacultät 1713 eine alte Frau zum Feuer verdammte, weil sie einen Knaben durch Zauber krank gemacht, so starb 1749 — in Goethe's Geburtsjahr — die Subpriorin des Klosters Unterzelle bei Würzburg desselben Todes, weil sie vom Teufel besessen, was sie selbst — freilich auf der Folter — bekannte.

Nicht die Folter allein erzeugte das Bekenntniß. Der Hexenglaube war eine geistige Epidemie oder Endemie, eine Jahrhunderte lang andauernde Krankheit der christlichen Menschheit, die sich nur sehr schwer aus dem Horizonte des allgemeinen Bewußtseins vertreiben ließ. Gar manche spiritualistische Aufklärer von heute, denen die Freiheit von diesem Wahn in die Windel eingebunden wurde, hätten sich niemals selbständig

seiner entledigt. Im graden Gegensatze zu dem spanischen Toledo bringt die Mathematik heutzutage die Zauberei auf einem Umwege wieder herein, und der Spiritualismus läuft ahnungsgrauend hinterher.

Noch in anderer Weise gehörte die Hexerei in's damalige Zeitbewußtsein. Die Verzweiflung des armen und niedrigen Volkes an seiner ökonomischen Lage steigerte sich bis zur kranken Ekstase — die Heiligen hatten die ihrige gehabt. Im großen Durchschnitt huldigten die Kaiser und Fürsten, Ritter und reichen Städter der vornehmen kostspieligen Hexerei, der Astrologie. Bedürftige Gelehrte, oft im aristokratischen Dienst, betrieben die physikalische Hexerei oder Alchemie. Sie alle begnügten sich nicht mehr mit den Elixiren der Kirche, welche in der Hexerei jeglichen Ranges ihre Feindin und Nebenbuhlerin erblickte. Schon seit dem 15. Jahrhundert entbrannte der Durst, der Natur in's Herz zu dringen, um Hülfe von der mächtigen zu erlangen. Da nun die Mittel nicht gefunden waren, ihr etwas „abzuzwingen", so hatte der Schamanismus unter jederlei Gestalt seine goldene Zeit. Gegen diesen rein pathologischen Zustand hatte die Opposition einen schweren Stand.

Fünf Jahre nach der Bulle des achten Innocenz erhob sich Ulrich Molitor (Müller) zu Kostnitz mit einem lateinischen Dialoge über die Lamien und weissagenden Weiber. Agrippa von Nettesheim, selbst der Magie verdächtig, vertheidigte öffentlich und rettete zu Metz eine Hexe. Sein Schüler, Dr. Joh. Weier oder Wier (Wagner), Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve, ein braver und gelehrter Mann, voll Wahrheitsliebe, aber ohne Genie, ließ (1563) seine lateinische Schrift „Von den Zaubermitteln der Dämonen" erscheinen. Als Pfaffenfeind mißtraute er allem Pfäffischen. Als Arzt trieb er Psychiatrie und erklärte vieles Thatsächliche als Krankheitssymptom; auch deutete er auf die Wirkung von Aconitum, Solanum somniferum 2c. hin. Er behandelte die Frage ganz richtig pathologisch, und verlangte Freisprechung ab in-

stantia. Die Möglichkeit des Verbrechens ließ er dagegen offen. Auf die Frage: giebt es Geister, unkörperliche Wesenheiten? antwortete Wier mit Ja; er glaubte an Geister. Wier wurde gehaßt, weil er sich nicht furchtbar zu machen wußte; wäre er furchtbar geworden, so hätte man ihn verbrannt.

Will man den juridischen Wahnsinn der Hexenprozesse begreiflich finden, so muß man auf die Stimmung der Jurisprudenz achten, wie sie bei bedeutenden Männern sich kund that. Der gelehrte französische Staatsrechtler Bodin, der Verfasser des Buches „Von der Republik“, schrieb auch über „die Teufelssucht der Zauberer“ (1581). Neben ihn stellen wir den hochpopulären genialen Humoristen Fischart von Mainz, den deutschen Rabelais. Beide glaubten sie an die Dämonen und ihre Einwirkung auf das zarte, aber schwache Geschlecht. Bodin ereiferte sich sogar heftig gegen den ärztlichen Aufklärer Wier.

Frei war nur Michel Montaigne in seinen „Essais“ (1588); ausführlich haben wir in der „Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts“ von ihm gehandelt, allwo sich auch die Schlagstellen gegen den Hexenglauben finden. Wie erklomm Montaigne diesen höchsten Standpunkt, den in Deutschland noch ein Jahrhundert lang Keiner erreichte? Dadurch, daß er die theologischen Autoritäten als gänzlich incompetent beseitigte, daß er die geschichtlichen Analogien, den sogenannten Consensus gentium, die Verkehrtheiten und Irrsale der Perser, Hebräer, Griechen, Römer, Deutschen, Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer, die Aussprüche der Propheten, Theologen, Doctoren, Richter, Magistrate, sammt allen ihren vieltausend Zeugnissen und Beweisen, als nicht maßgebend von der Hand wies, und einfach erklärte: Es kann nicht sein, und deßhalb ist es nicht. Er kannte das Schwergewicht der vorgefaßten Meinung: „Ich löse die Frage gar nicht, ich durchhaue sie.“ Mit seinem kerngesunden, vorurtheils- und pathosfreien Verstande zerhieb er den Gordischen Knoten: „Wie viel natürlicher und wahrscheinlicher finde ich es, daß zwei Menschen lügen,

als daß ein Mensch in zwölf Stunden wie der Wind vom Orient in den Occident fliege; wie viel natürlicher, daß unser Fassungsvermögen auf Fittichen unbotmäßiger Phantasie sich verirrt, als daß Einer von uns auf einem Besenstiel davon schwebt, den Kamin hinauf, in Fleisch und Bein, mit Hülfe des bösen Dämons!" Diese Höhe des Skeptikers Montaigne erreichte später nicht einmal der scharfe Kritiker Bayle, weil sein Innerstes calvinistisch gefärbt blieb. Bayle wollte den bösen Willen der Hexen bestraft wissen; an ihre Macht glaubte er freilich nicht. Umgekehrt und doch ähnlich — nämlich immer dualistisch — verhielt sich gegen Ende des 17. Jahrhunderts der von Lessing betonte Holländer Bekker in seiner „Bezauberten Welt". Bekker leugnete die physische Macht des Teufels; aber seine geistige Macht bezweifelte er durchaus nicht. Was ist nun eine Macht, die nichts von der Stelle zu rücken vermag?

Auch Montaigne that dem Unwesen keinen Einhalt; aber auf ihn mußte sich die ganze Folgezeit stets zurückbesinnen. Er hat das Axiom formulirt, welches die öffentliche Meinung eines Tages bestimmen sollte: Hexerei gleich Abgeschmacktheit!

Ein halbes Jahrhundert nach Montaigne schrieb der deutsche Jesuit Graf Friedrich von Spee, auch als lyrische „Trutznachtigall" in dem Jammer des 30jährigen Krieges bekannt, seine Cautio criminalis de processibus contra sagas, „Criminalistischer Vorbehalt in Sachen der Hexenprozesse", 1631. Wenn der Arzt Wier das pathologische Moment bei den Angeklagten betonte, so legte Spee den Nachdruck auf die Form der Prozedur selbst.

Die Folter, sagt er, erfülle Deutschland mit Hexen. Alle angeblichen Hexen, mit denen er sich auf Erörterungen eingelassen, hätten ihm befriedigende Auskunft ertheilt. Er erklärte sich die Bekenntnisse also: das Unerklärliche werde durch die Folter in die Inquisiten hineininquirirt.

In Deutschland nahm Thomasius, der erste Zopfgelehrte der sich deutsch auszudrücken beliebte, im Anfang des 18. Jahrhunderts die Rechtsfrage ernstlich in die Hand: „Kurze Lehr-

sätze von dem Laster der Zauberei". Ein trauriges Zeichen selbst dieser vorgerückten Zeit ist grade die Ehrlichkeit des Thomasius. Noch im Jahre 1698 hatte er als Richter in einem Hexenprozesse fungirt und für — Schuldig gestimmt! Erst die damaligen Bedenken eines Collegen brachten ihn auf eine andere Gedankenreihe; er begann zu zweifeln und wurde logisch.

Was die Hexenspürer besonders gern herausverhören wollten, war die nominatio socii, die Angebung der Mitschuldigen. Diesem Zwecke galt auch der gräßliche Satz in der entsetzlichsten aller Criminalordnungen: „Ein der Hexerei bereits Ueberführter kann dem Rechte nach vor der Execution noch gar wohl torquiret werden, weil er durch die Condemnation servus poenae, Sclave der Strafe, wird und nit anders als cadaver mortuum, todter Leichnam." Wie mag dieser Satz den braven Spee angemuthet haben, der doch die Jesuitenregel: perinde ac cadaver, gleich wie ein Leichnam, kannte und der sich als Ordensbruder plötzlich auf einer Rangstufe mit dem verfehmten Hexenmeister fand! Zur Sache aber erkannte er deutlich, wohin dieser Höllenzwang zur Denunciation führen mußte, wie Angst, Bosheit, Rache und Delirium aus einem Prozesse hundert machten.

Spee schrieb sein Buch mit 35 Jahren, mit 40 war er grau vor Kummer über die zahl- und ruchlosen Executionen.

Auch dieser Nothschrei verhallte. Noch immer blieb die Frage in Deutschland unerledigt: Worauf gründet sich der Glaube an die Möglichkeit der Hexen? kann es Hexen geben? In dieser Frage war Spee weniger sattelfest. Er meinte, es seien in der Welt wirklich Zauberer und Unholde, die nicht ohne Leichtfertigkeit und groben Unverstand geleugnet werden könnten. Gestank, Häßlichkeit und Hexenmale machten solche Individuen zum Gegenstück der Heiligen.

Leibniz hat den Spee würdig gepriesen. Auch ein anderer Jesuit, der P. Adam Tanner aus Innsbruck im „glaubenseinigen" Tirol, erhob sich mit offenem Visir gegen den Hexen-

wahn. Das Capitel von der „Gerechtigkeit“ in seinem vierbändigen Werke: Universa theologia, scholastica, speculativa, practica, Ingolstadt 1626, reiht sich vollkommen ebenbürtig an die Cautio criminalis an.

Thomasius, der entfernt nicht mit Montaigne verglichen werden kann, drückte die rationalistische Stimmung aus, welche das neue Jahrhundert mehr und mehr beherrschen sollte. Die Gesetzgeber traten allmählich für jene Stimmung ein; die Krankheit erlosch, weil man sie für abgeschmackt erklärte. Mit schneckenhafter Langsamkeit verlaufen solche Heilungsprozesse bei ganzen Völkern. Noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, kurz vor Ausbruch der französischen Revolution, wurden in Spanien und zwei Jahre darauf im Kanton Glarus in der Schweiz die letzten europäischen Hexen verbrannt; nicht später als 1874 loderte und qualmte der Scheiterhaufen zu S. Jacobo in Mexiko für zwei Hexen, die auf öffentlichem Markt in Gegenwart des Gouverneurs und einer großen Masse Volkes verbrannt wurden! Aber merkwürdig und völkerpsychologisch lehrreich: als die europäischen Staaten die Hexerei nicht mehr anerkannten, zuckte der Glaube an sie im Volke noch nach. Unser Jahrhundert noch erlebte Criminalprozesse wegen der an Hexen verübten Lynchjustiz. So schwer war die Vorstellung aus den Köpfen zu bringen, daß es Mädchen oder Frauen gebe, die im Bunde mit dem Teufel alles mögliche Unheil anstiften, durch die Luft zum Hexensabbath fahren, um ihrem schwarzen Herrn und Meister zu huldigen, ja deren erwiesenes Alibi nichts beweist, weil solche Personen — die immer vorausgesetzt werden — zwei Körper besitzen, einen wirklichen und einen teuflischen Scheinkörper.

— —

Es ist nunmehr Zeit, unsern Blick nach England zu richten. Die hagebüchenen Sachsen hatten an ihrem Common Law oder gemeinen Rechte einen starken Wall wider römisch-kano-

nische Vergewaltigung. Das eigentliche England ist das einzige christliche Gebiet, auf welchem die Folter niemals legal wurde. Der stete Fluß des öffentlichen Lebens, die Parteiungen, die Thronkämpfe bildeten ein Präservativ wider die stillbrütende Inquisition. Aufruhr, Todtschlag, Feldschlacht sind doch noch paradiesisch zu nennen gegen den ränkevollen immerwährenden Krieg wider Satan und Consorten in der Marterkammer.

Ganz unbehelligt freilich schlüpfte England nicht durch den Engpaß der Völkerentwickelung. Wir wissen, daß Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans, la Pucelle, im Jahre 1430 zu Rouen als Hexe lebendig verbrannt wurde, allerdings aus politischen Gründen, auf englisches Geheiß, doch von französischen Richtern und Henkern. Im ersten Theile „Heinrichs VI." werden die Jungfrau und ihr Prozeß von Shakespeare im Geiste der Chronik behandelt. Johanna steht im Bunde mit der Hölle, sie beruft sich auf ihre „Zaubersprüch' und Amulete"; sie citirt die Geister, die

„schleunigen Helfer, die da zugeordnet
Des Nordens herrischem Monarchen."

Diese Geister lassen sie in der Katastrophe im Stich, sie hängen und schütteln die Köpfe und verschwinden.

„Zu schwach sind meine alten Zauberei'n,
Die Hölle mir zu stark, mit ihr zu ringen;
In Staub sinkt, Frankreich, deine Herrlichkeit."

Sie wird gefangen. So sprach die ihr feindliche öffentliche Meinung, welche von den Engländern, die ihre Niederlagen nicht verschmerzten, begierig aufgegriffen wurde. Im letzten Kreuzverhör, im Lager des Herzogs von York, erklärt dieselbe Pucelle, sie sei nicht

„erzeugt von Hirten auf der Flur,
Nein, aus der Könige Geschlecht entsprossen,
Heilig und tugendsam, erwählt von droben,
Durch himmlische Begeist'rung reich begnadigt,
Auf Erden hohe Wunder zu bewirken.
Mit bösen Geistern hatt' ich nie zu thun."

Das war die eigentlich nationale Ansicht in Frankreich, welche Schiller zur Apotheose des Patriotismus gewendet hat: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre". Der englische Dichter läßt sie hier heucheln; für ihn liegt die Wahrheit in jenem Monologe. Bekanntlich stellte sich Voltaire auf Shakespeare's Seite, um die Pucelle als Vettel auf den Düngerhaufen der Pfaffheit zu werfen. Es blieb also controvers, ob Johanna von Orleans durch göttlichen oder teuflischen Zauber ihre Wunder verrichtet, ob sie mit weißer oder mit schwarzer Magie ausgerüstet gewesen.

Der englische Dichter spricht als Patriot, wie immer in den Königsdramen, und behandelt die Hexerei objectiv in Sinn und Styl der Chronik. Es hat also nichts auf sich mit dem „Schandfleck" in seiner Glorie, mit dem „Brandmal", das er beim Scheiterhaufen von Rouen sich aufgedrückt habe. Obendrein ist das in Rede stehende Stück eins von denen, die der junge Theaterdichter im Anfange seiner Laufbahn retouchirte. Man will sogar drei Hände bei der Arbeit entdeckt haben. Dem Kenner will es kaum glaublich erscheinen, daß Shakespeare die zahllosen lahmen Jamben verfaßt habe, die das Drama durchhinken, daß er jenes Reimgeklingel angestellt, welches beispielsweise die 5., 6. und 7. Scene des 4. Aktes durchzieht. Kurz, Shakespeare's Ansicht vom Hexenthum darf man in „Heinrich VI." nicht suchen.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts, vor Anbruch der Reformation, blühte der Hexenglaube lustig in Altengland. Richard III., der schlimme Glocester, wußte das Land nicht besser gegen die verwittwete Königin und die Anhänger Richmonds aufzuhetzen, als indem er sie der Zauberei bezüchtigte. Elisabeth wurde gleich nach ihrer Thronbesteigung von einem Kanzelhelden auf die „wunderbare Vermehrung" der Hexen aufmerksam gemacht und der echt pfäffische Wunsch hinzugefügt, das Unheil dieser Höllenbrut möge sich nicht höher versteigen, als bis zu den Unterthanen Ihrer Majestät!

Der Calvinismus entfesselte ganze Schwärme von bösen

Geistern über England. Während der elf Jahre des langen Parlaments verbrannte der Glaubenseifer 3000 Personen. Lecky gibt an, daß vom 20. Statut Heinrich's VI. bis zum Jahre 1736 — in drei Jahrhunderten — 30,000 Opfer gefallen seien.

Die wahre Brutstätte und Vorrathskammer des Hexenglaubens war aber Schottland. Aus dem schottischen Nebel fuhren die Hexen legionenweise auf, erst katholische, dann calvinische. Es gab alte Gesetze wider den Dämonenkultus. Maria Stuart verschärfte sie. John Knox überbot die papistische Königin. Ihr Sohn Jakob VI. haßte die Presbyterianer wie den schwarzen Tod, aber ihr fanatischer Hexenglaube begegnete seinen scholastischen Grübeleien.

Auch die englische Welt war damals voller Dämonen, die sich besonders durch Schlüpfrigkeit auszeichneten, so daß die Weiber auf der Folter die entsetzlichsten Details aussagten. Ein Psychiater jener Zeit, um 1600, Richard Burton, bemerkt in seiner Anatomy of Melancholy, „Zergliederung des Trübsinns", wörtlich Folgendes und zwar im Einverständniß mit dem niederländischen Gelehrten Lipsius: „Eins muß ich sagen, ich glaube nicht, daß in irgend einem früheren Zeitraum eine solche Masse von Satyrn und von jenen schlüpfrigen Geistern sich gezeigt hat, wie es jetzt die Tagesgespräche und gerichtlichen Urtheile darthun."

Als sich Jakob I. seine dänische Braut geholt, erhob sich auf der Rückfahrt ein wüthender Sturm, dem das erlauchte Paar mit knapper Noth entkam. Es ergab sich aber, daß grade vor Ausbruch des Sturmes Agnes Sampson mit 200 andern Weibern in Sieben von Leith nach North-Berwick gesegelt war, ein Banket mit dem Teufel zu halten. Die Tortur, welcher die theologische Majestät in höchsteigener Person und mit inquisitorischem Scharfblick beiwohnte, förderte die schaurige Wahrheit zu Tage, daß obbemeldete 200 Schachteln auf dem Meere eine schwarze Katze getauft und

dann ersäuft hatten, worauf ganz natürlich der Königssturm sich erhob.*)

Jakob mit der wulstigen Unterlippe, von der sich die reichlichen Libationen theilweise auf den Bauch ergossen, hielt sich für verfolgt vom Teufel. Von den Opfern seiner Hexenjustiz ließ er sich die Melodien vorsingen, welche die Begleitung zu dämonischen Prozessionen abgegeben; es that seiner königlichen Seele wohl, wenn eine Inquisitin in der Marterschraube bekannte, der Teufel habe (als echter Cavalier von der Hofkultur beleckt) von ihm, dem Könige gesagt: Il est un homme de Dieu. Nach diesem Entremet feuerte Jakob die Geschwornen zu unnachsichtiger Strenge an. Geschworne thaten wie Carpzow'sche gelehrte Richter.

Dieser schottische Ketzer- und Hexenrichter bestieg im Jahre 1603 als Erbe der Elisabeth den englischen Thron. Als Morgengabe schenkte er seinem neuen Königreich ein Gesetz: Zauberei ist ein todeswürdiges Verbrechen, selbst wenn kein Schaden daraus entspringt — also hinter die Carolina zurück. Dann folgten Prozesse auf Prozesse unter Jakob, unter Karl I. und, wie schon gesagt, unter dem langen Parlament. Der General-Hexenspürer der Parlamentszeit, Matthias Hopkins, erlangte eine schaurige Berühmtheit, als er 1645 Essex, Sussex, Norfolk und das Cromwell'sche Huntingdon durchzog und eine wahre Razzia gegen die armen alten rothhaarigen Succubä oder gespenstigen Unterliegerinnen veranstaltete. Zuletzt fing er sich in seiner eigenen Schlinge: er wurde selbst verdächtig, man stellte die Wasserprobe mit ihm an, und siehe,

*) Mit der Katze, die bis in den allerneuesten polizeiwidrigen Unfug verlumpter Bauernzauberer und schwindelnder Schinderknechte ihr Wesen treibt, hat es folgende Bewandtniß: Der altgermanischen Frowa, der Isis des Tacitus, waren die Katzen geweiht. Das ging von der Ehegöttin auf die Bräute und Weiber überhaupt über. Die von Riesentöchtern herabgekommenen Hexen verwandelten sich in Katzen, oder die Katzen dienten den Hexen.

er schwamm oben auf — das Wasser wollte ihn nicht, man übergab ihn dem Feuer.*)

Mit Grauen verzeichnet die Geschichte die Thatsache, daß unter der Republik von 1649—1660 in England mehr Hexen verbrannt wurden als vorher und nachher. Der finstere calvinische Geist, das beständige Hochgericht über die Welt und die Natur, Verdammte, Dämonen, Satanskinder, warf einen tiefen Schatten auf die Bewegung der politischen Freiheit wider Krone, Feudalität und bischöfliche Kirche. In diesem Punkte wetteiferten die Dissenters mit den Episkopalen. Glanville, ein gelehrter, halbskeptischer Hochkirchler, trat noch 1681 entschieden für den Wahn ein; wüthiger noch der Puritaner Baxter 1691. Die Pilgrimväter, die als Exulanten die nordamerikanischen Colonien zum Asyl der Freiheit wählten, die Urväter der heutigen Union, sie schleppten den Teufels- und Hexenglauben in Neuengland ein und schlachteten ihm dort ihre menschlichen Hekatomben.

Immerhin war in dem schottischen Wahnsinn am meisten Methode, weil der rabiate Calvinismus dort am längsten in gutem Glauben handelte. Kreuzbrave ehrbare Leute, diese presbyterianischen Pfaffen! Gewissenhaft stöbern sie jedes Nest des Teufels aus, um die dämonischen Krokodilseier zu vernichten. Es handelte sich um das Heil ihrer Seele, um das Seelenheil der ihnen anvertrauten Heerde. Belial ist mächtig und verschlagen, stellen wir in jeder Diöcese Treibjagen an, daß er uns nicht entrinne! Und dann hinein mit der Brut in's irdische Feuer, das schwache Vorbild des hölli-

---

*) Das erinnert an den drastischen Spötter Samuel Butler, der nach der Restauration Karl's II., in den 60er Jahren, in seinem komischen Epos „Hudibras" sagte: „Sie wurden gehängt, blos weil sie nicht ertrunken waren". (Die aus Ostindien herübergekommene Wasserprobe bestand darin, daß Inculpat an Händen und Füßen gebunden, in tiefes Wasser geworfen wurde. War er schuldlos, so versank er; war er schuldig, so spie ihn das Wasser aus.)

schen! Gott läßt ja ewig die Verdammten braten; wir können nicht weniger thun als sie „nach seinem Bilde" behandeln.

So ging die entsetzliche Weise, deren Generalbaß immer das Alte Testament war, in England und Schottland. England hob 1736 das jakobitische Gesetz auf, Schottland verbrannte bis tief in's 18. Jahrhundert. Die schottische Geistlichkeit war noch 1773 — die französische Kritik stand schon hoch im Halme — durchaus vom Teufel besessen.

Unser Weg war lang, dennoch halten wir ihn nicht für einen Umweg. Was sind die Shakespeare'schen Hexen im „Macbeth"? Wie faßt der Dichter diese Unholdinnen auf? Welche Rolle spielen sie in der Tragödie?

Zunächst tritt uns eine plumpe Behauptung entgegen, die auf plumpen Folgerungen ruht. „Macbeth" ist nicht vor der Thronbesteigung Jakob's I. in England geschrieben. Das war 1603. Früher setzte man nach oberflächlichen Anzeichen das Jahr 1606 als die Zeit der Entstehung des Stücks an. Aber erst unter dem Jahre 1610 bespricht der mitlebende Dr. Forman die Aufführung des „Macbeth" ganz im Sinne einer Theater-Novität. Das Stück ist folglich am Ende des ersten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts entstanden. König Jakob hatte sich hinlänglich als Hexenfeind documentirt. König Jakob hatte vor Jahren einen Sturm erlebt, der offenbar von Hexen in Sieben erregt worden war. Shakespeare bringt also Hexen auf die Bühne, welche an jenen Sturm schuldbewußt erinnern. Man lese nur, wie die Hexen im „Macbeth" zuerst auftreten:

1. Hexe: „Doch schwimm' ich noch im Sieb, ich kann's,
Wie eine Ratte ohne Schwanz."
2. Hexe: „Geb' Dir 'nen Wind."
3. Hexe: „Ich den zweiten obendrein."
1. Hexe: „All' die andern sind schon mein.
Wo sie wehn, die Küsten kenn' ich,
Jeden Punkt und Zirkel nenn' ich
Auf des Seemann's Karte.

Dürr wie Heu soll er verdorr'n,
Und kein Schlaf durch meinen Zorn
Tag und Nacht sein Aug' erquickt,
Leb' er wie vom Fluch gedrückt.
Sieben Nächte, neun mal neun,
Siech und elend schrumpf' er ein!
Kann ich nicht das Schiff zerschmettern,
Sei es doch umstürmt von Wettern."

Shakespeare schiebt den Hexen das Verbrechen Macbeth's in die Schuhe — er will dem König Jakob schmeicheln, dem Hexenglauben huldigen. Quod erat demonstrandum.

Derselbe Shakespeare, dessen Held „sich über's künft'ge Leben wegsetzt!" Was sind Hexen und Hexenprozesse ohne das jenseitige ewige Feuer! Ja, wenn's mit Folter und Holzstoß abgethan wäre!

Die Fabel des „Macbeth" ist der schottischen Chronik des Holinshed von 1577 entlehnt; der Chronist beschreibt die Hexen folgendermaßen: „Drei Weiber in seltsamem, wildem Aufzuge, den Geschöpfen einer frühern Welt gleichend." Sie weissagen ausführlich im Märchenton. Es waren „entweder Zauberschwestern, d. i. Schicksalsgöttinnen, oder irgend welche Nymphen oder Feen, begabt mit der Kunst der Prophetie durch nekromantische Wissenschaft."

Macbeth sagt zu Banquo:

„Wer sind diese?
So eingeschrumpft, so wild in ihrer Tracht?
Die nicht Bewohnern uns'rer Erde gleichen,
Und doch drauf stehn?"

Zu den Hexen:

„Ihr solltet Weiber sein,
Und doch verbieten Eure Bärte mir,
Euch so zu deuten."

Offenbar haben wir es weder bei Holinshed noch bei Shakespeare mit menschlichen Weibern zu thun, vielmehr mit einer Art griechischer Graien, grauen Schwestern, mit faustischen Phorkiden.

Holinshed läßt den Macbeth weiterhin durch „gewisse Zauberer“ vor Macduff warnen. Zum dritten Male ist es wieder eine Hexe, die das Doppel-Orakel vorträgt: Kein vom Weibe Geborner hat dir etwas an; der Wald von Birnam muß sich nach Dunsinan bewegen, sonst nicht.

Shakespeare ließ diesen dreifachen Ansatz bei Seite; er behielt einfach die drei weird sisters, die Schicksalsschwestern bei, drei, wie Grazien, Parzen und Furien.

Diese Drei stehen bei dem Dichter nicht unter dem Oberbefehl des Teufels, sondern unter der von ihm viel gebrauchten Hekate tergemina, der Dreigestalteten: Luna am Himmel, Diana auf der waldigen Erde, Proserpina in der Unterwelt. Die letzte Hypostase hat der Dichter immer im Auge. Hekate ist ihm die Göttin des Dunkels, der Nacht, der Beschwörungen, der Zauberei. Er bildet sich also hier auf eigene Faust eine kleine Mythologie, welche der Nachtseite des Lebens plastische Gestalt verleiht. Die jüdisch-christliche Mythologie ist überhaupt dem Dichter antipathisch.

„Trefft mich am Pfuhl des Acheron!“

befiehlt Hekate, wenngleich das Thal des Acheron später nur eine „finstere Höhle“ ist.

Neben Holinshed hatte Shakespeare noch eine zweite Quelle, ein kulturgeschichtlich denkwürdiges Buch von 1584: „Die enthüllte Zauberei“, von Reginald Scot. Der Verfasser war ein kühner kritischer Geist, weit bedeutender als Wier, an Montaigne hinstreifend; zwischen beiden hält sein Werk auch zeitlich die Mitte. Scot ist der entschiedenste Gegner des Herenspukes, den er für Täuschung und Betrug erklärt. Seine Polemik ist ebenso schlagfertig als geschickt. Hier borgte Shakespeare Ausdrucksweise und Formeln des Herenthums. Scot gab ihm wahrlich keine Veranlassung, dem Wahn des gekrönten Theologen zu huldigen.

Man höre Reginald Scot über die kläglichen Teufelshuren: „Alte, lahme, triefäugige, vergilbte, verrunzelte Weiber, arm, dumm, abergläubisch, papistisch oder ohne Religion, in

deren dumpfen Herzen der Teufel einen feinen Sitz hat, so daß sie leicht überzeugt werden, das geschehene Unglück sei durch sie verursacht." Wo ist hier Ein Zug, der auf die mythologischen weird sisters paßte?

Scot theilt ferner die Hexen in drei Klassen: solche die nur schaden, solche die nur fördern, solche die schaden und fördern, je nachdem. Von der ersten Klasse handelt er ausführlich: die blos schadenden fressen Kinder, verursachen Gewitter und Unfruchtbarkeit, fliegen unsichtbar durch die Luft, umnebeln den Geist der Richter, machen sich und andere schweigsam und unempfindlich auf der Folter. Sie können verborgene und verlorne Dinge offenbaren, die Zukunft weissagen, der Menschen Gemüther zu wilder Neigung oder zum Haß treiben.

Das sind die corpora delicti des Hexenprocesses; Einiges davon ist auf die weird sisters übertragen: Gewitter erregen, durch die Luft fliegen, die Zukunft enthüllen, der Menschen Gemüther zu Liebe und Haß entflammen.

Wo bleiben nun bei Shakespeare zuletzt die Freundinnen Jakob's, die Criminal-Objecte? Es fehlt die Arretirung der Hexen, die Folterkammer, der König, den Keil in die spanischen Stiefel eintreibend, und ein glänzendes Autodafé zum Schluß. Macbeth und Gemahlin könnten als socii criminis verbrannt werden.

Nein, sagen die Halbschlächtigen, die gemäßigten Aristarche, so steht die Sache nicht. Shakespeare nahm den vorhandenen Hexenglauben auf und vernutzte ihn dramatisch, was auf das Publicum den Eindruck einer Actualität machte. Der Dichter selbst erklärt sich weder für noch wider die Hexen, ihm genügte die Wirkung. Diese Wirkung war eine dramatisch erschütternde und formulirt sich moralisch also: Laß dich auf keine düstern Wege verlocken, vermeide die Einflüsterungen der Arglist, wandle vielmehr im Lichte der Tugend!

Vortrefflich. William Shakespeare ist zur Zeit seiner Vollreife, als sein Styl unter der Wucht der Gedanken sich

nervös spannte, als Bild mit Bild den Ringkampf führte, genau der Goethe'sche Theaterdirector:

> „Drum schonet mir an diesem Tag
> Prospecte nicht und nicht Maschinen! —
> Gebraucht das groß' und kleine Himmelslicht!
> Die Sterne dürfet Ihr verschwenden,
> An Wasser, Feuer, Felsenwänden,
> An Thier und Vögeln fehlt es nicht."

Auch Hexen sind zur Hand, wie die Schlittschuhläufer im „Propheten", wie die Wasserjungfrauen im „Rheingold".

Und schließlich empfiehlt sich der Dichter mit dem Schiller'schen Pentameter:

> „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

Ungefähr so hat ja der berufene Shakespearograph vom „Hamlet" gesprochen.

Der Standpunkt der Halben ist um nichts besser als jener erste der Hexengläubigen und Jakobschmeichler; er ist nur widerwärtiger, weil er prätentiös auftritt, mit einigen literarischen Hülfsmitteln flunkert.

Fast sollte man für gewiß annehmen, daß in Shakespeare's Bibliothek neben Plutarch auch Montaigne gestanden habe. Indirect kann man den Beweis bis zu großer Wahrscheinlichkeit führen aus dem „Sturm", dem „Hamlet" und aus „Macbeth". Vor Montaigne's Capitel „von den Hinkenden" hält kein Jakob Stand.

Montaigne sagt: „Ich löse den Knoten nicht, ich zerhaue ihn." Das genügt jedoch dem Dichter nicht, er möchte den Knoten psychologisch lösen. Montaigne wirft verächtlich hin: „Abgeschmacktheit". Ja, fügt der Dichter hinzu; aber läßt sich der ausbündigen Tollheit nicht dennoch ein Quentchen Weisheit abgewinnen? Suchen wir nach der Methode dieses Wahnsinns!

Stammen nicht alle mythologischen Gestalten aus dem zeugenden Menschenhirn? Die kosmischen aus der Vorstellung, die ethischen aus dem Verlangen? Die neuere Welt, nach Ab-

bruch des Mittelalters, vermißt so schmerzlich ein mythologisches Maschinenwerk, über das der Dichter seine Handlung ausbreite, damit sie sich weithin erkennbar gestalte. Wohlan, ich sehe da eine Maschine für die Tragödie des Gewissens: Hekate und die Schicksalsschwestern drinnen; Macbeth, die Lady, Banquo, Duncan, Macduff draußen. Hekate und die Schwestern agiren, Macbeth und die Lady scheinen nur zu figuriren.

Macbeth möchte herrschen, er fühlt eine Mission an seine Rippen pochen. Der tapfere und siegreiche Feldherr hält sich des Thrones für würdig. Than von Glamis ist er seit seines Vaters Tode; den Than von Cawdor hat er vernichtet, er erwartet die Erbschaft. Nach schottischem Thronrecht folgt der Sohn dem Vater bei dessen Ableben nur, wenn er mündig ist. Malcolm ist minderjährig. Da gilt's ihn festzuhalten.

„Glamis und Than von Cawdor —
Das Höchst' ist noch zurück."

Banquo, der auch zu den verkannten Shakespeare'schen Charakteren gehört, ist erst zweitnächster Seitenverwandter des Königs Duncan; seine Stellung legt ihm größere Zurückhaltung auf; doch auch er sinnt über die Zukunft seines Geschlechtes nach. Wenn Macbeth sich des Thrones bemächtigt, so kann nicht er auf die Erbschaft warten, aber vielleicht sein Sohn Fleance.

„Kleiner als Macbeth und größer,
Nicht so beglückt und weit glücklicher.
Könige erzeugst Du, bist Du selbst auch keiner."

König Duncan ergeht sich bei der ersten Begegnung in Phrasen:

„Die Sünde meines Undanks drückte schwer
Mich eben jetzt. Du bist so weit voraus,
Daß der Belohnung schnellste Schwing' erlahmt,
Dich einzuholen."

Und im selben Athemzug ernennt Duncan vorschnell seinen

Sohn Malcolm zum „Prinzen von Cumberland“, d. h. zum Thronfolger.

„Das ist ein Stein,
Der muß, sonst fall' ich, übersprungen sein.“

Heiße Gedanken erwachen in Macbeth's Brust.

Aber Gedanken sind Schemen, wer hatte mehr Gedanken als Hamlet? Man muß auch wollen können, „bereit sein“. Dieses Können wohnt Macbeth nicht inne, der nur zu graden Heldenthaten „bereit“ ist; wohl aber seiner entschlossenen Gattin, der Sarah des Marlborough. Sie träufelt ihren heißen Charakter in Macbeth's reflective Adern. So kommt der Mord zu Stande, so wird die Krone gewonnen.

Macbeth hat mit Banquo über ihre beiderseitigen Aussichten in die Zukunft conferirt. Als Macbeth's Velleitäten zu Wirklichkeiten geworden sind, schöpft auch Banquo Hoffnung — Malcolm ist ja landflüchtig. Macbeth wird doch nicht ewig leben, schwerlich länger als Fleance. Warten wir ab, rühren wir uns nicht, machen wir gute Miene zum bösen Spiel!

Aber Macbeth weiß, daß sein Spiel von Banquo durchschaut ist, daß Banquo auf seinen Hintritt lauert. Schaffen wir den Mitwisser aus dem Wege und zugleich den muthmaßlichen nächsten Kronprätendenten! So wird Raum für unsere jüngere Nachkommenschaft, denn Lady Macbeth „hat gesäugt“. Banquo fällt, aber das aufs Neue gerüttelte Gewissen steht auf. In Gestalt des Ermordeten setzt es sich auf den Stuhl des Mörders, ans „freche Königsmahl“.

Fleance ist dem Dolch entronnen, die Usurpation schwebt in steter Gefahr, auch Malcolm lebt. Appelliren wir abermals an die Dämonen in unserer Brust: hier ist der Acheron, hier Hekate! Sicherheit muß uns werden, Sicherheit um jeden Preis, durch jedes Mittel. Was fürchtest du, sagen die Dämonen, welcher Sterbliche kann dir etwas anhaben? Du bist Legion, sie Alle sind nur Einzelne. Was vom Weibe geboren ist, verschwindet vor deiner Macht; eher müßte sich die Natur verkehren, ehe das festgefugte System der Herrschaft zerbräche.

Ja, wenn die Quellen des Waldes sammt dem Laubdach auf den Gipfel des Felsens zu klettern vermöchten! — Stets hat sich die übermüthig-erschreckte Usurpation auf das Causalgesetz in seinen niedern Erscheinungsformen verlassen; nie hat sie an die gesteigerte, complicirtere, an die psychische Ursächlichkeit denken mögen — Ideologie!

Fleance, Malcolm? Nimmermehr! Mit Blut und Seelenruhe hast du die Krone von Schottland erkauft; sie soll nicht dem Sohne seines Vaters in den Schooß fallen. Noch mehr Gewalt, legen wir ganz Schottland in Eisen! Meine Lauscher und Späher seien in jedem Hause, an jedem Herde; jede Regung werde niedergetreten; zerreißen wir das Blatt, das am Baume zu flüstern wagt!

Die Sicherheit, in die sich Tiberius wiegt, ist grade so motivirt, wie früher das Keimen der verbrecherischen Ehrsucht. Nur ist er jetzt selbst allein, denn auch der letzte Trost, die Egeria der Bosheit, ist erloschen — in der Nacht des Wahnsinns. Die „finstere Höhle, in der Mitte ein Kessel“ — sein eigenes Innere. Was wäre ihm Hekate, was die grauen Schwestern?

Die Sicherheit Macbeth's ist die des Nachtwandlers, der nicht ungestraft seinen Namen rufen hört. Er wandelt nicht mehr, schließt nicht mehr, kämpft nicht mehr, sondern der Wahnwitz in ihm.

In der Fülle des Furchtbar-Erhabenen, die der Dichter über die staunend entsetzte Welt ausgegossen, ist wohl das Furchtbarste und Erhabenste die fünfte Scene des fünften Actes. Man fühlt sich ordentlich befreit vom Schrecken in diesem Donnerrollen des Schicksals. Man ist nahezu versöhnt mit Macbeth, wenn er die gewölbte Stirn trotzig dem Himmel zeigt, wo ewige Mächte das Messer zur Ernte bereit halten. Sein alter Heldenmuth verläßt ihn nicht, jetzt da er zur Richtstätte jagt. Das beginnt mit den Worten:

„Pflanzt unsre Banner auf die äuß're Mauer“!

und schließt mit dem Posaunenruf:

„Waffen nun, Waffen und hinaus! —
Das Sonnenlicht will schon verhaßt mir werden,
O fiel' in Trümmer jetzt der Bau der Erden! —
Auf, läutet Sturm! Wind blas'! heran Verderben!
Den Harnisch auf dem Rücken will ich sterben."

Jetzt trifft ihn das Messer, welches Macduff im Namen der ewigen Mächte führt. Die ewigen Mächte selbst sind aber wiederum nur in Macbeth's Busen zu Hause; sie hausten dort stets als Gewissen, Reue, Angst, neben den dämonischen Stimmen der Ehrsucht. Die Schicksalsschwestern werden nun zu Furien, das verlockende Antlitz der That macht dem rächenden Platz. Es sind eigentlich dieselben Dämonen, die ihn erst köderten, dann zerreißen.

Fair is foul and foul is fair: das erfährt Macbeth an sich selbst.

Und die Hexen? Wir haben sie gar nicht gebraucht; der Dichter verwendet sie als dramatisches Vehikel, sie dienen ihm zur Uebersetzung der seelischen Mikographie in gewaltige Lapidarschrift. Mit ihrer Hülfe schafft er das großartigste Mysterienspiel auf der dreigetheilten Bühne des scheidenden Mittelalters. Oben die waltenden Götter und Dämonen, in der Mitte die weltliche Staatsaction, unten der feuerpustende Höllenrachen. „Vom Himmel durch die Welt zur Hölle."

Und fehlen durften die Hexen nicht bei dem Herrscher im Geisterreiche, bei dem Richter der Vergangenheit, bei dem Vollender von Reform und Renaissance.

Fehlten die Hexen, so hätte der große Psychologe und Ethiker sich an der Pest seiner Zeit schweigend vorbei gedrückt. „Die Beweise und Gründe, welche sich auf die Erfahrung und das Factum stützen, die entwirre ich nicht, da ist kein Ende zu finden; die durchhaue ich, wie Alexander den Knoten." Montaigne. — Shakespeare: Das Factum bestreite ich nicht, aber es ist nur eine factische Hallucination. Die Menschen sehen etwas Eigenes für ein Fremdes an. Hexen, Hekate und Teufel sind Wirklichkeiten, geboren aus

der Verbindung des argen Wunsches mit der Dummheit. Tilge die Dummheit, so bleibt der arge Wunsch, aber er zeugt keine Gespenster mehr. Die Krankheit des Jahrhunderts ist die Deuteroskopie, das Doppeltsehen: was die Menschen in sich herumtragen, das glauben sie äußerlich zu erblicken. Die Drachen, welche leibhaftig durch die Lüfte fliegen, bezeugt von hunderttausend Eiden, die Drachen, o Mensch, sind die Schlänglein in deiner Brust!

Johannes Kepler.

Auf diesen Johannes hatte ein anderer Johannes geweissagt. Der Genius des Volkes, der in seinem dunkeln Drange nach der ersten Philosophie, der Kenntniß des gestirnten Himmels strebte, hatte den Johannes Faust erschaffen. Ungleich der vorsichtigen Wissenschaft, die Sandkorn nur auf Sandkorn häuft, ließ der Volksgeist seinen Helden Alles im Fluge erobern. Noch deckte winterlicher Schnee die Fluren, noch barg der Galanthus ängstlich seine klingenden Glöcklein, der Saft in den Bäumen stieg erst verstohlen von Zelle zu Zelle: da mußte Johannes Faust bereits die reifen Früchte in seinem Wintergarten brechen, wie lange vor ihm Albertus Magnus gethan.

Wir haben ihn genannt, den deutschen Prometheus. Blicken wir noch einmal zurück auf das durchwanderte Jahrhundert, auf das Zeitalter Luther's und des Paracelsus. Dort steht die dunkele Figur, den Mantel über die Schulter geschlagen, den Federhut tief in die Stirn gedrückt, an einen Felsblock gelehnt, die Geschicke der Menschheit im Busen wälzend, „sein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweiternd". Das 17. Jahrhundert kannte die Urgestalt des Faust schon nicht mehr. Man betrachte die Rembrandt'sche Radirung: hohe runde Stirn mit Runzeln, aufgezogene Augenbrauen, verschmitzt kluge Augen, etwas eingedrückte Nase, feiner langer Lippenbart, ein Kinnbärtchen, sonst glatt im Gesicht, abstehende Ohren, mäßige Halskrause über hochstehendem Mantelkragen.

Das ist ein Gebräu des 17. Jahrhunderts, aus dem Astrologen, dem italienischen Charlatan und dem Goldmacher zusammengequirlt. Auf einem anderen Bilde stellt derselbe Rembrandt den Faust dar, wie ihm der Makrokosmus erscheint: in der faltigen Zipfel-Nachtmütze und dem orientalischen Hauskaftan, die Hände auf die eingebogenen Beine gestützt, wie ein Sterngucker vor einer befremdlichen Erscheinung am Firmament. Auch dieser zeitgenössische Realismus verzopft den classischen Faust.

Der ursprüngliche wahre Faust hat anders ausgesehen und dreingeschaut. Wie? Das ist freilich aus den Urkunden nicht ganz genau herauszubringen. Selbst im ältesten Volksbuch finden sich nur noch Fragmente seiner Personal-Charakteristik, versetzt mit spätern Zuthaten, theologisch verkleckst, ein mehrfach benutzter Pergament-Codex. Der Historiker wird ihn nach jenen fragmentarischen Gliedmaßen in der Weise Cuviers zu ergänzen haben, natürlich den idealen, mythischen Faust, nicht den aus Roda oder Knittlingen.

Der Faust ist durchaus Geschöpf der Volksphantasie und des Volksbedürfnisses; Kopf und Herz des Volkes erzeugten ihn in vorahnender Zeit. Er ging aus der Reformation hervor, wie der Bauernkrieg; aus der Renaissance, wie die italienische Skepsis. Faßt man jene Fragmente scharf ins Auge, die so gewaltig abstechen von dem übrigen Zauber- und Höllenspuk, so sieht man sich etwas regen, das einer unerfüllten Hoffnung, einem ungestillten Sehnen, einer großen Enttäuschung gleicht. Da steht ein kühner Frager vor dem großen und kleinen Katechismus Lutheri, dem landesherrlichen summus episcopus, den neuen Lateinschulen und Universitäten: Ist das Alles? Und ein Seufzer ringt sich aus der Brust der dunkeln Gestalt über das „Stückwerk“ der neuen Apostel und Schulmeister — er selbst ein Stückwerk.

Gleich im ersten Capitel der „Historia von Dr. Johann Fausten“ (Frankfurt, Spieß, 1587) lesen wir die verrätherische Urschrift durch: „Als Dr. Faust eins gantz gelernigen und

geschwinden Kopffs, zum studieren qualificiert und geneigt war, ist er hernach in seinem Examine von den Rectoribus so weit kommen, daß man jhn in den Magistrat examiniert, und neben jm auch 16 Magistros, denen er im Gehöre, Fragen und Geschickligkeit obgelegen und gesieget, also daß er seinen Theil gnugsam studiert hat, war also Doctor Theologiae (daneben hat er auch einen thummen, unsinnigen und hoffertigen Koppf gehabt), wie man jhn denn allezeit den Speculierer genennet hat."

„Wie obgemeldt worden, stunde D. Fausti Datum dahin, das zu lieben, das nicht zu lieben war, dem trachtet er Tag und Nacht nach, name an sich Adlers Flügel, wolte alle Gründ am Himmel und Erden erforschen."

„Er meynet, der Teuffel war nit so schwartz, als mann jhn malet, noch die Hell so heiß, wie mann davon sagte 2c."

„Und ist dieser Abfall nichts anders, dann sein stoltzer Hochmuth, Verzweifflung, Verwegung und Vermessenheit, wie den Riesen war, davon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammen tragen und wider Gott kriegen wollen, ja wie dem bösen Engel, der sich wider Gott setzte, darumb er von wegen seiner Hoffahrt und Uebermuht von Gott verstoßen wurde."

Die Verschreibung lautet also: „Ich Johannes Faustus D. bekenne mit meiner eigen Handt offentlich, zu einer Bestetigung, und in krafft dyß Brieffs: Nach dem ich mir fürgenommen, die Elementa zu speculieren, und aber aus den Gaaben, so mir von oben herab bescheret, und gnedig mit getheilt worden, solche Geschickligkeit in meinem Kopff nicht befinde, und solches von den Menschen nicht erlehrnen mag (kann), so hab ich gegenwertigen gesandten Geist, der sich Mephostophiles nennet" 2c.

Auf viele vorwitzige und heiklige Fragen giebt der Teufel als echter Theologe orthodoxe Antwort. Da kommt plötzlich auf eine Frage D. Fausti, wie Gott die Welt erschaffen, der Pferdefuß und die Urschrift zum Vorschein. „Der Geist gab Doct. Fausto ein Gottlosen und falschen Bericht, sagte: Die

Welt, mein Fauste, ist unerboren und unsterblich, So ist das Menschliche Geschlecht von Ewigkeit hero gewest, und hat Anfangs kein Ursprung gehabt, so hat sich die Erde selbsten nehren müssen, und das Meer hat sich von der Erden zertheilet. Sind also freundlich mit einander verglichen gewest, als wenn sie reden köndten" 2c. — „Doctor Faustus speculierte dem nach, und wollte jhme nicht in Kopff: sondern wie er Genesis am ersten Capitel gelesen, daß es Moyses anders erzehlet" 2c.

Ganz deutlich vernimmt man, worauf ursprünglich der Ton gelegen hatte: „Faustus war auf das achte Jar kommen, und erstrecket sich also sein ziel von tag zu tag, war auch die zeit des meisten theils mit forschen, lehrnen, fragen und dispu- tiern umbgangen (Unter dem träumete oder grauwete jhm aber vor der Helle)."

Dann macht Faust wirklich „eine Himmelfart unter das Gestirn," d. h. er treibt Astronomie wie er es ausführlich „seinem guten Gesellen Jonae Victori, Medico zu Leipzig mittheilt, mit dem er einstens der Medicinae, Astronomiae, Astrologiae, Geometriae beflissen" war.

In „einer besondern Frag oder Disputatio von der Kunst Astronomia oder Astrologia" antwortet Mephostophiles: „Das Judicium geht dahin daß alle Sternseher und Himmelgucker nichts sonderlich Gewisses zu Wege bringen; denn das sind verborgene Werke Gottes, welche die Menschen nicht, wie wir Geister der Luft, ergründen können. Denn wir sind alte und in des Himmels Lauf erfahrene Geister. Ich könnte dir z. B. Practica und Kalender zu schreiben, die Nativität zu stellen, für alle Zeiten lehren .... aber alle jungen Astrologi machen ihre Practica nach gutem Wahn und Gutdünken."

Um die Kometen befragt, antwortet Faust: „Es geschieht oft, daß der Mond sich am Himmel verwandelt, und die Sonne unterhalb der Erde ist. Wenn dann der Mond nahe hinzu kommt, ist die Sonne so kräftig und stark, daß sie dem Mond seinen Schein nimmt, so daß er ganz roth wird. Wenn nun der Mond wiederum in die Höhe steigt, verwandelt er sich in

mancherlei Farben, und es springt ein Prodigium heraus, welches ein Komet wird". Auch eine Kometen-Theorie, immer aber eine Theorie, nach welcher die Kometen wenigstens auf natürlichem Wege aus kosmischem Stoff entstehen.

Die Sternschnuppen sind „Zeichen, so von den Sternen fallen, zäh, schwarz, halb grünlich". „Daß aber wirklich ein Stern fallen sollte, ist nur der Menschen Einbildung."

Die eigentlichen Teufelskünste und Narrenspossen kommen im ältesten Volksbuch erst zuletzt und nehmen den kleinern Raum ein. Durch den größern Theil des Buches geht ein tiefer Zug volksthümlicher Wißbegierde hindurch, das Seufzen der Creatur nach des Geistes Befreiung. Hätten wir nur die ganze Urschrift, ohne das darüber geschmierte katholische und evangelische Mönchslatein!

Das eigentliche Ziel des Ur-Faust ist daher nicht Wohlleben, auch nicht weltbeglückende Macht, wie bei Marlow und in Goethe's zweitem Theil, sondern Wissen, Naturerkenntniß — ein durchaus selbstloses Streben.

Selbstlose Wissenschaft — wer dich genannt hat, der hat Johannes Kepler gesagt. Faust, der sich so angelegentlich um Astronomie, Kometen und Sternschnuppen kümmerte: in Kepler wird er wissenschaftliches Bewußtsein.

Wie kommen Shakespeare und Kepler zusammen? Auf zweifachem Wege. Der Dauphin Karl sagt in „Heinrich VI.:"

„Mars' wahrer Lauf ist, grade wie am Himmel,
Bis diesen Tag auf Erden nicht bekannt."

Kepler'n war es vorbehalten, den wahren Lauf des Mars bekannt zu machen.

Zum Andern: die Hexerei, welche der Brite in seinem „Macbeth" so glorreich aufgelöst hatte, sie lagert sich als feste Realität auf das Leben des selbstlosen Kepler, und versetzt ihm einen jener Gewitterschläge, unter deren Zucken und Zischen er die marterpolle Bahn der Unsterblichkeit durchmaß.

Johannes Kepler hatte, nach einem Bilde vom Jahre 1600 zu urtheilen, einen Lessingkopf. Der Vergleich müßte umgekehrt werden, wenn uns Lessing nicht viel bekannter wäre. Es sind dieselben Feueraugen unter hochgewölbter Stirn, über die sich schönes Lockenhaar sanft emporbäumt. Mit einem solchen Kopf stößt man Löcher in die Welt, wenigstens in die bestehende Weltanschauung.

Doch drückt sich in dem kecken Kopfe Kepler's, der auf einfachem Spitzenkragen ruht, zugleich eine weibliche Zartheit, eine poetische Empfindsamkeit aus. Sicherlich hat der junge Mann eine rege Phantasie gehabt.

Klein war er von Statur, hager wurde er durch Sorge und Entbehrung; sein Blick verkürzte sich auf den ewigen Himmelsreisen.

Mit 29 Jahren ließ er sich malen, denn er kam zur Welt in Weil der Stadt am 27. December 1571, 7 Jahre nach Shakespeare, ein Jahrhundert weniger zwei Jahre nach Kopernikus. Der große Sternforscher wurde Astronom wider den Willen der Gestirne.

Im älterlichen Hause, einer Gastwirthschaft, wurde die erste Erziehung des Knaben vernachlässigt, der dann mit 13 Jahren die Klosterschule zu Hirsau, später die von Maulbronn besuchte, wo auch Faust gespukt hatte.

Von der Mutter, dem armen Kätherchen von Leonberg, hatte Kepler höchstens die raschen Schelling'schen Phantasieschlüsse. 1589, mit 18 Jahren, trat er in das berühmte protestantische Stift zu Tübingen, welches so eingerichtet ist, daß bedeutende Köpfe als Theologen herein- und als Philosophen hinausgelassen werden. Denn auch Johannes, der Sanfte, Poetische, sollte Theologie studieren, wie Lessing und Strauß und Feuerbach und viele Andere.

Nach zwei Jahren wurde er Magister, betrieb dann ausschließlich die Gottesgelahrtheit, bestand auch seine Prüfung und gedachte nun „Diener am Worte Gottes“ sub fide pastorali zu werden. „Rednertalent“ konnte man ihm nicht

absprechen — er besaß nach Shakespeare den edelsten rhetorischen Schwung seines Jahrhunderts; aber ein hochwürdiges Consistorium fand ihn im Uebrigen „untauglich zum Mitarbeiter an der würtembergischen Kirche“. Das Consistorium hatte Recht, er wäre „Pegasus im Joche“ geworden.

Das kam aber daher, daß ihn seine Wißbegierde schon früh zu dem baumeisterlichen Aristoteles und dem Polyhistor Scaliger getrieben und daß er bei dem Mathematiker Mästlin tüchtig gelernt hatte. Diesem Lehrer ist er in kindlicher Pietät dankbar gewesen, selbst für das Genie, welches ihm Niemand, also auch Mästlin nicht mittheilen konnte.

Kepler hatte seine Carriere verfehlt. Was nun? In unseren Tagen wird man unter solchen Umständen Journalist; zu Kepler's Zeiten machte man Kalender. Der Unterschied ist nicht groß: immer wird das Wetter, politisches oder anderes gemacht.

Das Amt eines Kalendermachers bestand darin, nach gelehrten astrologischen Werken die Ereignisse des kommenden Jahres zu errathen, Sonnen- und Mondfinsternisse, Constellationen der Gestirne zu berechnen, und die Einflüsse derselben auf Land und Leute, Wetter und Gesundheit als „Praktiken“ oder „Prognostika“ zu weissagen. Kepler meinte über dieses Geschäft, in dem er ziemlich glücklich war: „Wenn Gott einem jeden Thier die Mittel zur Erhaltung seines Lebens verlieh, warum sollte es nicht sein, daß er in gleicher Absicht dem Astronomen die Astrologie gegeben?“ Uebrigens stand der Kalendermacher, trotz seiner Unentbehrlichkeit für Hoch und Niedrig, in keinem bessern Ansehen als noch lange nachher der Musiker und Schauspieler. Kepler machte also Kalender, ersann viele „Praktiken“ und allerhand „Prognostika“, und gab daneben — Privatstunden.

Aus dieser Zwangslage im schwäbischen Vaterlande befreite ihn ein Ruf nach Graz in der Steiermark, wo er 1593 Lehrer der Moral und Mathematik — beide Fächer gingen bis auf Kant's Zeiten zusammen — am Gymnasium wurde. Gehalt 150 Gulden.

„Der Rath meiner Lehrer stieß mich hinaus!“ seufzte Kepler später. An der Heimath hängt bekanntlich der Schwabe wie der Schweizer. Und schon das Geld zur Reise mußte der 22jährige Professor entlehnen. Neben dem Unterrichte lief auch in Graz das Kalendermachen her. Der Astrolog wider Willen mochte in der Vorrede die „Praktiken“ verhöhnen; sagte er nur im Text des Kalenders tüchtig voraus, so war es gut. Obendrein hatte er richtig einen Bauernaufstand und einen gestrengen Winter getroffen. Der „Schöckelprophet“ (nach einem Berge bei Graz) kam zu Ehren.

Zwei Jahre später heirathete Kepler eine schöne und reiche Wittwe, Barbara Müller von Mühleck. Er mußte bei dieser Gelegenheit seinen Adel nachweisen, was er vermochte, da er einem Nürnberger Rittergeschlecht entstammte, obgleich ihm die Sache wider die Haare ging.

Unterdessen dämmerte ihm allmählich die Aufgabe seines Lebens wie zwischen Traum und Wachen auf. Astronomie, ja, aber nur als Theil der Philosophie. „Was die Welt im Innersten zusammenhält,“ will er wissen. Beobachtung und Rechnung sind nur Mittel zum Zweck. Kopernikus galt damals im großen Ganzen noch immer für einen Narren; hatte er doch, wie das gelehrte Oxford rügte, der Ansicht von Jahrhunderten widersprochen! Kepler bekannte sich als Kopernikaner; aber das System müsse durch Vernunftgründe erwiesen werden; es gelte jetzt einen Kosmos nach Art des Aristoteles zu schreiben. Er versuchte alle möglichen Erklärungen und Hypothesen; endlich erschien 1596 das Mysterium cosmographicum oder „über die Geheimnisse des Weltbaus:“ es handelte sich ihm wesentlich um den physischen Zusammenhang der Theile des Sonnensystems. Noch stand die Sechs-Zahl der Planeten unerschüttert fest. Tycho de Brahe schrieb ihm, er solle die eitlen Speculationen lassen und auf der Uranienburg mit ihm rechnen. Galilei begrüßte das Werk freundlichst; dieser mochte den Dämon ahnen, der den werdenden Meister, nach dessen eigenem Ausdruck, „auf seinem Lebenswege

begleite und ihm die großen Wahrheiten der Natur von ferne zulispte." Dennoch erklärte Galilei, die Kepler'sche Art zu philosophiren sei nicht die seinige.

Die steirische Stellung Kepler's wurde durch die wilde Reaction Erzherzog Ferdinands zur Unmöglichkeit. Kepler war Protestant und wollte es um jeden Preis bleiben. Er floh 1598 nach Ungarn. Befreundete Jesuiten, die seiner Wissenschaft hold waren, brachten ihn unter der Bedingung nach Graz zurück, daß er „bescheiden" auftreten würde. Kepler aber war nicht „bescheiden" d. h. duckmäuserig genug, erließ sogar ein männliches Trostschreiben an seine verfolgten Glaubensgenossen. 1600 gab man ihm 45 Tage zur Abreise.

Er begab sich nach Prag, als Hülfsarbeiter Tycho's de Brahe, des Rudolfinischen Hofastronomen. Er sollte aber lediglich „rechnen". Tycho, ein gewaltiger Mathematiker, in der Erklärung des Sonnensystems halber Reactionär, starb das Jahr darauf. Kepler erbte die Stelle und verlebte in Prag elf kummervolle, für die Wissenschaft jedoch glorreiche Jahre, in denen sich sein Riesengeist zur Reife entwickelte.

Behufs der Auswanderung aus Steiermark war er nach dem harten Gesetz des unerbittlichen Ferdinand gezwungen gewesen, den Besitz seiner Gattin weit unter dem wahren Werthe zu verkaufen. In Prag mußte Tycho für ihn bei Bäcker und Fleischer gutsprechen. Die Besoldung des steirischen Landschaftsmathematicus wurde, dem Versprechen zuwider, nicht weiter gezahlt. Nach Tycho's Tode erhielt Kepler dessen Stelle mit 1500 Gulden Gehalt; aber der nunmehrige kaiserliche Hofmathematicus stand auf Wartegeld; er wartete vergebens auf sein Gehalt. Er erkrankte, drei Kinder starben ihm an den Blattern, die Noth trieb ihn wieder zum Kalendermachen. Unverwüstlich blieb jedoch in der preßhaftesten Lage sein Humor. Einen gewissen Röslin, der sich an ihm vergriffen, schickte er in heiterster Weise heim. Röslin hatte z. B. die meteorologischen Voraussagungen mit dem salbungsvollen Satze abgethan: „die guten fruchtbaren Regen kommen von Oben

herab," wogegen Kepler: „das sei wahr, denn sonst würden die Kühe an den Bäuchen naß."

Im Jahre 1608 erschien Kepler's Kometenschrift, 1609 das Resultat der Tychonischen und Kepler'schen Beobachtungen und Rechnungen über den Mars. Triumphirend sagte der arme Hofmathematicus in der Widmung an Kaiser Rudolf: „dies sei der Ausgang des unter seinen Auspicien begonnenen Kampfes mit dem heidnischen Kriegsgotte, in welchem sich der Feldherr Tycho so großen Ruhm erworben, da er in 20jährigen Nachtwachen sämmtliche Gewohnheiten und Kriegslisten des Feindes ausgekundschaftet, so daß nun der Nachfolger diesen höchst noblen Herrn gefangen vor den Kaiser führen könne. Einstmals habe Vulkan den Mars in unsichtbaren Banden gefangen (Anspielung auf die höchst komische Scene im Homer); diesmal aber liege er in den ehernen Netzen der Zahlen". — Von Kepler sang man, natürlich lateinisch: er habe den Mars besiegt, wie weiland Minerva, die Göttin der Weisheit.

Man hat gesehen, wie Kepler den Tycho anzuerkennen wußte; aber tiefer und stets auf das Allgemeine hinstrebend, führte Kepler in demselben Werke der Welt noch zwei andere Gefangene vor, nämlich die beiden ersten der für immer nach ihm benannten Gesetze: das von den elliptischen Bahnen der Planeten und das vom Verhältniß der Umlaufszeiten zu den durchlaufenen Strecken. Den Kopernikus im Namen der positiven Wissenschaft feierlich bestätigend, grade indem er dessen Lücken ausfüllte, sagte er: „In der Theologie mag das Gewicht der Autoritäten gelten; in der Philosophie gilt nur das der Gründe. Heilig sind mir alle Kirchenlehrer, heiliger aber ist mir die Wahrheit."

Aber die Kenntniß der Planeten-Bahnen und Geschwindigkeit genügte seinem Genius nicht: das „Geheimniß des Weltbaus" rang in ihm aus mystischer Dunkelheit zum hellen Lichte empor. Er wollte die Ursachen der bewegenden Kräfte im Himmelsraume ergründen. Früher hatte er anmuthig fabulirt: Jeder Planet habe eine Seele, deren geometrischer In-

stinkt ihn die richtige Bahn finden lasse. Jetzt gerieth er auf eine bewegende Kraft in der Sonne.

Doch wir greifen vor, vergessen wir über dem himmlischen Schwärmen nicht das irdische Elend des Mannes.

Es ging ihm über die Maßen schlecht. Sein Guthaben an den Kaiser belief sich auf 12000 Gulden. „Ich habe nicht mehr die Kraft zu rechnen; ich wende mich zur Harmonie des Himmels, in der ich allein Ruhe finde. . . . . Ich mache Kalender, was etwas besser ist als betteln; wenigstens ist die Ehre des Kaisers gewahrt, dessen Mathematicus sonst verhungern müßte."

Und doch blieb der hungernde kaiserliche Hofmathematicus Patriot, ein guter deutscher Patriot, während unter Rudolf das Reich verweste. Er lehnte einen Ruf nach Bologna, einen andern nach England ab: „So lange Deutschland mich nicht verstößt, will und kann ich ihm nicht untreu werden. Ich bin ein Deutscher, unter Deutschen aufgewachsen; nur im Gebiet deutscher Sitte, nur in der Luft deutscher Geistesfreiheit will ich leben."

Die Unruhen und Gewaltthätigkeiten, die sich in dem Hader zwischen Rudolf und Mathias entspannen, kosteten der Gattin Keplers das Leben. Als die rohe Soldateska des Erzherzogs Ernst im Jahre 1610 vom Hradschin aus die Altstadt Prag bombardirte, verfiel die arme Frau in Wahnsinn und Tod. Der Erbschleicher Mathias bestätigte zwar den Hofmathematicus in seinem Amt; gab ihm aber nicht einmal das Geld zum Drucke der Rudolfinischen Tafeln!

Kepler verhandelte daher mit den oberösterreichischen Ständen zu Linz, die ihm die Stelle eines ständischen Astronomen übertrugen. Topographisch-geodätische Arbeiten beschäftigten ihn neben der Astronomie oder Philosophie des Himmels. Aber das Leiden hatte kein Ende. Der Pfarrer schließt ihn vom Abendmahl aus, weil er nicht an die „Gegenwart" glaubt. Das Consistorium zu Stuttgart verweist ihm seinen „Eigensinn und sein ungereimtes spekuliren." Die theologische Fa-

cultät zu Tübingen findet: „er wolle mit der Thorheit der menschlichen Vernunft die göttlichen Geheimnisse meistern,“ welche die Facultät natürlich ganz genau kannte.

1613 heirathete Kepler zum andern Male, und zwar die Adoptivtochter der Frau von Starhemberg, Susanna Reutinger. Diese Verbindung hob den armen Forscher. Er vollendete das Schluß- und Hauptwerk seines Lebens, die Harmonices mundi oder „Weltharmonie“, in welcher das dritte seiner großen Gesetze festgestellt wird: die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten sich wie die Würfel ihrer mittleren Sonnenentfernung. In der Einleitung (1619) hören wir den ganzen Stolz selbstbewußter unabhängiger Wissenschaft: „Der Würfel ist gefallen, ich schreibe mein Buch. Es wird gewiß seinen Leser und Schätzer finden, wenn nicht in der Gegenwart, so doch gewiß in der Zukunft; gleichviel, es kann auf seinen Leser warten; hat doch der liebe Gott 6000 Jahre auf einen Bewunderer seiner Werke gewartet.“

Es giebt vielleicht keinen größern und beleidigendern Gegensatz, als den zwischen den beiden Sternen des aufgehenden Jahrhunderts und den Dingen, die sie auf der Erde beschienen. Shakespeare's hohe Ethik und die Brutalität der Hexenprozesse — die Mutter des größten deutschen Physikers als Hexe verfolgt, angeklagt und eingekerkert!

Das Kätherchen von Leonberg war immer etwas phantastisch und rasch gewesen; curiose Ideen gingen selbst der 70jährigen noch im Kopfe herum. Offenbar trieb sie Kurpfuscherei, die auf purer Einbildung beruhte. Den Schädel ihres seligen Mannes wollte sie absolut auf dem Kirchhofe von Leonberg ausgraben lassen, um ihn in silberner Fassung ihrem theuern Johannes zu verehren! Ein seltsamer, urgermanisch berserkerhafter Zug! Die Patienten, namentlich eine Frau Reinbold und der Todtengräber von Leonberg, denuncirten; die verehrliche Klerisei blies in's Feuer, das Prozessiren begann. Die alte Frau Kepler wurde verhaftet (1620). Johannes Kepler wandte sich würdig und eindringlich an den herzoglich

würtembergischen Vicecanzler Faber; die Sache wurde niedergeschlagen.

Aber die Gegner hielten keine Ruhe. Die 74jährige Mutter verließ im festen Vertrauen auf ihre Unschuld, trotz der inständigen Bitten ihres Sohnes, Linz, wo sie zu Besuch war, und wurde daheim in naßkalter Zelle an die Kette gelegt. Auf den liebevollen Rath der Tübinger Juristen-Facultät drohte man der Angeklagten mit der Folter; die Instrumente wurden ihr gezeigt, zur Anwendung kam es nicht, die Delinquentin blieb standhaft. Der Sohn eilte herbei, petitionirte, remonstrirte, verlor ein Jahr lang seine Besoldung und verausgabte 300 Gulden. Endlich wurde die 75jährige absolvirt, aber die unverbrannte Hexe fand nicht mehr im Leben, sondern erst 1622 im Grabe Ruhe.

Das war ein bitterer Anfang der 20er Jahre; der weitere Verlauf des Jahrzehnts strafte ihn nicht Lügen. Kaiser Ferdinand blieb die Rückstände schuldig wie Mathias, wie Rudolf. Kepler reiste umher, um Geld einzutreiben, war in Prag, in Wien, mehrmals in Regensburg, dem Sitze des traurigen Reichstags. Endlich bekannte sich Ferdinand zu 6000 Gulden, wies aber den Gläubiger auf die Städte Nürnberg, Kempten und Memmingen an, von denen nur die letzteren einen Theil zahlten. Jetzt erst wurde der Druck der Rudolfinischen Tafeln in Ulm vollendet.

Linz wurde unsicher, die letzten Zuckungen des Bauernkrieges erlebte Ober-Oesterreich. Im Jahre 1626 belagerte Stephan Fadinger die Stadt mit 70,000 Mann. Kepler suchte und fand in Regensburg, dem er besonders hold war, ein Asyl für sein Weib und seine sechs Kinder. Nach niedergeschlagener Revolte erhielten die Stände zu Linz den Befehl, ihre protestantischen Beamten zu entlassen, und da Kepler abermals festblieb, so war er abermals ohne Brod, der Vogel auf dem Dache. Ferdinand, der ihn zum andern Male vertrieben, schuldete ihm noch 12000 Gulden, für die er ihm eine Anweisung auf — Wallenstein gab. Der Herzog von Fried-

land hauste damals nach seiner Weise in Mecklenburg, wo er Ostsee-Herzog zu werden gedachte. Kepler erhielt nur kärgliche Abschlagszahlungen, verweigerte die Annahme der Rostocker Professur und zog sich, um leben zu können, in das friedländische Sagan zurück.

Als Wallenstein gestürzt wurde, begab sich Kepler nach Regensburg, sein gutes Recht zu suchen. Dort starb er am 15. November 1630 — am 24. Juni war Gustav Adolf an der pommerschen Küste gelandet — nach seinem Kopfe und dem Himmel deutend. In Weil der Stadt erhebt sich zum 400jährigen Gedächtniß seiner Geburt das Denkmal: die Figur sitzt, den Arm auf den Himmelsglobus gestützt, in der einen Hand die Planetenbahnen, in der andern den Zirkel haltend; der zurückgelehnte Kopf ist gegen das Firmament gerichtet.

Dieser Kopf hatte den astronomischen Himmel ergründet, wie Keiner vor ihm; auf der Erde, der er ein für allemal die Wege gewiesen, gab es nur Steine für ihn als Ruhekissen, als Brod und als Symbol der Gerechtigkeit. Wie Shakespeare die sittlichen Gesetze einer zukünftigen Welt vorausgriff, so erahnte Kepler eine physikalische Weltanschauung, die erst das 19. Jahrhundert zu würdigen weiß. Das größte deutsche Genie des 17. Jahrhunderts erstickte im Morast des 30jährigen Krieges — mit Hinterlassung von 22 Gulden Münze und eines lahmen Kleppers, der auf 11 Gulden geschätzt ward! —

Als Nikolaus Köpernik von Thorn das Ptolemäische geocentrische System umstieß, auf das Aperçu des Philolaus von Krotona und den genialen Fund des Hipparch zurückgriff und die kaum verlautbarte Ansicht des Cardinals Nikolaus von Cues wissenschaftlich ausführte, geschah das immer noch mit Anlehnung an das alte Vorurtheil von einem künstlichen himmlischen Mechanismus. Wie die Vorstellung von den Epicykeln ein krystallenes Uhrwerk voraussetzte, welches das Sonnensystem in Bewegung erhielt, so nahm auch Kopernikus, der nur die Rangordnung der Gestirne verkehrte, ein unsichtbares

Triebwerk an. Die Maschine regierte das System, nicht das Gesetz.

Das Hauptinstrument zur Beobachtung fehlte dem kühnen Thorner Revolutionär (De Revolutionibus). Der jüngst monumental gefeierte Regiomontan, Johann Müller von Königsberg in Franken († 1476), hatte das Astrolabium verbessert, den Jakobsstab oder Gradmesser erfunden und die Ephemeriden verfaßt. Aber Alex. von Humboldt betont es nachdrücklich, daß Kopernikus mit bloßem Auge beobachtete: es fehlte das Fernrohr.

Die Mathematik ruhte auf den Schultern der Purbach, Walther von Nürnberg und des genannten Regiomontan; aber sie besaß noch nicht das abgekürzte Verfahren der Logarithmen.

Aus allen diesen Gründen beschränkte sich die Kopernikanische Astronomie auf das Sonnensystem und auf den mechanischen Kreislauf der Planeten. Die Kometen waren darin nicht unterzubringen, da sie nur für sublunare Erscheinungen gelten konnten. Weil die Fixsterne außer der Rechnung blieben, so behauptete die Erde immer noch den Rang einer Weltgröße zweiter Ordnung. Die Milchstraße blieb vollends ein Mysterium.

Im Grunde genommen mochten, von der Nautik abgesehen, die mythologische Erzählung von der Milch der Here oder die astronomische Fabel von Chios: die Milchstraße sei die leuchtende Spur der ältern Sonnenbahn, oder endlich das arabische Märchen von dem großen Himmelsfluß, wohin das himmlische Vieh vom Sternbild des Schützen zur Tränke gehe, vor wie nach ihre Bedeutung behalten. Außer dem Fernrohr zu schärferer Beobachtung fehlte es an einer Ergänzung der mathematischen Astronomie durch eine physikalische, eine Physik des Himmels.

Der Vollender der Kopernikanischen Astronomie oder des himmlischen Calculs war der Däne Tycho de Brahe (1546 bis 1601). Was an Instrumenten zu haben war, verschaffte er

sich; er verbesserte die alten und erfand neue — nur nicht das Teleskop. Was herauszurechnen war, das brachte er in Zahlen. Alles das aber hinderte ihn nicht, das Kopernikanische System zu fälschen, obzwar, wie wir annehmen, in gutem Glauben, nach seinem Wahlspruch: „Lieber sein als scheinen." Zur bessern Auffassung der Kometen gab er den ersten Anstoß: er sah sie sich so weit von der Erde bewegen, daß sie die himmlische Maschinerie zerstören mußten, wenn eine Maschinerie da war. Das brachte ihn zur Annahme bestimmter Gesetze. Im Ganzen aber hielt er sich an die Beobachtung und Rechnung; von deductivem Verfahren wollte er nichts hören.

Tycho, selbst ein reicher Mann, verfügte über fürstliche Mittel; sein Landesherr, Friedrich II. von Dänemark, schenkte ihm die Insel Hween im Sunde, auf der 1576 die Sternwarte Uranienburg errichtet wurde. Da hier nicht alle Instrumente Platz fanden, erbaute man noch die Sternenburg. Der König setzte ihm 2000 Speciesthaler jährlich vom Sundzoll aus, gab ihm ein Lehen in Norwegen, ein Canonicat in Roeskilde und noch eine Präbende von 1000 Species. Dennoch setzte Tycho sein ganzes eignes Vermögen zu, da seine Einrichtung 300,000 Ducaten kostete und er ein ganzes Dutzend junger Männer zu astronomischen Rechenmeistern ausbildete. Mit des Königs Tode im letzten Jahre des Jahrhunderts war die Herrlichkeit zu Ende. 1599 begab sich Tycho nach Prag zu Kaiser Rudolf, der ihm als seinem Hofmathematicus 3000 Goldgulden Jahresgehalt aussetzte. Hier arbeitete seit 1600 Kepler mit ihm und erbte im folgenden Jahre seinen — Titel und seine Beobachtungen.

Der arme Kepler hatte bis dahin den Himmel in der primitivsten Art, auf eigne Faust und ohne Gehülfen beobachtet: er hängte ein rechtwinkliges hölzernes Dreieck am rechten Winkel auf, ließ einen Faden mit dem Perpendikel herabfallen, theilte die Hypothenuse in kleinste Theile und steckte Federchen mit Löchern in den einen Katheten. Dieses Instru-

ment ließ er frei gegen den Himmel schweben, bis der erwartete Stern in die Federlöcher eintrat. Wie begierig mußte der Mann nach den Tychonischen Apparaten greifen, wie eifrig die 30jährigen Beobachtungen des Dänen studiren und jetzt mithelfend vervollständigen! Wie nöthig war aber auch der Hinzutritt des Genies, um die halb rückläufige Kopernikanische Weltanschauung Tycho's wieder ascendent zu machen! Was hätten selbst die elliptischen Bahnen der Planeten genützt, wenn zwar die übrigen Wandelsterne sich um die Sonne bewegten, dafür aber die Sonne fortfuhr, um die Erde zu laufen! Und das war allen Ernstes das System des Tycho de Brahe!

Da mußte denn der Amtsnachfolger Tycho's in seiner Astronomia nova, „die neue Astronomie oder himmlische Physik, überliefert in den Commentarien über die Bewegungen des Sterns Mars, nach den Beobachtungen des Tycho de Brahe“ (Prag, 1609) ausdrücklich erklären: „Wenn die Sonne der Lebensquell ist, so sehe Tycho de Brahe, oder wer seiner Hypothese folgen möchte, zu, mit welcher Wahrscheinlichkeit er diese physische Harmonie, die im Wesentlichen angenommen worden, von einer Seite wiederum aus der Hypothese entferne. Denn aus dem Gesagten geht hervor, daß entweder die in der Sonne wohnende Kraft, welche alle Planeten bewegt, auch die Erde in Bewegung setzt, oder daß die Sonne und die durch ihre bewegende Kraft mit ihr verketteten Planeten durch irgend eine Kraft, die in der Erde ihren Sitz hat, um die Erde sich bewegen.“ (Cap. XXXIII. 301.)

Nach dieser Wiederherstellung des rein heliocentrischen Systems aus der Verunstaltung des Tycho, vollendete Kepler für immer die Theorie der Solarwelt durch seine drei berühmten Gesetze:

1. Die Bahn der Planeten um die Sonne ist elliptisch, nicht kreisrund. Jede Ellipse hat zwei Brennpunkte, von denen die Sonne den einen einnimmt.

2. Zieht man vom Sonnen-Brennpunkt grade Linien nach der Planetenbahn (Radii vectores), so entstehen auf dieser

Ausschnitte (elliptische Sectoren). Diese Bahnstücke oder Wegstrecken der Planeten stehen im graden Verhältniß zu den darauf verwendeten Zeiten. In gleichen Zeiten gleiche Wegstrecken, an den Wegstrecken mißt man die Zeiten.

3. Das dritte Gesetz brauchte noch 9 Jahre Zeit, bis 1618, und wurde der Welt erst verkündigt in der Harmonices mundi (Linz, 1619). Kepler äußert sich über diesen schweren Fund also: „Nachdem die Intervalle der Weltkörper durch Brahe gefunden worden, so kam endlich, endlich das Verhältniß periodischer Zeiten zum Verhältniß der Weltkörper. Am 8. März 1618 hatte ich es, bei der Berechnung verwarf ich es dann als falsch; am 15. Mai kehrte es wieder und eroberte die Finsternisse meiner Seele. Ich glaubte zu träumen."

Dieses dritte Gesetz lautet: Die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten sich wie die Würfel ihrer mittleren Entfernung von der Sonne.

Fast gleichzeitig mit der Verkündigung der beiden ersten Gesetze kam das Teleskop auf. Gewöhnlich wird es auf den Holländer Jan Lipperschey als ersten Erfinder zurückgeführt. Zwischen 1608 und 1610 war es bereits astronomisches Werkzeug. Kepler und Galilei fertigten sich ihre Ferngläser selbst aus zwei biconvexen Linsen an, und was der gewaltige Italiener mit seiner einfachen Lunette, die auf einen heutigen Operngucker hinauskam, am Himmel sah, ist des ungemessensten Erstaunens würdig. Es dauerte dann noch bis 1656, ehe Huygens mit seinem 23füßigen Refractor einen Theil der Milchstraße in Fixsterne zerlegte.

Das Kepler'sche Fernrohr bestand aus biconvexem Ocular und Objectiv; das Objectiv entwarf ein umgekehrtes Bildchen des Gegenstandes, welches durch das Ocular vergrößert erblickt wurde. Die Verkehrtheit ist bei den Sternen und beim Visiren ohne Belang. Das Fadenkreuz für den Visirpunkt machte das Kepler'sche Fernrohr auch für Ingenieure und für Physiker brauchbar; es befindet sich noch an allen Instrumenten für

Winkelmessung. Durch Verschiebung der Ocularröhre läßt sich das Bild abermals herumwerfen, so daß es grade steht. Statt des Oculars kann man auch ein biconcaves mikroskopisches Glas einsetzen, oder man nimmt endlich vier convexe Linsen, wie bei unsern Riesenteleskopen.

Galilei wurde der Begründer der physischen Mechanik, auf welcher Newton seine „Mathematischen Principien der Naturphilosophie" aufbaute. Dieses großartige Werk erblickte das Licht erst 70 Jahre später. Antecipiren wir für den Augenblick die Kenntniß des Gravitationsgesetzes und sehen wir zu, wie sich Kepler im Anfang des Jahrhunderts zu ihm verhielt.

Jedermann wird zugeben, daß sich unser Forscher mit seinem dritten Gesetz auf dem Wege zu Newton befand. Aber seine Stellung zur sog. „mechanischen Weltordnung" ist nicht so ganz einfach. Schon in der Einleitung zur „Neuen Astronomie" von 1608 lesen wir: „Jede körperliche Substanz ist dazu angethan, in jedem Punkte zu verharren, wo sie allein steht, außerhalb des Reiches eines verwandten Körpers." Hier stehen wir vor der großen lex inertiae, dem Trägheitsgesetze Galilei's.

„Die Schwere ist eine körperliche Affection (Trieb), gegenseitig zwischen verwandten Körpern zur Einigung oder Verbindung (in welcher Ordnung der Dinge auch die magnetische Kraft steht), so zwar, daß die Erde vielmehr den Stein anzieht, als der Stein zur Erde strebt. Die schweren Dinge werden nicht zum Centrum der Welt getragen, weil es das Centrum der Welt ist, sondern zum Centrum eines runden verwandten Körpers, der Erde nämlich. Wohin die Erde auch gestellt oder getragen werde durch ihre animalische Eigenschaft (den Instinct ihrer Seele), die schweren Dinge werden mit zu ihr getragen. Wäre die Erde nicht rund, so würden sich die schweren Dinge nicht zu ihrem Mittepunkte bewegen, sondern von verschiedenen Seiten zu verschiedenen Punkten."

„Wenn zwei Steine in irgend einem Punkte der Welt sich nahe gestellt würden, außerhalb des Kreises eines

dritten verwandten Körpers, so würden jene Steine, ähnlich wie zwei magnetische Körper, an einem mittleren Orte zusammenkommen, indem jeder ein solches Intervall zum andern machte, wie vergleichsweise die Masse des andern ist."

Newton: Die Körper ziehen sich im directen Verhältniß ihrer Masse an, und nach dem Quadrat ihrer Entfernung.

Aeußerst merkwürdig ist dann noch folgende Behauptung Kepler's: „Wenn der Mond und die Erde nicht durch eine animalische oder eine ähnliche gleichvermögende Kraft in ihrem Umlaufe zurückgehalten würden, so würde die Erde um den 54sten Theil des Intervalls hinauf-, der Mond aber um 53 Theile des Intervalls herabsteigen, und da würden sie sich verbinden, vorausgesetzt, sie seien von derselben Dichtigkeit. Zöge die Erde ihre Wasser nicht an sich, so würde alles Meerwasser in den Mond fließen."

Welches mag doch wohl die „animalische Kraft" sein, welche die Erde verhindert, gegen den Mond zu steigen und dem Ocean blos gestattet zu fluthen? Wir werden sehen.

Die Ausdrücke: „magnetische Kraft", „animalische Kraft" beleuchten wunderbar die Eigenthümlichkeit des Kepler'schen Geistes, der halb gesetzgeberisch, halb prophetisch war. Kepler führt den Kopernikus und den Tycho regelrichtig zu Ende, steht dann direct vor Newton, streift ihn hart und schwingt sich, über ihn hinaus, zu Aetherhöhen empor, wo ihn die Zeitgenossen aus dem Gesicht verloren. Sehr begreiflich und wissenschaftlich ganz correct ist der Ausspruch Galilei's: „Ich schätze Kepler wegen seines vorurtheilslosen und freien Geistes überaus hoch, aber seine Art zu philosophiren ist von der meinigen durchaus verschieden."

Schon im Werke von 1608 über den Mars findet sich im Capitel XXXIII. 304 eine Stelle, welche gegen die Gewichtstheorie Protest einlegt: „die Schnelligkeit der Planeten entspricht nicht völlig der bewegenden Kraft (in der Sonne), da sich entweder die dazwischen befindliche Aetherluft widersetzt, oder die Neigung des Beweglichen selbst zur Ruhe (An-

dere würden sagen das Gewicht, was ich nicht so einfach zugebe, auch nicht, wenn es sich von der Erde handelt)."

Ferner schließt er (Cap. XXXIV.), daß, da die Planeten bewegende Kraft um das Centrum der Welt rotire, die Sonne selbst rotiren müsse. Weiterhin, daß die Sonne, von deren rotirender Kraft sich die Planeten einen Theil aneignen, den periodischen Umläufen der Planeten voraus sein müsse; da nun Merkur 3 Monate gebrauche, so müsse die Sonne zum Mindesten weniger gebrauchen.

„Will man aber lieber der Sonne eine tägliche Zeit vorschreiben, so daß die tägliche Umdrehung der Erde durch eine gewisse magnetische Kraft von der täglichen Umdrehung des Sonnenglobus bewirkt werde, so hätte ich nichts dawider. Sicherlich entspricht eine so rasche Drehung jenem Körper, in dem der erste Akt aller Bewegung enthalten ist."

„Das entspricht auch ganz vortrefflich dem Beispiel der Erde und des Mondes" ꝛc.

Man hat hier, auch schon vor dem letzten Passus, die Ansicht durchgehört, daß das brutale Pondus oder Gewicht nicht die bewegende Ursache im Weltall sein könne. Nach der Theorie der Schwere brauchte die Sonne sich nicht zu drehen, um die Erde anzuziehen und in einer gewissen Entfernung von sich festzuhalten. Dasselbe ist der Fall mit Erde und Mond. Kepler ging von der Rotation des Sonnenkörpers aus, welche allererst den Planeten Drehkraft verleihen könne. Zuletzt hören wir deutlich, daß diese Kraft eine magnetische sein müsse. Noch war also das Gesetz der Gravitation mit Hülfe der Galilei'schen vis inertiae (der Beharrung in der Bewegung) nicht genau, besonders nicht nach dem Maßstabe der Entfernung formulirt; noch war die Umdrehung der Sonne nicht wissenschaftliche Thatsache — Galilei mußte doch erst die Sonnenflecken beobachtet haben —, so schwärmte der große Geist Kepler's bereits den Problemen kommender Jahrhunderte entgegen und ahnte voraus, daß die ganze Gravitation am Ende nichts

Anderes ist, als das Resultat einer Urbeschaffenheit der Molecüle, deren Wirkung sich durch den Weltäther fortsetzt.

Das Bild des Magneten imponirt Keplern gewaltig: „Sehr schön fürwahr finde ich das Beispiel des Magneten und durchaus der Sache entsprechend, und fast könnte man es die Sache selbst nennen. Denn was rede ich vom Magneten wie von einem Beispiel? Da die Erde selbst, nach der Beweisführung des Engländers Wilhelm Gilbert, ein großer Magnet ist, und dieselbe, nach dem nämlichen Autor, dem Bestätiger des Kopernikus, sich jeden Tag umdreht, wie ich es von der Sonne vermuthe."

„Und so ist es annehmbar, daß wie die Erde den Mond durch eine besondere Kraft bewegt, auch die Sonne ähnlich die Planeten durch eine entlassene Kraft bewegt: die Sonne folglich gleichfalls ein magnetischer Körper ist."

Man hat vor lauter Mathematik in Kepler den Philosophen, ja den Dichter nicht gesehen. Laplace fand es niederschlagend, daß Kepler bis an sein Ende chimärische Speculationen getrieben. Es ist auch nicht leicht, die geistige Verfassung des Mannes zu schildern, ohne daß man den Anschein gewinne, der Schwärmerei das Wort zu reden.

Kepler war kein Newton'scher Kopf, der ganz aus deductivem Wesen bestand, stets aus Allgemeinem das Besondere ableitete. Er war aber auch nicht blos inductives Genie, das lediglich vom erkannten Einzelnen weiter schloß und deßhalb hin und wieder fehlschoß. Kepler war ein Mathematiker erster Klasse und zugleich ein Mann von der stärksten Phantasie. Er besaß jene „intellectuelle Anschauung", die so viel Unheil in neuern Köpfen und Büchern angestiftet hat, und von welcher der Däne Brandes jüngst behauptete: „sie sei die nach Vernunftgesetzen thätige Phantasie", was ein schiefer Ausdruck ist. Denn gäbe es eine solche Phantasie, die ausschließlich von der Vernunft beherrscht würde, so wäre sie absolut und unentwickelbar. Eine solche Phantasie wäre die Vernunft selbst, der jüngste Künstler der fertige Philosoph.

Niemals aber kann der Künstler die ersten Phantasmata gebrauchen, wie sie in seinem Kopfe aufsteigen; sie bedürfen stets der logischen Correctur.

Ganz verkehrt war es, von Kepler zu sagen: „Aus den wildesten und ganz absurden Einfällen fand er die Wahrheit heraus.“ Ganz absurde Einfälle enthalten keine Wahrheit, und Kepler hat niemals ganz absurde Einfälle verfolgt. Der mathematische Untergrund und die solide Gelehrsamkeit des Mannes ertrugen gar keine Absurdität. Man vergesse doch nicht, daß die Phantasie, das vorauseilende Gestaltungsvermögen, bei jedem Menschen sich nach dessen sonstiger geistiger Beschaffenheit richtet, daß es keine Phantasie im leeren Raume giebt, daß das gesammte praktische oder theoretische Streben des Individuums seiner Phantasie ihre Richtung anweist, ihr stets wieder Zügel und Zaum anlegt, wofern wir es nicht mit ausgemachten Narren zu thun haben.

Es war eben Kepler's Faustisches Wesen, daß er bisweilen direct „in's Innere der Natur“ (die penetralia naturae) hineinstürmte und in Ahnungen schon gesetzliche Verhältnisse erblickte. Aber stets machte er den Vorbehalt, daß die Erfahrung das Erstürmte zu bestätigen habe, daß eben doch „Hebel und Schrauben“ vonnöthen seien.

Denken wir uns die Sache etwa so: zwei Vermögen sind im Menschen thätig; das eine fliegt vorwärts, oft weit, erfliegt, überfliegt noch öfter das Ziel; das andere geht bedächtig seinen Weg, controllirt, corrigirt, verificirt die angeblichen Eroberungen des andern, sondert den Weizen von der Spreu. Das eine Vermögen folgt der Luftlinie, das andere tracirt die Straße. Eins ist nicht ohne das andere, und ganz bedeutende Menschen halten oder bringen sie immer wieder in Harmonie.

In diesem Sinne finden wir das Urtheil des französischen Akademikers Bertrand („Ueber das Leben und die Arbeiten Kepler's“, 1863) so correct wie lehrreich. Kepler, heißt es, habe von vorn herein die hochfahrende Hoffnung gehegt, das Räthsel der Natur zu entziffern und den Anschein gehabt, als

stürze er sich mit toller Verwegenheit in ein grund- und uferloses Meer; „aber in dem glühend ernsten Triebe seiner Seele nach Wahrheit herrschte nur die Wißbegierde, ohne daß ihn der Stolz jemals verblendete. Er betrachtete nur als gewiß, was bewiesen war, immer bereit, sein Urtheil zu ändern und die liebsten Erfindungen zu opfern, sobald eine strenge Prüfung sie verwarf. Aber welche erhabene Aufregung, welche Töne der Begeisterung und fröhlicher Trunkenheit, wenn der Erfolg seine Verwegenheit rechtfertigt, wenn er nach so vielen Mühen endlich das Ziel erreicht! Stolz und verwegen, wenn er sucht, wird Kepler bescheiden und einfach, sobald er gefunden hat."

Eine starke Verführung, der Phantasie die Zügel schießen zu lassen, lag doch auch in der herrschenden astrologischen Stimmung, besonders in dem Vorschub, den ihr ein Tycho de Brahe leistete. Dieser seltsam gemischte Mann, der seine ganze Wissenschaft als Rechenkunst auffaßte, war dennoch der Ansicht, die Leber als Blutbereiterin sei dem Jupiter unterworfen und der Sitz des sanguinischen Temperaments; die phlegmatischen Nieren gehörten der fruchtbaren Venus; die Milz dem finstern, melancholischen Saturn; die Galle dem cholerischen Mars.

Wie bereit Kepler stets war, „sein Urtheil zu ändern" und nur der Wahrheit zu huldigen, ersieht man am Besten aus seinem Verhältniß zur Astrologie. Nie hat er sich im Ernste auf Tychonische Specialitäten eingelassen; aber bis zum Jahre 1608 dachte er in der That an eine Construction des Menschen aus dessen tellurischen Verhältnissen in Verbindung mit den kosmischen Beschaffenheiten. Es ist ja richtig: der Mensch und sein Geschick sind Producte des Kosmos — wer nur alle Bedingungen kännte! Namentlich die siderischen Schlüsse basirten in der damaligen Zeit auf einer physisch-räumlich beschränkten Weltauffassung. Noch 1607 äußerte Kepler: „der Himmel entläßt für uns nichts als das Licht. Es ist die Seele oder das Leben, welche bei der Geburt des Menschen gewissermaßen in diese Form der siderischen Strahlen einfließen, die so oder so gestaltet sind im Punkte der Geburt.

Wenn die Gestaltung harmonisch ist, so erlangt die Seele oder das seelische Vermögen eine schöne Form." Und weiter: „Eine noch viel größere Correspondenz als zwischen Vater und Mutter herrscht zwischen den verborgensten Kräften der Seele und den himmlischen Configurationibus."

Vom Jahre 1608 an trat dann mit Hülfe des Teleskops die Wandlung ein. Die riesige Größe Saturns und Jupiters, deren colossale Entfernung von der Erde machten ihn irre an seiner Strahlentheorie. Vom Jupiter aus sieht man die Erde gar nicht: was kümmert sich der um uns? Und nun erst der unendliche Fixsternhimmel, der beim Horoskop nie in Rechnung gebracht worden war! Wir werden später erfahren, wie praktisch bedeutsam diese Wandlung Kepler's in concreten politischen Verhältnissen wurde.

Wie sehr er auch immer bestrebt gewesen war, der Krankheit der Zeit eine speculative Seite abzugewinnen, jetzt erklärte er sich entschieden gegen die fatalen Nativitäten. Die Astrologie nennt er, von seinem Prager Aufenthalte redend, „die buhlerische Tochter der Astronomie", der er gleichwohl den Hof machen müsse, um seine Stellung am Hofe zu wahren und seinen Unterhalt zu verdienen. „Es ist wohl diese Astrologie," schreibt er, „ein närrisch Töchterlein; aber, lieber Gott, wo wollte ihre Mutter, die hoch vernünftige Astronomie bleiben, wenn sie diese ihre närrische Tochter nicht hätte? Ist doch die Welt noch viel närrischer, und so närrisch, daß derselben zu ihrem eigenen Frommen diese alte verständige Mutter durch der Tochter Narretheidung, weil sie zumal auch einen Spiegel hat, nur eingeschwatzt und eingelogen werden muß."

Mit seinen eigenen Prophezeiungen hatte er viel Glück, ohne sich anders als scherzend darüber auszudrücken. „Wenn das Rathen so auf das Ja und Nein gerichtet ist, so trifft man allwegen ungefährlich den halben Theil und fehlet auf den halben Theil. Das Treffen behält man nach der Weiber Art, das Fehlen aber vergißt man, weil es nichts Besonderes ist, und damit bleibt der Astrologus in Ehren."

Das ist doch gewiß ein bündiges und unzweifelhaftes Urtheil. Nichtsdestoweniger strebte die echt Faustische Seele stets über das Positive, in Zahlen zu Fassende hinaus. Frühe schon, als man ihm die Kosmologie ausreden wollte, die er doch den Theologen überlassen möchte, erwiderte er: „Laßt mir doch den heiligen Geist aus dem Spiel und treibt nicht Euern Spott mit ihm, daß Ihr ihn zum Lehrmeister der Physik macht!“ Er wollte sagen: Die Weltordnung ist nicht Sache der Theologen, sondern der Wissenschaft.

Er verzweifelte nicht an der höheren Erkenntniß, dafern man sich den Dingen nur denkend hingebe; die Forschung war ihm etwas Natürliches: „Die Erkenntniß ist dem menschlichen Geiste nicht enger gesteckt, als die Welt selbst; wer kein Verlangen hat, von dem was er mit Augen sieht, zu seinen Ursachen aufzusteigen, der ist geistig todt, und weiß nicht, daß, was dem Vogel das Singen, dem Geiste die Forschung ist.“

„Die Zwangsarbeit des bloßen Rechnens“ machte ihm die Wissenschaft nicht aus; die Astronomie selbst erschien ihm nur als „dienendes Glied“, als Hülfswissenschaft, als Rechenknecht der vollen und ganzen Wissenschaft, der Philosophie, die „Alles was ist als nothwendig und vernünftig begreift“. Kann man die Philosophie edler und schärfer definiren?

Deßhalb genügten ihm schon in Graz als blutjungem Manne die Zahlenergebnisse nicht; hinter den bezifferten Resultaten der Bewegung suchte er nach deren Wesen und trachtete auf idealistisch-antike Weise „alle Bewegung der an sich trägen, todten Materie aus den ihr innewohnenden, auf verschiedenen Stufen der Entwicklung stehenden seelen- und geistartigen Mächten abzuleiten“. Wie dualistisch und doch wie nahe der Lösung! Ist die Materie „todt“, wenn ihr „seelenartige Mächte innewohnen“? Wäre die Materie todt, keine Seele und kein Geist vermöchte sie lebendig zu machen. Und wie nahe abermals der Lösung: „Die Bewegung des Himmels ist das Werk himmlischer Intelligenzen, die seine Sphären

im Kreise führen; alle organische Bildungs- und Gestaltungskraft ist die Aeußerung der inneren Lebendigkeit der Erdseele. Maß und Gesetz, Ordnung und Form sind nur aus diesen geistigen Kräften erklärbar, die, gegenseitig von einander wissend und einer Empfindung ihrer gegenseitigen Einflüsse fähig, die Bewegungen der ihnen unterworfenen Körper, diesen Empfindungen gemäß bestimmen." Warum nur immer zwei, warum ist nicht die „Erdseele" in jedem Atom, der „unterworfene Körper" selber ein Convolut von Empfindungsfähigkeiten?

Daß Kepler ein Dichter war, ehe er Astronom wurde, hat Niemand schlagender bewiesen als der treffliche, zu früh geschiedene Reuschle in seiner Jubelschrift: „Kepler und die Astronomie" (1871). „Ehe Kepler entdeckte, hatte er Phantasiegebilde; diese lockten ihn auf die Bahn der Prüfung, Vergleichung, Berichtigung und endlichen Feststellung. Aber je mächtiger seine dichterische Schöpfungskraft war, um so höher muß die geistige Besonnenheit gepriesen werden, die es vermochte, den Phantasiegebilden den „Höllenzwang" anzuthun."

Ganz dichterisch ging der 25jährige Kepler in Graz in seinem „Geheimniß des Weltbaues" (1596), zu Werke. Die Bibel sagt, die Welt sei nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet. Dieses eigentlich dem Pythagoras zugehörige Dictum führte den Berliner Chemiker J. B. Richter in neuester Zeit auf die chemischen Verwandtschaftszahlen oder Aequivalente. Kepler suchte das Geheimniß des Weltbaues darin. Die Pythagoräer hatten die fünf regelmäßigen Krystalle: Tetraëder, Hexaëder, Oktaëder, Dodekaëder, Ikosaëder, oder Vier-, Sechs-, Acht-, Zwölf- und Zwanzigflächner, in den fünf Welten und den fünf Sinnen wiedergefunden. Kepler bezog sie auf die fünf Zwischenräume der damaligen sechs Planetenbahnen. Alle fünf Formen wurden von ihm so ineinander geschachtelt, daß die Sonne den Mittelpunkt bildete. Nun bestimmten sich die Abstände der Planetenbahnen durch die größten Kreise zwischen je zweien dieser Kör-

per, welche Kreise zugleich die Ecken des kleinern und die inneren Flächen des folgenden größern Körpers berührten. Die Erdbahn, zwischen Zwanzig- und Zwölfflächner gelegt, gab das Maß. Die damals noch ungenauen planetarischen Zahlen stimmten nicht übel mit der geometrischen Construction; so glaubte Kepler zuversichtlich dem Weltbaumeister auf der Spur zu sein und stimmte den Hymnus an:

„Großer Künstler der Welt, bewundernd schau' ich die Werke
Deiner Hand, die das All kunstreich planend gebaut.
Mitten drin steht die Sonn', austheilend das Licht und das Leben,
Die nach heil'gem Gesetz zügelt die Erde und lenkt
In ihrem wechselnden Lauf. Ich sehe das Mühen des Mondes,
All' jene Sterne zerstreut auf unermeßlicher Flur.
Herrscher der Welt, du ewige Macht, durch alle die Welten
Schwingt sich auf Flügeln des Lichts Dein unermessener Glanz."

Die Planeten laufen aber nicht im Kreise, sondern in Ellipsen. Warum das? Neue dichterische Hypothese: das kommt von der „Harmonie der Sphären". Die Planeten müssen sich ausgleichen, ihre Läufe harmonisiren, so daß jeder Mißton des einzelnen Planeten aus dem Concert beseitigt wird. „Endlich, endlich", nach erledigtem Traum der „Sphärenharmonie", „siegte die Wahrheit über die Finsternisse meines Geistes, unter solcher Uebereinstimmung mit meiner 17jährigen Arbeit an den Tychonischen Beobachtungen, daß ich anfangs zu träumen und das Gesuchte als gegeben vorausgesetzt zu haben meinte." Er war bei der rationellen Gewißheit angelangt.

In der Vorrede zur Harmonices mundi jubelt er den prometheischen Dithyrambus: „Nunmehr aber, nachdem mir seit anderthalb Jahren das erste Morgenroth, seit wenigen Monaten der volle Tag, seit wenigen Tagen endlich die reine Sonne der wundervollsten Betrachtung aufgegangen, hält mich nichts mehr zurück; ich will schwärmen in heiliger Wuth, ich will die Menschenkinder höhnen mit dem einfachen Geständniß, daß ich die goldenen Gefäße der Aegypter entwende, um meinem Gott ein Gezelt daraus zu erbauen, weit entfernt von Aegyptens Gränzen.

Verzeiht ihr, so freut's mich, zürnt ihr, so trag' ich's; hier werfe ich die Würfel und schreibe ein Buch, zu lesen der Mitwelt oder der Nachwelt, gleichviel; es mag seines Lesers Jahrtausende harren, da doch Gott selbst sechs Jahrtausende lang den erwartet hat, der sein Werk beschauete."

Ohne ein solches Entzücken der Vernunft, ohne die Leidenschaft für die Wahrheit wäre das Leben Kepler's ganz unbegreiflich. Etwas muß den stets Gequälten über die schaudervollen Abgründe seines Daseins getragen haben, etwas das minder Großen eben nicht zu Theil wird, das Vertrauen zu sich selbst und zur Findbarkeit der Wahrheit.

Daß die römische Curie die „Weltharmonie" auf den Index setzte, war so natürlich wie consequent. Sie lebt von der Disharmonie unter den Menschen und im Menschen selbst. Dränge jemals der Hauch Kepler'schen Geistes in die gesammte Menschheit, so gäbe es keine Religionsstreitigkeiten mehr, die nur in niederen Sphären Platz finden.

Vergessen wir zum Schlusse nicht, daß der philosophische Astronom auch Optiker war und 1611 unter dem Namen der „Dioptrik" eine Theorie über die Natur des Lichtes und den Lichtsinn schrieb. Schon Kepler zerlegt den Sonnenstrahl in 7 Farben, untersucht Netzhaut und Krystalllinse, und die neueste Forschung erklärt, daß die Emanationstheorie oder Lehre von der Ausströmung kleinster Lichttheilchen von Keinem so vortrefflich angewandt und so wahrscheinlich gemacht worden sei, wie von Kepler. In der Vorrede zur „Dioptrik" redet der stets Begeisterte seine Lunette also an: „O vielkundiges Perspicill, kostbarer als jedes Scepter! — oder steht nicht der, welcher dich in der Rechten hält, da wie ein König, ein Herr der Werke Gottes?"

Eine großartige Anwendung von seiner Lichtlehre machte Kepler schon drei Jahre vor Abfassung der „Dioptrik", im Jahre 1608, in dem „Ausführlichen Bericht" von dem vorjährigen „Haarstern oder Kometen", in welchem er in gedräng-

tester Darstellung eine ganze Kometentheorie aufstellte. Bei dieser Theorie schlägt so recht das Goethe'sche Wort ein:

„Ist nicht der Kern der Natur
Menschen im Herzen?“

Im Kepler'schen „Herzen“, in seiner „Intuition“ wenigstens, lag auch diesmal wieder der Wahrheitskern, und die Wissenschaft unserer Tage, hier vertreten durch Zöllner, hat frei herausgesagt: Kepler erkläre mit seiner Ausströmungstheorie Alles, während die Undulations- oder Wellentheorie genöthigt sei, der Sonne eine elektrische Repulsion beizulegen; diese werde überflüssig, wenn das Licht aus kleinsten Theilchen bestehen sollte.

Kepler, der den Kern der Natur in sich trägt, ist auch mit seinem ganzen Wesen gleich im Herzen der Natur: „Von den Kometen ist dies meine einfältige Meinung, daß, wie es natürlich, daß aus jeder Erden ein Kraut wachse, auch ohne Samen, und in jedem Wasser, sonderlich im weiten Meer, Fische wachsen und darin umschweben, allermaßen sei es auch mit der himmlischen, überall durchgängigen und ledigen Luft beschaffen, daß nämlich dieselbige diese Art habe, aus ihr selber die Kometen zu gebären“. Die Kometen sind eben Luft- oder Gasproducte. „Wann die Luft etwa an einem Ort dick wird, also, daß die Sonne und die Sterne nicht wohl hindurchschießen und auf Erden leuchten können, alsdann ist es Zeit, und bringt es dieser himmlischen Luft lebhafte Natur mit sich, daß solche dicke, feste Materie gleichsam als in ein Apostem zusammengezogen und ihrer Natur nach erleuchtet und wie andere Sterne mit einer Bewegung begabt werde.“ Die Kometen sind Gasgeschwüre, welche das Licht der Sonne brechen.

„Wann nun also eine durchsichtige lichte Kugel oder Klump im Himmel schwebt, und die Sonne mit ihren rechtlinigen Strahlen darauf trifft, dieselbe auch durchgehet, so halte ich, daß solche Strahlen etwas von der Materie der Kometenkugel mit sich davon führen und also den Kometen blei-

chen, waschen, seihen, durchtreiben und endlich gar vertilgen, inmaßen bei uns hier auf Erden die Sonne alle Farben aus leinenen Tüchern vertilget, verzehret und vertreibet und sie also schneeweiß machet.“ Die Sonne schießt Löcher in die beschienenen Gegenstände, dafern nämlich das Licht ein Körper ist.

„Die Sonnenstrahlen durchgehen das Corpus des Kometen und nehmen augenblicklich etwas von dessen Materie mit sich ihren Weg hinaus, von der Sonne weg; daher, halte ich, komme der Schwanz des Kometen, der sich immer von der Sonne hinweg streckt.“ Aber warum ist der Schwanz gekrümmt?

„Imgleichen es unmöglich ist, daß der Sonnenschein sich in der freien himmlischen Luft krümmen sollte, wie etlicher Kometen Schwänze krumm erscheinen; denn des Lichtes Fall und Strahlenschüsse gehen in der rechten Linie. Deßhalb ist es wahrscheinlicher, daß solche krumme Kometenschwänze besagtermaßen ihre aus dem Kometen fließende Materie haben, welcher materialische Fluß sich mehrerer Ursachen wegen von der rechten ausgestreckten Sonnenrichtung krümmen kann, als zum Exempel, wenn der Wind drein bliese (welches ich nur Exempelsweise rede), oder wenn des Kometen Kopf so schnellen Laufs, daß er die von den Sonnenstrahlen ausgetriebene Materie hinter sich ließe.“ Der condensirte Kopf des Kometen fährt für die losere Masse hinten zu rasch; diese bleibt nach dem Gesetze der Trägheit zurück, biegt sich also scheinbar.

Das war die richtige unvergängliche Naturphilosophie: im dunkeln Drange stets auf dem rechten Wege, aber auch stets bereit und entschlossen, den dunklen Drang der besonnenen Prüfung und dem gestrengen Calcül zu unterwerfen. Das machte den Mann aus, den Leibniz den Vir incomparabilis, den Unvergleichlichen nannte.

Hören wir jetzt noch den gründlichen Psychologen, den tiefen Geschichtsphilosophen, über sich selbst; denn also spricht der Märtyrer von Graz:

„Der Weg zur Erkenntniß der Wahrheit geht durch den

Irrthum hindurch. Wenn der Mensch am Schlusse seines Lebens auf seine Erstlingswerke zurückblickt, freut er sich der Betrachtung der Umwege, auf denen er, im Finstern tappend, endlich an die Thür gekommen ist, aus der ihm ein Lichtstrahl entgegendringt. Die Natur, die er erfassen will, erscheint ihm wie ein neckisches Mädchen, das Versteckens mit ihm spielt, und doch noch immer sich sehen läßt, ehe es sich versteckt — die Virgil'sche Galatea —; je näher man ihr kommt, desto muthwilligere Sprünge macht sie, und wenn man sie eben zu fassen glaubt, hat sie sich wieder entwunden, aber nur um aufs Neue zu demselben Spiel zu reizen! Dem Geiste des einzelnen Menschen sind wohl seine Schranken gesetzt; aber wie der Lehrer ein Kind, so führt auch die Vorsehung das menschliche Geschlecht von Stufe zu Stufe weiter, und glücklich der Auserwählte, der, dem langsamen Weg der Gesammtheit vorauseilend, der göttlichen Wahrheit sich nähert."

Sagten wir nicht, dieser „Auserwählte" trage einen Lessingkopf?

„Der göttlichen Wahrheit sich nähert." — „Mein höchster Wunsch ist, den Gott, den ich im Aeußern überall finde, auch innerlich, innerhalb meiner, gleichermaßen gewahr zu werden."

Wozu Goethe, der sich darauf verstand, das Innere im Aeußern zu erblicken: „das geschah grade in dem Augenblicke".

Johann Amos Comenius.*)

Ein dritter Stern, neben dem poetisch-ethischen und dem naturphilosophischen der pädagogische, leuchtete dem Eingange unseres 17. Jahrhunderts. Wenn ihn das geschichtliche Teleskop nur als Stern zweiter Größe anerkennen kann, so muß die Berechnung hinzufügen, daß er um so unmittelbarer auf die Erde und ihre Kinder gewirkt hat. Oder um ein anderes Bild aus der eben verlassenen Region zu gebrauchen: jene fernen theoretischen Planeten glichen erst in langen Zeiträumen den Mißton im Sonnensystem aus; dieser nahe Mond hob sichtlich die Wogen des Meeres und den Glutstrom des Erdinnern. Wir reden von Amos Comenius, dem großen Magister.

Shakespeare, Kepler und Comenius sind Wirkungen der Revolution des 16. Jahrhunderts. Comenius im Besondern, als Mitglied und Haupt der böhmisch-mährischen Brüder, ist ohne die Reformation gar nicht denkbar; sein pädagogisches Genie hat die letzten Wurzeln in dem „Devastator", wie die Autoritätsphilosophie unter dem Beifall der Neu- und Alt-

*) Das Material zur Geschichte dieses Mannes findet sich in den Geschichten der Pädagogik von Raumer und Schmidt, sowie in den Specialschriften über Comenius von Seyffarth, Dr. Eug. Pappenheim, in einer akademischen Mittheilung Gindely's und letztlich zusammengestellt von Dr. Theod. Lion: „Joh. Amos Comenius" (Bibliothek pädagogischer Klassiker. Bd. 10), Langensalza 1876.

katholiken und unter grinsender Zustimmung des unhistorischen Aufkläricht Martin Luther getauft hat.

Der Reformator, aller edlen Instincte voll, erklärte: „Ich halte aber, daß auch die Obrigkeit schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten.“ Da steht der ganze obligatorische Volksschul-Unterricht als protestantisches Grundgesetz, welches noch jetzt vielfach große Mühe hat, sich zur Wirklichkeit durchzuringen.

Und weiter: „Kehre dich nichts daran, daß jetzt der gemeine Geizwanst die Kunst so hoch verachtet und spricht: Ha, wenn mein Sohn deutsch schreiben, lesen und rechnen kann, so kann er genug, ich will ihn zum Kaufmann thun. Sie sollen in Kürze so kirr werden, daß sie einen Gelehrten gern aus der Erde zehn Ellen tief mit den Fingern grüben: denn der Kaufmann soll mir nicht lange Kaufmann sein, wo die Predigt und das Recht fallen.“ Der eifrige Vater vergaß die Medicin, in welcher sein eigener Sohn sich auszeichnen sollte.

Leider blieb es in der lutherischen Schule zunächst bei der „Kinderlehre“, und die lateinische Schule büßte rasch den humanistischen Geist ein, um formales Appretirungs-Institut für den „Ciceronianus“ zu werden, d. h. lateinische Schreib- und Plappermaschinen zu bilden.

Zu einer eigentlich „deutschen Schule“, die mit der „Meßnerei“ verbunden sein sollte, legte erst der brave Herzog Christoph von Würtemberg den Grund. Die Besserung der Lateinschulen ließen sich Männer wie Trotzendorf und ganz besonders der treffliche Rector Joh. Sturm zu Straßburg angelegen sein; aber der Jesuit und der durch ihn angezettelte 30jährige Krieg rotteten die besten Keime wieder aus. Die Jesuiten-Collegien wuchsen unaufhaltsam; sie verfolgten einen eben so glänzenden als verderblichen Unterrichtsplan. Dieser Plan war das feinausgetiftelte Werk des Jesuitengenerals Acquaviva, eines Neapolitaners, der die Tendenzen der Caraffa in Milde und Salbung hüllte. In Böhmen hetzten die Jesuiten noch vor Ausbruch des Krieges das gläubige Volk wider die

Schulen der böhmischen Brüder, und als der „Winterkönig" geschlagen und verjagt war, säuberten sie das ganze Land vom Protestantismus und legten Beschlag auf die gesammte Jugend, von der Elementarschule bis zur Universität.

Die Frucht der verschlechterten Lateinschulen zeigte sich auf den Universitäten, welche weit entfernt, dem durch den Krieg immer mehr verwilderten Volksgeist entgegen zu arbeiten, nur das getreue Spiegelbild der grausigen Verkommenheit abgaben. Aus dem ausschließlichen „Nationalismus" (Corpsgeist) und dem brutalen „Pennalismus" konnte unmöglich „das Salz der Erde" hervorgehen. Vertauschten doch die Scholaren bald die geistliche Kleidung mit der soldatischen! Zu dem Eifer des 16. Jahrhunderts, neue Universitäten neben den alten anzulegen, gesellte sich das Bestreben der Confessionen, sich einander durch Gegenminen im Schach zu halten. So entstanden in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Universitäten in Masse: Harderwyk in Geldern 1600, Parma 1606, Gießen 1607, Gröningen 1617, Rinteln 1620, Salzburg 1622, Mantua 1625, Münster 1631, Dorpat 1632, Tyrnau in Ungarn 1635, Utrecht 1636, Abo in Finnland 1640, Bamberg 1648, Duisburg 1655. Aber wie ging es auf den meisten der alten und neuen zu, wie lebte die akademische Jugend, welches Zeugniß empfing von diesem Leben die Wissenschaft!

Seit dem 16. Jahrhundert bildete die Studentenschaft meist nur eine Raufbande innerhalb der allgemeinen Rauferei. Die Studenten in dem berühmten Padua waren in beständigem Aufruhr: unter Trompeten und Pauken zogen sie zu den Thoren hinaus, drohten bei jeder Kleinigkeit die Universität zu verlassen, und die „Philister", die auch schon damals „den Teufel wußten was Freiheit heißt", erbettelten demüthigst die Rückkehr der „Herren". Schon zu König Ferdinands I. Zeit lieferten die Studenten zu Tübingen den Bürgern förmliche Schlachten, verjagten mit gewaffneter Hand die Wächter, lärmten und zechten auf offenem Marktplatz, brachen den Hausfrieden, stürmten und zersprengten

Hochzeiten, spielten mit falschen Würfeln, begingen Orgien, lebten liederlich.

Ein Schriftsteller aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts erzählt: „Studenten haben auf den Dörfern sich auf die Kanzeln gedrungen, den Pfarrer mit prahlerischen Worten überschwatzt, in ziemlichen Räuschen gepredigt, die Bauern mit seltsamen Schwänken zum Lachen gebracht, dann auch Sackpfeifer und Schalmeien bestellt, die Greten und Elsen aus den Ställen an den Tanz gezwungen, daselbst gesprungen und gespeit." Noch 1696 heißt es von Helmstädt (in Braunschweig): „eine Hochzeit durch ungeladene Studenten gestört, alles Bier ausgetrunken, Leuten die Ribben zerschlagen, andere mit dem Degen gestochen."

Das Tragen von Schlachtschwertern, Spießen und Schießgewehren wurde stets, und immer ohne Erfolg verboten, schon wegen der ewigen Duelle. 1570 mußte der Kurfürst von Sachsen ein Senatsstatut bestätigen, wodurch dem „Metzeln" unter den Studenten gewehrt werden sollte, „damit die Universitäten nicht Lärmen- und Palgeplätze oder Metzelhäuser seien".

Der Student hatte sich bei seiner Aufnahme in die akademische Corporation einer Ceremonie zu unterwerfen, welche man die „Deposition" nannte. Diese Ceremonie entsprach der Ursprungszeit der Universitäten. Das Mittelalter mit seinem exlusiven Zunftgeiste legte hohen Werth auf solche Akte: der Novize trat unter Feierlichkeiten in den Orden, der Geselle in die Gilde, der Matrose in die Hansagenossenschaft, wobei er „gehänselt" wurde. Der studentische Novize hieß der „Bean" (bec jaune); erst durch die „Deposition" (Ablegung der rohen vorstudentischen Sitten) wurde er zum Studenten — mit den allerrohesten Sitten.

Man warf bei der Ceremonie eine Ochsenhaut mit Hörnern über den Bean; diese Hörner wurden ihm abgesägt. Zuvor aber riß man ihm mit großer hölzerner Scheere das Haar aus:

„Weil Du kannst mancher Haar, Du Zottelbock, entbehren,
Drum muß zur Ehrbarkeit ich Deinen Kopf bescheeren."

Das Ohr reinigte man mit einem Löffel:

„Vor Narrenthädigung laß Dein Gehör verschlossen,
Ich säub're Dir's zur Lehr und nicht zu schlimmen Possen."

Man zog ihm den Bacchantenzahn aus:

„Laß den Bacchantenzahn der Lästrung Dir ausziehen,
Verleumdung sollst Du stets, wie selbst die Hölle fliehen."

Mit ungeheurer Feile wurden die Nägel gestumpft:

„Ich feile Dir die Händ', um damit anzudeuten,
Daß Du, was redlich ist, mit ihnen sollt arbeiten."

Ein großer Schnurrbart wurde ihm gemalt:

„Ich mal Dir einen Bart, daß Du hinfort geartet
Sollt sein nicht wie ein Kind, das noch ganz ungebartet."

Nun folgte der Handkuß, dem Neophyten wurde Salz in den Mund, Wein auf den Kopf gegossen:

„Nehmt hin der Weisheit Salz, nehmt hin den Wein der Freuden,
Euch, Ihr Studenten nun, mehr' Gott an allen beiden!"

Darauf natürlich Festschmaus — bis zur Verhöhnung aller gegebenen Regeln.

Luther gewann seiner Zeit der „Deposition" noch eine gute Seite ab, und commentirte sie seinem Sohne recht hübsch also: „Mein Sohn, dies ist nur der Anfang jener Depositionen, die im ganzen Leben deiner warten. Jener legt dir auf eine halbe Stunde die Hörner an und verspottet dich, es werden aber größere Depositoren über dich kommen; zunächst dein Lehrer, der täglich an dir deponiren wird, was in Sitten und Religion ungeschliffen ist, bis er dich tüchtig abgehobelt dem Leben übergeben wird; dann wirst du ein Weib nehmen, das dich auf ihre Weise deponiren wird, dann wirst du in ein Staats- oder Kirchenamt kommen: was werden dir nicht da Bauern, Adlige und Bürger für Hörner aufsetzen!"

Aber die „Deposition" als einmaliger Akt artete zur äußersten Rohheit des „Pennalismus" aus, von dem wir noch einen schwachen Ausklang im „Fuchssystem" erlebt haben.

Der Pennal (bisherige federfuchsende Lateinschüler) mußte dem Depositor oder ältern Burschen ein Jahr, sechs Monate, sechs Wochen, sechs Tage, sechs Stunden und sechs Minuten absolut zu Willen sein. Der Altbursch hieß auch „Schorist", und ihm hatte der Pennal jeden, auch den niedrigsten Dienst zu leisten, ihm Kleider, Wäsche und Geld zu schaffen. Abscheuliche entwürdigende Mißhandlungen mußte er ohne Widerrede erdulden, bei Strafe für „infam" erklärt zu werden. Backenstreiche, Nasenstüber, Fußtritte weihten den Pennal in die Würde eines akademischen Bürgers ein. „Sie haben," schreibt ein Zeitgenosse, „ihre unnatürlichen Tränke aus Schleim, Tinte, garstiger stinkender Butter, Besel (Schnuppen) aus Lichtputzen rc. zu trinken gegeben". In Jena stieß man Wurst, Brot, gestoßene Ziegelsteine, Scherben, Koth und Salz gemischt den Pennalen in den Mund. „Wo ist," klagt ein damaliger Gelehrter, „in der Türkei, wo ist in der Tartarei, unter welchen Barbaren ist dergleichen gewesen?" Darf uns der berüchtigte „schwedische Trunk" so sehr entrüsten, wenn solche Dinge an den höchsten Bildungsstätten vor sich gingen?

Es ist klar, diesem Unwesen ließ sich nur radical, von der Wurzel aus beikommen. Der akademische Bürger, der eine anständige Führung des Lebens mit der Empfänglichkeit für die stets wachsenden Errungenschaften des beobachtenden und rechnenden, d. i. des exacten Geistes im 17. Jahrhundert verbände; der überdies fähig wäre, etwas von jenen speculativen Resultaten zu begreifen, die sich von Bacon und Cartesius bis Leibniz und Locke erstrecken sollten: dieser Bürger setzte eine ganz andere Volksschule und eine ganz andere Mittelschule voraus. Die aus tiefstem Born mächtig aufstrahlende Naturerkenntniß verlangte gebieterisch Anschauung statt der hölzernen Formel des Katechismus; die an der Hand der Naturgesetze sich emporringende Philosophie erheischte die Kultur eines logisch-natürlichen Denkens von Unten nach Oben und eines sichern Rückschließens von Oben nach Unten, statt der angelernten scholastischen Phrase.

Der Bann einer verknöcherten Theologie, welche das Jahrhundert gefangen hielt, mußte durchbrochen werden; eine freiere Ethik, die weder am Gängelbande einer stumpfen Autorität, noch am Leitseile der jesuitischen „Gewissensdirection" einherwankte, war nur auf Grund höherer intellectueller Ausbildung möglich. Der Hebel konnte auf theologischem Standpunkte gar nicht angelegt werden; es sei denn, daß die Theologie sich in humane Weltanschauung aufhöbe und, wenn auch unbewußt, keine Theologie mehr wäre. Wie die Quäker erst die Preßfreiheit und Gleichberechtigung der Menschen verstanden, die den Puritanern noch abging, so mochte aus der Brüdergemeinde Mährens der pädagogische Reformator hervorgehen, der sich auf der Stufenleiter seiner Ziele selbst zum praktisch freien Mann erhob und so zur Erziehung Anderer qualificirte.

Die confessionellen Kirchen waren unfruchtbar oder Giftpflanzungen. Die protestantischen Geistlichen schrieben zwar viel, aber was sie an Bildung repräsentirten, verschwamm in Hochmuth und Herrschsucht. Die katholischen Theologen sparten sich das Schreiben, sie saßen im Schifflein Petri, welches die Jesuiten steuerten. —

Um des Comenius Größe schon im Voraus ahnen zu lassen und die Berechtigung nachzuweisen, ihn mit Shakespeare und Kepler zum „himmlischen Triangel" des 17. Jahrhunderts zu vereinen, werden wir gleich sein ganzes Wesen in einem Brennpunkt sammeln.

Der Weg von der Theologie zur Erkenntniß der Realität wird von ihm also gebahnt: Die Menschen wissen nicht, daß sie Besitzer der Welt sind, man muß sie daher ihre Güter kennen lehren. Alle Verzeichnisse dieser Güter, von wem immer verfaßt, müssen zu Rathe gezogen werden, um die Uebersicht zu gewinnen; vor Allem das heilige Buch Gottes, die Bibel, der Commentar Gottes zu dem was er uns in diesem Leben gegeben und für's künftige versprochen hat. „Doch weil Gott hier etwa nur das, oder doch vorzugsweise nur das behandelt, was den Zustand der Seele betrifft, so darf man auch die

nicht bei Seite lassen, welche die niedrigern Stoffe behandelt haben, die Philosophen, Aerzte, Rechtsgelehrten, Mechaniker, Erfinder von allerlei Dingen, Geschichtschreiber, Kosmographen, damit aus allen andern besondern Wissenschaften endlich eine allgemeine Wissenschaft der Wissenschaften und Kunst der Künste, d. i. Pansophie entstehe." „Alle, welche über Frömmigkeit, Sittlichkeit, Wissenschaften und Künste geschrieben haben, ohne Rücksicht ob Christ oder Muhamedaner, Jude oder Heide, oder welcher Sekte unter jenen Einer nur immer angehört haben mag, Pythagoriker, Akademiker, Peripatetiker, Stoiker, Essäer, Grieche, Römer, Alter oder Neuer, Doctor oder Rabbi, jedwede Kirche, Synode, Kirchenversammlung, alle, sage ich, sollen zugelassen und gehört werden". („Der Pansophie Vorspiel", an Samuel Hartlib in London, den Correspondenten des Comenius und Freund Milton's, Opera didactica I. 428 f.)

Hier schlägt das Zwingli'sche Licht des 16. Jahrhunderts zur hohen Flamme auf. Herein mit der geschmähten Weltlichkeit, von allen Seiten und Zeiten! Herein mit der Natur und ihrer Erkenntniß! Die Toleranz gegen alle Glaubensbekenntnisse bildete die natürliche Grundlage solcher Anschauung und Forderung. Der moralische Commentar lautete kurz: Die Religion sei werkthätig! Aus diesem Geiste erwuchs auch bei Comenius das Streben nach einer Vereinigung aller christlichen Confessionen zu einer allgemein christlichen Kirche, welches er mit so vielen Männern seines Jahrhunderts theilte. Der dogmatische Säuberungsprozeß ging auf Menschenbildung aus.

„Wir wünschen, daß die Menschen endlich einmal von den Meinungsverschiedenheiten befreit werden, daß die Sekten und Gehässigkeiten aufhören, unter welchen die Einen von den Andern leiden; die Verdächtigungen aber können nicht aufhören, wenn nicht Allen und jedem Einzelnen in Betreff der Ansichten und Bedenken, sowol eigener als fremder, Genüge gethan wird. Das aber wird nicht geschehen können, wenn nicht die Ansichten Aller gehört und milde verglichen und nach denselben, von beiden Seiten anerkannten Gesetzen der hellen und

unwiderleglichen Wahrheit geprüft werden." Auch das Volk Israel verwandte die den heidnischen Völkern entrissene Waffenbeute zum Tempelbau; die Erbauer des Weisheitstempels können ebenso Kostbarkeiten und Schätze überallher nehmen (a. a. O. 430).

Um den Zusammenhang mit Kepler in's rechte Licht zu bringen, muß erwähnt werden, daß Comenius im Verfolg seiner „Synopsis der Physik" ein Buch zu schreiben begann, das weder vollendet, noch gedruckt wurde, dessen Titel aber direct auf den großen deutschen Himmelsphysiker hinweist: Astronomia ad lumen physicum reformanda etc., zu deutsch: „Astronomie, welche nach dem Lichte der Physik umgestaltet, nicht auf neuen, nach Belieben erdichteten, sondern wahren und wirklichen, aus der Natur des Himmels abgeleiteten Voraussetzungen auferbaut werden soll."

Schließen wir diese allgemeine Charakteristik mit etlichen Aphorismen des Comenius über Lernen und Wissen:

„IV. Die Erkenntniß ist dann wahr, wenn die Dinge so, wie sie sind, erkannt werden.

V. Die Dinge werden so, wie sie sind, erkannt, wenn sie so erkannt werden, wie sie geworden sind.

XII. Die Grundlage aller Dinge, wie in ihrem Bestehen, so in ihrer Erkenntniß, ist die Harmonie.

XV. Die dritte Eigenthümlichkeit der Harmonie ist, daß dieselbe, trotz der unendlichen Mannichfaltigkeit der Töne und Melodien, doch aus wenigen Principien und bestimmten Arten der Unterschiede sich ergiebt.

XVII. Und solche gemeinsame Verhältnisse der Dinge sind von den Dingen mittelst einer Induction abzuleiten und als die Normen der Dinge aufzustellen.

XVIII. Man muß aber derartige Normen der Wahrheit von denjenigen Dingen ableiten, welche sich so verhalten, daß sie nicht anders können und einem Jeden sich bieten, um überall Versuche anzustellen, nämlich von den Dingen der Natur." —

Wo bleiben die göttlichen Dinge? „Die göttlichen Dinge sind an und für sich unerforschlich, da sie nur insoweit erkannt werden, als sie durch die Natur wiedergespiegelt, oder durch das Wort Gottes offenbart werden.“

Wäre es noch gestattet, heute, wo sich jeder Schwindler auf Kant beruft, an den großen Weisen von Königsberg zu erinnern, so wäre hier der Platz, ein Vorausgreifen der „Kritik der reinen Vernunft“ um 150 Jahre anzumerken; denn Samuel Hartlib ließ 1636 in London diese „Präludien der Comenianischen Bestrebungen“ drucken.

Man bemerke besonders, daß Comenius mit obiger durchaus kantischen Wendung das Nessusgewand der Theologie grade während jenes Krieges, der von der Theologie eingefädelt, der christliche Bürgerkrieg genannt werden kann, vorn an der Brust zerreißt, um heilende Luft auf die brennende Haut wirken zu lassen. Die weltliche verständige Erkenntniß wird hier zum ersten Male von einem Theologen und Sektirer hart neben die Inspiration und den Glauben gestellt.

„Aus Natur und Schrift wird man die Normen für den Aufbau der Pansophie gewinnen müssen.“ Aus der constitutionellen Gleichberechtigung von „Natur und Schrift“ konnte sich erst der Rangstreit der beiden Gewalten und daraus die heutige Anschauung entwickeln.

Betrachten wir uns jetzt etwas näher die bahnbrechende Leidensgeschichte des pädagogischen Kepler. Johann Amos kam zur Welt am 28. März 1592 zu Komna, einem Dorfe bei Ungarisch-Brod in Mähren. Er wie sein Vater hießen davon Komensky, aus Komna, lateinisch Comenius; später als die Uebersiedelung nach Ungarisch-Brod stattgefunden, fügte Johann Amos noch hinzu: Hunnus Brodensis, aus Ungarisch-Brod. Der Reformator gehört mithin einem Gränzbezirke am nordwestlichen Abhange der kleinen Karpathen an, wo Slavismus, Germanismus und Magyarismus auf einander stoßen, er selbst ein Slavo-Germane, des Czechischen und des Deutschen

gleich mächtig, und durch die Latinität kosmopolitischer Bürger der Gelehrtenrepublik. Seine angestammte Religion war die der böhmisch-mährischen Brüder, das einfache Endergebniß der hussitisch-reformatorischen Bewegung, parallel, wie schon angedeutet, dem englischen Quäkerthum.

Seine gelehrte Erziehung begann noch drei Jahre später als diejenige Keplers; er lernte erst mit 16 Jahren Latein. Deßhalb verstand er so gründlich die Einbuße der schönsten Lernjahre zu würdigen: „O daß ein Gott mir brächte zurück die verlorenen Jahre!" 1612, mit 20 Jahren, studirte er zu Herborn in Nassau Theologie, und kam das Jahr darauf zum ersten Male nach Amsterdam, welches eine große Bedeutung für ihn erhalten sollte. Im selben Jahre 1613 finden wir ihn in Heidelberg immatriculirt. 1614 ist er Rector der Schule zu Prerau in seinem mährischen Heimatslande. Mit 24 Jahren wird er auch Geistlicher. Doch schon beginnt die Verfolgung der Evangelischen; er schreibt czechisch und lateinisch den Clamor oppressorum, „Klagruf der Unterdrückten". 1618 ist er Rector und Pastor in dem Städtchen Fulnek. Der böhmische Krieg brach aus, die Schlacht am Weißen Berge vernichtete den Protestantismus; spanische Truppen eroberten und verbrannten Fulnek, Comenius büßte seine sämmtlichen Bücher und Manuscripte ein.

1622 mußte er auswandern, fand jedoch mit vielen andern Brüdern eine geheime Zuflucht bei dem reichen und edlen Baron Karl von Zierotin, einer Deak-Figur des 17. Jahrhunderts, der sich von den Extremen der ständischen Revolution lossagte und „reichstreu" verblieb. Zierotin war der erste „Gesammtösterreicher"; er wollte eine Realunion sämmtlicher Königreiche und Länder auf der Basis der Gleichberechtigung und Toleranz errichtet wissen, aber der Jesuit Mariana war mächtiger als er.

In diesem Asyl schrieb Comenius czechisch: „von der christlichen Vollkommenheit", lateinisch „das Centrum der Sicherheit". Die Gattin starb, sein Kind verlor er durch die

Pest; zum Trost aller Verwaisten schrieb er „über das Waisenthum" (czechisch und polnisch gedruckt). 1623, unter wachsenden Kümmernissen, entstand der „Dialog" zwischen der „betrübten Seele" und der „Vernunft", zu denen sich der „Glaube" gesellt, fortgesetzt in „Trauer über Trauer und Trost über Trost". Gegen Ende 1623 schrieb der Tiefgedrückte „das Labyrinth der Welt und Paradies des Herzens" in klassischem Böhmisch (später auch deutsch und noch später ungarisch erschienen) — seinem hochherzigen Beschützer gewidmet.

Dieses Buch bildet einen Abschluß der streng religiösen, innigst frommen Ergüsse, deren Titel allein uns ihren ganzen Inhalt verräth, welcher uns auch in den bekannten Chorälen jener Zeit so ernst-erhaben anspricht. Doch meldet sich in der Reise durch's „Labyrinth" des slavischen Bunyan bereits die Pädagogik. Er gelangte zu einem Thore, „Disciplina" genannt. „Es war lang, schmal, dunkel und mit bewaffneten Hütern besetzt, bei denen sich Jeder anmelden, und wenn er in die Straße der Gelehrten wollte, um salvum conductum bitten mußte. Diese aber stellten mit Allen ein strenges Examen an, zuerst über die Börse, und wenn diese im gehörigen Stande war, über Kopf, Rücken, Gehirn und Fell. War nun der Kopf ehern, das Gehirn darin quecksilberartig, der Rücken bleiern und die Haut eisern, kam noch eine goldene Börse dazu, so wurde dem Lehrling gute Hoffnung gemacht; fehlte es aber an einem dieser Dinge, so schüttelten sie die Köpfe. Wozu soll ihm dann, fragte ich, das fünffache Metall? Darauf, sagte der Dolmetsch, kommt Alles an. Denn ist der Kopf nicht ehern, so muß er bersten; ist das Gehirn nicht flüssig, so kann kein Spiegel daraus werden; ist die Haut nicht von Eisen, so kann der Lehrling die Information nicht aushalten; hat er keinen bleiernen Sitz, so sitzt er nicht aus; und wo will er todte und lebendige Lehrmeister herkriegen, wenn's ihm an einer mit Gold gespickten Börse fehlt?" O habgieriger Pedantismus der Gelehrtenkaste!

„Darauf nahmen die Hüter je einer einen oder zween

von denen, so die Probe ausgehalten, vor sich und bearbeiteten sie. Es wurde ihnen in die Ohren geblasen, die Augen ausgerieben, die Nase gereinigt, die Zunge beschnitten und die Hände gelenksam gemacht, bis einige sogar den Kopf (das künstliche Gedächtniß) durchzubohren und etwas einzutrichtern versuchten. Der Dolmetsch aber sagte: ich sollte mich darob nicht so sehr wundern, gelehrte Leute müßten ganz andere Augen, Ohren, Zungen und Gehirn haben, als andere gemeine Leute; daher würden sie hier umgeformt. . . . Die Wenigsten hielten so lange aus, bis sie auf's freiere Feld der Wissenschaft kamen; unter diesen war auch meine Wenigkeit, ob's mir gleich auch ziemlich sauer gemacht wurde." O Folterkammer der Pedanten!

Diesen Trostlosigkeiten gegenüber pflanzt Comenius sein bleibendes Motto auf: „Alles fließe von selbst, Gewalt sei ferne dem Streben!" und schon läßt sich der Realismus der Zukunftsschule deutlich vernehmen: „Sprachkenntnisse standen bei ihnen (den echten Lehrern) in keinem großen Ansehen; denn sie glaubten, daß nicht der, so viele Sprachen weiß, sondern der, so nützliche Sachen gelernt hat, ein brauchbarer Gelehrter sei."

1624 erschien das Edict der allgemeinen Austreibung aller evangelischen Pastoren, ferner das Edict für die evangelischen Adligen, sich zu bekehren oder auszuwandern. Diese Edicte — sie bestimmten im Frieden von 1648 die Norm des „Rechtes" — verbunden mit der Drangsalirung des Volkes, um es zur Aufgebung des Kelches und der Anerkennung des Papstes zu zwingen, veranlaßten die Auswanderung von 30,000 Familien, worunter 500 adlige, aus Böhmen allein, imgleichen die Einschwärzung eines neugebackenen höfischen Adels in das Land.

Comenius weilte noch insgeheim an der Gränze, seine letzte Hoffnung für die Zukunft setzte er auf die Schule: „man muß vor Allem der Jugend zu Hülfe kommen, so schleunig als möglich Schulen errichten, dieselben mit guten Büchern und

8*

einer klaren Methode ausrüsten, um auf die möglichst beste Weise die wissenschaftlichen, sittlichen, religiösen Bestrebungen auf die richtige Bahn zu leiten." 1628 war auch dieser Aufenthalt zu Ende und Comenius mußte das Vaterland an den Schuhsohlen mitnehmen.

Er ging nach Polnisch-Lissa zur Brüdergemeinde und widmete sich mit allem Eifer dem einen Hauptwerke seines Lebens, der „großen Didaktik" oder Magna didactica, ursprünglich böhmisch verfaßt, dann lateinisch für alle Völker überarbeitet. Sie enthält alles Pädagogische, was er von 1627 bis 1642 geschrieben.

Das 28. Capitel der großen Didaktik versprach bereits die „Kinderschule bis zum 6. Jahre". In dieser Schrift von 1633 liegen die Wurzeln von Locke und Rousseau: das Verhalten der Mutter vor und nach der Geburt, die Selbststillung, die Sanitätsmaßregeln werden erörtert. Es folgt die Lehre von der angemessenen Uebung der Kräfte: „Je mehr der Knabe thätig ist, läuft, umherspielt, desto wohlthuender ist sein Schlaf, desto besser seine Verdauung, desto schneller wächst er, desto mehr gedeiht er an Leib und Seele". Man sorge für „angenehme Unterhaltung im fröhlichen Spiel und Scherz". Die erste Idee des Fröbel'schen Kindergartens. Das Verständniß der Kinder soll geweckt werden durch die Anfänge der Physik, Optik, Astronomie, Geographie, Chronologie, Geschichte, Oekonomie, Politik, durch Fabeln und Gleichnisse, die man ihnen erzählt. Nicht lange über das sechste Jahr hinaus dürfen aber die Kinder in der Mutterschule verbleiben; dann ist es Zeit für die öffentliche Schule.

Die sechs Büchlein über die Volksschule sind nie vollendet worden, da sie sich auf die böhmische Muttersprache bezogen und Comenius die Hoffnung auf Rückkehr aufgeben mußte. Wir kommen daher zur Erlernung fremder Sprachen, besonders der lateinischen. Europäisch berühmt wurde rasch die Janua linguarum oder die „eröffnete Sprachenthüre, Pflanzschule aller Sprachen und Wissenschaften" (1631). Der

Grundzug dieser wie aller folgenden philologischen Schriften besteht in der stricten Vereinigung von Form und Inhalt, des Wortes und der Sache, sowie in der heuristischen Methode der Grammatik. Die Grundübel des bisherigen Lateinlernens werden scharfsinnig und rückhaltslos aufgedeckt: „Zuerst nämlich wird die Jugend mit abstracten, grammatischen Regeln hingehalten und gequält; dann müssen die Knaben immerfort Vocabeln sich einprägen, ohne von den Dingen Kenntniß zu haben". Comenius dagegen verlangte, „daß der Intellect und die Sprache immer parallel neben einander hergehen". Sinnlose Klänge von sich zu geben, sei papageienhaft. Die Gesammtheit der Dinge selbst müsse in bestimmten Classen nach der Fassungskraft der Jugend geordnet und auf diese Weise das in der Rede genannte Ding der Einbildungskraft eingeprägt werden.

Die Janua machte ungeheure Sensation, sie wurde in 12 europäische Sprachen, dann in's Arabische, Türkische, Persische und in's — Mongolische übersetzt. Selbst der krittelige Bayle prophezeite ihr die Unsterblichkeit. Samuel Hartlib zu London war Feuer und Flamme. Mit Vergnügen begeisterte sich die pädagogische Welt im Interesse der kommenden Generation für die nüchternste Linguistik und den ebenerdigsten Realismus. So froh war man, wieder auf seine Füße gestellt zu werden.

Es folgten ein Vestibulum oder „Vorhalle zur Sprachenthüre" (1633) und das „Vorbild eines Tempels der Latinität" mittels „Vorhalle, Eingangsthür, Wohnhaus und Schatzkammer". Derselbe Grundsatz wie bei der Janua leitet den Verfasser auch hier: „Das Sprachstudium zielt auf die Dinge ab, um nicht in eitler Geschwätzigkeit, sondern in weiser Beredtsamkeit zu enden. Die Worte müssen beständig im Verein mit den Dingen gelehrt werden, damit sich Einsicht und Sprache zugleich bilden. Worte ohne Dinge sind Schalen ohne Kerne, eine Scheide ohne Schwert, Schatten ohne Körper, Körper ohne Seele. Der Weise, wahrhaft Gebildete, denkt Dinge,

spricht Dinge, thut Dinge. Man muß sich vor der Scheidung der Worte von den Dingen hüten."

Man erwäge, selbst im 19. Jahrhundert, was das sagen will. Es ist der Krieg auf Tod und Leben wider die „Ideen" in der Luft, die Schemen ohne Realität, die leeren Begriffe ohne Anschauung, die ganze verkehrte Welt, welche sich vom Platonismus her in das christliche Zeitalter fortgesetzt hat. „Wohnen wir nicht eben so gut in dem Garten der Natur, wie die Früheren? Warum sollen wir nicht ebenso wie sie Augen, Ohren, Nasen gebrauchen, warum durch andere Lehrer als durch unsere Sinne die Werke der Natur kennen lernen? Warum, sage ich, sollen wir nicht statt todter Bücher das lebendige Buch der Natur aufschlagen, in welchem viel mehr zu schauen ist, als uns jene erzählen können; und dies Schauen bringt zugleich mehr Freude und Frucht." Und dann anderswo: „Bis jetzt haben die Schulen wirklich nicht darauf hingearbeitet, daß die Kinder wie junge Bäume aus eigener Wurzel Früchte entwickelten, sondern nur darauf waren sie aus, daß sie sich mit anderweit abgebrochenen Zweiglein behängten."

Wer sich jemals mit dem Unterricht oder auch nur der pädagogischen Methodenlehre beschäftigt hat, wird unmittelbar die tiefe Grundwahrheit in dem Vorstehenden herausfinden und dabei sich im Stillen gestehen, wie viel noch von dem vor zweihundert Jahren bekämpften Formalismus in unseren Schulen grassirt; wie viele Dogmatik des Wissens noch da getrieben wird, wo das Selbstergreifen des Gesetzes auf frischer That einzig zur Geltung kommen sollte. Die Schule war zu des Comenius Zeit, was die Kirche immer sein muß, eine theologische Anstalt; jetzt ist die Einsicht eine vielfach bessere, aber die Erfüllung des Guten bringt es nur allzu oft nicht über das Wollen hinaus. Es giebt auch einen rationalistisch-pragmatischen Pedantismus, der an Unleidlichkeit dem rein theologischen nichts nachgiebt, mag er sich auch noch so emphatisch auf Pestalozzi und Diesterweg berufen. Der höchste Beruf in der Menschheit leidet natürlich noch viel mehr von

der handwerksmäßigen Schablone, als andere, meist niedrigere Functionen.

So richtig aber auch der Grundsatz des Comenius, so segensreich für seine Zeit, so fördernd für die Zukunft er sein mochte: über die Ausführung, den Bereich der Anschauungen und Bezeichnungen, ließ sich schon damals mit ihm streiten. So klagte bereits der Nürnberger Rector Feuerlein, das Latein des Comenius sei mehr ein Schneider-, Schuster-, Weber-, Küchen- und Kellerlatein, als ein wirklicher Sprachschatz zur Anwendung auf die nothwendigsten Begriffe. Im harten Gegensatz zu der Phraseologie der Historia sacra, zu dem Spiritualismus der Zeit, gab Comenius seinem Latein einen wahren Erdgeschmack.

Immerhin bewahren wir dem kühnen Reformator die wärmste Dankbarkeit für sein unumstößliches Princip und seine consequente und stets praktische Kritik. Die Janua ꝛc. sind sprachliche Werke; der Plan der bereits erwähnten „Pansophie“ ist ganz auf die Dinge gerichtet, streng realistischer Natur. Es dürften, meinte der Verfasser, „die Studien der Weisheit nicht blos in lateinischer Schrift niedergelegt werden, wie es bisher in souveräner Verachtung des Volkes und der Volkssprachen mit Unrecht geschehen sei; sondern Alles möchte einer jeglichen Völkerschaft in ihrer eigenen Sprache gelehrt und dadurch Allen, die Menschen seien, Gelegenheit geboten werden, sich mit diesen freien Wissenschaften zu beschäftigen, lieber als sich mit den Sorgen dieses Lebens, oder ehrgeizigen Bewerbungen, oder Trinkgelagen, oder sonstigen Eitelkeiten, wie es beständig geschehe, abzumühen“. Kurz, es handelte sich um eine „Thüre der Dinge“.

Eigentlich jetzt erst stoßen wir auf die rechte Betonung der Anschauung, die allein richtige Vorstellungen und Begriffe hervorbringen kann, auf die Begründung des heute so berühmten „Anschauungs-Unterrichts“. Die Momente dieser Methode führt Comenius also auf: „erstens die Kunst, den Geist des Lernenden zu fesseln, zu laben, zu sänftigen; sodann Alles

durch Autopsie (eigene Anschauung) und die sinnliche Auffassung, das Sichtbare durch den Gesichtssinn, das den Geschmack Angehende durch den Geschmackssinn, das was sich berühren läßt, durch den Tastsinn zu vermitteln; endlich solle man alle Wissenschaften und Künste dergestalt lehren, daß man überall mit dem Bekannten anfange und stufenweise im allmählichen Fortschritt zum Unbekannteren übergehe, so daß das Erste dem Zweiten, das Zweite dem Dritten, das Dritte dem Vierten Licht gewährt und bis an's Ende scheinen läßt, ganz wie bei einer Kette ein Glied in das andere greift und es nach sich zieht."

Ausdrücklich beruft sich Comenius dabei auf „den berühmten Franciscus Bacon von Verulam in seiner Instauratio magna (die Didactica magna ist gleichsam das Gegenstück dazu), die eine Art von künstlicher Induction aufstellt, welche uns wirklich den Weg in die Tiefen der Natur aufgeschlossen hat, deßhalb jedoch nicht genügt, weil es auf die Gesammtheit der Dinge abgesehen ist." (Er will sagen, der centrale Punkt lasse sich auf inductive Weise nicht finden.) Sodann erwähnt und kritisirt er den Ludwig Vivès: „von der Unterweisung in den Wissenschaften", der jedoch besser gesehen, wie der Unterricht nicht sein solle, als daß er etwas Andres vorgeschlagen hätte. Comenius studirte aufmerksam den Thomas Campanella, den seltsamen Mann, der den Socialismus mit der christkatholisch-spanischen Despotie zu vereinbaren wußte, besonders dessen „Vorläufer zur Herstellung der Philosophie", die „Realphilosophie nach dem Schlußverfahren", endlich das Werk „über den Sinn der Dinge", fand sich jedoch in den Kreuz- und Quersprüngen dieser phantastischen Logik nicht zurecht.

Wie Comenius die wissenschaftlichen Thaten des Auslandes kannte und sich an ihnen weiter bildete, so hatte auch das Ausland auf ihn das Auge gerichtet, zweimal ihn sogar zu großen Dingen erkoren. Zuerst berief ihn das Vaterland Bacons nach London, und zwar war es wieder der rege Sa-

muel Hartlib, der das lange Parlament von 1640 auf diesen Gedanken brachte. Comenius erschien im Jahre 1641 und machte sofort durch eine eigene Schrift Propaganda für seine Ideen. Als das Parlament wieder zusammentrat, ernannte es eine Commission, mit dem Auftrage ihn zu hören. Man zeigte sich geneigt, ihm ein eigenes College zu errichten, an dem Gelehrte aus allen Völkern unter anständigen Bedingungen mit ihm zusammen wirken sollten. Das war Bacon's Traum gewesen: ein allgemeines Collegium, das sich nur um die Pflege der Wissenschaften zu kümmern hätte; ein Traum, der erst nach der Restauration von 1660 durch das „Royal College", die englische Akademie, theilweise in Erfüllung ging, freilich ohne jede Rücksicht auf Pädagogik.

Da kam der irische Aufstand, die Abreise des Königs, der Krieg stand in Sicht; mit den gelehrten Plänen war es aus, und Comenius kehrte heim. Sein reicher Gönner, Ludwig de Geer, ein holländischer Kaufmann, berief ihn nach Schweden, wo der große Pädagog mit dem großen Staatsmann, dem Grafen Axel Oxenstjerna zusammenkam. Das war ein Mann, der nicht nur die Staatsraison im Kopfe hatte, sondern der wirklich Menschen zu regieren fähig und würdig war. Was kümmerten sich Richelieu und Mazarin um pädagogische Ideale? wie weit gingen die Absichten der besten deutschen Fürsten und ihrer Minister, von den Habsburgern und dem bayerischen Maximilian gar nicht zu reden, welche ihre Völker in die Spießruthen-Gasse der Jesuiten hineintrieben?

Hören wir den erstaunten Comenius selbst. „Am meisten forschte der nordische Adler so genau nach den Grundlagen meiner beiden Absichten auf didaktischem und pansophischem Gebiet, wie es bisher von keinem Gelehrten geschehen war." Der Kanzler bemerkte: Er habe längst die Beobachtung gemacht, daß die Methode der Studien etwas gewaltsam zu Werke gehe, sei jedoch nicht dahinter gekommen, wo die Sache ihren Haken habe. Als Gesandter von seinem großen Könige

nach Deutschland geschickt, habe er über die Sache mit verschiedenen Gelehrten verhandelt und namentlich von Wolfgang Ratichius Auskunft verlangt. Dieser habe ihm anstatt der Antwort einen dicken Quartband gegeben; auch diesen habe er durchgelesen, die Krankheiten der Schulen zwar entdeckt, aber die Heilmittel nicht genügend gefunden. „Deine Pläne (zu Comenius) ruhen auf festem Grunde." Comenius warf ein, er gehe jetzt mit Größerem um, worauf der Kanzler: er habe den „Vorläufer der Pansophie" gelesen, worüber morgen verhandelt werden solle; jetzt habe er Staatsgeschäfte.

Am andern Tage kam eine bei Staatskanzlern ungewohnte Debatte zu Stande. Oxenstjerna begann gleich: „Kannst du Widerspruch ertragen?" Comenius: Deßhalb sei gerade der „Vorläufer" vorausgeschickt worden, um Kritik hervorzurufen. Der Kanzler, darin Staatsmann, bezweifelte die auf die Pansophie gesetzten Hoffnungen; er meinte, es gehe vielmehr in der Welt auf Finsterniß und Verderbniß hinaus. Comenius wußte zu antworten, und der Kanzler erklärte groß und sicher: „Ich glaube, daß noch Niemand Solches in den Sinn gekommen ist. Bleibe fest auf diesem Grunde! Wir werden entweder so dermaleinst zur Uebereinstimmung der Ansichten kommen, oder es wird offenbar keinen Weg dafür geben."

Nur beharrten der Kanzler und die übrigen schwedischen Capacitäten darauf, erst möge Comenius den Schulen seine Dienste leihen, um den höhern Bestrebungen den Weg zu bereiten. Das aber kreuzte die Pläne des Reformators, der mit aller Macht auf die Pansophie lossteuerte. Ludwig de Geer redete zu, Hartlib und die englischen Freunde riethen ab: er habe für die Schule genug gethan, die möge er Andern überlassen; es handle sich jetzt um die Realencyklopädie, um die Pansophie. Die Schweden hielten ihn aber fest: was zuerst gethan sein wolle, müsse man zuerst thun; man schreite nicht vom Größern zum Kleinern.

Wer diesen gewaltigen Ernst der gebildeten Protestanten, selbst in Regierungskreisen, um die Jugenderziehung erwägt,

der kann doch wohl nur den Kopf schütteln zu der katholisirenden „Unparteilichkeit“, von der so mancher Historiker besessen ist, und die „auf der einen Seite, von der andern“ so viel abwägt, daß endlich von der Geschichte nichts übrig bleibt als Zungendrescherei. Comenius aber war wieder vier Jahre lang an didaktische Arbeiten geschmiedet, und zwar in Elbing, wie man in Schweden wünschte. Unter Widerwärtigkeiten aller Art, von denen die Keplersche Krankheit, nämlich das Ausbleiben des Geldes, eine große Rolle spielte, kamen zwischen 1642 und 1650 die Schulbücher zu Stande, die den zweiten Theil der „didaktischen Gesammtwerke“ bilden, und deren Druck seit dem Friedensjahre 1648 in Schweden begann. In diesem Jahre wurde Comenius Senior der ausgewanderten „Brüder“ zu Lissa.

Wie seufzte der Arme in der Widmung der „Neuesten Sprachenmethode“ an seinen Gönner Ludwig de Geer: „Ich fürchte es entweder bereuen oder Verleumdungen deßhalb hören zu müssen, daß ich auf fremde Arbeit einen großen Theil meines Lebens verwandt habe und darin beinah alt und grau geworden bin. Der Kämpfe um Worte (Logomachien) sei nunmehr ein Ende. . . .“

Das Verfassen von Lehrbüchern und Grammatiken erscheint dem nach realem Wissen und der Systematik der Wissenschaft Strebenden ungefähr wie Keplern, dem der Weltharmonie nachtrachtenden, das Kalendermachen. Comenius nennt das die Arbeit fremder Leute thun, weil jeder Andere nach den von ihm gegebenen Vorbildern es auch machen könnte.

Comenius that jedoch immer mehr, als er zu thun glaubte. Gerade in dieser „Grammatik“ erhebt er sich am Schlusse zum Anwalt des Vaterlandes und der Menschheit, zum Fichte des 17. Jahrhunderts. „Ihr habt viel zerstört, Ihr Mächtigen, baut Vieles nun wieder auf! und seid so Nachahmer desjenigen, der Euch die Sorge für die menschlichen Dinge an seiner Statt übertragen hat. Wer da zerstört, der baue auf; wer entwurzelt, der pflanze!“ Die weltlichen Mächte des Christen-

volks sollen die neue Methode prüfen, gute Schulen herstellen, auf die Pflege der Muttersprachen bedacht sein, Seminarien und philologische Gesellschaften gründen.*)

Das war anno 1648. In der „großen Didaktik" lesen wir denselben Gedanken in anderer Form; Comenius citirt die Werke der Pädagogen Ratich, Lubin, Helwik, Ritter, Bodin, Glaum, Vogel, Wolfstirn, und „unter den Ersten zu nennen", den Joh. Valent. Andreä, und erklärt: Ich habe durch dieses Studium „einen außerordentlichen Genuß gehabt, eine innere Befriedigung gewonnen, welche meinen Schmerz über die Zerrüttung des Vaterlandes und den so sehr traurigen Zustand von ganz Deutschland zum großen Theil milderte; denn ich fing an zu hoffen, die Vorsehung des höchsten Gottes wisse es nicht ohne Absicht zu verbinden, daß der Einsturz der alten Schule und die Gestaltung der neuen nach meiner Idee in dieselbe Zeit fielen." Er dachte: Abbruch und Neubau; er hielt den westphälischen Frieden für eine Epoche, während dieser Friede nur das Jahr 1624 für permanent erklärte, die rollende Welt in diese brutale Schraube einzuklemmen suchte und lange genug eingeklemmt hat.

Die Evangelischen und die Brüdergemeinde im Besondern blieben, nach wie vor dem Frieden, in Oesterreich außer dem Gesetz. Wie inständig bat Comenius den schwedischen Kanzler, die Ursachen des Krieges im Frieden nicht zu vergessen: „sie jammern und klagen vor Gott, daß sie verlassen und von der Theilnahme an der Frucht des so lange ersehnten Friedens ausgeschlossen sind." „Sind wohl einige Tonnen Goldes, schreibt der freimüthige Mann, der würdige Lohn solcher Opfer? Was hilft es uns, daß Ihr uns aufgerufen, da Ihr Euch nicht darum kümmert, daß unser Königreich dem Evangelium wiedergegeben werde? Wo ist nun wohl bei Euch etwas zu hoffen für die Unglücklichen, wie steht's mit Euern Betheue-

*) Das einzige Seminar zur Heranbildung von Lehrern im 17. Jahrhundert war das „Contubernium" zu Wesel, gegründet — 1687!

rungen, Ihr suchtet nichts Anderes, als die Befreiung der Unterdrückten?" Umsonst, die französische Politik und die Staatsraison siegten.

In den Friedensjahren raubte der Tod dem Comenius die zweite Gattin. Die Sorgen des Seniorats zogen ihn vom Studium ab, und als er sich der Pansophie ganz hinzugeben gedachte, riß ihn ein Ruf des Fürsten Sigismund Rakoczi von Siebenbürgen wieder von seiner Lieblingsarbeit. 1650 war er in Saros-Patak, unweit von Tokay; hier sollte er die Provinzialschule nach den Gesetzen der Pansophie einrichten. Der Fürst nahm den Plan beifällig auf, sieben Classen methodisch über einander zu errichten; es blieb aber bei dreien, d. h. bei der Schulmeisterei.

Historisch wurde der Aufenthalt zu Patak durch die Vollendung des Orbis pictus, der den Ruhm seines Verfassers auch in der nichtpädagogischen Welt bis auf die neueste Zeit lebendig erhalten hat. Der deutsche Titel lautet: „die sichtbare Welt, das ist aller vornehmsten Weltdinge und Lebensverrichtungen, Vorbildung und Benamung." (Erste Ausgabe 1657, Nürnberg). Dieser „gezeichnete Weltkreis" ist eine illustrirte Realencyklopädie für die Jugend, in welcher alles Wissenswerthe anschaulich gemacht werden soll. Manches ist gar sehr kindlich. Die Anschaulichkeit wird auf Dinge übertragen, die sich jeder Anschaulichkeit entziehen, weil sie pure Abstractionen sind; über den Stand des damaligen Wissens konnte der Verfasser natürlich nicht hinaus. Aber vergessen wir nicht, daß es bis zu Goethe's Zeiten kein andres lehrhaftes Bilderbuch gab, und daß Goethe selbst das Basedow'sche Elementarwerk dem Orbis pictus nachsetzte, weil es „jener sinnlich methodischen Vorzüge ermangelt, die wir ähnlichen Arbeiten des Amos Comenius zuerkennen müssen." Der Orbis wurde in elf Sprachen übersetzt, erlebte zahllose Auflagen und gab den universellen Anstoß zu allen illustrirten Werken der Neuzeit bis zu den Pfennigmagazinen herab.

Im Jahre 1654 verließ der Vielumgetriebene Patak und

kehrte nach Lissa in sein Seniorat zurück. Neues Unglück ballte sich über ihm zusammen. Karl Gustav von Schweden überwältigte Polen und vertrieb den König Casimir. 1656 erhoben sich die Polen und stürmten das schwedenfreundliche Lissa. Comenius rettete nichts als sein Leben, seine Bibliothek sammt den Handschriften verbrannte mit geringen Ausnahmen, grade wie 35 Jahre früher in Fulnek. Er hat den Greuel selbst beschrieben.

Er floh mit den Seinen nach Schlesien, weiter durch Niederdeutschland, bis er als 64jähriger seine letzte Freistätte in dem Geer'schen Hause zu Amsterdam bezog; der Sohn Laurentius hatte die Pietät seines Vaters Ludwig gegen den großen Reformator geerbt.

Sein ganzes pansophisches Material war hin, die Frucht einer 20jährigen Arbeit; aber der Plan, das Ganze schärfer zu umgränzen, blieb fortwährend sein eifrigstes Bestreben. Leider mußte er auch jetzt die Zeit mit der Correctur seiner Schulbücher — „der kindischen Dinge" — vertrödeln. Die Gesammtausgabe der didaktischen Werke wurde „der ausgezeichneten Stadt Amsterdam, dem berühmtesten Handelsplatz und dessen weisem Senat" gewidmet. In diesem Asyl der bürgerlichen Freiheit, auf holländischem Boden, hatte Comenius die Ruhe gefunden, welche auch dem P. Bayle, dem Leclerc, dem John Locke und vielen Andern auf kürzere oder längere Zeit hier zu Theil wurde.

Am 16. November 1671 starb der Rastlose; sein letzter Gedanke war die Pansophie, deren Herausgabe er seinem Sohne Daniel und seinem Freunde Nigrin auf die Seele band. Sie ist, trotz neunjähriger Revision der Papiere durch Nigrin, niemals erschienen.

Es währte volle hundert Jahre bis die Pädagogik wieder bei Comenius anknüpfte. Locke lernte aus ihm, Rousseau lernte aus Locke, Basedow gedachte den „Emil" Rousseau's methodisch darzustellen.

Comenius, wie Kepler, wie Shakespeare, war ein heroischer

Ausklang des Reformationszeitalters, übertäubt vom Kriegslärm und dem Strudel der Verwilderung. Als die englische Revolution Ernst mit der Durchführung der geknebelten und zerstückten Reformation machte, tauchten die Ideen des Comenius auch in England auf: aus Kindern Menschen, gebildete Männer und Frauen zu machen. Wunderbar, aber wahr, der mehrerwähnte Samuel Hartlib stand als Vermittler zwischen Comenius und dem größten englischen Dichter und Publicisten der nachshakespeare'schen Zeit, John Milton. Zu der zeitgenössischen Achselträgerei und historischen „Unparteilichkeit", lies: Verwaschung, gehört auch das vornehme Herabsehen auf die „finstern heuchlerischen Puritaner". Wohlan, hören wir einen Chorführer dieser Puritaner oder besser Independenten, den Vertheidiger des „Königsmordes", hören wir John Milton über Erziehung und Unterricht!

Milton schrieb an Samuel Hartlib: „Da wir sehen, daß kein Volk Erfahrung und Ueberlieferung genug für alle Arten des Wissens darbietet, so unterrichten wir uns hauptsächlich in den Sprachen derjenigen Völker, welche zu irgend einer Zeit der Weisheit am eifrigsten nachstrebten; so daß die Sprache blos das Mittel ist, welches uns Dinge zuführt, deren Kenntniß nützlich ist. Sollte sich aber ein Sprachgelehrter rühmen, alle Sprachen, in welche die Menschheit zu Babel zersplittert wurde, inne zu haben, so wäre er doch, falls er nicht die genannten Dinge eben so gut wie die Wörter studirt hätte, nicht so hoch als Gelehrter zu achten, wie der erste beste Landmann oder Handwerker, der nur seinen vaterländischen Dialekt gehörig verstände."

Damit es jedoch nicht scheine, als habe Milton die Form der vollkommneren Sprachen gering geachtet — wie konnte er das, da er so gründlich Griechisch und Latein, ja das Hebräische verstand? — so höre man weiter:

„Hieraus erhellen die vielen Mißbräuche, welche das Lernen im Allgemeinen so widerwärtig und erfolglos gemacht haben. Erstlich fehlen wir darin, daß wir sieben oder acht

Jahre darauf verwenden, so viel erbärmliches Latein und Griechisch zusammen zu schanzen, als man auf andere Weise leicht und mit Vergnügen in einem Jahre hätte lernen können."

Worin liegt denn der Fehler, woher der schlechte Erfolg? „Dasjenige, was unsere Fortschritte hier so sehr hindert, ist der Zeitverlust, theils durch allzuhäufige, müßige Ferien auf Schulen und Universitäten, theils durch die verkehrte Anforderung, welche die noch leeren Köpfe der Kinder zwingt, Aufgaben, Verse und Reden anzufertigen, welche die Arbeit des reifsten Urtheils und das Schlußwerk eines Kopfes sind, der durch langes Lesen und Beobachten mit wohlgeformten Maximen und mit Erfindungsgabe erfüllt worden; das sind nicht Dinge, die sich aus armen Bürschchen herauspressen lassen, wie Blut aus der Nase oder unreife Früchte vom Baum. . . . Würden sie dagegen, nach einigen vorbereitenden Grundlagen der Sprache, deren feste Formen sie dem Gedächtniß einprägten, durch ein ausgewähltes kurzes Buch, welches sie gründlich durchnähmen, zur Anwendung jener Formen angeleitet, so könnten sie zugleich den wesentlichen Inhalt nützlicher Dinge und Künste erlangen und so rasch die ganze Sprache in ihre Gewalt bringen." *)

Das liest sich doch grade wie aus dem Comenius. Es kommt aber noch energischer, direct auf den Universitäts-Schlendrian gemünzt, eine Kritik, die das Lockenhaupt des englischen Republikaners um zwei Jahrhunderte überlebt hat, und lautet wörtlich also: „In Betreff der gebräuchlichen Methode, Wissenschaften zu lehren, erachte ich es für einen alten Irrthum der noch nicht völlig von der scholastischen Rohheit barbarischer Jahrhunderte befreiten Universitäten, anstatt mit den leichtesten sinnfälligen Dingen anzufangen, die jungen immatriculirten Neulinge mit den allerraffinir-

*) S. Joh. Milton's Politische Hauptschriften, übersetzt von Dr. W. Bernhardi, Berlin 1874.

testen Abstractionen der Logik und Metaphysik zu überschütten, so daß die, welche eben erst jene grammatischen Untiefen und Sandbänke verlassen haben, wo sie lange genug festsaßen, um ein Paar Worte trübselig construiren zu können, urplötzlich in ein anderes Klima versetzt sind, wo sie mit ihren Köpfen ohne Ballast in den bodenlosen, unruhigen Tiefen der Dialektik hin- und hergeschleudert, die Gelehrsamkeit hassen und verachten lernen, weil sie die ganze Zeit hindurch mit bettelhaftem Begriffs-Geschwätz verhöhnt und betrogen werden, da sie doch eine würdige, erhebende Wissenschaft erwarteten."

Daß unser Independent die leibliche Erziehung nicht vergißt, läßt sich bei der Frische seiner Anschauung wohl erwarten. Er hat eben seine Humaniora im humanen Sinne studirt. Wir lesen:

„Der hier in der Kürze beschriebene Studiengang kommt jenen alten berühmten Schulen des Pythagoras, Plato, Isokrates, Aristoteles und ähnlicher am Nächsten, aus denen so zahlreiche berühmte Philosophen, Redner, Geschichtschreiber und Staatshäupter über ganz Griechenland, Italien und Asien sich verbreiteten, abgesehen von den blühenden Studien in Cyrene und Alexandrien. Aber in einem Punkte wird er sie übertreffen und gerade dieselbe Lücke ausfüllen, welche Plato im spartanischen Staat entdeckte. Während dieser Staat seine Jugend vorzugsweise für den Krieg erzog, jene andern aber in ihren Akademien und Lyceen nur auf den Frieden dachten, wird die hier skizzirte Erziehungsanstalt gleich geeignet für den Krieg wie für den Frieden sein."

„Anderthalb Stunden täglich für Leibesübungen." — „Sorgfältige Uebung in den Waffen zu Schutz und Trutz, auf Hieb und Stich . . . sie groß und schlank zu machen . . . einen edlen, furchtlosen Muth einzuhauchen . . . daß sie die Feigheit des Unrechtthuns hassen . . . Kunstgriffe des Ringens . . . im Gefecht oft nöthig . . . militärische Uebungen anfangs zu Fuß, dann zu Pferde . . . in jeder Geschicklichkeit des Marschirens, Lagerschlagens, Befestigung, Belagerung, Be-

schießung .... alte und neue Kriegslisten, Kriegswissenschaften .. gleichwie aus einem langen Kriege als Befehlshaber in den Dienst ihres Landes treten ....."

So reicht der große republikanische Lichtmensch die Hand der „ehrwürdigen Leidensgestalt" des mährischen Pädagogen, in dem festen Vertrauen auf die Möglichkeit einer Erziehung des Geschlechts zum Bessern und zur tiefern Erkenntniß der Welt: Dinge, die an der Zeiten Ungunst Schiffbruch leiden können, die aber nur denen als Thorheit erscheinen, welche die Fortbildungsfähigkeit vom morschen Stuhle ihres schäbigen Egoismus und ihres stinkenden Pessimismus herab achselzuckend belächeln.

Der christliche Bürgerkrieg.

Die Vorboten. — Der Krieg. Böhmen und die Pfalz. — Der niederdeutsche Krieg und Wallenstein. — Gustav Adolf und Wallenstein. — Der Französisch-Schwedische Krieg und der Westphälische Frieden. — Deutschland nach dem 30jährigen Kriege. Die Verheerung und der Kulturstand.

Die Vorboten.

Bis zu den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts bewegte sich der reformatorische Geist in aufsteigender Richtung. Dann trat die europäische Menschheit ins Sternbild des Tridentinums und des Ignaz von Loyola; die Bewegung wurde rückläufig. Offenbar war der neue Fonds, mit dem besonders Deutschland gearbeitet hatte, erschöpft; es handelte sich nur noch um die Conservation der Errungenschaft. Erhaltung ohne Wachsthum ist aber stets Verlust, ist Rückgang.

Der zweitdeutige, in Widersprüchen sich selbst aufhebende Augsburger Religionsfriede von 1555 hatte der Bewegung eigentlich erst ihre sogenannte praktische Seite gegeben. Wenn die geistlichen Stände des Reichs durch den Uebertritt zur neuen Kirche Amt und Einkommen einbüßten, wie das Reichsgesetz aussprach, so war die Restitution auf der ganzen Linie „vorbehalten". Und wenn die geistlichen Stände sich die Mißachtung der Duldung Andersgläubiger „vorbehielten", so hing der innere Friede am Haare der Willkür. Augenscheinlich kam es nur auf die Situation und auf die Gelegenheit an, welche Bedeutung der ganze Pakt haben würde, d. h. er war zur Machtfrage geworden. Dasjenige Staats- und Völkerrecht, welches sich mit cynischer Offenherzigkeit auf die bloße Macht stützt, erhält hier die willkommenste Illustration für sein Sophisma.

Noch ein halbes Menschenalter lang säcularisirten die protestantischen Stände rüstig weiter, allerdings auch reichsunmittelbare Stifter und Bisthümer im Norden; sie standen auf der Declaration Ferdinands I. und verwarfen den „Vorbehalt“. Wohlwollende, friedlich gesinnte Fürsten wehrten Conflicte ab; der reformatorische Zug griff tiefer und tiefer in die alte Kirche ein: unter hundert Priestern war kaum ein einziger unverheirathet, vom Fegfeuer war keine Rede mehr, die Prozessionen waren eingestellt, der Papst selbst hatte den Kelch, z. B. den Salzburgern, gewährt.

In den 60er Jahren war vielleicht noch ein Zehntel aller Deutschen, Oesterreich nicht ausgeschlossen, ernstlich katholisch. In den 70er Jahren begann die Reaction unter Führung und Einflüsterung der Jesuiten, die den Katholicismus wieder militant machten. Die Capuziner predigten mit Erfolg im populärsten Tone. Hin und wieder verjagte man die protestantischen Geistlichen, sperrte Kirchen, drang auf Auswanderung oder Bekehrung der Ketzer. In den Reichsstädten von gemischter Bevölkerung erhob sich leidenschaftlicher Streit. Adligen und freien Städten wurde, der Declaration Ferdinand's I. entgegen, die Religionsfreiheit entzogen. Heftige Schriften bedrohten die evangelischen Stände in ihrer politischen Stellung. 1582 wurden die protestantischen Administratoren norddeutscher Stifter vom Reichstage ausgeschlossen. Die Jesuiten putzten und bauschten den katholischen Cultus auf, erfanden den hohlen Pompstyl, liebäugelten mit der Mutter Gottes, brachten die Prozessionen wieder in Schwang.

Spanische Truppen drangen executorisch nach Westphalen — die schwarze Tafftmantille ist noch von ihnen übrig geblieben —; der Bischof von Paderborn warf den Protestantismus nieder.

Der Protestantismus konnte seinem Princip der „Prüfung“ zufolge nicht leicht eine einheitliche Macht bilden. Die Calvinisten, Mystiker in der Prädestination, waren Rationalisten im Abendmahl; die Lutheraner, die sich umgekehrt verhielten, erstarrten

in einem trostlosen Dogmatismus, der den Melanchthon schier selber verketzerte. Die Toleranz, das letzte Mittel gegen die Vielheit der Meinungen, war den Flacius, Westphal und Heßhusius so verhaßt wie der römischen Curie selbst. Bis zur Höhe der holländischen Kirchenpolitik reichte Deutschland lange nicht. Im Gegentheil, seit Friedrich III. von der Pfalz, um Ruhe im Lande zu haben, Calvinist geworden war, stand die Kurpfalz nicht einmal mehr unter dem Schutz des zweideutigen Religionsfriedens, und war den evangelischen „Brüdern" wegen ihrer Freundschaft mit Holland und England ein scharfer Dorn im Auge.

Auch in socialer Beziehung waren die frühern Bedingungen frischen Aufstrebens abhanden gekommen. Die Fürstenmacht, die zur Territorialsouveränität hinstrebte, vollzog eine bis dahin nicht gekannte Trennung der Höfe vom eigentlichen Volke. Zwischen beide schob sich als Leibgarde der Throne der Adel, der sich auf Reisen bildete und dann die bürgerlichen Aemter besetzte. Die jungen Herren, „wenn sie groß und bengelhaft geworden", gingen nach Paris, brachten wälsche Moden heim und gaben den Luxuston an. Fremde Baukünstler und Musiker thaten das Ihrige. Nur wenige Städte leisteten noch Widerstand gegen diese Exclusivität von Hof und Adel. Bedeutend waren noch Nürnberg, der Stapelplatz zwischen Rhein und Donau, wo schlesische Leinwand, italienische Seide und englische Tuche mündeten; Augsburg, der Brückenkopf nach Italien, die Stadt der deutschen Renaissance; Lindau am Bodensee, das „deutsche Venedig", der Kreuzweg nach der Lombardei und Lyon; Frankfurt a/M., dessen Messe immer bedeutender wurde; Stendal in der Altmark, die Tuchmacherstadt; endlich Berlin, wo man — „ein seltener Fall," sagt Ranke — reich war. Im Ganzen wurden auch die Städte höfisch, strebten nach Luxus und dürsteten nach Geld.

Merkwürdig stimmt mit dieser Wendung zusammen eine Verschlechterung im nationalen Charakter, wenn wir anders annehmen dürfen, die Reichspolizeiordnung von 1577 sei nicht

aus der Luft gegriffen worden. Luther hatte sich doch schon hart genug gegen den deutschen „Sauffteufel“ ausgelassen. Die Reichspolizeiordnung aber gebot „allen Kurfürsten, Fürsten und Ständen, daß sie, ihren Unterthanen zum Exempel, das übermäßige Trinken und Zutrinken für sich selbst vermeiden, es auch an ihren Höfen und in ihren Ländern ernstlich abthun sollen. Die Prediger sollen sonntäglich das Volk von diesem Laster abmahnen, das den Teutschen bei allen fremden Nationen Verachtung zugezogen, und aus welchem Gotteslästerung, Todtschlag, Mord, Ehebruch und viele andere Uebelthaten folgen.“

Besonders wurde damals noch Klage erhoben über die „gartenden Knechte“ oder müßigen Soldaten. Das reiche Gemüthsleben deutscher Nation versiegte in bestialischem Genuß, dessen Kehrseite das dogmatische Haarspalten und der Hexenprozeß bildeten.

Die Reformation also stand in der Defensive, blaß und kraftlos; der Jesuitismus mit der Fieberröthe auf den Augenknochen schritt zum Angriff. Im Jahre 1581 wählte die protestantische Mehrheit in Aachen einen protestantischen Stadtrath, der katholische entfloh. Der Bischof von Lüttich und der Herzog von Jülich erhielten Befehl zur Execution; ihre Truppen wurden zurückgeschlagen. 1598 fand die Restitution statt; die protestantischen Geistlichen wurden vertrieben, die protestantischen Stadträthe verbannt. Nicht einmal außerhalb der Stadt wurde den Protestanten der Gottesdienst erlaubt. 1611 revoltirte Aachen und richtete sich wieder protestantisch ein; 1614 stellte der spanische General Spinola die katholische „Ordnung“ her. Was bedeutete nun der Religionsfrieden und wie war das Reich regiert, das durch fremde Truppen Polizei übte?

Fast gleichzeitig mit der ersten protestantischen Stadtrathswahl zu Aachen ereignete sich in Köln ein anderes, noch bedeutsameres Vorzeichen der kommenden Dinge. Der Kurfürst Gebhard Truchseß von Waldburg verlobte sich 1582 mit der

schönen Gräfin Agnes von Mansfeldt und heirathete sie bald darauf. Angesichts des „geistlichen Vorbehalts“ erklärte er ausdrücklich, er strebe nicht den säcularisirten Besitz an; nach seinem Tode habe vielmehr das Capitel die Berechtigung zu einer Neuwahl. Neu war der Fall keineswegs, in der Reformationszeit ging man ganz ungenirt zu Werke: 1543 heirathete der Bischof von Schwerin, Magnus von Mecklenburg, die Tochter König Friedrich's I. von Dänemark, und seine Frau Bischöfin heirathete nach seinem Tode den Nachfolger. Der Administrator von Magdeburg, Joachim Friedrich von Brandenburg und der Bischof Christoph von Ratzeburg lebten in der Ehe. Das waren aber vergangene Zeiten. Die Reaction im Jahre 1583 fürchtete, das Kölner Erzbisthum möchte sich an solche Dinge gewöhnen und die Kurstimme definitiv verloren gehen. Der Papst bannte den Kurfürsten und setzte ihn trotz der goldenen Bulle ab. Kaiser Rudolf ließ beifällig geschehen. Die Protestanten konnten die Majorität im Kurfürstenrathe auf einen Schlag erlangen, wenn sie dem Truchseß zu Hülfe kamen. Aber mit Ausnahme Johann Casimir's von der Pfalz, der einen vergeblichen Versuch machte, rührten sie sich nicht; bayerische und wieder spanische Truppen setzten einen bayerischen Prinzen in die Kur ein und vertrieben den Abtrünnigen, der in Straßburg procul negotiis sein Liebesglück pflegte. Die Lutheraner entschuldigten sich damit, daß Gebhard Calvinist geworden sei; sie wollten noch immer nicht einsehen, daß des Nachbars Wand brannte.

Zehn Jahre später gab es eine Bischofswahl in Straßburg, der echt protestantischen Stadt. Gewählt wurde von der einen Hälfte des Capitels Johann Georg von Brandenburg, Sohn des späteren Kurfürsten Johann Friedrich, von der andern Hälfte der Cardinal-Bischof von Metz, ein lothringischer Prinz. Straßburg hatte also zwei Bischöfe, die sich nach dem uti possidetis vertrugen. Hätten die Protestanten eingegriffen, so ging Straßburg wahrscheinlich ein Jahrhundert später nicht dem Reiche verloren. Aber 1604 ließen sich die

protestantischen Domherren ihre Pfründen abkaufen und 1617 waren die Katholiken wieder im Besitze sämmtlicher Stellen.

Auf dem imaginären deutschen Kaiserthrone saß seit 1576 der kranke Grübler Rudolf, auch äußerlich die Caricatur seines Großoheims Karl's V. Wenn bei dem Herrn beider Welten das Kinn mit zunehmendem Alter mit der Spitze in die Höhe wuchs, so daß sein Gesicht dem Monde im ersten Viertel glich, während bei Ferdinand I. und dessen Sohne Max II. die Physiognomie sich in die Länge erstreckte, so trat bei Rudolf die anfangs schöne Stirn mit der Zeit zurück, das Kinn aber um so mehr hervor — eine doppelte Curve. Auf gewissen Kupferstichen gleicht er einem Bullenbeißer, auf andern einem Schlafsüchtigen.

Das schließliche Schwanken in der Kirchenpolitik, welches wir bei seinem Vater Max bemerkten, ging bei dem Sohne in zähen Conservativismus über; dieser wollte in den Träumereien und Spielereien nicht gestört sein, die er zu Prag als Zauberlehrling seines Kammerdieners Philipp Lang so emsig betrieb.

Der Astrolog auf dem Throne war nicht persönlich bigott, er hing nur an der Tradition seines Hauses und erblickte in den protestantischen Bestrebungen eitel Willkür und den Samen politischer Rebellion. Der idealisirende Dichter*) hat ihn ziemlich getroffen, wenn er ihn sagen läßt:

„Es heißt den Glauben reinigen, daß Gott!
Der Glaube reint sich selbst im reinen Herzen;
Nein, Eigendünkel war es, Eigensucht,
Die nichts erkennt, was nicht ihr eignes Werk.“

Zuletzt kommt die Sache an die „Hefe“, die also spricht:

„Sind wir die Mehrzahl doch, die Stärkern doch,
Sind Menschen so wie Ihr — uns unser Recht! —
Ich sage Dir, nicht Scythen und Chazaren
Bedrohen unsre Zeit, nicht fremde Völker;

---

*) Grillparzer: „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg.“

> Aus eignem Schooß ringt los sich der Barbar,
> Der, wenn erst ohne Zügel, alles Große,
> Die Kunst, die Wissenschaft, den Staat, die Kirche
> Herabstürzt von der Höhe, die sie schützt,
> Zur Oberfläche eigener Gemeinheit,
> Bis Alles gleich, ei ja! weil Alles niedrig."

In dem Wirrsal der Zeiten sieht Rudolf nur einen festen Halt, das Haus Habsburg nämlich, das

> — „einig mit dem Geist des All,
> „Und in dem Mittelpunkt der eignen Schwerkraft
> Der Rückkehr harrt der Geister, welche schweifen."

Kaiser Rudolf meinte die Reaction mehr politisch als kirchlich. Er, der Schwächling, hatte Velleïtäten einer festen Einheit seiner Länder. Die kirchliche Uniformität sollte als Mittel dazu dienen. Hierin begegnete er sich mit dem verfehlten Richelieu Oesterreichs, dem spätern Cardinal Melchior Khlesl.*) Khlesl, ein Wiener Kind, wurde Dompropst zu St. Stephan und Kanzler der WienerUniversität. Noch im Jahre 1597 war ein Protestant als Rector dieser Universität von Rudolf bestätigt worden. Kanzler Khlesl aber erwirkte das Decret, welches die Protestanten von der Universität ausschloß. Und nun wurde Khlesl Generalreformator von ganz Niederösterreich.

Rudolf hatte jetzt entschieden die Bahn des steirischen Ferdinand, seines Neffen, betreten. Als er jedoch Böhmen, Mähren und auch Ungarn nebst Siebenbürgen vergewaltigen wollte, erhob sich im letztern Lande Bocskai mit Hülfe der Türken und brachte den Besitz der Stephanskrone in große Gefahr. Da traten 1606 die Brüder und Vettern des Kaisers in Wien zusammen, um „zeitliche Fürsehung" gegen die „Gemüthsblödigkeit" Rudolfs zu thun. Erzherzog Mathias, des Kaisers Bruder, wurde zum Haupt des Familienrathes ernannt. Er erlangte von den Türken einen demüthigenden

*) Bald Clesel, bald Clesl, von Gindely Khlesl geschrieben, welchem wir folgen. Der protestantische Prof. Taubmann zu Wittenberg brachte den Sinn auf: CLesel = 150 Esel, worin sich der „taube Mann" irrte.

Frieden auf 20 Jahre, erkannte Bocskai als Fürsten von Siebenbürgen an und gewährte für Ungarn und Siebenbürgen Religionsfreiheit. Rudolf, der allerdings verschiedene Proben von „Gemüthsblödigkeit" gegeben und namentlich seit dem Jahre 1600 die fixe Idee hegte, daß ihn ein Mönch ermorden werde, weigerte sich, den sogar auf Khlesl's Rath geschlossenen Frieden anzuerkennen. Da berief Mathias den ungarischen Reichsrath und die österreichischen Stände nach Preßburg und schloß mit ihnen eine „Conföderation" gegen den Kaiser, der auch Mähren beitrat.

Mathias rückte nun gegen Prag. Karl von Zierotin, von seiner Einheitsidee geleitet, betrieb vergebens den Abfall der böhmischen Stände von Rudolf. Allein Rudolf war geängstigt, trat dem Bruder 1608 Ungarn, Mähren, beide Oesterreich ab und sicherte ihm die Nachfolge in Böhmen.

Erzherzog Mathias, „wahrlich der beste Bruder auch nicht", hat seine Pietätslosigkeit keineswegs durch Thaten gutgemacht. Er mochte sich Schnurrbart und Augenbrauen emporbrehen und die ritterliche Jägergestalt des ersten Max nachäffen: durch falsches Spiel und erbliche Schwäche hat er alle Fahrlässigkeit Rudolfs, alle Bestechlichkeit der Prager Hofräthe und Kammerdiener reichlich aufgewogen. Die Krone aber setzte er seinen Sünden auf durch die Adoption seines Neffen, des steirischen Ferdinand.

Uebrigens war er in seinem neuen Besitz nicht auf Rosen gebettet. Die Ungarn zwangen ihm eine Convention mit völliger Religionsfreiheit auf. Die österreichischen Stände ertrotzten die berühmte „Capitulations-Resolution" vom Jahre 1609. Diese Resolution vom 19. März war der Pendant zum böhmischen Majestätsbriefe Rudolfs vom 11. Juli desselben Jahres. Sie enthielt die Gleichstellung der Protestanten mit den Katholiken in allen Landesämtern und allen städtischen Rechten und setzte einen gemischten Gerichtshof für Streitigkeiten ein. Im Jahre 1610 traten sogar Städte und Märkte als vierter Stand in den niederösterreichischen Landtag. Das

ging selbst dem temporisirenden Khlesl zu weit, der als Erzbischof von Wien Protest einlegte.

Im selben Jahre 1609 setzten die Böhmen den Kaiser Rudolf auf Nadeln; ihre Truppenwerbungen trotzten ihm den Majestätsbrief ab, in welchem er die Religionsfreiheit anerkannte, den Evangelischen ein Consistorium und die Prager Universität bewilligte und die Wahl von Defensoren zugestand. So nur vermochte er Böhmen und sein geliebtes Prag in der Treue zu erhalten. Der heikle Punkt des Majestätsbriefes, der den Ausbruch der Revolution und des Krieges veranlaßte, lautete dahin, daß auch die Ortschaften auf königlichen Gütern protestantische Kirchen und Friedhöfe haben dürften. Später frug es sich, wie weit der Begriff „königliche Güter“ und jus regium sich erstrecke. Zur Erlassung des Majestätsbriefes hatte Khlesl gerathen.

So in seinem Länderbesitz und in Böhmen in seiner Macht verkürzt, richtete der Kaiser*) sein Augenmerk auf den Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, den Bruder Ferdinands. Leopold, der mit seinen Söldlingen im Juli 1610 die Festung Jülich genommen hatte, um den kaiserlichen Sequester auf die Jülich-Cleve'sche Erbschaft zu legen, war von den Franzosen vertrieben und dann von der Union aus dem Elsaß verjagt worden. Ihn entbot Rudolf zu seinem persönlichen Schutz. Vor Prag angelangt, begann die Passauer Soldateska zu sengen und zu brennen, vom Hradschin aus die Altstadt zu beschießen, Kirchen und Klöster zu plündern, Mönche zu erschlagen, die Jesuiten aus ihren Collegien zu vertreiben: ein echtes Vorspiel des 30jährigen Jammers.

Rudolf gab vor, kein Geld zur Löhnung zu haben; als aber Mathias mit Heeresmacht heranrückte — Graf Thurn führte eine Truppenabtheilung — zahlte Rudolf den Passauern

*) Welch' ein Kaiser! Im Juni 1609 lagen ihm 2000 Verfügungen und Erlasse unerledigt zur Unterschrift vor!

300,000 Gulden. Darauf zogen sie sich nach Budweis zurück, wo sie sich befestigten.

Am 24. April 1611 hielt Mathias seinen Einzug in Prag. Rudolf entband die Stände ihres Eides; am 23. Mai wurde Mathias als König von Böhmen gekrönt, zu dem auch Schlesien und die Lausitz gehörten. In einer Handveste verpflichtete er sich zur Beobachtung des Majestätsbriefes. Aus demselben Jahre 1611 datirt die erste Beschwerde des Abtes von Braunau über „unbefugten" Kirchenbau der Protestanten.

Kaiser Rudolf dachte in tausend Nöthen sogar an eine Verbindung mit der protestantischen Union: „ein entlaubter Stamm", der noch ein Jahr lang im Winde schwankte. Ein Kaiser ohne Land; todt und begraben, noch ehe er gestorben. Das Prager Volk glaubte eine Weile, er sei nicht mehr, ein Schuster spiele seine Rolle fort. Am 20. Januar 1612 starb er wirklich, 59 Jahre alt.

Indem wir den Hintergrund des Kaiserthums inmitten der Habsburgischen Wirren zu zeichnen versuchten, sind wir den Ereignissen im deutschen Reiche merklich vorausgeeilt. Wir müssen um fünf Jahre zurückgreifen. Gründe genug lagen zum Kriege zwischen der protestantischen Welt und der frechen Reaction vor; eine directe Veranlassung zur Rüstung bot das Jahr 1607 durch die Vergewaltigung der schwäbischen Reichsstadt Donauwörth, wenngleich der bewaffnete Friede noch schier elf Jahre dauern sollte.

Die Stadt Donauwörth*), in der großen Mehrzahl ihrer Bewohner protestantisch, hatte seit dem Religionsfrieden gegen die katholische Minderheit die vorgeschriebene Toleranz geübt.

*) Felix Stieve: „Der Ursprung des 30jährigen Kriegs, 1607—1619. I. Buch, München, Rieger, 1874. — Ferner: „Das kirchliche Polizeiregiment in Bayern unter Maximilian I." Allg. Zeitung, Beilage 198—203 (1876).

Seit den 70er Jahren, als die Reaction den Kopf erhoben, waren auch hier Reibungen und in ihrer Folge kleine Beschränkungen eingetreten. So durften die Katholiken das Sacrament nur still und ohne Geläute zum Kranken tragen; Prozessionen mußten aus der Heiligkreuzkirche der Benedictiner, die an der Stadtmauer lag, „durch ein sonder Gäßlein" zum Thore hinausziehen; die Entfaltung der Kirchenfahnen war erst jenseits des Weichbildes erlaubt. Wie immer, war es eine Generation junger Geistlicher, welche den Streit provocirte: in der Jesuitenschule zu Dillingen gedrillte Conventualen bewerkstelligten, dem localen Recht zuwider, im Jahre 1605 einen kirchlichen Umzug durch die Stadt. Protestantische Eiferer und rüder Pöbel traten störend dazwischen. Berufung an den Bischof von Augsburg. Der Bischof erwirkte in Prag ein scharfes Mandat, welches für den Wiederholungsfall die Acht androhte.

Darauf sahen es nun die Mönche ab, und im folgenden Jahre zog die Prozession mit fliegenden Fahnen und großem Gepränge durch die Stadt. Es entstand ein Geraufe und bei der Rückkehr büßte der Umzug Fahnen, Rauchfässer ꝛc. ein. Das hieß die: „Donauwörther Fahnenschlacht". Zweites, noch schärferes Mandat. 1607 dritte Prozession, die Bürger bewaffnen sich, die Prozession kann nicht stattfinden. Der Magistrat, der sich überhaupt saumselig betragen hatte, gab zu, daß er der Bürgerschaft nicht Herr sei. Kaiser Rudolf, gehörig aufgehetzt, zur Abwechslung auch einmal entschlossen, beauftragte den Herzog von Bayern, die Katholiken in Donauwörth zu schützen. Wir werden sehen, daß dieser Auftrag in die rechten Hände kam.

Bayern, mit ungefähr einer Million Einwohner, war grade daran, nach und neben Steiermark, ja in noch prägnanterem Sinne, das Musterland der jesuitischen Reaction und cäsaropapistischer Kirchenpolizei zu werden. Der steirische Vetter, mit Maximilian in Ingolstadt geschult und diesem in der heiligen Jungfrau engstens verbunden, war ihm um etliche Jahre

zuvorgekommen; aber Maximilian holte das mit methodischer Gründlichkeit nach.

Allerdings hatte die Reaction in Bayern ihre Absichten schon seit dem Wormser Reichstage und der Aechtung des Augustinermönchs angedeutet; energischer trat sie jedoch erst 1564 unter Albrecht V. hervor. In den ersten vierzehn Jahren seiner Regierung hatte dieser Fürst sich außerordentlich milde und tolerant bezeigt: er ließ die Jesuiten von Ingolstadt abziehen, gestattete dem Adel evangelische Pfarrer einzusetzen, drückte beide Augen zu, als die Geistlichen Heilige und Fegfeuer bei Seite setzten und sich beweibten. Beim Tridentiner Concil bestand der Herzog, wie Ferdinand I., auf Priesterehe und Laienkelch, um den Abfall des ganzen Landes zum Protestantismus zu verhindern; und in der That gestattete Pius IV. grade im Wendejahre 1564 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt — erst 1610 nahm Clemens VIII. die „unfehlbare" Erlaubniß zurück.

Politische Gründe, eine entdeckte „Verschwörung" zur Erzwingung der Religionsfreiheit, briefliche Invectiven gegen seine Person, bestimmten den Herzog mehr als religiöser Eifer zur Umkehr. Die Protestanten waren ihm fortan Rebellen, die vom Landtage ausgeschlossen werden mußten. Den Jesuiten ward Vollmacht zur Bekehrung der Geistlichen, der Bürger und Bauern ertheilt. Selbst der Adel durfte nicht mehr öffentlich die Augsburger Confession bekennen.

Das ging unter Wilhelm V. bis gegen Ende des Jahrhunderts so fort; zur Vollendung gelangte das System jedoch erst unter dem dunkeläugigen Kraftmenschen, dem wohlgebildeten Maximilian I. Herzog Wilhelm hatte seinen Sohn vortrefflich gedrillt. Max wurde gelehrt, stehend oder knieend stets lateinische Gebetchen herzusagen, allerhand fromme Büchlein, Bilder, Rosenkränze und Agnusdei zu hegen, täglich Messe zu hören. Dabei wurde sein Eigenwille schonungslos gebrochen, und es ist fast zu bewundern, daß er sich so viel davon bewahrte. In den süßlichen Madonnencultus war er ganz

eingetaucht, wie denn der Jesuitismus die Sentimentalität der Bolognesen, der Sassoferrato und Carlo Dolci erzeugt hat. Wie Maximilian als Jüngling nach Loreto gepilgert war, so wallfahrtete er im reifen Alter nach Altötting und deponirte in einem verschlossenen Schrein daselbst Devotion und Sündenbekenntniß an die allerheiligste Jungfrau. Er machte sie zur Patronin seines Hauses, zur „Schirmherrin Bayerns“. In Rom betrieb er das Dogma der Immaculata, das Lieblingsthema der Jesuiten. Diesen frommen Vätern war er durchaus ergeben: wie er von ihrem Ordensgeneral Acquaviva sagte, wenn man ihn ansehe, müsse man ihn lieben, so verliebten sich die Jesuiten wieder in ihn. Er verwandte sich eifrigst für die Heiligsprechung des Ignaz Loyola, des Filippo Neri und der spanischen Teresia a Jesu.

Da ist es nicht zu verwundern, daß Maximilian, wo nicht grade das blinde Werkzeug der Jesuiten, so doch der auserwählte Arm des Jesuitismus auf dem Throne wurde. Einem solchen Charakter hatten die Protestanten in Deutschland keinen entgegenzustellen. Und Maximilian regierte von 1595—1651, also 56 Jahre!

Den Grundsatz: cujus regio, ejus religio, gedachte er von vornherein auf den Adel selbst anzuwenden. Nur die vom Landtage zu bewilligenden Türkengelder legten ihm einen Zügel an. Doch befahl er 1608 den auswärts wohnenden protestantischen Adligen, auf ihren Gütern nur katholische Beamten zu halten, keine ketzerischen Bücher einzuschleppen, an Fasttagen kein Fleisch zu essen. Die Ansässigen wurden periodisch vorgefordert und ermahnt, im Jahre 1614 mit Auswanderung und Güterverkauf bedroht. Kinder verstorbener Lutheraner wurden in „adlige“ Dienste zu Katholiken gegeben. 1629 setzte der Herzog den adligen Ketzern die letzte Frist.

Kein ausländischer Ketzer durfte sich im Lande ankaufen. Schon 1608, als der Herzog zwei protestantische Dörfer bekam, hatte er die protestantischen Geistlichen daraus verjagt, die Unterthanen zur Bekehrung oder Auswanderung gezwungen.

Wir greifen den Ereignissen des großen Krieges vor, aber zur Vervollständigung des Systems ist noch Folgendes unentbehrlich. Die bayerischen Truppen eroberten nach Beendigung des böhmischen Krieges die Oberpfalz; der Herzog hielt nicht das Versprechen der Truppenführer, Jeden bei seinem Glauben zu lassen, sondern vertrieb reformirte und lutherische Prediger. Als ihm das Land und die Kur 1628 zugesprochen wurde, führte er die Parole: Bekehrung oder Auswanderung rücksichtslos durch.

War die Gefahr der Ketzerei im Innern schon groß genug, so drohte sie nicht minder von außen als Verführung und Propaganda. Dreißig Jahre lang hatten die Herzöge Wilhelm und Maximilian sich der mährischen Brüder und ihres Einflusses, so wie der bayerischen Auswanderung nach Mähren zu erwehren. Noch 1616 mußte mit den schwersten Strafen an Leib und Leben gedroht werden.

Auch das Hinüberlaufen über die Gränze in protestantische Kirchen und Schulen wurde strengstens untersagt. Die jesuitische Censur des Gedruckten leistete auch in Bayern ihr Meisterstück. Gleich nach der Thronbesteigung gebot Maximilian, „alle verbotenen falschen ketzerischen Bücher, Tractätlein und Schriften" bei höchster Strafe auszuliefern. Das Volk las nämlich noch vom 16. Jahrhundert her; der jesuitische „Unterricht" hatte die Kunde des Alphabets noch nicht getilgt. Dann erfolgten die Haussuchungen nach solchen Schriften, „daraus dann eines jeden ketzerisches, verstocktes und halsstarriges Gemüth unfehlbar abzunehmen", und die Weisung, die Besitzer derselben „andern zu einem abscheulichen Exempel" zu strafen. Natürlich kamen die Buchhändler, die Jahr- und Tandelmärkte unter die schärfste Controlle; das Recht Bücher zu verkaufen wurde ein Regal. Bayerische Drucke unterlagen in Ingolstadt den Theologen, in München dem „geistlichen Rath", der jedoch bei „etwas wichtigen und disputirlichen Sachen" Jesuiten zuziehen mußte.

Schon 1604 wurden bayerische Unterthanen gestraft, weil

sie ihre Söhne nach protestantischen Orten des Auslands hatten heirathen lassen. Niemand durfte seine Kinder zum Studium oder zur Erlernung von Handel und Künsten ohne Erlaubniß der Regierung ins Ausland schicken; im Auslande Abgefallene durften nicht heimkehren. Auch über Lehrlinge, Gesellen und Dienstboten im Auslande wurde amtlich die strengste Controlle geführt, und die Abreisenden zur vorherigen Anmeldung gezwungen. Halbjährlich mußte von den Beamten Bericht über die Abwesenden nach Hofe erstattet werden. Rückkehrende hatten sich über die Unversehrtheit ihres Glaubens auszuweisen, wollten sie nicht das Recht der Ansiedelung verwirken. Eigene Residenten in Augsburg und Regensburg mußten alljährlich die Katholicität der dort wohnenden Bayern bescheinigen. Wer draußen Ketzer wurde, erbte nicht in Bayern, ja die Ansässigmachung wurde ihm durch Vorenthaltung der Papiere bis zur Unmöglichkeit erschwert. Das Bedenken, mit solcher Gewissenspolizei gegen den Religionsfrieden zu verstoßen, beseitigte Max durch jesuitische Auslegung.

Schon unter Wilhelm V. 1591 war die Beschwörung des Tridentinischen Bekenntnisses unumgängliche Bedingung jeglicher Beamtung, und 1598 forderte Max denselben Schwur behufs des Bürger- und Inwohnerthums. Schulen auf dem Lande wurden wegen der Schwierigkeit der Aufsicht nicht wohl gelitten und bedurften einer herzoglichen Concession.

Welche Mühe gab sich der tapfere Kirchendegen mit der Moralisirung der Geistlichen; welche Campagnen führte er gegen die allgegenwärtigen Haushälterinnen, die so viele Kleriker „lieber hatten als Recht war“! Glücklicher war er natürlich bei der zwangsweisen Einführung der „Kinderlehre“ und des römischen Ritus der Jesuiten. Am 27. Nov. 1629, nach Erledigung des dänischen Krieges und der Veröffentlichung des Restitutionsedicts, fand in Bayern, nach dem Vorgange Ferdinands II. in Oesterreich, das erste Fest der unbefleckten Empfängniß Mariä statt, zum bleibenden Andenken für die Hülfe, welche die Mutter Gottes ihren Verehrern gewährt hatte.

Mit unsäglicher Härte verfuhr der Herzog gegen Unzucht und Ehebruch, dessen verschiedene Kategorien in drakonischen Preistarifen bis zur Todesstrafe heimgesucht wurden. Der Völlerei ging er in derselben Weise zu Leibe. Das Tanzen wurde auf gewisse Festlichkeiten und auf Tag und Stunde reducirt. Schwören, Fluchen und Gotteslästern nahm er scharf aufs Korn und ließ einen Gotteslästerer trotz hoher Fürbitte hinrichten. Auch gegen einen Theil des herrschenden Aberglaubens, die Anbetung des Teufels, das Halten eines spiritus familiaris, Wahrsagerei, Zauberei, kurz gegen die schwarze Magie, drohte er Tod durch's Schwert an; die weiße Magie dagegen, die zauberhaften Heilmittel der Kirche, die Amulete u. dgl. ließ der gläubige Fürst natürlich ungestraft.

War Maximilians kirchliches Polizeiregiment bisher mehr prohibitiv oder verbietend, so fehlte ihm wahrlich auch das Gebieten nicht. Die Enthaltung vom Fleischessen, in gewöhnlichen Zeiten zwei Tage in der Woche, gehört allerdings noch zur erstern Kategorie; der besondre Fleischmetzger aber für Kranke und Wöchnerinnen entspricht schon einer positiven Anweisung. Negativ ist gleichfalls das Verbot des Angelns, Spielens, Kegelschiebens, ja des Spazierengehens während des Gottesdienstes; aber positiv war der Kirchenzwang an Sonn- und Festtagen. Die Beamten, vom Minister bis zum Hofdiener, mußten bei Strafe täglich der Messe, Sonntags dem Hochamt und der Predigt, sowie dem Fasten- und Advents-Gottesdienst beiwohnen; Minister, Geheim-, Hof- und Kammerräthe zogen, wie der Stadtrath von München, mit brennenden Lichtern zur Donnerstagsprozession.

Beim Läuten des Türkengebets und des Ave Maria war männiglich gehalten, auf die Knie zu fallen und ein Vaterunser und Ave Maria zu beten. Reiter und Fahrende mußten ab- und aussteigen. Max zwang auch seine Unterthanen zum Tragen von Rosenkränzen, „weil der Gebrauch und die Anhängung der geweiheten Sachen, sonderlich der Agnusdei, für

allerhand böse Zustände und Gefährlichkeiten sehr nutzbar und dienstlich sei". Weiße Magie.

Das Einliefern der Beichtzettel zur Pfingstzeit vollendete natürlich den guten frommen bayerischen Staatsbürger.

Endlich fehlte auch die Inquisition zur Untersuchung des gesammten Glaubensstandes nicht. An ihrer Spitze stand Buslidius der Jesuit, Beichtvater des Herzogs. Schon 1612 wurde die Bürgerschaft von Ried — was ein Häkchen werden will — in Betracht des Glaubens an das Fegfeuer, des Gebets für die Todten und des Fastengebots untersucht. Seit 1629 fungirte eine förmliche Untersuchungs-Commission.

Dieses System, so umsichtig und allumfassend es war, konnte doch des bewährten Jesuitenmittels, der Angeberei und Spionage nicht entbehren, und auch dieses Mittel heiligte der fromme Zweck. Nichtangeber wurden bestraft, Angeber des Ehebruchs mit einem Zehntel, der Gotteslästerung mit einem Drittel der verhängten Geldstrafe geködert. Nebenbei stellt sich das arithmetische Verhältniß des Ehebruchs zur Gotteslästerung wie 3 zu 10 heraus, was wieder echt jesuitisch ist.

Ueber Unterthanen, Adel und Beamte wachten Spione, welche nach des Herzogs Befehl um jeden Preis zu gewinnen seien. Ueber die Spione setzte er wieder Oberspione, wie das in reinen Despotien üblich ist. Ein Rentmeister erhielt fort und fort Verweise, daß er so wenig Leute angebe; der Herzog könne nicht glauben, daß die Leute in seinem Bezirke so fromm und eingezogen lebten. Die Welt sollte und mußte des Teufels sein.

Trotz dieses scheinbar vollendeten Systems der Geistesknechtschaft waren die Loyoliten nicht ganz zufrieden. Maximilian hätte das Land auch noch wirthschaftlich ruiniren sollen; das aber wollte er nicht, weil er Geld und Soldaten gebrauchte. Die guten Väter mußten sich also begnügen, auch priesen sie ihn nach seinem Tode als das „Ideal eines guten Fürsten", und ein poetischer Carmeliter nannte ihn 1663 „das größte allezeit wider die Ketzereien geladene Stück, welches von

dem himmlischen Constabel also regiert wurde, daß es in dem Losbrennen auf seine Feinde mit großem widerhallenden Knall einen Schrecken verursachte". —

Gewiß hatten auch die Einwohner protestantischer Länder Vieles zu leiden; namentlich verursachte der Wechsel der Confession in der Pfalz und in Brandenburg manch' Kreuz und Herzeleid; von der Ketzerriecherei in Kursachsen und ihren beiden Hauptopfern wird noch die Rede sein; aber unvergleichlich größer waren Qual und Quälerei in den katholischen Gebieten unter dem Einfluß der Jesuiten. Diese Länder, Oesterreich und Bayern vorauf, vom protestantischen Geiste durchweg inficirt, stellten der reactionären Gewissenspolizei eine scheinbar unendliche Aufgabe. Die Qual der Regierungen stand im Verhältniß zur Verbreitung der neuen Anschauung, und die Quälerei wuchs im Verhältniß zu den geforderten „Werken" der Umkehr zum alleinseligmachenden Glauben. Der Jesuitismus begnügte sich nicht mit dem Civilstandsregister, er wollte die Seelen unter seine Botmäßigkeit zwingen.

Und die Frucht aller Mühen? Schon 1608 klagte Maximilian, daß auf dem Lande kein Mensch das Vaterunser, das Ave Maria und den christlichen Glauben, noch viel weniger die zehn Gebote mit rechtem Verständniß zu beten wisse. Zwanzig Jahre später jammerte er über den totalen Mangel der Glaubenskenntniß bei seinen Unterthanen. Nur der Aberglaube und die Heuchelei waren ins Kraut geschossen. Das war das Resultat in der Bavaria sancta.

So wirkte der energische Anwalt der Neukatholiken in Deutschland, ohne welchen der Fanatismus Ferdinand's II. schwerlich den großen Krieg entzündet und noch weniger siegreich durchgeführt hätte. Grade Maximilian war es, der zu einer der stets wiederholten Beschwerden der evangelischen Reichsstände und der Union die Veranlassung gab. Dem Befehl des Kaisers, die Katholiken in Donauwörth nöthigenfalls mit Gewalt zu schützen, gehorsamte Maximilian im Jahre 1607 als treuer Reichsstand und guter Katholik. Der Rath von

Donauwörth betrug sich ebenso schwachherzig, wie das Bürgerthum zuchtlos; die protestantischen Stände hinderten den Herzog so wenig, wie der Kaiser dreinsprach. Maximilian ging mit seinen Anforderungen an die Stadt schrittweise vor; als er die Dinge auf's Aeußerste getrieben hatte, zog er zur Vollstreckung der Acht militärisch ein, mit dem festen Vorsatze, nicht wieder hinauszugehen.

Der Religionsfrieden, den etliche Ruhestörer verletzt haben sollten, und den zu sühnen Maximilian mit Heeresmacht herangezogen war, wurde jetzt von ihm ohne Weiteres unter die Füße getreten; das Territorialrecht, welches die reichsunmittelbaren Donauwörther nicht in Anspruch genommen hatten, beanspruchte jetzt der Bayernherzog in vollster Ausdehnung. Er unterdrückte die Reformirten, zwang die Stadt durch den empörendsten Druck zum Katholicismus, beschwerte die Widerstrebenden mit Frohnden — der Kaiser blieb stumm; die Sache verschwand nicht von den Tractanden der Union, aber es geschah nichts. Die evangelischen Stände rührten sich nicht, weder das sonst so stolze Ulm, noch Philipp Ludwig von Neuburg, noch der Herzog Friedrich von Würtemberg; auch Kurpfalz wollte erst den Reichstag abwarten. Doch schrieb der Würtemberger einen trotzigen Brief an den Kaiser, und unter seinem Nachfolger, dem Herzog Johann Friedrich, verfaßte der würtembergische Vicekanzler Sebastian Faber gegen die bayerische „Relation" eine geharnischte „beständige Informatio juris et facti" (rechtliche und thatsächliche Erörterung) über die Bestechlichkeit und Parteilichkeit des Reichshofraths.

Waren die Donauwörther im Punkte der Prozessionen im formalen Rechte gewesen, so setzte sich der Kaiser jetzt vollends ins Unrecht, da er bei der Acht die Kurfürsten nicht heranzog und die Execution der Kreisordnung zuwider verhängte. Die protestantischen Stände, denen man noch obendrein zu Regensburg eine neue Steuer abverlangte, protestirten heftig, die Lutheraner zum ersten Male im Bunde mit dem reformirten Kurpfalz. Der Reichstag, auf dem der Kaiser sich demonstrativ

durch Ferdinand von Steiermark vertreten ließ, ging resultatlos auseinander; aber im selben Jahre 1608 wurde unter den Protestanten die „Union“ geschlossen. Maximilian, der sich soweit eingelassen und die freie Reichsstadt besetzt hatte, bildete etliche Monate später den Gegenbund der „Liga“, ohne auf den Kaiser dabei zu achten.

Den besten Vorwand, die besetzte Stadt nicht wieder herauszugeben, gaben die absichtlich gesteigerten Executionskosten ab. Der Kaiser, dessen Räthe sich bestechen ließen, sprach nicht drein, und die protestantischen Stände brachten es nicht zum Bezahlen.

Die rechtswidrige Katholisirung der Stadt Donauwörth ist eines der musterhaftesten Jesuitenstücklein. Die Jünger Jesu überschwemmten zunächst die Stadt mit Katechismen und Rosenkränzen. Dann regnete es Prozessionen und Wunder. Hexen wurden verbrannt. Die Protestanten wurden polizeilich gequält, die Katholiken begünstigt. Resultat: von Ostern bis Sylvester 1608 12 Bekehrungen, jedoch nur Einer „fest“. Weltliche und geistliche Drangsalirung steigerten sich, die Insassen des Spitals gingen über. Vom Himmel kam ein Bauer in Leinen, spannte auf dem Markte die Arme in Kreuzform und beschwor das Volk, sich zu bekehren. Christus selbst erschien einem Bürger. Resultat: Mit den Eingewanderten und den 35 Pfründnerinnen des Spitals im Jahre 1609 150 Bekehrte, 1610 nur 134.

Die protestantischen Rathsherren wurden auf herzoglichen Befehl mit Geschäften erdrückt, protestantische Handwerker erhielten keine Arbeit, lutherische Arme kein Almosen; Pfründen, Aemter, Nutzungen, Alles war für die Katholiken. Es half nichts, viele Bekehrte wurden abtrünnig, die Jesuiten wurden kleinlaut und setzten ihre Hoffnung nur noch auf die Jugend, die ihre Lust an den Altarbildern hatte.

Endlich befahl der Herzog Zwangsmaßregeln. Kein Lutheraner durfte sich an katholischen Feiertagen in Arbeitskleidern sehen lassen, an lutherischen Feiertagen aber auch nicht

im Sonntagsstaate. Auf das Psalmsingen stand Gefängniß; die Kinder wurden sämmtlich in die katholische Kinderlehre getrieben. Servisgeld für die Soldaten, sowie hohe Abgaben konnten durch Bekehrung abgekauft werden. Das Auswandern wurde durch kurze Fristen unthunlich gemacht. Wer sich zum Uebertritt gemeldet hatte und den Termin versäumte, wurde in die Leonhards-Capelle beschieden, die militärisch umstellt war, und dort kurzer Hand zur Abschwörung angehalten.

Ende 1615 berichtet der Statthalter, daß 215 Personen, „und zwar gemeiniglich mit politischen Mitteln" katholisch gemacht worden seien; im Jahre 1616, bei gesteigertem Druck, betrug die Ernte 400 „Schäflein". Die protestantischen Fürsten erhoben laute — Klagen! 1625 nöthigte der Statthalter alle Protestanten, Predigt, Hochamt, Messe und Vesper zu besuchen und das Kreuz zu schlagen: da waren die Geistlichen zufrieden und lobten die Donauwörther wegen ihrer Frömmigkeit. 40—50 Familien blieben verstockt; daß der Statthalter sie nicht austreiben durfte, wie er wollte, war die letzte Respectsbezeugung Maximilians gegen die protestantischen Reichsstände. Endlich blieben noch 7 Männer und ein Weib übrig: da schlug das harte Gewissen des Herzogs; er befahl, nur die Beständigen zur Communion zuzulassen, damit dem heiligen Sacrament kein Aergerniß widerfahre!

Als sechs Jahre später Gustav Adolf in Donauwörth erschien, war die Stadt mit einem Schlage wieder protestantisch. 1634, als Maximilian abermals Herr wurde, überantwortete er die Bürger den sanften Capuzinern. Die Polizei vertrieb die Störrigen — es gab keinen Religionsfrieden mehr und die protestantischen Stände hatten nichts mehr zu sagen.

In Folge der Vergewaltigung Donauwörths und des stürmischen Reichstags kam am 2. Mai 1608 zu Aahausen im Ansbachischen die evangelische „Union" „zum Schutz der Reichsverfassung" zu Stande. Nach der richtigen Bemerkung M. Ritter's war sie kein protestantischer Bund, sondern ein Garantievertrag für den Länderbesitz. Sie bestand aus den

Calvinisten: Friedrich IV. Kurfürst von der Pfalz und dem Fürsten Christian von Anhalt; sodann aus den Lutheranern: Herzog Joh. Friedrich von Würtemberg, Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, Philipp Ludwig Pfalzgraf von Neuburg, den Markgrafen Joachim Ernst von Ansbach und Christian von Culmbach. 15 Reichsstädte, darunter Straßburg, Ulm, Nürnberg, der Kurfürst Joh. Sigmund von Brandenburg und der reformirte Landgraf Moritz von Hessen schlossen sich an.

Auf dem Unionstage zu Rothenburg a. T. (1608) wurde der neue Bund organisirt, der Markgraf von Ansbach zum Unionsgeneral ernannt, Fürst Christian von Anhalt zum General-Oberstlieutenant und Feldmarschall, in Vertretung des Kurfürsten von der Pfalz. Christian von Anhalt mit den starken Backenknochen und spitzauslaufendem Bart war ein energischer Soldat; Heinrich IV. sagte von ihm: „Er ist mein Schüler, er hat den Krieg bei mir erlernt". Ihm fehlte nichts als eine ordentliche Armee. — Der Markgraf Georg Friedrich von Baden, ein schöner idealer Kopf, erhielt das Amt eines Generals der Cavallerie; der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg wurde Adjunct im Kriegsrath.

Graf Dohna ging als Gesandter nach Venedig, wo der Barnabitenmönch Sarpi, der Historiker des Tridentinum, ein gründlicher Papsthasser, besonders des Vice-Deus Paul's V., die Fäden führte. Von deutschen Zuständen wußte der kluge Mann indessen so gut wie nichts; der Reformation war er nicht abgeneigt, dabei aber altkatholisch vorsichtig. Die Verhandlungen führten zu nichts.

Am 13. Juli 1608 gründete Maximilian von Bayern zu Andernach a. Rh. „unter großem Gesäuf" die „katholische Liga" „zur Aufrechthaltung der Reichsgesetze und zum Schutz der katholischen Religion". Sie bestand aus Bayern, den Bischöfen von Würzburg, Salzburg, Regensburg, Augsburg und Passau, zu denen sich noch die drei geistlichen Kurfürsten am Rhein gesellten. 1611 kam auch noch der Sachse, Kurfürst Christian II. hinzu, ein gewaltiger Säufer vor dem Herrn,

neben dem Bacchus auch der Venus huldigend, und zwar bis zur körperlichen Mißgestaltung. Beim Kaiser Rudolf zu Prag hatte er sich einmal mit den Worten bedankt: „Er habe ihn so wohl gehalten, daß er fast keine Stunde nüchtern gewesen". Bei dem lutherischen Sachsen wurde natürlich die Clausel von der „Vertheidigung der alleinseligmachenden Religion" ausgelassen.

Um die Zustände innerhalb der protestantischen Welt genauer zu würdigen, müssen wir einen Augenblick bei Sachsen verweilen. Dieses Geburtsland der Reformation hat die traurige Ehre, die lutherische Sectirerei bis zur blutigsten Strenge getrieben zu haben.*) Kurfürst August, getrieben von seiner bigotten Gemahlin, der dänischen Anna, und gehetzt von den Jenenser Pfaffen, den Flacianern oder „Flacianiten", (nach dem Istrier Math. Flacius) machte 1574 der mildern Observanz, dem was man nach Melanchthon den „Philippismus" nannte, der Sympathie mit den Pfälzern, mit dem Calvinismus und der „Sacramentirerei" ein Ende mit Schrecken. Der im Wittenbergischen Sinne tolerante Kanzler Krakau wurde auf die Folter gespannt und starb an den Folgen der Marter. Die Klosterberger Concordienformel, welche den Calvinismus verdammte, die Allgegenwart des Leibes Christi im Abendmahl aussprach, den erbsündigen Menschen blos von der Gnade abhängig erklärte, die guten Werke zur Seligkeit unnöthig befand, wurde als jüngstes symbolisches Buch in Sachsen Kirchen- und Landesgesetz. Die philippistischen Ketzer verließen sich im Stillen auf den Kurprinzen Christian, dem seit 1580 der Dr. Nicolaus Crell als Mentor beigegeben war. Der Prinz, der das Geschehene nicht billigte, kam 1586 als Christian I. zur Regierung. Crell stellte als Kanzler die Toleranz her, verwies den lutherischen Pfaffen ihr Gezeter und ließ die Ungehorsamen durch den Kurfürsten strafen. Als dieser starb,

*) S. die Monographie: „Der Kanzler Crell, ein Opfer des Orthodoxismus", von Dr. Friedr. Brandes, Leipzig 1873.

wendete sich das Blatt, da die Kurfürstin-Wittwe auf der Bahn ihrer Vorgängerin wandelte. Crell wurde als „friedhäßig und prakticiererisch“, wegen „Sacramentsschwärmerei“ gefangen und prozessirt. Es geschah aber nichts, da keine Beweise von illegalen Handlungen aufzubringen waren; man hätte ja dem verstorbenen Landesherrn selbst den Prozeß machen müssen! Auf energische Remonstration beim Reichskammergericht entschied dieses nach zwei Jahren: Crell sei bei Strafe von 10 Mark Gold sofort zu prozessiren oder auf freien Fuß zu setzen. Was galt aber das Kammergericht bei den desolaten Zuständen des Reichs? 1596 drohte das Kammergericht mit der Reichsacht. Die Pfaffen appellirten gegen das Kammergericht an den Reichshofrath, die kaiserliche Zwickmühle gegen die Reichsjustiz. Die Kurfürstin-Wittwe ließ alle Minen springen.

Der Reichshofrath benutzte die unter Christian an Heinrich IV. gesandten Hülfstruppen und spielte die Sache auf das Capitel: Auflehnung der Territorialmacht gegen Kaiserliche Majestät hinaus! Crell hatte sich jetzt gegen den Kaiser und das heilige römische Reich deutscher Nation vergangen! Und das acceptirten die sächsischen Gewalthaber mit Wonne, um nur über das Reichskammergericht hinauszukommen.

Es wurden Lügenbriefe fabricirt, welche Crell geschrieben haben sollte, eine förmliche Verschwörung mit Pfalz ward erfunden. Das Kammergericht blieb fest. Aber Kaiser Rudolf verwies auf eigene Faust die Sache an die kurfürstlichen Gerichte, da ja Crell's trostlose Gattin sich selbst an ihn gewandt, folglich seine Autorität anerkannt habe! Der Kaiser lieferte unter perfidester Rechtsverletzung den Kanzler seinen persönlichen Feinden aus.

Dennoch nahmen diese die sächsische Justiz nicht in Anspruch, sondern — durch einen neuen Rechtsbruch — die böhmische Appellationskammer in Prag, der die Akten mit etlichen 1000 Gulden — 118,000 Gulden hat die Sache, zumeist wegen der Hofräthe gekostet — übermacht wurden! Diese letzte

seltsame Instanz verurtheilte den Kanzler zum Tode, „u. zw. v. R. w. gez. Christophorus Baron von Lobkowitz, Michael Kehl.“ Czech und Deutscher zu gleichen Theilen. So geschehen am 6. Sept. 1601. Der Administrator des Kurfürstenthums, Friedrich Wilhelm Herzog von Sachsen, bestätigte das Urtheil „mit unanständiger Eile“ am 22. September, am Tage vor der Großjährigkeit Christians II. Dieser war übrigens von der saubern Mutter gehörig bearbeitet.

Der Kanzler wurde nach zehnjähriger Haft auf dem Königstein ins „Gerichtstüblein“ zu Dresden gebracht, wo ihn drei lutherische Dominicaner moralisch folterten. Der Pfaffe Blume von Dohna log noch obendrein später, Crell habe sich schließlich bekehrt und die drei Quälgeister dreien Engeln vom Himmel vorgezogen! Leider konnte Frau Margaretha Crell, die selbst aus dem Gefängniß entlassene Gattin, welche der geistlichen Zusprache anwohnen durfte, den Lügner der Lüge zeihen.

Auf dem Richtschwerte stand eingegraben: Cave Calviniane! Als der Kopf gefallen war, rief ihm der Henker nach: „Das war ein calvinischer Streich, seine Teufelsgesellen mögen sich wohl vorsehen, denn man schont hier keinen!“ Es war der 9. October 1601, als die Flacianer ihre Revanche feierten. Als Kepler die Nachricht vernahm, prophezeite er Unglück, „seit diejenigen den Streit unter sich angefangen, die in der Freiheit des Gewissens einig gewesen seien.“ War es nicht ein Wunder, daß die Union Lutheraner und Reformirte verband? Und wie konnte Sachsen sich bei diesem Bunde betheiligen? Der Kurfürst von Brandenburg, Johann Sigismund, der auch geraume Zeit nicht dabei war, wurde 1613 reformirt, um freie Hand zu bekommen.

Zweimal noch, abgesehen von der Donauwörther Affaire, erhielt die Union Gelegenheit, sich Geltung zu verschaffen und die Dinge zur Entscheidung zu bringen; beide Male kam es nur zum Reisen der Häupter, zum Verhandeln und Tintevergießen. Zu Anfang Januar 1609 beschwor Reinhard von Starhemberg, ein edler Oberösterreicher, den Fürsten Christian von Anhalt um thätliche Hülfe für die oberösterreichischen Stände, denen Mathias wortbrüchig geworden war. Besonders heftig wurde gegen Khlesl geklagt, als den Hauptfeind der Protestanten. Wie die Sachen damals in Oberösterreich standen, hätte die Union den schwachherzigen Erzherzog leicht zwingen können, zumal da sie mit der Rehabilitirung Rudolfs drohen mochte. Christian von Anhalt drang energisch auf Rüstung, um einer Gesandtschaft Nachdruck zu verleihen. Im April desselben Jahres befanden sich wirklich Gesandte der Union in Wien, um zwischen Mathias und den Ständen zu vermitteln. Aber dabei blieb es. Mathias gelobte wie immer alles Mögliche — unter geistigem Vorbehalt. Noch vom September 1609 liegt der Entwurf einer Einigung zwischen den Reichsständen der Union und den Landständen von Böhmen und Schlesien vor, die Erhaltung des Religionsfriedens und der evangelischen Kirche betreffend. Auch das hatte keine weiteren Folgen.

In diesem Jahre 1609 geschah es, daß Christian von Anhalt zu Prag den Kaiser Rudolf an das Schicksal Julius Cäsar's erinnerte, der auch einen Mahnbrief nicht beachtet habe. Der diesmalige Mahnbrief war Anhalts Schlußschrift der Unionsgesandtschaft, in der es hieß: „Die Unirten würden sich künftig selbst gegen des Kaisers Hofrath und Regierung schützen."

Die zweite Gelegenheit bot die Eröffnung der Jülich-Cleve'schen Erbschaft. Am 6. April 1609 starb der blödsinnige Herzog von Jülich-Cleve. Als Erben meldeten sich: das durch eine Doppelheirath titelfeste Brandenburg in der Person des Kurfürsten Johann Sigismund und der Herzog

Philipp Ludwig zu Neuburg, beide im Namen ihrer Frauen. Den Spaniern in den südlichen Niederlanden war weder der Eine noch der Andere recht, weil sie fürchteten, die holländischen Generalstaaten möchten an einem protestantischen Herrn von Jülich-Cleve eine zu starke Stütze bekommen, was ihnen selbst leicht ihre belgischen Besitzungen kosten könnte. So kam es, daß auch der Kaiser Rudolf das Land ansprach, zunächst unter dem Vorwande der Sequestrirung bis zu ausgemachtem Rechtshandel zwischen Brandenburg und Neuburg. Entweder dachte er daran, das zu seiner Farbe abgefallene Sachsen zu belohnen, oder er hoffte es dem Bayernherzoge nachzumachen und das Land durch die Executionskosten zu erwerben. Wichtig genug war die Sache, denn nach Oesterreich und Bayern bildeten Jülich, Cleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein den größten deutschen Ländercomplex. Die Situation spannte sich wie zu einer großen Action. Die bestaccredirten Erben, Joh. Sigismund von Brandenburg und der junge Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg, verständigten sich über eine vorläufige gemeinschaftliche Verwaltung des Landes. Erzherzog Leopold, im Namen des Sequesters, bemächtigte sich der Festung Jülich; die Possedirenden riefen die Union an, die sich mit Heinrich IV. verständigt hatte. Die Liga rüstete und in Belgien lauerte der gewandte Spinola, „die Spinne, die den deutschen Fürsten im Nacken saß." Der europäische Krieg stand vor der Thür.

Heinrich IV., der interessante Bourbon, dessen „christliche Republik" der flüchtige Traum eines Ministers gewesen sein mag, dachte wenigstens sehr ernstlich daran, das Haus Habsburg zu brechen und Frankreich zur Vormacht in Europa zu erheben.

Aber das Verhältniß zwischen der evangelischen Union und dem französischen Könige brachte es lange nicht über die freundlichsten Versicherungen hinaus, denen dann Ausflüchte folgten. Die Verbündeten konnten sich nie eines gewissen Mißtrauens gegen die fremde Hülfe erwehren; als der König seine Unter-

stützung zugesagt hatte, nannte der würtembergische Rath Benjamin von Buwickhausen einen solchen Bund eine societas leonina. Heinrich dagegen mißtraute der Entschlossenheit und Thatkraft seiner Verbündeten. Als die Festung Jülich unter kaiserlichen Sequester kam, sagte der König: „Ich bin noch frisch genug eine Armee nach Cleve zu führen, ich werde rasch damit fertig werden; aber die Deutschen taugen nur zum Schlafen und Trinken, sie würden den Nutzen davon haben und mir die Arbeit zutheilen.“ Zu Ende des Monats Juli war er fest entschlossen zu interveniren, wenn nur Brandenburg und Neuburg sich rührten. Dem Spinola möchte er ein Stücklein (tour de métier) zeigen. Die schönsten Pferde ließ er sich bereits zur Auswahl vorführen.

Er wollte eben zu Pferde steigen und wahrscheinlich nicht blos nach „Cleve“ reiten, als ihn ein tragischer Tod durch das Mordmesser Ravaillac's ereilte. Genug, er stieg nicht zu Pferde, der große Krieg war vertagt.

Hatten sich denn Brandenburg und Neuburg gar nicht gerührt? O ja wohl. Schon im April, gleich nach dem Tode des Erblassers, schrieb Brandenburg nach Paris: der König müsse auf seine Nachbarschaft in Jülich achten; „dem Hause Brandenburg komme an hergebrachter Affection für den König keiner seiner Nebenbuhler gleich“. Am 16. Mai langte ein wahrer Bettelbrief in Paris an. Der Brandenburger bat den König, er möge ihn „als einen noch jungen Fürsten in seine Freundschaft aufnehmen“ und wenn die Dinge schief gehen sollten, ihm „mit wirklicher Defension beistehen“. Später gab der Kurfürst zu verstehen, wenn Heinrich selbst oder sein Dauphin römischer König werden wollten, so stehe man zu Diensten. — Der Pfalzgraf von Neuburg erbot sich zu heirathen wen der König wolle, und ließ nebenbei dem bekehrten Hugenotten bemerken, daß wenn Brandenburg in den Besitz gelange, die Ketzer in der ganzen Christenheit mächtig werden würden! —

Heinrich's Gesandter befürwortete die Theilung der Erb-

schaft, bei welcher Gelegenheit der König von Frankreich die Rechte Zweibrückens oder de la Marck's — die noch in petto waren — käuflich erwerben könne ... Heinrich fiel am 14. Mai 1610; doch erschien ein französisches Heer unter dem Marquis de Châtre vor Jülich, dem der Erzherzog Leopold am 1. September die Stadt übergab. Leopold zog sich an den Oberrhein zurück, wo ihn die Union zur Entlassung seiner Truppen nöthigte. Auf diese Mannschaften gründete Kaiser Rudolf seine Restaurationsgedanken.

Die Union bekam Oberwasser. Auf ihrem Bundestage zu Rothenburg a./T. (1611) hofirten ihr mehrere fremde Gesandten. Das Jahr darauf heirathete der junge Kurfürst von der Pfalz die Prinzessin Elisabeth, die Tochter Jakob's I. von England, nachdem vorher Unterhandlungen wegen einer Verbindung des Kronprinzen Karl mit einer Schwester des Kurfürsten gepflogen worden waren. Eine thatsächliche Unterstützung Englands stand in Aussicht; man scheint schon damals an die böhmische Krone gedacht zu haben. Wieder ein Jahr später kam ein Bündniß mit den holländischen Generalstaaten zu Stande.

Die Liga dagegen, welcher Cardinal Khlesl nicht recht traute, war mehrmals im Begriffe sich aufzulösen; nur der eiserne Wille Maximilian's hielt sie zusammen. Er und Ferdinand von Steiermark bewogen endlich den nunmehrigen Kaiser Mathias, durch spanische Truppen aus den Niederlanden eine Diversion zu machen. Spinola rückte nach Aachen und restaurirte die katholische Verwaltung zum andern Male; dann zerstörte er, dem Kölnischen Erzbischofe zu Liebe, die aufsässige protestantische Stadt Mühlheim a./Rh.; endlich rückte er ins Jülich-Cleve'sche und besetzte Wesel. Da meldeten sich die Generalstaaten, die Spanier wurden bedenklich, es erfolgte der Vertrag von Xanten auf Grund des Besitzstandes. Brandenburg blieb in Cleve unter dem Schutze der Niederlande, Neuburg in Düsseldorf unter dem Schutze der Spanier!

Endlich pactirten die beiden Possedirenden: der Pfalz-

graf Wolfgang wird eine Tochter des Brandenburgers heirathen. Schwiegervater und Eidam „schliefen" zwar nicht, aber sie „tranken"; im Trunk kamen sie hintereinander; der Kurfürst gab dem Pfalzgrafen eine Ohrfeige, der Backenstreich machte den Pfalzgrafen katholisch; als guter Katholik heirathete er eine Schwester des Bayernherzogs und die Freundschaft der Spanier. Brandenburg schwur hierauf das Lutherthum ab und wurde den holländischen Generalstaaten zu Liebe reformirt. Die innere Auflösung des religiösen Pathos kündigte sich schon so früh an.

Nachdem der Krieg zwischen allerhand Volk eine Weile gewüthet hatte, kam der Theilungsvertrag zu Stande: Brandenburg erhielt Cleve, Mark und Ravensberg; Neuburg Jülich-Berg mit der Hauptstadt Düsseldorf. Donauwörth, welches ein Princip repräsentirte, blieb bayerische Landstadt.

So endigte die Privatstreitigkeit über die Jülich'sche Erbschaft. Friede zwischen den streitenden Religionsparteien war damit keineswegs geschlossen. Der Regensburger Reichstag von 1613 hatte vielmehr das Gegentheil bewiesen. Hier schon ging das Reich völlig auseinander. Ueber den „geistlichen Vorbehalt" war keine Einigung mehr möglich. Die Union trat entschieden separatistisch auf; nicht nur in Sachen der Religion, sondern auch in Steuerangelegenheiten wollte sie keine Majorität mehr anerkennen, „weil keiner dem andern vorschreiben könne, Geld auszugeben." Nichts, hieß es sogar, was „Wohlstand, Heil und Ruhe des Vaterlandes" betreffe, dürfe der Abstimmung unterworfen werden. Nelli, der Hofnarr des Kaisers Mathias, ging zu Regensburg mit einem Büchlein unter dem Arm spazieren. Auf die Frage, was das Büchlein enthalte, antwortete er: Reichstagsakten. — Es enthielt leere Blätter.

Die Katholiken bewilligten dem neuen Kaiser 30 Römermonate, die Protestanten erklärten sich dagegen. Aber auch von den Katholiken zahlte kaum Einer etwas. Dafür verhallten die heftigen Klagen wegen Donauwörths in leerer

Luft; Sachsen hielt mit dem Kaiser. Der Reichstagsabschied wurde zum ersten Male im Sinne der Majorität erlassen, die ständische Republik Deutschland hatte zu existiren aufgehört. Die spätern Reichstage bildeten nur noch ein klägliches Schattenspiel.

Erzherzog Mathias von Ober- und Unterösterreich, König von Ungarn, König von Böhmen, war bei den leidigen Zuständen des Reichs durch die besondere Thätigkeit des spanischen Gesandten Zuñiga im Jahre 1612 auch noch deutscher Kaiser geworden. Wir haben erlebt, daß er sich als solcher grade so reactionär und schwachsinnig betrug wie sein armer Bruder. Amüsiren ließ er sich von seinem Narren Nelli, der ihm so scharfe Dinge sagte wie der Narr im Lear seinem königlichen Herrn. Mathias hatte als 56jähriger seine 28jährige Cousine Anna von Tirol geheirathet, die keinem Protestanten je die Hand reichte, sich mit Bilderbesehen und Essen beschäftigte und kinderlos blieb. Es hieß, Mathias stehe unter einem Bann, der nicht eher aufgehoben würde, bis ein Licht in einem unbekannten Kloster erlösche. Der Herzog von Bayern ließ nach diesem Kloster forschen. Der Narr aber meinte, der „Alte" solle wachen, damit Anna nicht mit Ferdinand zusammenkomme.

Das politische Factotum des Mathias war allerdings der Cardinal Khlesl; aber im Punkte der Erbschaft hatte dieser starke Concurrenz an der Ferdinandeischen Partei, die ihm das Leben sauer machte. Bis zum Jahre 1615 operirten die Spanier unablässig für Philipp III., den Moriskosvertreiber, dessen Gemahlin Anna eine Tochter Maximilian's II. war. Als sie ihre Sache verloren geben mußten, ließen sie sich wenigstens Tirol und Elsaß verschreiben, worauf sie jedoch nach der Schlacht am Weißen Berge wieder verzichteten.

Khlesl arbeitete aus zwei Gründen gegen Ferdinand. Die unerbittliche steirisch-bayerische Reaction behagte ihm nicht; der politische Instinkt des Kirchenfürsten wies ihn auf gewisse

Accomodationen an das Unvermeidliche. Der Dichter läßt ihn sagen:

> „Wir suchen Wissen bei der Wissenschaft,
> Der Glaube wird gelehrt von gläub'gen Meistern."

Er will demnach Glauben und Wissen getrennt halten.

> „Wenn Einer erst die Herrschaft Gott verschaffte,
> Sieht er in sich gar leicht des Herren Werkzeug
> Und strebt zu herrschen, damit Jener herrsche."

Das ist eine Warnung vor cäsaropapistischer Willkür. Der Cardinal hatte aber für seine Opposition auch einen persönlichen Grund. Er wußte, daß Ferdinand ihn haßte — Drohungen kamen ihm genug zu — und er erblickte in dem Freiherrn von Eggenberg, dem politischen Agenten Ferdinand's, einen Nebenbuhler, der ihn ohne Weiteres aus dem Sattel heben würde. Plötzlich hieß es, die Kaiserin sei gesegneten Leibes, es entstand großer Aufruhr. Als die Sache sich in Nichts auflöste, spottete man über die Mola, beschuldigte aber den Cardinal, das Gerücht ersonnen zu haben, damit der Kaiser einen Knaben einschiebe. Erzherzog Maximilian, des Kaisers Bruder, aber ganz Ferdinandeisch, stieß die unzweideutigsten Drohreden gegen den Cardinal aus.

Gegen Ferdinand hatte nunmehr Spanien nichts einzuwenden, denn er erfüllte ja völlig das Programm, welches der scheidende Gesandte Zuñiga im Jahre 1615 seinem Nachfolger Oñate in Wien auf die Seele band: „Die Gunst, welche Spanien den Katholiken zu Theil werden läßt, ist nächst Gottes Hülfe das erhaltende Lebensprincip der deutschen Kirche. Wenn man hierbei die eifrige Mitwirkung der gutgesinnten Geistlichkeit dankbar in Anschlag bringt, so darf man vor Allem die Thätigkeit der Jesuiten nicht vergessen, denen der spanische Gesandte deßhalb seinen besondern Schutz zukommen lassen muß." Eine derartige spanische Viceregierung konnte doch Niemand besser antreten als Ferdinand. Der auseinandergerenkte Kopf mit den starren Augen in der entsetzlichen

Halskrause gehörte wahrlich mehr nach Spanien als nach Deutschland.

So wurde denn der Mann, der in Gemeinschaft mit Maximilian von Bayern das 16. Jahrhundert in Frage stellen sollte, von dem blöden Mathias an Kindesstatt adoptirt, 1617 zum Könige von Böhmen „angenommen" und das Jahr darauf zum Könige von Ungarn gewählt. 1617 war das Säcularjahr der Wittenberger Thesen; in Deutschland wurde als Feststück die Komödie: Tetzelocrania aufgeführt. 1618 war Ferdinand noch bei der Krönung zu Preßburg, als er die Nachricht von der böhmischen Revolution erhielt.

Mathias, der den Majestätsbrief beschworen, war kaum Herr in Böhmen geworden, als zwei Ereignisse ihn auf die Probe stellten. Im Jahre 1611 bauten die Evangelischen zu Braunau an der schlesischen Gränze eine Kirche. Der Abt von Braunau, auf dessen Gebiet die Kirche sich erhob, beschwerte sich in Prag. Mathias verbot den Kirchenbau.... Gehörten Klöster und Abteien zu den „königlichen Gütern" oder nicht? Die Landesordnung Ferdinands I. sagte Ja, denn der König kann sie verpfänden und verschenken. So sahen auch die Defensoren die Sache an, sie beriefen eine Versammlung von 100 ständischen Vertretern nach Prag, welche den Braunauern den Bescheid zukommen ließ, weiter zu bauen. Die Bewohner von Klostergrab bei Teplitz am Erzgebirge machten es wie die Braunauer. Nun ernannte Mathias den Erzbischof von Prag zum Oberaufseher über die königlichen Güter, den Kläger also zum Richter.

Der Erzbischof ließ 1614 die evangelische Kirche zu Klostergrab schließen und die Protestanten zum katholischen Cultus zwingen. Der Abt von Braunau ahmte das nach. Die Defensoren protestirten bei Kaiser Mathias, der sich ungnädig äußerte.

Auf dem Landtage zu Budweis wurde den Ständen Geld zum Unterhalte der Truppen in Ungarn abverlangt. Die Stände antworteten mit „vier Punkten" und verlangten einen

Generallandtag aus ganz Oesterreich (die Notabelnversammlung). Der Kaiser legte sich auf's Bitten und gelobte schriftlich den Generallandtag bis zum Januar 1615. Zwei Männer waren es, die neben den „vier Punkten" noch eine energische allgemeine Beschwerde vorbrachten: der Freiherr Leonhard Colonna von Fels, ein Tiroler, und Graf Heinrich Mathias Thurn, aus dem Mailänder Geschlechte der de la Torre, das im 16. Jahrhundert nach Böhmen gekommen war. Graf Mathias war Protestant, sprach nur deutsch und hatte auf dem Zuge des Mathias gegen Rudolf eine Abtheilung Truppen geführt, wofür ihn der Erzherzog zum Burggrafen von Karlstein mit hohem Gehalte ernannt hatte. Enttäuscht über den Werth des damaligen Kronprätendenten, warf sich Graf Mathias jetzt zum militärischen Haupte der Bewegung auf, deren kirchlicher Führer Budowec war.

Thurn und Fels waren die einzigen Deutschen in der böhmischen Bewegung. Das wiedererwachte Nationalbewußtsein, das bei Huß und den Hussiten schon so engherzig auftrat, erwirkte im Jahre 1615 ein Gesetz, kraft dessen kein Deutscher Bürger oder Landstand in Böhmen werden konnte. Alles ging auf eine czechische Adelsrepublik hinaus.

Auch schriftlich warnten diese Häupter den Kaiser, seine böhmische Krone nicht aufs Spiel zu setzen; Thurn aber richtete seine Fühler auch nach außen und verhandelte mit Sachsen darüber, die Habsburger überhaupt abzuschaffen.

Der Generallandtag zu Linz verlief resultatlos, die Ungarn erschienen gar nicht. Der zu Prag im Juni 1615 abgehaltene bildet den ersten Versuch, Oesterreich zu einigen. Diese Einigung nannte der erste Punkt die „Conföderation"; das gemeinsame Heer hieß im zweiten Punkte die „Defension"; der dritte Punkt betraf die Kreistage oder die Einzelverfassungen; der vierte endlich die Erbeinigung. Das Resultat der Berathungen war gleich Null. Der Versuch, gleichzeitig mit der letzten allgemeinen Ständeversammlung in Frankreich (1614), fiel ins Wasser und tauchte erst in der pragmatischen Sanction des 18. Jahrhun-

tens wieder auf. Denkwürdig aber ist es, daß der Cardinal Khlesl die Sache nicht von der Hand wies, vielmehr der Ansicht war, es lasse sich etwas daraus machen.

Ferdinand wurde in Prag gekrönt, nachdem er auf Jesuitenrath den Majestätsbrief unterschrieben hatte, „wenn er nicht anders zur Regierung gelangen könne“. Bei der Krönung beschwur er die Landesgesetze. Als er festsaß, begann noch unter der Firma des Mathias die entschiedenste Reaction. Die Führer der Bewegung erhielten schroffe Verweise, Mathias Thurn wurde seiner Burggrafenstelle entsetzt. Vergeblich bat er den königlichen Rath Slavata um Verwendung. Martinitz erhielt den Posten.

Für die königlichen Güter und die zu ihnen gehörigen Städte erging der Befehl, keinen Protestanten mehr aufzunehmen, während anderswo protestantischen Verbänden Katholiken aufgezwungen wurden. Zu Beamtungen wurden nur Katholiken befördert. Die Gemeindeverwaltung ging an die Königsrichter, an Justizbeamte über; die Autonomie war aufgehoben. Das Kirchenvermögen sollte seiner alten Bestimmung zurückgegeben, an protestantische Geistliche keine Zahlung mehr geleistet werden.

Im Dezember 1617 setzte Mathias zehn Statthalter ein, unter denen nur drei Protestanten waren, Thurn aber nicht. Vom 11.—13. Dezember wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen — ein Fall, der Europa erdröhnen ließ. Im März 1618 erschien eine Commission zu Braunau, die Kirche dem Abte auszuliefern. Die Braunauer litten es nicht.

Die Defensoren beriefen einen Protestantentag nach Prag. Der Kaiser drohte. Der Bruch war da, und es mußte allerdings brechen und das Recht gebrochen werden, sollte nicht die katholische Reaction in Oesterreich gänzlich verloren sein. Ferdinand wußte das, mit Gewalt war er seit Jahresfrist auch in Böhmen vorgegangen, und als man ihm Gewalt entgegensetzte, benutzte er das zur Vernichtung alles Rechtes.

Die religiöse Frage war zur Macht- und Besitzfrage geworden, wie denn Macht und Besitz hinter allen politisch-religiösen Fragen und Bewegungen lauern. Hatte nicht Luther die Macht des Papstes und seiner Klerisei gebrochen, den Besitz der Curie gewaltig geschmälert? Griffen nicht die protestantischen Fürsten im 16. Jahrhundert nach geistlichem Besitz, trotzten sie nicht der Macht des Kaisers, und schoben nicht die Gegner ihren religiösen Eifer der Hab- und Herrschsucht in die Schuhe? Was war der Jesuitismus anders als das Bestreben, der Kirche und ihren Anhängern die alte Macht zurückzuerobern und den verlornen Besitz nach Kräften zu restituiren? Woher die Händel alle, welche den Ausbruch eines grimmigen Krieges wie fernes Donnerrollen ankündigten? Alle hingen sie mit dem „geistlichen Vorbehalt" zusammen, der 1555 zu Augsburg eine offene Frage geblieben war: folgten Amt und Vermögen, d. i. Macht und Besitz, bei der Bekehrung eines Reichsstandes dem Bekehrten, oder blieben sie bei der verlassenen Kirche? Die Protestanten hatten schon vieles säcularisirt; in Köln und bei der Straßburger Bischofswahl waren sie unterlegen; konnte die immer dreistere Reaction nicht noch weiter gehen, den ganzen erworbenen Besitz und die ganze erlangte Macht in Frage stellen? Was war nach den sämmtlichen erzählten Vorgängen, von Aachen angefangen bis zur Niederreißung der Kirche zu Klostergrab, von denen zu erwarten, die ungestraft so handeln durften?

Der Krieg, dessen Medusenhaupt wir schon einige Male erblickten, dessen Schlangen sich bereits mehrmals gerührt hatten, der Krieg war unvermeidlich geworden. Der frische Markgraf von Baden hatte es auf dem Unionstage zu Schwäbisch-Hall schon 1610 richtig hervorgehoben: „Bisweilen sei es nothwendig, mannhaft zu streiten, wenn man nicht ewiger Dienstbarkeit verfallen wolle." Zum Kriege gehört allerdings noch etwas Anderes als ein wahrer oder vermeintlicher Rechtstitel, als das heißeste Verlangen nach Macht und Besitz. Das mag den hohen Herren genügen, um Alles auf die Spitze des

Schwertes zu stellen. Dem Volk ist ein Pathos unentbehrlich, es muß einen Ruf hören, der in seiner Empfindung und seinen Affecten ein dröhnendes Echo findet. Die Organe dieses Pathos waren in jener Zeit die confessionellen Geistlichen, die sogar eine Aureole um die Hab- und Herrschsucht der hohen Herren zu verbreiten wußten. Jeder weltlichen Potenz stand eine solche geistliche Pythia zur Seite: Ferdinand II. hatte seinen P. Wilhelm Lamormain aus Luxemburg; Maximilian von Bayern seinen Busleiden, Buslidius, beides Jesuiten. Hinter Christian II. von Sachsen stand der Flacianer oder steiforthodore Lutheraner Hoë von Hoënegg, der vor den „Sacramentirern“ warnte wie vor dem Teufel. Friedrich V. von der Pfalz wurde inspirirt durch den Calvinisten Scultetus, den die Spötter auch Stultetus aussprachen, der Böhmen reformirt machen und dem Reiche einen reformirten Kaiser geben wollte.

Der Volkswitz hatte daher seine Berechtigung, wenn er den grausen Krieg auf Rechnung von drei Pfaffen (den Buslidius ließ man aus) schrieb, und bald ertönte das Lied: „Dieses lass' mir drei stolze Pfaffen sein“, nämlich Job (der Katholik), Hr. Matz (der Lutheraner) und Vater Abraham (Scultetus).

Dem geschürten religiösen Pathos gegenüber erhob sich die Stimme eines Volksphilosophen, der freilich nur für die aufgeklärte Minderheit sprach und dessen Votum natürlich nicht in die Wagschale fiel. Von wohlthuender Wirkung ist aber trotzdem die Energie, mit der in einem Straßburger Büchlein: „Die alte Wahrheit“ (1621 bereits editio tertia) gelehrt wird:

> „Daß der Papst nicht allein zu Rom sei, sondern an allen denen Orten, da man einem Geistlichen den Zaum so weit läßt, daß er stolz wird und meint, Gott, die Religion und Region hangen allein an ihm.“
>
> „Daß der Lutheraner und Calvinisten Götzen seien ihr heimlicher Neid, Ehrgeiz, Stolz, Dünkel, Eigenlieb, Uneinigkeit und Zanksucht.“

„Daß dieses das beste Reformiren sei, das ein Jeder an sich selbst anfange."

„Daß die Ausländischen von Anfang hero die Deutschen durch Deutsche zu vertilgen pflegen."

„Daß es besser sei einem Landsmann die Schuh putzen, als einem Ausländer die Füße küssen."

„Daß es gut wäre, die Jesuiten auszujagen, wenn man nur den Teufel auch verjagen könnte."

„Daß wo man gern in die Region nisten wollte, da müsse man trennen (Re—gion) und eine Li—ga dazwischen hineinschreiben, so werde dann eine Re—li—gion daraus."

Aehnlich, nur mehr im politischen Tone der Zeit, sprach sich kurz vor Ablauf des 16. Jahrhunderts der brave Adam Junghanns v. d. Olnitz in seiner „Kriegsordnung zu Wasser und zu Landt" aus: „Denn wir sehen, wie das römische Reich von Tage zu Tage abgenommen hat und noch für und für abnimmt. Solches Leiden kömmt von nichts Anderm her, als von den Händeln der Geistlichen, worüber die ganze Welt klagt. Findet man einen rechtschaffenen Prädicanten, so sind zehn andre gegen ihn; da lobt ein jeder Krämer seine Waare, ein Jeder will sein Schäflein wohl weiden und den rechten Weg zum Himmel führen, und weiß doch niemand als der Teufel und unser Herrgott, wo die Hirten selbst hinfahren. Es schändet, lästert und verdammt einer den andern; wenn sie auf der Kanzel stehen, ist der Teufel ihr Präceptor, der hilft ihnen regieren, daß ein Königreich mit dem andern uneins wird, ein Land aufrührerisch gegen das andere; der Nachbar kann sich nicht mehr mit dem Nachbar vertragen, ja man findet wohl an einem Tisch vier oder fünferlei Glauben sitzen, der eine will auf diesen Berg, der andere auf jenen. Der ewige allmächtige Gott wolle die Herzen der lieben Hochdeutschen stärken, ihnen einen freien Muth geben und sie wieder auf die Beine bringen, daß sie dermaleinst aus der Asche wieder her-

vorkommen, und ihren alten Beruf und ihr gutes Lob erneuern!" *)

Wenn das Vorstehende sich polemisch wider die bösen Zeitumstände und deren Ursachen richtet, so finden wir in der „Lustig und lesenswürdig Historia" eine der Zeit weit vorausgeeilte Popularweisheit, welche die Religion ganz ins Moralische verlegt:

„Daß Gottes Wort an keinem Ort der Welt, an keine Kirche oder Kanzel und an keinen Herrn Hansen gebunden sei."

„Daß wo kein Lieb ist, da ist auch kein wahrer Glaube."

„Daß die größte Thorheit sei, daß der Mensch einen andern mit Gewalt will selig machen, der sich selbst selig zu machen nicht vermag."

„Daß ein Christ Niemand anfeind wegen eines Irrthums."

„Daß Gott uns auch ohne den geschriebenen Buchstaben und alles Pfaffengezänk selig machen könne."

Und dann der letzte Rest politischen Volksbewußtseins:

„Daß sowohl christliche Unterthanen als Obrigkeiten in der Schrift die Gesalbten des Herrn genannt werden."

Die Popularweisheit eilte eben voraus, einer noch fernen Zukunft zu. Der dreißigjährige Todtschlag rückte in Scene: Neid, Dünkel und Zanksucht trieben innerhalb der reformatorischen Welt ihr schnödes Spiel. Und der Fremde, der die Deutschen durch Deutsche zu vertilgen pflegt, hatte sich bereits angemeldet: Spanische Truppen hatten die Reichsacht wider die Stadt Aachen vollzogen, spanische Truppen sich in die Jülich-Cleve'sche Angelegenheit gemischt, und der König von Frankreich war von der Union, von Brandenburg und Pfalz-Neuburg hinlänglich eingeladen worden.

---

*) S. G. Freytag: „Aus dem Jahrhundert des großen Krieges". 3. Aufl. S. 64. 65.

Der Krieg. Böhmen und die Pfalz.

Die von den Defensoren nach Prag berufene Versammlung stieß im März 1618 auf große Flauheit der Prager selbst und auf eine feste Haltung des Kaisers. Die Braunauer Commission wurde grade abgeschickt, Mathias verbot sogar eine neue Versammlung der Protestanten. Viele städtische Magistrate fabricirten Loyalitätsadressen; der Kaiser, hieß es, sei der einzige Defensor.

Am 18. Mai trat die vertagte Versammlung wieder in Berathung, Mathias verbot jede Sitzung. Am 21. Mai begaben sich die Notabeln in corpore aufs Schloß, die kaiserliche Mittheilung zu hören. Bei der Berathung der Antwort im Carolinum verlangte Thurn, daß man sich bewaffnet aufs Schloß begeben dürfe. Die Statthalter hatten nichts dagegen, daß sich die Delegirten selbst schützten.

Die letzte Vorbesprechung fand auf der Kleinseite von Prag, jenseits der Moldau, bei Albrecht Smiřicky statt, allwo Thurn und Budowec die Defenestrirung durchsetzten; Ulrich Kinsky war für Niederstechen. Die Neustadt schloß sich jetzt der Bewegung an, die Altstadt verharrte beim Kaiser.

Prag, von der Moldau in zwei Theile getheilt, ist die architektonisch schönste Stadt in Oesterreich, ein imposantes Museum der Baukunst. Ein ganzes Jahrtausend redet hier aus Steinen, von der fabelhaften alten Synagoge an zur majestätischen Gothik, durch die poetische Frührenaissance zum Classicismus, von da durch barocke Abschwächung zum modernen

Nützlichkeits- und Fabrikenbau. Einen dauernden Stempel drückten die luxemburgischen Fürsten Johann der Blinde, Karl IV. und Wenzel, besonders Karl IV. der Stadt durch die Gothik auf, welche im Dome zu St. Veit links von der Moldau auf den französischen Chorstyl zurückkam. Ein fröhliches Muster der Frührenaissance prangt das Lustschloß Belvedere auf der westlichen Höhe, von Francesco de Lagno unter König Ferdinand I. erbaut. Sein Sohn Ferdinand erbaute den „Stern". Auf derselben Höhe, dem Hradschin, thront auch die königliche Burg im classischen Renaissancestyl aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Das alte gothische Schloß war 1541 bis auf ein Stück Spätgothik niedergebrannt; noch steht der flamboyante Ladislaussaal, worin die Böhmen ihren Königen huldigten. Vom Ladislaussaal begiebt man sich in die Landstube oder den feudalen Ständesaal, wo noch der Thronsessel und der Bischofsstuhl am alten Platze stehen. Die Kirche dieses alten Theils ist dem Maria-Theresiastift eingeräumt. Vom Fräuleinstift aus bietet sich das herrliche Panorama der königlichen Stadt dar: rechts der Laurentiusberg, links der Ziskaberg, dazwischen die Stadt mit zahllosen Thürmen und drei Moldaubrücken. Moldauaufwärts liegt der Wischigrad, die Ruine der alten czechischen Königsburg. Hinter uns erstreckt sich, eine halbe Stunde hoch, der Weißenberg mit der Kirche S. Maria de Victoria.

Prag auf dem rechten Ufer theilt sich in die Alt- und Neustadt, während die Kleinseite zu unsern Füßen liegt. Die massive alte Brücke, welche beide Theile mit einander verbindet, trägt 28 Heiligenbilder, darunter als Hauptfigur den heiligen Johann Nepomuk, den Kaiser Wenzel 1393 in die Moldau werfen ließ. Man will jedoch in diesem heiligen Johann eine gewisse Aehnlichkeit mit Johann Huß entdecken, dessen Bethaus auch noch in der Altstadt zu sehen ist, und diese Vermuthung stimmt vorzüglich zu der Vermengung der Heiligenverehrung mit dem Hußcultus, die von den Jungczechen noch unlängst an den Tag gelegt wurde.

Die classische Renaissance findet sich in mehreren Palästen der Altstadt wieder, vorzüglich in dem des Grafen Clam Gallas. Aber die Renaissance vermag im Ganzen den gothischen Stempel nicht zu verwischen, fliegt vielmehr häufig die Gothik nur decorativ an. Auch Wallenstein's Palast auf der Kleinseite mit dem hohen Prachtsaal durch zwei Stockwerke trägt in den burgartigen Höfen einen gewissen mittelalterlichen Charakter. Das Pferd, das den Generalgewaltigen bei Lützen trug, steht dort ausgestopft.

Begleiten wir nun die bewaffneten Stände von der Altstadt über die große Nepomukbrücke zur Kleinseite, die 200 Stufen hinauf, an des Martinitz Haus vorüber, zum Hradschin empor. Sie werden ohne Weiteres eingelassen und dringen in den Sitzungssaal der Statthalter, die sog. Rathsstube, die sie jedoch nicht alle faßt.

Diese Rathsstube befindet sich noch gegenwärtig im Zustande von 1618 mit dem sämmtlichen damaligen Mobiliar.

Da stehen Aktentruhen wie Holzkasten, mit verblichenem Sammt überzogen; Stühle wie die Melkstühle in Landwirthschaften; der Rathstisch mit gesplissenem Ueberzuge. Da hangen an den Wänden im Bilde: Rudolf von Habsburg, großäugiges Oval, der ideale Typus der Art; Ferdinand I., Karl V. brüderlich ähnlich, doch etwas ins Starre schielend; Max II., gutmüthig, mit kleinern freundlichen Augen; Rudolph II., mit fallender Kinnlade, irren Blicken, doch dem Vater nicht unähnlich. Hinzugekommen sind Ferdinand II., der jesuitische Halbspanier, und Ferdinand III., der unbedeutende Ganzspanier. Ferner erblicken wir: Slavata, den stolzen Hidalgo, mit aufgekräuseltem Lippenbart und trotzigen slavischen Aeuglein, den Absagebrief in der Hand; Martinitz, den böhmischen Granden in deprecirender Haltung. Von dem Geheimschreiber Fabricius steht noch das Secretariat, ein auf zwei Stufen erhöhter Hühnerkasten. Man öffnet die alten Fenster und erblickt 80 Fuß tief den Obelisk mit dem Kreuze.

Es war am 23. Mai 1618, gegen 9 Uhr Morgens.

Von den zehn Statthaltern waren nur vier gegenwärtig: Adam Sternberg, Martinitz, Slavata und der Kanzler Lobkowitz; neben ihnen der Secretär Fabricius. Man las ihnen die Schrift der Defensoren vor und frug eindringlich: ob die Statthalter mit an dem kaiserlichen Schreiben betheiligt seien. Die Räthe gaben keine Antwort. Mathias Thurn bestand auf Ja oder Nein. Graf Schlick apostophirte den Martinitz und den Slavata als die Urheber, sie hätten auf Eingebung der Jesuiten gehandelt. „So viel durftet Ihr nichtsnutziges Jesuitengesindel mit Euren Helfershelfern, den Secretären, wagen. So mögt Ihr denn wissen, daß wir keine alten Weiber sind." Wenzel von Ruppa hob die religiöse Bedrückung hervor. Mathias Thurn beschwerte sich, daß er am Leben bedroht sei. Smiřitzki sagte, der Adel werde wie die Leibeignen behandelt. Colonna von Fels beschuldigte Martinitz und Slavata der Urheberschaft des kaiserlichen Briefes. Alle stimmten bei. Die Beiden suchten sich zu vertheidigen. Fels frug, ob sie zu bestrafen seien. Schweigen — neuer Wortwechsel. Den Majestätsbrief von 1609 hätten sie nicht unterschrieben, hieß es, was seine Richtigkeit hatte; Budowec hatte schon damals gegen diese Räthe protestirt. Jetzt wurden Sternberg und Lobkowitz aus dem Saale gedrängt. Martinitz flog zuerst durchs Fenster, 28 Ellen hoch. Thurn schob den Slavata hin: „Da habt Ihr ihn!" Dieser stieß sich eine Wunde am Fenstergesims. Fabricius, der Secretär, wurde ihnen kurzer Hand nachgeschickt.

Ein Wunder in Gestalt eines Kehrichthaufens rettete sie alle drei. Doch verwundete sich Martinitz, als er dem Slavata zu Hülfe kam, an seinem eigenen Degen.

Von oben rief man der Dienerschaft zu, den Gestürzten den Garaus zu machen. Es fielen Schüsse. Martinitz erhielt einen Streifschuß an der linken Kopfseite, ein zweiter ging durch seinen obern linken Aermel, ein dritter streifte den Arm. Die Diener und Freunde der Statthalter eilten herbei. Die Gegner fanden den Weg zum Graben nicht. Fabricius ging

davon und entkam nach Wien; er wurde später als „Herr von Hohenfall" geadelt. Martinitz stieg auf einer Leiter in das Haus des Kanzlers Lobkowitz, wo er beichtete und sich als „Sterbender" zu Bette legte. Slavata wurde durchs Thor in dasselbe Haus getragen. Die Kanzlerin Polirena Lobkowitz rettete die beiden Statthalter vor Thurn und dessen Gefährten durch kühnes Leugnen. Martinitz floh nach Regensburg zu den Jesuiten und wohnte dann zu München in Tilly's Behausung. Slavata entkam mit Hülfe der Gräfin Thurn über Teplitz nach Sachsen.

Uebrigens wehrte Graf Thurn allen Gewaltthaten gegen Katholiken und Juden.

Am folgenden Tage, 24. Mai, wurde die Revolution im Schlosse organisirt; jetzt erschienen auch die Prager. 30 Directoren aus den drei Ständen: Adel, Ritter und Städte, bildeten die Regierung. Wenzel Wilhelm Ruppa oder Roupow wurde Präsident, Graf Thurn Gubernator. Eigentlich leitete er jedoch nur das Heerwesen als Generallieutenant, mit Fels als Feldmarschall und Bubna als Generalquartiermeister.

Allen Kennern der damaligen Zustände und Vorgänge hat sich die Beobachtung aufgedrängt, daß der entscheidende Moment keine bedeutenden Männer antraf, daß die Kühnheit des Beginnens keineswegs ihre Rechtfertigung in großartigen Leistungen gefunden hat. Gindely bemerkt, von hussitischem Geiste sei keine Spur vorhanden gewesen; Thurn habe kein Czechisch verstanden und die Massen nicht zu elektrisiren gewußt. Feldherrntalent spricht er ihm gleichfalls ab, was aber doch wohl die Einschränkung erfahren muß, daß ihm beständig Truppen und Geld zu einer bedeutenden Offensive fehlten. Die Revolutionäre spielten die bekannte Comödie: Treue dem Kaiser, Feindschaft seinen schlechten Rathgebern! Gleich nach dem Fenstersturz vereideten sie den Burghauptmann Czernin auf „den König und die Stände." Sodann rechtfertigten sie sich ganz devot in der „ersten Apologie", die am 26. Mai an

den Kaiser-König nach Wien abging. Mathias erhielt seine Einkünfte ruhig ausbezahlt.

Die hohen Kriegsämter waren besetzt, aber es fehlten die Armee und die Zeughäuser. Um Soldaten zu bekommen, griff man zu den verkehrtesten Mitteln, nämlich zu dem Aufgebot und zugleich zur Werbung, wo doch Eins das Andere hinderte. Das Aufgebot, welches den drei Ständen nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit Soldaten zu Fuß und zu Pferde auferlegte, wurde auf 16,800 Mann Infanterie und 2400 Reiter berechnet; das Uebrige sollte die Werbung nach Gutbefinden der Directoren liefern. Ende Juni mußte der Landtag beschließen, daß die Armee auf 12,000 Mann Infanterie und 4000 Reiter „erhöht" werden sollte. Das unergiebige Aufgebot sollte gegen 385,000 Thaler abgelöst werden.

Am 2. Juni wurden die Jesuiten ausgewiesen; sie zogen auf derselben Straße ab, auf der sie vor 63 Jahren gekommen waren. Mit ihnen wurden der Erzbischof Lohelius von Prag und der Abt von Braunau des Landes verwiesen. Thurn zog in Eilmärschen auf Budweis zu, wo kaiserliche Truppen lagen. Aber es fehlte Geld, die Städte benahmen sich als „fürsichtige und weise Leute" und schlugen das Anlehen ab. Auf dem Landtage vom 25. Juni erschienen wenige Deutsche. Es mußte ein Zahlungsmoratorium gewährt werden. Der Krieg begann mit dem Bankerott.

Die alten katholischen Statthalter riethen in Wien zur Nachgiebigkeit. Mathias war, auf Anrathen Khlesl's, nicht abgeneigt. Ferdinand aber, den die Nachricht vom Fenstersturz in Preßburg beim Bankett des Erzbischofs von Gran „wie ein Todtenkopf" überrascht hatte, erklärte sich dagegen; mit ihm der Kanzler Lobkowitz und der spanische Gesandte Oñate. Mathias ließ den Directoren zu Prag seine Meinung derb sagen, aber von Rüstungen erfolgte nichts. Oñate wunderte sich, daß sein König sich in Kosten stürzen sollte, während der Kaiser vielleicht mit den Rebellen ein Abkommen getroffen habe!

Als die Krönung des Königs von Ungarn in Preßburg am 1. Juli vollzogen und der ungarische Reichstag geschlossen war, hatte Ferdinand freie Hand. Der ihm zunächst im Wege stand, Khlesl, sollte beseitigt werden. Er wurde am 20. Juli in die Wiener Hofburg gelockt, Dampierre nannte ihn einen „ehrvergessenen, losen Buben". Man weigerte sich, ihn zum Kaiser zu führen. Am Schottenthore wurde er in einen Wagen gesetzt, über Wiener-Neustadt, seine bischöfliche Residenz, durch Steiermark und Kärnten nach Tirol geführt. Im Schlosse Ambras bei Innsbruck setzte man ihn gefangen. Bei der Nachricht von dieser Entführung biß Mathias ins Betttuch; die Kaiserin frug ihren Neffen Ferdinand jammernd: ob das der Dank für zwei Kronen sei. Ferdinand erwiderte kalt: er wolle lieber die zwei Kronen niederlegen als den Cardinal befreien. Als Mathias sämmtliche Beschwerden gegen Khlesl angehört hatte, sagte er: „Sollte wirklich unser vertrautester Rath dergleichen gethan haben, so habt Ihr dem losen Lecker sein Recht widerfahren lassen."

Der Papst, dessen Nuntius mit im Complott gewesen war, that nichts für seinen Cardinal; nur mußte Ferdinand um Absolution bitten, die ihm gewährt wurde. 1619 kam Khlesl von Ambras ins Innsbrucker Schloß; dann wurde er päpstlicher Gefangener im Kloster St. Georgenberg bei Schwaz. 1622 ließ ihn Gregor XV. nach Rom kommen, erst in der Engelsburg und dann auf freiem Fuße leben, jedoch mit den Einkünften von Wien und Wiener-Neustadt. 1627 durfte er heimkehren und starb 1630 mit 77 Jahren.

Zum Abschluß seiner Charakteristik sei gesagt, daß Khlesl, der in der Gefangenschaft die Welt für „ein Pech" erklärte, vor seinem Sturze zwei Bisthümer und eine Dompropstei innehatte, daneben aber von fremden Gesandten und von den einzelnen Kronländern Geld annahm. Spanien zahlte ihm 3000, später 10,000 Scudi. Als seine Effecten mit Beschlag belegt wurden, fanden sich 300,000 Ducaten vor. Nach seiner Restitution brachte er es wieder auf 48,000 Gulden Einkünfte.

Er vermachte seinen Verwandten 46,000 Gulden, der Kirche eine halbe Million. Ein Politiker vermeinte er zu sein, aber ihm fehlte die Consequenz, sein Wille wurde durch „Trinkgelder" gelenkt.

Weil er schuld an der Erlassung des Majestätsbriefes sein sollte, sang ihm das katholische Volkslied nach:

„Untreu hat ihn getroffen,
Es bleibt nit ungerochen."

Spanien hielt zum Kaiser, mehr noch zu Ferdinand. In Heidelberg hatte man seit 1613 die Augen auf Böhmen gerichtet. Als nun ein Gesandter der Directoren an den pfälzischen Hof kam, schickte Friedrich V. den Grafen Albrecht von Solms nach Prag. Dieser versprach Hülfe und gab die Versicherung, die Union werde Niemanden dem Kaiser beispringen lassen. Von dem Vetter Max in Bayern konnte Ferdinand vor der Hand nichts erlangen, so viel Dankbarkeit er ihm auch zuschwur. Sigmund von Polen gab einige Tausend Reiter, denen aber der Kaiser den Weg durch Schlesien erst bahnen sollte.

Die Gesandtschaft der Prager nach Preßburg wurde durch den Paladin Forgach arretirt und nach Wien in den Thurm gebracht. Der ungarische Reichstag mahnte die Böhmen zum Frieden, gab aber dem König Ferdinand keine Unterstützung; nur werben durfte er, sehr gegen die öffentliche Meinung. Recht übel war er dran, denn die böhmischen Abgaben — ein Drittel seiner Einkünfte — und die ungarischen Soldaten bildeten damals die Stützen Habsburgs.

Die oberösterreichischen Stände, in der Mehrzahl protestantisch gesinnt, riethen dem Kaiser zum Frieden: er solle die Türken, nicht Christen bekriegen. Der Kaiser durfte im Lande nicht werben und die Truppen aus dem Friaul ließ man nur rottenweise durch. Die Niederösterreicher begannen mit Beschwerden über kirchliche Bedrückung. Man sperrte und besetzte das Zeughaus in Wien. Nur die Residenz selbst gab 14,000 Gulden, und borgte später 30,000: das war Alles.

Der treffliche Mann in Mähren, der Freund und Schützer der Protestanten, der die böhmischen Stände i. J. 1608 zum Abfall von Rudolf bewegen wollte, Karl von Zierotin, war mit dem böhmischen Aufstande unzufrieden; er wurde jetzt „Politiker". Er, der als Landeshauptmann von Mähren des Kaisers höchstes Mißtrauen erweckt hatte, erwies sich jetzt als gut habsburgisch. Als Ferdinand ihn am 14. Juni nach Wien berief, konnte er zufrieden mit ihm sein. In Mähren hintertrieb Zierotin die Absendung einer Deputation nach Prag; die kaiserlichen Truppen durften unbehelligt durch das Land marschiren; ja in Prag rieth er eindringlich zum Frieden mit dem Kaiser. Schlesien bezeigte sich der Bewegung freundlich und sicherte die nordöstliche Gränze gegen feindlichen Durchzug. Tonangebend war in Breslau Markgraf Joh. Georg von Brandenburg-Jägerndorf, der Schlesien von der böhmischen Kanzlei abtrennen wollte; sein Rath und Oberhauptmann Hartwig von Stietten war bei der Deputation nach Prag. Die Lausitz hielt sich neutral. Zählen konnte der Kaiser nur auf Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien, Tirol und Vorderösterreich.

Die kaiserliche Armee bestand aus 9600 Mann zu Fuß, 3200 Reitern, 1100 Husaren und 300 Haiduken. Graf Boucquoi war Oberbefehlshaber. Er dachte eine militärische Promenade nach Prag zu machen. Dampierre brach mit 6000 Mann im Südosten ein und befestigte Bystritz; Boucquoi selbst vereinigte sich bei Deutsch-Brod mit Dampierre und drang bis Czaslau vor.

In Prag setzte es allerlei Schwankungen ab; man wollte sich mit dem Kaiser versöhnen; Adam Waldstein suchte die Katholiken abspänstig zu machen. Endlich beschloß man neue Rüstungen.

Da erschien auf dem böhmischen Schauplatz der Mann, der für die ganze Folgezeit den Ton der Kriegsführung angeben sollte, der kühne Condottiere Ernst von Mansfeldt. Er war 1580 als natürlicher Sohn des Fürsten Peter Ernst von

Mansfeldt in Belgien geboren, von Philipp II. legitimirt und dann der Gnade Albrechts und Isabellens überwiesen worden. Er nannte sich nie „Fürst", sondern stets nur „Graf". 1603 commandirte er unter Mathias in Ungarn die Leibcompagnie; wegen einer bösen Schuldgeschichte wurde er nach Hause geschickt. Unter Albrecht in Belgien führte er ein Reiterregiment, ein wahres Räubercorps. Unter Leopold befehligte er im Jülich'schen Kriege wiederum die Reiterei und erhielt sich und die Truppen durch Brandschatzung. Mansfeldt charakterisirt gleich an der Schwelle das grausame Spiel des sog. „deutschen Kriegs". Die Truppen kosteten damals sechsmal so viel als heute. Im ordentlichen Wege war keine Armee zu erhalten. Mansfeldt gab ganz offen zu, daß der Soldat nichts respectire, sich helfe wie er könne. Auf Holzschnitten jener Zeit figuriren die Fürsten als Badergesellen, welche schröpfen und Ader lassen; das Blut tropft in Form von Goldstücken herab. Daneben blühte schon 1618 die Falschmünzerei, das Kippen und Wippen. Aus der Gefangenschaft des brandenburgischen Grafen von Solms entkam Mansfeldt wahrscheinlich durch Verrath. Dann ging er mit Allem was er hatte zur Union über. Da es hier nichts zu thun gab, so diente er bis 1617 dem Herzog von Savoyen im Montferrat'schen Kriege gegen die Spanier. Nach dem Frieden hielt Karl Emanuel die Hälfte seiner Truppen in Bern zur Verfügung von Kurpfalz.

Anfangs September rückte nun Mansfeldt mit seinen Truppen in das westliche Böhmen ein und legte sich zwischen Klattau und Pilsen ins Quartier. Der kleine, halb verschrumpfte, häßliche Mann mit der Hasenscharte, der dennoch große Ansprüche an die Weiber erhob, war kaum da, als auch die wilde Wirthschaft losging, die der Feind gelehrig nachahmte. Zwischen den beiden Standquartieren gingen 24 Dörfer in Rauch auf. Man beschuldigte die Mansfeldter, einen Pfarrer lebendig gebraten, Frauen und Mädchen geschändet und an die Schwänze der Pferde gebunden zu haben. Doch ließen es auch die Ungarn im kaiserlichen Solde an keiner Grausam-

keit fehlen. Militärisch geschah dagegen einen Monat lang nichts.

Anfangs October erhielt der Markgraf von Jägerndorf von den schlesischen Ständen Befehl, in Böhmen einzurücken; auch die polnische Gränze wurde besetzt. Boucquoi war schon von Czaslau nach Ledecz zurückgewichen. Thurn schlug am 3. November den Dampierre bei Pilgram; die Kaiserlichen zogen sich über die Gränze nach Iglau, wurden aber von den Bewohnern nicht eingelassen; sie zerstreuten sich in Mähren. Am 9. Nov. schlug Thurn auch den Boucquoi bei Budweis. Am 21. Nov. nahm Mansfeldt Pilsen.

Anstatt jetzt Böhmen völlig zu säubern, drang Thurn, mehr Politiker als Feldherr, auf niederösterreichisches Gebiet. Graf Schlick, der dem Boucquoi die Kriegscasse und Beute abnahm, überschritt gleichfalls die Gränze. In Wien zitterte man, die Leute aus der Umgegend flohen in die Stadt. Mathias erfreute sich keiner Popularität. Da er Geld brauchte, berief er den Landtag; dieser schlug die Forderung ab und wurde aufgelöst. In Oberösterreich sah es noch schlimmer aus: Starhemberg war schon im böhmischen Lager, die Stände vermehrten ihre Truppen, legten Schanzen an der böhmischen Gränze an gegen Boucquoi, Schanzen nach Passau zu, gegen einen etwaigen Vormarsch der Bayern. Zu Horn vereinigten sich gar Ober- und Niederösterreicher mit den Ungarn zu einem gemeinsamen Abkommen. Alles hing an Zierotin, das Schicksal Oesterreichs lag in seiner Hand. Er brauchte blos in Brünn nicht abzuwiegeln, durfte sich nur passiv verhalten und — die Habsburger waren gewesen. Thurn bestürmte ihn, der Markgraf von Jägerndorf ließ ihm durch Stietten zusetzen, der eifrige Tschernembl aus Oberösterreich redete ihm zu: Zierotin blieb taub. Der Brünner Landtag ließ sich sehr stürmisch an, aber die ruhige Suada des festen Mannes tröpfelte Oel auf die wilden Wogen; das Höchste was von ihm zu erlangen war, bestand in einer Friedensmahnung an den Kaiser. Man konnte den schwachsinnigen Matthias, der sich in nichts mehr

von Rudolf unterschied, mit Leichtigkeit in Wien gefangen nehmen und ihm jede Bedingung dictiren; aber Zierotin glaubte an ein gemeinsames Reich unter Habsburg, und Zierotin hat beide gerettet.

Der Krieg bestand im Wesen aus Freibeuterei und Epidemien. Im böhmischen Heer gingen 8000 Mann bis Ende Februar 1619 am Typhus zu Grunde, zwei Drittel des Gesammtbestandes. Bei Boucquoi in Budweis stand es nicht besser; doch langten 2000 Vorderösterreicher über Passau an. Dampierre ging wieder über die Gränze zurück. Thurns Requisitionen verwüsteten das Land, so daß die obdachlosen Leute sich in die Tiefen des Böhmerwaldes flüchteten. Boucquoi seinerseits hauste nicht milder, in einem einzigen Kreise gingen 200 Dörfer im Feuer auf.

Ueber die böhmische Krone war man derweilen draußen noch nicht einig. Der Herzog Karl Emanuel von Savoyen begehrte, um Hülfe angerufen, die böhmische und die deutsche Krone; der Pfälzer Friedrich sollte Elsaß und Vorderösterreich bekommen, später auch Oesterreich und Ungarn. Dafür wollte der Herzog 6—7000 Mann stellen und 1½ Millionen Ducaten hergeben. In Heidelberg, wo dem jungen Friedrich bereits „furchtbare Zweifel“ aufgestiegen waren, wurde das adoptirt, nur mit der Modification, daß Böhmen später an Kurpfalz kommen sollte.

König Jakob von England gab keinerlei Ermunterung; er wollte es mit Spanien nicht verderben, da er eine Infantin für seinen Prinzen von Wales zu bekommen hoffte. Nur zu billigen Friedensbedingungen rieth er in Wien.

Max von Bayern wollte nichts von einem Ausgleich, nichts vom Majestätsbrief hören; er würde damit „seine Seele nur besudeln und an einer fremden Sünde theilnehmen.“ Aber von militärischer Hülfe war keine Rede.

So sah man sich in Wien genöthigt, auf einen Waffenstillstand einzugehen. Kursachsen sollte vermitteln; aber der kurfürstliche Rath Lebzelten sagte zu seinem Herrn: Es sei die

Frage, ob die Habsburger überhaupt von ihrem Besitz etwas retten würden. Ein Tag der Verhandlung war nach Eger ausgeschrieben. Da hetzte Kurpfalz: Ferdinands Erbfolge müßte für ungültig erklärt werden. Eine fulminante Flugschrift, wohl vón den Defensoren eingegeben, schlug als Artikel 1 vor: dem Hause Habsburg sind alle Rechte abzusprechen.

Die Sachen standen so schlimm, daß Ferdinand erklärte, er wolle „lieber sterben und verderben", ehe er etwas über den Majestätsbrief hinaus bewilligte! Der Waffenstillstand war nicht herbeizuführen, obgleich im Felde nichts geschah.

Auf dem Prager Landtag wurden neue Rüstungen bewilligt, leider wieder im Wege des Aufgebots. Die Katholiken erklärten sich bereit zur Landesvertheidigung. Die Güter der Gegner wurden confiscirt — damit war jede Brücke abgebrochen. Wie unmöglich der Ausgleich war, geht aus den Forderungen hervor, welche den 19 Prager Deputirten zum Verhandlungstage nach Eger mitgegeben wurden: die Kirchengüter bleiben im Besitz der Stände, die Jesuiten sind auf ewig vertrieben, alle österreichischen Protestanten treten in Conföderation, die Güterconfiscationen bleiben rechtsgültig, für unfähig erklärte Personen sind von allen Aemtern ausgeschlossen.

Am 20. März 1619 ging Mathias unter tausend Qualen den Weg Rudolfs, auf dem ihm seine gefräßige Gemahlin um ein Vierteljahr vorausgegangen war. Jetzt hatte Ferdinand ganz persönlich zu handeln.

König Ferdinand von Ungarn und Böhmen war der Märtyrer einer schlechten Sache. Gindely, der böhmische Ranke, schildert ihn als weder selbständig, noch thatkräftig, als durchaus abhängig von den Jesuiten und der Curie. Er sei, seinem Liebling Eggenberg gegenüber, nicht einmal so sehr Fürst gewesen wie Ludwig XIII. vor Richelieu. Derselbe Ferdinand übte auch bereits das vermeintlich populäre Geplauder mit dem Volke. Persönlich reizte ihn nur die Jagd. Von Pfaffen und Günstlingen ausgeplündert, betete er sich zu Tode. Was als Charakter bei ihm angesehen wird, bestand in der jesui-

tischen Einflüsterung: „Lieber mit Weib und Kind, den Stab in der Hand, in's Elend wandern, als über Ketzer herrschen." Durch die Vererbung kam das bei seinem Sohne Ferdinand III., wie bei den spanischen Philippen, noch stärker heraus: „Eher Scepter und Kron, Leib und Leben verlieren, ja sogar den eigenen Sohn vor seinen Augen niedermachen sehen, als die Ausübung des Augsburger Bekenntnisses in seinen Königreichen und Ländern gestatten."

Das Jahr 1619 setzte Ferdinand auf harte Proben. Am 20. Mai, kurz vor dem Jahrestag der Revolution, schlugen Thurn und Mansfeldt die königlichen Truppen abermals aus Böhmen hinaus. Ein Schrecken vor Ferdinand ging durch ganz Oesterreich. Darauf baute Thurn, als er die mährische Gränze überschritt und nach Brünn zog. Diesmal bemerkte man die moralische Gewalt Zierotins nicht; die Mährer machten wie die Schlesier und in der letzten Zeit auch die Lausitzer gemeinsame Sache mit den Böhmen und vertrieben zunächst die Jesuiten.

Mathias Thurn, um die Stimmung auszunutzen, marschirte auf Wien und langte in etwas desolatem Zustande am 5. Juni vor den Thoren der Hauptstadt an. Ferdinand saß machtlos, aber unerschüttert in der Burg.

Die Protestanten Niederösterreichs hielten den Augenblick für gekommen, es den Böhmen, Mährern und Schlesiern nachzuthun; im Einverständnisse mit Thurn sandten die Stände am 5. Juni Morgens um 10 Uhr Abgeordnete in die Burg, ihre Rechte von Ferdinand zu fordern. Es gehörte gewiß Muth dazu, diesem „10. August" zu widerstehen; aber Ferdinand hielt Stand. Die Sprecher der Deputation waren: Paul Jakob v. Starhemberg, Andreas Thonradl, Karl Teufel u. A. Die Debatte wurde leidenschaftlich. Thonradl verlangte, Ferdinand solle den Krieg gegen Böhmen aufgeben. Daß er den König beim Rockknopf gefaßt, ist eine von Hurter in Curs gesetzte Erfindung. Ferdinand debattirte kalt, bat sogar. Abends von 5—6 Uhr wurde die Audienz erneuert. Da sprengten 400 von Ferdinand requirirte Reiter von Krems unter dem Hauptmann

Gilbert v. Saint-Hiliaire, der mit Karls IX. Wittwe aus Frankreich gekommen war, in den Burghof. Die Deputation empfahl sich höflichst. Ferdinand schickte nach, um weiter zu verhandeln. Sie schlugen das aus. Ferdinand aber dankte der heil. Jungfrau inbrünstig.

Als Thurn wegen Mangels an Lebensmitteln und Geld wieder abgezogen war, verlegten die protestantischen Stände ihre Sitzungen nach Horn. Hier zeichneten sie im August 1619 eine Convention mit Böhmen, welcher die Oberösterreicher beitraten.

Am 28. Mai 1620 erkannte Ferdinand die Privilegien der Stände unter der Enns an, ließ die Augsburger Confession gelten, so weit sie im Gebrauch; Beschwerden dürften jedoch erst nach der Huldigung vorgebracht werden; die Convention mit Böhmen sei aufzugeben. Da schieden sich die Wasser: die Extremen hielten zu Böhmen; die Uebrigen, Katholiken wie Protestanten, huldigten am 31. Juli. Jene waren jetzt „Rebellen", jedes Rechts und Eigenthums verlustig. Die protestantischen Prediger wurden ausgetrieben. Als Maximilian von Bayern am 4. August 1620 in Linz einzog, war auch das Loos Oberösterreichs besiegelt.

Der Träger zweier Kronen war mit heiler Haut davon gekommen. Es ging jetzt um die dritte, die durch den Tod des Mathias gleichfalls verwaiste Kaiserkrone. Die Protestanten konnten keinen ernstlichen Candidaten haben, der fabelhafte Herzog von Savoyen erhielt höchstens die Stimme von Kurpfalz. Die katholischen Gegner Ferdinands — auch Khlesl hatte die Hand im Spiele gehabt — waren auf den Herzog von Lothringen und auf Maximilian von Bayern verfallen. Beide lehnten jedoch ab. Für den Kurfürstentag war kein Geld vorhanden; Oñate lieferte spanisches Geld, um einen deutschen Kaiser zu küren.*)

*) Der Volkswitz sagte über den steten Geldmangel des Kaisers, Ferdinand habe drei große Berge: Eggenberg, Werdenberg, Questenberg; drei große Steine: Dietrichstein, Liechtenstein, Wallenstein, und Sieben Bürgen, und doch kein Geld!

Ferdinand saß am 28. August 1619 in Frankfurt als gewählter Kaiser beim Gastmahle, das ihm der Kurfürst von Trier gab. Es wurde — natürlich — „stark gegessen“ und noch stärker getrunken, als der Postmeister anklopfte und die Secretäre herausrufen ließ. Diesen theilte er die Nachricht mit, daß am Tage vor der Kaiserwahl, am 19. August, die Böhmen den Kurfürsten-Pfalzgrafen zu ihrem Könige gewählt hätten. Es war wie im vorigen Jahre zu Preßburg an der Tafel des Erzbischofs von Gran — der zweite „Todtenkopf“ erschien im Saale.

Die ganze Gesellschaft wurde tief bestürzt: in Frankfurt, so sagte man, hat Ferdinand einen Titel erworben und zwei Königreiche verloren; denn Ungarn werde auch nicht zu behaupten sein. Gesprächsweise meinten Andere, Pfalz werde nicht annehmen; wer ihm dazu rathe, könne ihm eben so gut anrathen, Gift zu nehmen. Der brandenburgische Gesandte aber äußerte: es sei nicht leicht, ganze Königreiche auszuschlagen! Im Ganzen durchschauerte die vornehme Gesellschaft eine legitimistische Angst vor der Revolution; die hohen Herren hielten, trotz aller Confiscationen und allem Besitzwechsel seit 100 Jahren, stark am Erbrecht. Von dieser Seite hatte der Pfälzer nichts zu erwarten. Was die deutschen Fürsten auch sonst an Ferdinand aussetzen mochten, in diesem Punkte stimmten sie ganz dem zu, was er angesichts des böhmischen Aufruhrs an Philipp III. von Spanien geschrieben hatte: „Die Zeiten hätten den Herrschaften so viel Freibriefe abgezwungen, daß sie zu der Behauptung gekommen wären: außer seinen Kammergütern habe der Fürst keine Einnahmen, es sei denn durch freie Bewilligung der Stände, welcher Grundsatz nothwendig die Obrigkeit ganz von der Willkür der Unterthanen abhängig mache. Wenn die Obrigkeit solcher Dienstbarkeit nicht auf einmal erledigt werde, so möchten viele Länder de facto eine Republik unter sich errichten. Es sei jetzt eine Gelegenheit, das volle unbeschränkte fürstliche Ansehen wieder herzustellen.“

Das Bekenntniß ist lehrreich: der Protestantismus führt zur constitutionellen Monarchie, die dem Fürsten die Hände bindet; von da zur Republik ist verführerisch nahe. Fuhr doch die Prager Defenestrirung auch dem langhaarigen Ludwig XIII., dem zweiten Bourbonen, durch alle Glieder.

Ob es solche und ähnliche Erwägungen waren, die den neuen Kaiser aufrecht erhielten: genug, er blieb an jenem Tage scheinbar heiter und guter Dinge. Von Frankfurt reiste er nach München und brachte am 8. October endlich den Bund mit der Liga zu Stande. Ferdinand versprach dem Herzoge von Bayern volle Entschädigung für alles zu Leistende, verpfändete ihm Oberösterreich und versprach ihm die pfälzische Kur, wie einst Karl V. die sächsische vergeben hatte. Dabei machte offenbar das Erbrecht keine Scrupel.

In diesen Verhandlungen erkannte der Kaiser die Liga als Staat im Staate förmlich an; er überließ dem Herzoge „freies und absolutes Directorium mit Werbung und Anführung der Völker, jedoch mit der ausdrücklichen Condition, daß, nachdem er und die übrigen katholischen Stände mit Geld und Völkern verordnet (ausgerüstet) sein werden, alsdann er (Max) auch Ferdinand wider seine Feinde solchergestalt beistehen wolle, wie er's nach Beschaffenheit der Umstände für nützlich erachten, auch die hiezu verordneten Mittel und Gelegenheit es zulassen werden."

Selbst das aber schien für Max noch zu bindend zu sein, weßhalb er limitirte: Er könne sich zu nichts Gewissem verbinden; er für seine Person wolle nichts unterlassen, was in seiner Gewalt stehe. Aber „weder Ferdinand noch Jemand von dessen Haus solle ihm auf keinerlei Weise solche absolute und völlige Direction verhindern."

Man sieht, unter welchem Joche der Kaiser herging und wozu er sich verstand, um sich nicht selbst aufzugeben. Man sieht aber auch den Gegensatz zwischen der Liga und dem Kaiser keimen.

Friedrich V. nahm das Gift. Von der ganzen „Union"

hatte ihm Niemand zugerathen als Ansbach, Baden und Anhalt. Er war ein junger hübscher Mensch von 24 Jahren, mit weichen großen Augen. Der mädchenhafte Kopf saß zierlich auf dem doppelten Spitzenkragen, paßte aber schlecht zu dem blanken Harnisch. An der Seite seiner stolzen englischen Elisabeth zog er in Prag ein und ließ sich am 4. Nov. 1619 krönen. Das schien ihm die Hauptsache zu sein; einen männlichen Gedanken zur Begründung der königlichen Macht, dem begehrlichen Adel gegenüber, hatte er nicht. Böhmen zählte damals 240 Herrenfamilien, 1128 Ritter und 42 königliche Städte. Die Geistlichkeit bildete seit den Hussitenkriegen keinen Stand. Die 1368 Herren und Ritter hatten neun Zehntel des Großgrundbesitzes inne; das übrige Zehntel gehörte dem Könige. Die 42 Städte schätzte man auf 2., Millionen Vermögen, den Adel auf 8 Millionen. Die politische Macht war also auf Seiten der Herren vom hohen Adel; nur die reichen Ritter, z. B. die Trzki, hatten noch ein Wort mitzureden. Der junge König adoptirte diese Zustände und gewährte dem Adel sämmtliche feudale Privilegien, damit er fürder nicht „wie die Leibeigenen" behandelt würde. Böhmen war jetzt eine Adelsrepublik mit einem Scheinkönige.

Wiederum ist es der Dichter, der diesen Zustand charakterisirt:

„Ei ja, das Volk!
Habt Ihr das Volk bedacht, wenn Ihr die Zehnten,
Das Herrenrecht von ihnen eingetrieben?
Das Volk! das sind die vielen leeren Nullen,
Die gern sich beisetzt, wer sich fühlt als Zahl,
Doch wegstreicht, kommt's zum Theilen in der Rechnung."

Bewiesen die kurfürstlichen Räthe Friedrichs keinerlei politische Einsicht, so versah es der calvinistische Eiferer Scultetus nach einer andern Seite. Hatten die Katholiken von den 1300 Pfarrstellen in Böhmen auch nur kaum ein Fünftel, war auch nur ein Zwanzigstel des männlichen hohen Adels katholisch, so war doch ein blindes calvinistisches Eifern gegen den katholischen Cultus um so weniger am Platze, als weder die Utraquisten,

noch die Lutheraner sich an Aeußerlichkeiten stießen. Scultetus aber ließ die Bilder aus den Prager Kirchen entfernen. Nicht wenig mißfiel auch der leichte französische Ton, den die Fürsten Christian von Anhalt und Georg von Hohenlohe anschlugen.

Wenn der neue König sich nicht aus eigner Macht halten konnte — von Deutschland her hatte er nichts Gutes zu erwarten. Die Lutheraner haßten den Scultetus, durch Hoë von Hoënegg war Kursachsen schon 1619 für den Kaiser gewonnen. Im Frühjahr 1620 huldigten auch die mährischen und schlesischen Stände dem König Friedrich; aber in Heidelberg hatte man böse Ahnungen. Auf dem Fürstentage zu Mühlhausen herrschte eine ungünstige Stimmung; es erfolgte ein Abmahnungsschreiben nach Prag.

Wunderbar, in diese allgemeine Flauheit und Verkehrtheit ragt plötzlich der blonde Heldenkopf des schwedischen Gustav Adolf herein. Der Prinz war auf der Brautschau, die Schwester Georg Wilhelms von Brandenburg hatte er gesehen; jetzt kam er Ende März 1620 nach Heidelberg, wo der schwedische Resident Rutger schon mit Johann Casimir eine enge Verbindung geknüpft hatte.

Gustav Adolf reiste incognito als G A R S. Der junge Johann v. Rusdorf, der sich später als rühriger Diplomat und energischer Patriot bekunden sollte, begleitete ihn zum Lager des Markgrafen von Baden, welches sich im Elsaß befand. Unterwegs bemerkte Gustav Adolf: Wäre er Herr der Pfalz, so hätte er die Päpste von Worms und Speier längst zum Gehorsam gebracht und sich ihre Länder genommen!

Wie es um die Union stand, sollte sich bald zeigen. Für die Revolution in Böhmen hatte der Verband ein Anleben bei der Stadt Nürnberg garantirt. Dann hatte er ein Heer von 15000 Mann aufgebracht, aber nur mit höchster Mühe das dazu nöthige Geld beschaffen können. Er steckte tief in Schulden. Die Liga hatte eine Armee im Oberelsaß, die sie durch Bayern nach Oesterreich dirigirte. Es kam darauf an, ob die Union diesen Durchzug gestatten würde. Die Union

ließ es geschehen. Die Frage erneute sich, als die Liguisten auf Ulm marschirten, wo die Unionstruppen standen. Die geld- und muthlose Union, die keinen Heinrich IV. mehr hinter sich hatte, laborirte obendrein an innerm Hader; man verdächtigte den Höchstcommandirenden, den Markgrafen von Ansbach, vom Kaiser bestochen zu sein. Und so kam denn am 3. Juli 1620 der Vertrag von Ulm zu Stande, nach welchem die Union sich verpflichtete, Friedrich V. in Böhmen nicht zu unterstützen, die Liga aber sich vorbehielt, den Spaniern freie Hand gegen die Pfalz zu lassen! Schon machte sich Spinola, die spanische „Spinne", marschfertig und als er in die Pfalz einfiel, durfte sich die Union nicht rühren. Das Volkslied sang „der Union Grabschrift": „Gerüstet, geprahlt, nichts gethan" — „daß ich war wie ein todter Hund". Oder

„Der Unirten Treu ging ganz verlorn,
Kroch endlich in ein Jägerhorn;
Der Jäger blies es in den Wind,
Das macht, daß man sie nirgends findt."

Hessen und die Reichsstädte traten bald aus dem nichtsnutzigen Verbande.

Neben dem Bündniß mit Spanien und der Liga hatte Ferdinand auch ein Abkommen mit Kursachsen getroffen. In Prag hatte es neben der pfälzischen Partei bis zur Königswahl auch eine sächsische gegeben; zwischen dieser und dem kurfürstlichen Hofe war ernstlich darüber verhandelt worden, die Habsburger überhaupt abzuschaffen. Johann Georg mit dem langen Perückengesicht und dem Barte im Geviert sah sich durch die Wahl des Pfälzers zum böhmischen Könige um eine Krone getäuscht; sein Leibtheologe, der lutheranische Bullenbeißer Hoë von Hoënegg, hetzte ihn gegen die „Sacramentirer", und so ließ sich der protestantische Kurfürst nicht nur zur Wahl eines jesuitischen Kaisers bestimmen, sondern auch von diesem Kaiser mit der Zusicherung der beiden Lausitzen erkaufen.

Noch einmal leuchtete den Böhmen ein fahler Hoffnungsstern: der unermüdliche Thurn verbündete sich mit dem ehr

süchtigen, aber wenig zuverlässigen Bethlen Gabor (Gabriel Bethlen) von Siebenbürgen, und zog zum andern Male nach Wien. Zum andern Male zog er ab — die Wiener mochten ihn so wenig zum Bundesgenossen, wie neuerdings die Ungarn in Schwechat — und Ferdinand brach ungestört die Opposition der Stände von Niederösterreich.

Es nahte die Entscheidung. Maximilian zog mit seinem Heere gebieterisch durch Oberösterreich, dann durch Niederösterreich nach Böhmen. Unter ihm commandirte Johann Tscherklas, Graf von Tilly, ein wallonischer Luxemburger, der den Krieg und die spanische Methode bei Alba erlernt hatte. Bei Rakonitz, westlich von Prag, gedachte die kaiserlich-liguistische Armee eine Schlacht zu schlagen; aber Christian von Anhalt ließ sich nicht aus seinen Verschanzungen herauslocken. Die Verbündeten marschirten daher auf Prag zu; als die Böhmen sich davon überzeugt hatten, suchten Thurn und Anhalt dem Feinde mit der Armee zuvorzukommen. Es ging in Eilmärschen, aber eiliger noch war der König Friedrich, der noch vor der Armee Prag erreichte. Anhalt langte am 8. Novbr. 1620 Morgens um 1 Uhr auf dem Weißen Berge an; er war, wie weiland Ziska, unter der Beleuchtung von brennenden Dörfern marschirt.

Tilly, der mit dem Herzog von Bayern voraus war, wollte schon am 7. Novbr. über den Feind herfallen; aber die Kaiserlichen waren noch zu weit zurück und Boucquoi, der bei Rakonitz verwundet worden, schützte die Ermüdung seiner Soldaten vor. Oberst Verdugo mußte seine feurige Beredtsamkeit aufbieten, damit Boucquoi darein willigte, dem Feinde sofort über Hostiwitz nachzusetzen.

Das böhmische Heer stand auf dem Weißen Berge in Schlachtordnung unter den Befehlen Christians von Anhalt und Georgs von Hohenlohe, 21,000 Mann stark, worunter 5000 ungarische Reiter. Die kaiserlich-liguistische Armee stand gegen 9 Uhr, als die Sonne die Nebel durchbrach, am Fuße des Berges; die Kaiserlichen 12,000 Mann stark, welche Oberst

Liechtenstein ordnete, die Liguistischen 11—12,000 Mann, zusammen also 25,000 Mann.

Wiederum war es der kranke Boucquoi, der sich nicht zur Schlacht entschließen konnte und von einem Flankenmarsch nach Prag redete. Diesem Bedenken machte der Pater Dominicus, ein Carmeliter, ein Ende, indem er unter Hinweisung auf den göttlichen Schutz zur Schlacht anfeuerte. Die Truppen waren vorbereitet, hatten zu Tausenden gebeichtet oder den Rosenkranz abgebetet. Herzog Max gab das Losungswort: Sancta Maria! Und der Waffentanz begann. Maximilian blieb bei Boucquoi am Fuße des Berges und betete mit ihm das Salve regina; Tilly führte die Liguisten.

Auf dem linken böhmischen Flügel zeichnete sich der junge Prinz Anhalt aus, so daß schon schlechte Nachrichten beim Wagen Boucquoi's anlangten; aber Tilly sandte Hülfe und der junge Anhalt wurde von Oberst Verdugo aus zwei Wunden blutend gefangen. Auf dem rechten Flügel wandte sich gleichfalls das Glück, Tilly selbst griff hier entscheidend ein und in einer halben Stunde war die Schlacht entschieden. Die Reiter des Prinzen Anhalt und die mährische Infanterie hatten einzig ihre Pflicht gethan; am feigsten benahmen sich die Ungarn; ohne einen Angriff abzuwarten, sprengten sie mit verhängtem Zügel davon, sobald ihr Vordertreffen geworfen war. Was jetzt erfolgte, war kein Rückzug, sondern eine wilde Flucht.

An 1000 Ungarn, die sich über ein Wehr der Moldau retten wollten, ertranken im Flusse. Das übrige Heer, das sich nach Prag flüchtete, wurde unterwegs decimirt. Die Böhmen verloren im Ganzen den vierten Theil ihrer Mannschaft durch den Tod. Die Verbündeten wollen nur 250 Todte gehabt haben, dagegen desto mehr Verwundete; unter diesen befand sich der später so berühmte bayerische Graf v. Pappenheim. Der berühmteste Soldat der Liga war aber jedenfalls René Descartes oder Cartesius.

Wo war derweilen der König von Böhmen, um dessen Thron gekämpft wurde? Er blieb ruhig im Schlosse zu Prag,

obwohl ihm Anhalt des Morgens früh mitgetheilt hatte, die Schlacht stehe bevor und seine Anwesenheit sei zur Befeuerung der Truppen nöthig. Mittags setzte er sich mit zwei Abgesandten seines Schwiegervaters Jakob zu Tische; zum Dessert erfuhr er, daß die Schlacht beginne. Als er kaum zu Pferde am Thore angelangt war, wälzten sich die Seinigen in größter Unordnung thalwärts. Seine Feldherren bestätigten die grause Niederlage und nun gings ans Packen und Flüchten. Geräthschaften, Papiere, auch die Krone wurden nach der Altstadt transportirt. Elisabeth allein blieb gelassen und folgte ruhig ihrem Gemahle.

Der junge Thurn sprach sich für fernern Widerstand und die Vertheidigung der Stadt aus; 8000 frische ungarische Reiter seien im Anzuge; aber Anhalt traute der Bürgerschaft nicht, weil sie die Soldaten hasse, und Thurn, der Vater, schloß sich dieser Ansicht an. Am andern Morgen um 9 Uhr bewegte sich ein langer Zug, König, Königin, Anhalt, Thurn, Hohenlohe, alle hohen Offiziere und Räthe, zum Thor hinaus, auf Nimmerwiedersehen. Nur der junge Thurn kehrte zurück, in der Absicht, die Karlsbrücke bis zum Tode gegen den nachdringenden Feind zu vertheidigen. So hatte der chevalereske Jüngling der schönen Pfalzgräfin gelobt.

Der Exkönig erreichte Abends mit seiner Gemahlin das Städtchen Nimburg; noch in der Nacht reisten sie weiter nach Schlesien. Es war ein kurzer Traum gewesen. Friedrich, der einen einzigen Winter in Prag verbracht hatte, trug nichts davon als den Titel „Winterkönig". Auf einem Holzschnitt sah man den Pfälzer, wie er nach der Königskrone griff und ihm der Kurhut entfiel.

Das Volkslied begleitete den armen Winterkönig obligat auf seiner kurzen Laufbahn. Zuerst sang es:

„O lieber Friez, mein gut Gesell,
Laß fahren diese Kron!
Bereitet ist Dir schon die Hell
Zu einem gewissen Lohn."

Ferner berichtet es, daß er „Zwölf Tonnen Gold und Silber reich“ den Pfaffen abgejagt habe .... „Und Bilderstürmen ist ihre Kunst“. Nach der Schlacht soll er um Gnade bitten:

„O frommer Kaiser Ferdinand,
Nimm ihn in Gnaden an!
Sieh nicht an seinen Unverstand
Es ist ein junger Mann.“

Die Krone war in der Altstadt zurückgelassen worden.

Die siegreiche Armee, die am Schlachttage nicht gewagt hatte in Prag einzudringen, begann zwei Stunden nach Abzug des Königspaares unter Boucquoi ihren Einzug. Nachmittags folgte Maximilian mit seinen Truppen. Beide richteten ihre ersten Schritte zur Capuzinerkirche mit der berühmten Loretokapelle. Das Schloß wurde geplündert. Maximilian erhielt von der rückständigen Bagage des Pfälzers zwei Kisten mit Gold- und Silbergeschirr, die Reitpferde des Flüchtlings und den englischen Hosenbandorden. Eine Deputation der Stände ließ durch den Obersthofmeister Wilhelm v. Lobkowitz dem Herzog die Bedingungen ihrer Unterwerfung überreichen: ausnahmslose Amnestie, Aufrechterhaltung der politisch-religiösen Freiheit und Sicherheit des Besitzes. Maximilian rieth zur bedingungslosen Unterwerfung und versprach mehr, als er halten konnte — das Leben. Den Prager Bürgern erging es nicht besser; auf ihre Bedingungen antwortete man mit Kanonen, die auf dem Hradschin aufgefahren wurden. Prag unterwarf sich blindlings.

Alles das erfuhr man in Wien volle vierzehn Tage später; am 23. Novbr. kam der Schwager Boucquoi's mit dem Berichte an. Am andern Tage betheiligte sich Ferdinand bei einer Prozession und hörte die Predigt des Capuzinerpaters Sabinus über den Text des Psalmisten: „Du wirst sie mit eiserner Ruthe züchtigen und wie ein irdenes Gefäß zertrümmern.“ Der Pater warnte ausdrücklich vor Milde, der Majestätsbrief müsse vernichtet werden und der Sieger sich der

13*

Drohung des Propheten erinnern: „Weil Du einen zum Tode Verurtheilten freigelassen hast, wirst Du und Dein Volk sein Sklave sein.“ Diese Ermahnung war wohl kaum nöthig, Ferdinand trug die Brust voll Galle und Rache, die Opfer lagen zu seinen Füßen. Der Kurfürst von der Pfalz wurde in die Reichsacht erklärt, und zwar auf Ferdinandeische Weise ohne jede Form. Darob entstand große gelehrte juristische Fehde, in welcher Rusdorf tapfer focht. Fürst Christian von Anhalt, gleichfalls in die Acht erklärt, machte bald seinen Frieden mit dem Kaiser und that einen Fußfall.

Von Widerstand in Böhmen war keine Rede mehr; den letzten Soldatenhaufen der zerschlagenen Armee trieb man mit Gewalt aus Prag; die sich versteckt hatten, wurden ausgespürt und getödtet. Am 21. Juni 1621 fielen 27 Häupter des Aufstandes auf dem Blutgerüst. Strafgarnisonen machten Adel und Bürger mürbe; inquisitorische Untersuchung schied die Böcke von den Schafen. Die einzige Rettung bestand in rascher Bekehrung zum Katholicismus. Confiscation der Vermögen war an der Tagesordnung; dem Grade der Schuld entsprach der Bruchtheil des Besitzes, welcher genommen wurde: ganz Schuldige verloren Alles, etwas minder Schuldige fünf Sechstel u. s. w.

1622 erfolgte der „Generalpardon“: katholisch mußte Alles werden, was Anspruch auf das geringste bürgerliche Amt erhob. 1624 erfolgte das zweite kirchenpolitische Mandat: Fürst Liechtenstein verbannte alle protestantischen Prädicanten aus dem Lande. Die Bilder des Huß und Hieronymus wurden gewaltsam aus den Kirchen entfernt; das Symbol des steinernen Kelches, einst mit so viel Blut erkauft, wurde abgemeißelt. Katholische Priester drangen in Städten ein, die seit 200 Jahren keinen gesehen hatten. Wer den katholischen Gottesdienst nicht besuchte, zahlte 5 Schock Buße, die durch militärische Execution eingetrieben wurde. Denn es hieß: Es sei der unbeugsame Wille der Majestät, daß sich Jeder in Böhmen zur alleinseligmachenden Religion bekenne, der Se.

Majestät mit dem ganzen ruhmvollen Hause Oesterreich anzugehören geruhe!

Die Auswanderung begann massenweise; ein neuer eingewanderter Adel, militärische Glücksritter aus Spanien, Italien, Lothringen, Belgien und Polen, wurde reichlich dotirt. Speculanten, wie Albrecht von Waldstein, kauften große Güter um einen Spottpreis, den sie wohl noch schuldig blieben oder in schlechtem Gelde zahlten, wie gleichfalls Albrecht von Waldstein that. Die Jesuiten kamen bei der allgemeinen Treibjagd nicht zu kurz, sie wurden für ihre ausgestandene Hetze gemästet.

Am 30. August 1627 erfolgte das dritte Mandat der Religionscommission: wer sich jetzt nicht füge, habe sein Besitzthum zu veräußern und das Land zu verlassen. Der Strom der Auswanderung ergoß sich nach Pirna und Dresden; vom Verkauf ihrer Habe lösten die Exulanten blutwenig. Man berechnet den Verlust an Einwohnern, den Böhmen in diesem Jahre erlitt, auf 36,000 Familien, die, wie sich denken läßt, nicht zu den schlechtesten gehörten. Wie immer war neben diesem Gräuel das Ekelhafteste die Niederträchtigkeit, in welche die Feigheit Vieler umschlug. Es gab Bürger, die sich als Musketiere gegen widerspänstige Bauern gebrauchen ließen, ja es kamen Petitionen wider die Aufnahme von Nichtkatholiken zu Stande.

In demselben Jahre 1627 hob Ferdinand die alte Wladislaw'sche Landesordnung auf und zerschnitt den Majestätsbrief mit eigener Hand. Am 10. Mai erschien die berühmte „vernewerte Landesordnung", ein reines Octroi des Siegers. Die böhmische Krone war fortan erblich im Hause Habsburg männlicher und weiblicher Descendenz. Die bis dahin politisch ausgeschlossene Geistlichkeit wurde zum ersten Stande erhoben. Der Regent allein war Gesetzgeber, jede Initiative der Stände cassirt. Das Uebergewicht des Adels war gebrochen, aber ohne daß der Bürgerstand das Geringste dabei gewonnen hätte — seine Knechtschaft machte jetzt Alle gleich.

Im Jahre 1629, als die Reaction in ihrem Zenith stand, wurde auch der Orden der Jesuiten feierlich zurückgerufen und der Statthalter Leo von Kolowrat befahl, daß auf Ostern je zehn Häuser der Reihe nach zu beichten hätten.

Man könnte sich darüber wundern, daß unter einem Volke, dem es doch an Eigenwillen und Eigensinn nicht fehlt, die Flamme des religiösen und reformatorischen Eifers ohne den heftigsten Widerstreit, ohne offene Auflehnung ausgeblasen werden konnte, wenn man nicht wüßte, daß auch in Böhmen jene Bewegung sich in drei Theile zersplittert hatte, von dem pfälzischen Calvinismus ganz abgesehen. Der Hussitismus war im Utraquismus zu einem Aschenhaufen zusammengebrannt: das Abendmahl unter beiderlei Gestalt glich einer altkatholischen Forderung, von der Kirche in einem Punkte abweichen zu dürfen. Innerhalb der utraquistischen Partei gab es Proteste gegen die Siebenzahl der Sacramente, die Transsubstantiation, den Cölibat ꝛc., gerade wie heute. Es fehlte die Einheit eines Credo, das Pathos der Gemeinde für dieses Credo, im Gegensatz zum alten Glauben. Die Lutheraner kamen der Kopfzahl nach gegen die Utraquisten nicht in Betracht. Religiöser Ernst, Ueberzeugungstreue und Wahrhaftigkeit herrschten bei der „Union der Brüder“; aber diese Brüder bildeten eine verschwindende Minderzahl, und ihr friedlicher Charakter neigte mehr zum Dulden als zum Handeln. So kam es, daß Ferdinand mit seiner „Reformation“ der Reformation auf keinen compacten Widerstand stieß.

Selbstredend warf der Gluthschein der böhmischen Reaction seinen Reflex auf die übrigen österreichischen Länder. In Niederösterreich, dessen Protestantismus sich den Kaisern Mathias und Ferdinand so fatal erwiesen hatte, wurde von Grund aus „reformirt“. Wir haben das bereits erzählt. 1627 erging an 28 Doctoren med. und juris an der Wiener Universität der gemessene Befehl, entweder katholisch zu werden oder abzuziehen. Die protestantischen Geistlichen und Lehrer wurden über die Gränze geschafft.

Auf einen ungleich härtern Widerstand stieß Ferdinand im Mühl- und Hausruckviertel Oberösterreichs. Hier erneuerte die protestantische Bauerschaft im Jahre 1626 die Zeiten des großen Bauernkrieges.

Der reformatorische Oppositionsgeist war überhaupt am zähesten in Oberösterreich und im Salzburgischen. Sechs Jahre lang hatten diese Gebiete bereits die Quälereien der österreichischen Soldaten und der bayerischen Occupation erduldet; bayerische Besatzungen lagen in Linz, Enns, Freystadt. Da erhob sich der Bauer Stephan Fadinger aus dem Hausruck als „Oberhauptmann der christlich-evangelischen Armee" mit dem Rufe: Religionsfreiheit oder los von Habsburg! Der Statthalter Herberstorf wurde im offnen Felde geschlagen; Fadinger eroberte Wels und Steier und belagerte Enns. Die Regierung begann zu unterhandeln. Die Bauern verlangten Herstellung der evangelischen Kirche, Entfernung des fremden Kriegsvolks und allgemeine Amnestie. Als sich das zerschlug, belagerte Fadinger die Landeshauptstadt Linz; hier wurde er von einer Kugel tödtlich getroffen. Sein Nachfolger, Achaz Willinger von Kalterhof, war ohne Talent. Freystadt wurde von den Bauern erstürmt und wieder verloren. Linz und Enns konnten nicht genommen werden. Als neuer Anführer machte sich ein Jüngling furchtbar, der einfach „der Student" hieß. Er schlug den Herberstorf bei Gmunden, fiel aber selbst bei Wolfsegg. Doch gelang es erst 1628 dem Bayern Heinrich Gottfried von Pappenheim, den Aufruhr zu bewältigen. Jetzt wurde Alles niedergeschlagen oder katholisch gemacht.

Wieder erneuerte sich das fürchterliche Spiel von vor 100 Jahren: die Leichen Fadinger's und anderer Führer wurden ausgegraben und nachträglich verbrannt. Man gab den Bauern freies Geleit und kerkerte sie ein. Man hetzte die Besiegten wie das Wild, um sie mit Kannibalenhumor zu morden. Das Spiel aber hieß das „Frankenburger Würfelspiel": die gefangenen Bauern würfelten paarweise, der niedrigste Wurf lieferte in die Hände des Henkers.

Ein urkräftiges Volkslied in 55 Strophen bewahrte lange das Andenken an diesen letzten Bauernkrieg, dem 1632 noch ein Nachschlag und 1648 noch ein Aufflackern folgten. Das einzige noch vorhandene Exemplar (Hof- und Staatsbibliothek zu München) trägt einen Holzschnitt: Drei Bauern stellen eine Rütli-Scene dar; sie sind mit Dreschflegeln, Hacke und Stock versehen; über ihnen der Halbmond, der Doppeladler, die Sonne, dazwischen Sterne. Unter dem Holzschnitt steht: „Im Thon: Hascha mein Grädl wilst laufen". Und also geht der „Thon":

„Hascha jetzt waiß ich nichts besser,
als das wir einnemmen die Schlösser,
deren im Landt ein gantzer Hauffen,
last die Pfaffen vnnd Edlleuth lauffen,
ich waiß ein Staal voll Rösser,
stehn nit weit von Gmundten,
groß Biren vnnd Lunden,
auch viel schönes Frawenzimmer,
wöllen wir alles wegk führen,
niemand soll uns drann jrren,
wir lassens von vns nimmer:
wöllen auch fangen alle Pfleger,
führen ins Geistlich Feld Hauptleger,
sie müssen werden frömmer.

Hascha wir haben vernommen,
das Bayrisch Volck sei ankommen,
Kayserisch auch eine große Mennig,
unser seyn doch auch nit wenig,
und wöllen noch mehr bekommen,
wir wöllen außsenden,
gar scharpffe Potenten,
an unsere gewesten Herrn,
die jetzt Unterthanen,
gar keines verschonen,
sie thuns nit oder gern:
daß sie lassen die Gültpferdt hollen,
mit Carbiner und vil Pistollen,
dann wir seyn ihre Herrn."

Der Protestantismus glomm unter der Asche fort, und als Joseph II. im Jahre 1781 sein Toleranzedict verkünden

ließ, zeigten sich in Oberösterreich und Obersteiermark sporadisch ganze evangelische Gemeinden. Zwei Jahrhunderte lang hatte der hohe Alpenschnee auf diesen Bekennern gelastet, und jetzt traten sie hervor wie die Cyclame im Spätfrühling. Zwei Jahrhunderte des Drucks nach dem Wahlspruch Ferdinand's II.: „Wenn mir ein Engel und ein Priester zugleich begegneten, so würde ich dem Priester zuerst Ehre bezeugen".

Der Kaiser stand völlig unter jesuitischem Commando. Als der P. Becanus im Jahre 1624 gestorben war, erbat sich Ferdinand den P. Lamormain aus La Moire Mannie im Luxemburgischen zum Beichtvater. Der Ordensgeneral P. Claudius gab diesem folgende Instruction: Er solle sich nicht ungefragt in die Politik mischen, aber darauf sehen, daß der Häresie kein Vorschub geleistet, die Jurisdiction gegen Ketzer nicht gestört, die Geistlichkeit nicht besteuert und keine Gerichtsbarkeit über sie geübt werde. Der Kaiser solle seine Gemahlin in Schranken halten, ihr nicht unvorsichtigerweise Geheimnisse mittheilen. Lamormain wurde allmächtig, in wichtigen Dingen stach er sogar den Eggenberg aus.

Wer die Zustände in Oesterreich von Ferdinand I. an bis zu den Jahren 1619 und 1628 scharf in's Auge faßt, dem wird sich die Ueberzeugung gewaltsam aufdrängen, daß die Geschichte unseres Erdtheils kaum je eine verhängnißvollere Krise durchgemacht hat, als in diesen 100 Jahren. Bis zum Jahre 1619 ging der reformatorische Zug bestimmend durch sämmtliche Bevölkerungen der Habsburgischen Staaten; die Scheu des ersten Ferdinand vor der Rebellion, das leise Schwanken des zweiten Max zwischen persönlichen Jugenderinnerungen und verwandtschaftlichem Druck, selbst die Rudolfinische Reaction, ja sogar die Ferdinandeische Brutalität in Steiermark, Kärnten und Krain hatten wenig von dem Geiste unterdrückt, welcher der Natur jener Völker conform war und dem sie sich als einem zuverlässigen Führer in die neue Geschichte hinein anvertraut hatten.

Es handelt sich dabei natürlich nicht um dogmatische

Gegensätze, um etwas mehr oder weniger Vernunftwidrigkeit; es ging damals um das zurückeroberte Recht des Gewissens, um die persönliche Autonomie, die selbständige Prüfung, welche die akatholische Welt größeren Geschicken entgegentrieb. Das Ringen galt der Erkämpfung und Festhaltung eines geistigen Gegen- und Uebergewichtes, angesichts des Heerden-Bewußtseins im Nord- und Südosten. Wer das Horoskop der Gegenwart gelesen hat, wird uns vollauf verstehen.

Noch im Jahre 1619 war es möglich, das Unglück von Oesterreich abzuwehren, nicht nur dem entsetzlichsten aller Kriege vorzubauen, sondern auch die Zukunft der Civilisation sicher zu stellen. Leider hatten es Ferdinand, Spanien, Rom und Bayern, alle am Leitseil der Jesuiten, anders beschlossen. Der öffentliche Geist mußte zurückgeschraubt, die Aspiration der Völker erwürgt werden. Eine fünffache Censur erdrosselte jeden Gedanken, der zur Mittheilung bestimmt war: der Reichshofrath wachte über Deutschland, die Bischöfe über ihre Diöcesen, die Jesuiten der Universität über die Wissenschaft, die Stände, so lange sie etwas bedeuteten, über die Protestanten. Als das Ansehen der Stände gebrochen war, kam auch diese Censur an die Jesuiten der Universität. Das dauerte anderthalb Jahrhunderte. Was von jener Zeit an über die österreichischen Staaten verhängt wurde, war aller natürlichen Entwickelung grade entgegen, ein ruchloser Zwang, dem Gedanken und dem Gewissen auferlegt: dies und nichts Anderes hat die Zustände hervorgebracht, an denen selbst Joseph's II. edelstarker Kopf zerschellte. Wer das Organ der Beobachtung besitzt, und wessen Beobachtung vom reinsten menschlichen Wohlwollen getragen wird, der gewahrt die Nachwirkungen jenes höllischen Zwanges, den Fluch jener Naturwidrigkeit, bis in die Gegenwart hinein.

Mag immer eine brutale, im wahren Sinne materialistische Geschichtsauffassung derlei Bedauern in den Wind schlagen; mag sie lächelnd behaupten, der Kampf um's Dasein

bringe das so mit sich, der Stärkere siege nun einmal ob: die natürliche Entwickelung, auch der menschlichen Dinge, wird deßhalb nicht minder falsch betrachtet, und die Analogien aus der bewußtlosen Natur beweisen deßhalb nicht mehr.

Wenn ein Unkraut massenhaft, licht- und luftraubend, über edle Pflanzen hinwuchert und höhere Bildungen erstickt, so ist der Schaden, trotz der Macht des Stärkern, evident; wenn aber der Landwirth gar dieses Unkraut sät und pflegt, wenn er die Entwickelung des intensiv Stärkeren gewaltsam unterdrückt, so trifft diesen Barbaren der verdiente Fluch des Natur- und Menschenfreundes. Er hat ja eben den Kampf um's Dasein gestört, er ist der natürlichen Entwickelung hindernd in den Weg getreten, er hat nicht als Schalk, sondern als Dämon verneint.

Diejenige Historie, welche die „Rettungen" in Schwang gebracht hat, und ihre Zwillingsschwester, die Bemäntlerin aller Barbarei und Menschenverachtung, sie haben ihren Lohn dahin. Eine Geschichtsperiode freilich, die an den Brüsten dieser Weisheit gesogen, wird mitleidig lächeln über die entgegengesetzte Ausdeutung der Geschehnisse, welche gleichwohl die Dinge richtiger anschaut als die autoritativste Moral, der die Wurzeln fehlen. Aber es muß wohl auch wieder eine Zeit kommen, in welcher schwarz schwarz und weiß weiß genannt wird; in welcher man, unbeschadet der Objectivität, Zorn zu empfinden versteht, und im berechtigten Pathos, ohne der Schablone eines dürren Rationalismus zu verfallen, auch dem Gang der Dinge die abhanden gekommene Lebhaftigkeit wieder verleihen darf. —

Das vernichtende Gewitter, welches im Jahre 1620 auf Prag und Böhmen niedergefahren war, rollte naturnothwendig auch nach Westdeutschland. War der böhmische König vernichtet, so konnte auch der geächtete Kurfürst der Rache des giftigen Kaisers nicht entgehen.

Sehr schlecht standen hier die Sachen für die Evangelischen. Auf kaiserlicher Seite das siegreiche Heer der Liga unter Tilly

und die Spanier unter Spinola; diesen gegenüber die faule Union, die seit dem Sommer 1620 neutral geblieben war und sich jetzt völlig auflöste. Der Reichskrieg war zu Ende, sollte noch Widerstand geleistet werden, so blieb nichts übrig, als ein Parteigängerkrieg.

In der That fanden sich zwei kühne Partisane und ein uns schon bekannter verwegener Condottiere. Der Fürst Christian von Braunschweig fürchtete als Administrator des Bisthums Halberstadt mit Recht die Wirkung des geistlichen Vorbehaltes; die protestantische Sache war insofern seine eigene. Zudem war auch er ein Verehrer der englischen Königstochter, die der Sturm vom Thron in's Exil gerissen hatte. Er steckte in galanter Weise ihren Handschuh auf seinen Hut und schwur, denselben nicht eher herabzunehmen, als bis er sie nach Prag zurückgeführt hätte; ein Gelübde, das er so wenig zu halten im Stande war, wie der junge Graf Thurn das seinige. Fürst Christian war aber auch ein strammer Kriegsmann; seine große Adlernase unter langem Flatterhaare paßte vortrefflich zu dem kriegerischen Harnisch. Rücksichten nach irgend einer Seite kannte er nicht; „Gottes Freund und aller Pfaffen Feind“ war seine Devise, unter der sich 15,000 Kriegsknechte anwerben ließen.

Der Markgraf von Baden, Georg Friedrich, ein anmuthiger Kopf und ein protestantisches Herz, legte im Interesse seines Landes die Regierung in die Hand seines Sohnes, sammelte gleichfalls 15,000 Mann Kriegsvolk und stieß mit ihnen zu dem wilden Mansfeldt.

Diesen Letzteren kennen wir bereits. Er hatte sich aus der Oberpfalz vor Tilly zurückgezogen und war in die Rheinpfalz gezogen, wo er die Werbetrommel rühren ließ, unter deren Wirbel die geistlichen Güter am Main, Rhein und im Elsaß erfuhren, wie der Krieg den Krieg ernährte und was es heiße, den Clericorum Attilam heranrücken zu hören:

„Pom, Pom, Pom, Bibi, Bibi, Pom!
Hüt' Dich Pfaff, ich komm!“

Der Schall dieser Trommel lockte sogar den verzagten Friedrich von der Pfalz aus seinem holländischen Asyl wieder in sein Land.

Kein Geringerer als der Dichter Rudolf Weckherlin sang den Mansfeldt und den Braunschweig an:

„Daß er mög' die wilde Schwein,
So man Pfaffen heißt, verjagen."

Als Christian von Braunschweig 1621 dem Mansfeldt in der Pfalz zu Hülfe kommen wollte, griff ihn der lutherische Landgraf Ludwig von Darmstadt im Buseckthal in der Wetterau an und trieb ihn Ende des Jahres zurück. Christian führte dann in Westphalen den Mansfeldtischen Krieg, plünderte Klöster und Stifter nach Herzenslust und hieß die zwölf silbernen Apostel zu Paderborn in alle Welt gehen.

Aber verbrennen ist noch nicht antworten, es galt dem kriegsgerechten Feinde entgegenzutreten. War doch die Oberpfalz bereits aufgegeben und hatte sich doch Maximilian mit seinen Jesuitenschaaren dort niedergelassen, um zu „reformiren", wie in Bayern, wie in Donauwörth. Am 29. April 1622 trafen Mansfeldt und Georg Friedrich in der Nähe von Wiesloch, oberhalb Heidelberg, auf den „alten Kahlkopf" Tilly. Sie warfen ihn, da sie sich jedoch nach dem Siege trennten, mußte der Markgraf am 6. Mai bei Wimpfen den Stoß Tilly's allein aushalten. Tilly nahm seine Revanche; die 400 Pforzheimer, die ihren Fürsten mit ihren Leibern gedeckt und sich sämmtlich in die Pfanne hätten hauen lassen, werden jetzt von der unbarmherzigen Kritik in das Reich der Mythe verwiesen. Auch Christian von Braunschweig, der sich wieder südwärts gewendet hatte, zeigte sich am 19. Juni bei Höchst unweit Frankfurt der Taktik und Disciplin des „Kahlkopfs" nicht gewachsen. Der verzagte Kurfürst, von Versöhnungs-Vorspiegelungen geködert, entließ die beiden Heerführer aus seinem Dienst und zog sich wieder nach Holland zurück. Christian und Mansfeldt führten den Rest ihrer Schaaren über Lothringen nach Holland, und Tilly hatte freie Bahn vor sich.

Alles Diplomatisiren half dem Kurfürsten von der Pfalz zu nichts. Vergebens plagte sich Rusdorf in London ab, den Schwiegervater Jakob zu energischen Schritten zu bewegen. Der kurpfälzische Minister Camerarius meinte: „Der König von England müßte entweder päpstlich oder ein Stier sein." Jakob war keines von beiden, sondern ein gelehrter Narr. Die Rheinpfalz und das Veltlin hatte Spanien auf's Korn genommen, um von Italien nach Belgien zu reichen.

Wessen auch eine „reguläre" Armee fähig war, das erfuhren Heidelberg, Mannheim und Frankenthal nach ihrer Erstürmung. Tilly verübte 1623 in Heidelberg einen Diebstahl, wie er sonst immer den Franzosen zur Last gelegt wird; er schenkte dem päpstlichen Commissär Leone Allaci die Bibliotheca Palatina, die kurfürstliche oder Landesbibliothek, an Büchern und Handschriften die werthvollste in ganz Deutschland. Fünfzig Wagen brachten sie dem Papst Gregor XV. Als Zugabe folgten die Büchereien aller vier Facultäten der Universität und die des Stiftes der Heiligen-Geistkirche. Die Palatina kehrte 1816 nach Heidelberg zurück; aber noch 3000 Handschriften liegen im Vatican.

Die Pfalz war gesäubert, aber in Westphalen loderte die Kriegs- und Brandfackel auf's Neue. Der Nimmerrast Christian von Braunschweig war aus Holland dort eingebrochen. Tilly rückte ihm entgegen und schlug ihn am 9. August 1623 bei Stadtlohe, als er gerade auf die Vereinigung mit dem aus Ostfriesland heranrückenden Mansfeldt hoffte, definitiv auf's Haupt. Der Partisan und der Condottiere flohen über die deutsche Gränze, die Liga war gänzlich Herrin des Planes.

Die holländischen Generalstaaten, deren Sache doch auch zu Schaden kam, rührten sich nicht, weil sie von innerem Hader tief aufgewühlt waren. Moritz von Oranien benutzte die Gomarisch-Arminianischen Dogmenstreitigkeiten, um sich seines verhaßten Gegners zu entledigen und auf den Trümmern des Patriciats das demokratische Cäsarenthum zu errichten. —

Der Theologe auf dem englischen Throne ließ Tochter und und Schwiegersohn ruhig verderben.

Ferdinand aber, im Vollgefühl des Triumphes, unerschütterlich in seinen Absichten, benahm sich auf dem Fürstentage zu Regensburg 1623 als Dictator. Taub für alle Einreden und Bedenken, verlieh er dem Herzoge von Bayern zur Oberpfalz die pfälzische Kurwürde und gab deutlich zu verstehen, daß der Krieg gegen den Protestantismus ein Vertilgungskrieg sein sollte, daß es gelte, Mitteleuropa um ein volles Jahrhundert zurückzuschrauben. Die Kirche drückte ihr Siegel darauf, 1622 gründete sie zu Rom das Collegium de Propaganda, und das Jahr darauf sprach sie den Ignaz Loyola und den Xaver heilig.

Der niederdeutsche Krieg und Wallenstein.

Tilly hauste denn doch gar zu arg in Westphalen; auf Geheiß seines Kurfürsten und im Einverständniß mit Ferdinand gab er die von den Protestanten confiscirten Stifter den Katholiken zurück und zeigte so den niederdeutschen Ständen was ihrer harrte. Für sich allein hätten diese nun freilich weder Muth noch Kraft besessen, dem mächtigen und entschlossenen Feinde die Stirn zu bieten. Wie aber Ferdinand sich auf Spanien und Polen gestützt hatte, so kam auch den Evangelischen Hülfe vom Ausland. Die Bezeichnung „deutscher Krieg" wurde immer besser illustrirt. Deutschland bereitete sich mehr und mehr zu dem Theater vor, auf dem fremde Intriguen, Machtgelüste und Soldaten sich bis zum völligen Ruin des Landes tummeln sollten.

Zuvörderst war im Kopfe Jakob's I. seit dem Jahre 1623 der Traum einer spanischen Heirath für seinen Erben erloschen. Jakob ließ sich nicht mehr durch spanische Vorspiegelungen hinhalten, er lenkte vielmehr ins national-protestantische Fahrwasser zurück und schickte dem unermüdlichen Mansfeldt, der 1624 persönlich in London gewesen, Geld und Truppen. Auch der Genosse Mansfeldt's, Christian von Braunschweig, war das Jahr darauf in London, erhielt indessen nur Versprechungen, da Jakob das Geld für die französische Braut seines Sohnes Karl gebrauchte. Aber noch ein Anderer, viel Wichtigerer, trat jetzt aus der Coulisse. Der Bischof von Luçon, Armand von Richelieu, der gediegene, unnahbare Khlesl Frank-

reichs, leitete seit 1624 die Geschicke seines Landes. Er war frei von der Angst Ludwigs XIII. sich zu compromittiren, frei sogar von der Protestantenfurcht. Seine inländischen Hugenotten bekämpfte er aus politischen Gründen, nicht aus Fanatismus. Der Glaube war nicht der Zielpunkt des Kirchenfürsten. Richelieu ging auf die national-politische Einheit aus, auf Zerstörung der feudalen Anarchie und auf die Machtstellung des geeinten Frankreichs nach Außen. Es galt dem französischen Staatsmann, die schon erwähnte spanisch-habsburgische Kette vom Veltlin bis Flandern zu sprengen, und am 8. August 1624 schloß er mit England, Savoyen, Venedig, Graubündten und Holland den Vertrag von Avignon gegen Spanien und Oesterreich. Zum Springer in Niederdeutschland erkor er sich den bereitwilligen König von Dänemark, Christian IV., der zugleich deutscher Reichsstand, ein Verwandter Friedrichs V., dem Protestantismus ergeben und begierig war es den Schweden zuvorzuthun. Am 25. März 1625 wurde der Bund zwischen Christian IV. und den niederdeutschen Fürsten und Staaten geschlossen. Die dänischen Stände freilich wiesen jede Betheiligung zurück, und Christian konnte nur als Herzog von Holstein auftreten. Der gewählte niedersächsische Kreisoberst schloß dann, nachdem der Krieg schon im Frühjahr begonnen hatte, am 19. December 1625 einen Vertrag mit England und den aus ihrer Lethargie erwachten holländischen Generalstaaten ab, welche den Mansfeldt und Braunschweig zu unterhalten versprachen.

Brandenburg und Sachsen waren seit der Vergebung der pfälzischen Kur an Bayern nachdenklich geworden. Sie befürworteten beim Kaiser die Wahrung der Rechte von Friedrich's Nachkommen auf seinen Länderbesitz. Die katholischen Restaurationen und Reactionen in Niederdeutschland verstimmten den Kurfürsten von Sachsen vollends. Unter seinen Auspicien erschien 1625 die „Nothwendige Vertheidigung des Augapfels" (der Augsb. Conf.), worauf katholischerseits replicirt wurde mit dem „Brill für den evangelischen Augapfel". Die Du-

plik lautete: „Scharfes rundes Auge für den römischen Papst“. Die Reduplik: „Venetianische Brillen für lutherische Nasen“.

Durch solch' angenehmen Esprit wurde wieder etwas Theologie in die stets weltlicher sich gestaltenden Combinationen gemischt.

Der nimmer ruhende Rusdorf arbeitete unterdeß emsig in London weiter, that sich mit Henry Vane zusammen und schlug in einer Flugschrift vor, die englische Flotte sollte an der Elbe und Weser eingreifen und so indirect den Krieg gegen Spanien führen. Leider wurde daraus die Belagerung von Cadix und die Zerstörung der englischen Flotte. Rusdorf, der gegen Buckingham wühlte, wurde auf dessen Betreiben aus England verwiesen.

Ferdinand, der Bayern so reichlich belohnt hatte, aber noch immer abhängig von der Armee der Liga war, fühlt esich genirt durch diese Abhängigkeit. Grade so wie Max gezögert hatte, ihm in seiner Bedrängniß beizustehen, nahm jetzt auch Ferdinand Anstand, blos als idealer Schutzherr einer fremden Armee aufzutreten. Er wollte ein Heer für sich haben. Woher dieses aber nehmen, da die Reaction in Böhmen und der Aufstand in Oesterreich vorläufig alle Kräfte des Kaisers in Anspruch nahmen? Christian von Braunschweig und namentlich der Mansfeldter hatten den Weg gezeigt: ein namhafter Heerführer wirbt sich eine Armee zusammen, welcher er reiche Beute, zur Noth Plünderung verheißt, der er mit Ausnahme des Dienstes und der Zucht im Felde die Zügel schießen läßt; eine Armee, die siegen muß, um zum Raube zu gelangen, und die durchaus nicht nöthig hat, aus einer bestimmten religiösen Secte zu bestehen. Es galt nur die Methode Mansfeldt's im größern, ja im größten Maßstabe anzuwenden.

Der Mann war gefunden. Albrecht von Waldstein, ein böhmischer Edelmann, der seine militärische Begabung schon im türkischen und böhmischen Kriege bewährt hatte, erbot sich, dem Kaiser eine Armee von 20,000 Mann und mehr ins Feld zu stellen, wenn man ihn frei gewähren lasse.

Dieses Anerbieten wurde endlich acceptirt. So trat die dritte Macht zwischen die Evangelischen und den Kaiser, zunächst im Dienst und Interesse des letzteren, als kaiserlicher „Veldthauptmann“.

Wallenstein's erstes Generalat.

Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein, vom böhmischen Geschlecht der Ralsko, das sich in die Wartenberg und Waldstein theilte, kam als Sprößling der ärmern Branche am 14. September 1583, 4 Uhr 30 Minuten Nachmittags zur Welt, und zwar zu Hermanitz bei Königgrätz. Seine Familie war protestantisch. Früh verwaist, wurde er auf Kosten seines protestantischen Onkels A. Slavata in die Schule der böhmischen Brüder zu Koschumberg im Chrudimer Kreise geschickt, woselbst er einige Jahre verblieb. Durch den katholischen Onkel Rikam gelangte er dann zu den Jesuiten nach Olmütz, wo es ihm besser behagte als bei den strengen Brüdern. Ein Extrem hob das andere auf, der junge Waldstein wurde katholisch und indifferent.

Seine höhern Studien machte er zu Altorf, wo er wegen wilder Streiche fast relegirt wurde.

„Denn zu Altorf, im Studentenkragen,
Trieb er's, mit Permiß zu sagen,
Ein wenig locker und burschikos.“

Zu Padua hörte er bei Galilei die Ingenieurkunst, sein Wappen prangt dort noch auf öffentlichem Platze. Hierauf machte er mit einem begüterten Verwandten die übliche Cavalierstour durch Deutschland, Belgien und Italien.

1604—5 war er Hauptmann bei der ungarischen Armee des Kaisers Rudolf und lernte das Kriegshandwerk unter General Basta, der vom Trommelschläger herauf avancirt war und in Siebenbürgen seinen Namen blutroth einschrieb. Dieser

Basta ist der eigentliche Vorfahr der Mansfeldt und Braunschweig, also auch Wallenstein's.

Mit 21 Jahren machte Hauptmann Waldstein mit dem böhmischen Freiherrn Heinrich Michael Hieserle mitten im Winter die mühselige Reise von Eperies durch die Zips, über die Tatra durch Polen nach Prag, um Geld für die Truppen in Ungarn zu holen. Seine Lieblingslectüre war „Il Principe“ des Macchiavelli.

Bei den Cabalen des Mathias gegen Rudolf schlug er sich auf die Seite des erstern.

1608, im Jahre des „Haarsterns“, ein Jahr vor seiner Wandlung durch das Teleskop, wurde Joh. Kepler von seinem Arzte Dr. Stromayer in Prag ersucht, die Nativität eines jungen Edelmannes zu stellen, da und da geboren und erzogen, so alt, so und so beschaffen, unverheirathet. Kepler wollte nicht darauf eingehen, aber auf einen Empfehlungsbrief des Astrologen P. Verdungus gab er nach.

Die Nativitas Wallensteinii, Ducis Friedlandii findet sich in Kepler's Werken, ed. Frisch, I. 293 ff. und 386 ff. Kepler zog die 12 Dreiecke oder „Häuser“ am Himmel, bemerkte jedoch vorab: Er pflege auch sonst nicht durch alle Häuser zu gehen und Specialfragen zu erörtern. Man möge es ihm daher auch jetzt nicht als Unfleiß anrechnen. Wenn es im Folgenden scheine, als wolle er dennoch Zufälliges und Nebensächliches errathen, so sei das nur so gemeint: „nämlich nach der Regel, daß welcher Astronom einige Sachen blos und allein aus dem Himmel vorsagt und sich nicht fundirt auf das Gemüth, die Seele, Vernunft, Kraft oder Leibesgestalt desjenigen Menschen, dem es begegnen soll, der gehet auf keinen rechten Grund, und geräth es dennoch, so ist es Glück. Sintemal Alles was der Mensch vom Himmel zu hoffen hat, da ist der Himmel nur Vater, seine eigene Seele aber ist die Mutter dazu, und wie kein Kind außerhalb seiner Mutter Leib gezeugt wird, wenn schon der Väter zehne wären, also hoffet man vergeblich ein Glück von oben herab, dessen

man keine Anleitung in des Menschen Seel und Gemüth findet, und hingegen so große Correspondenz ist zwischen der Gebärmutter und dem menschlichen Samen, noch viel größere Neigung haben unsere verborgenen Kräfte der Seelen zu den himmlischen erscheinenden Configurationibus.“ Das war der letzte Faden, mit dem Kepler an der Astrologie hing.

Im Hause des Lebens standen Jupiter und Saturn im Sternbild der Fische, aber Saturn höher als Jupiter.

Saturn bedeutet: „die melancholischen, alle Zeit wachenden Gedanken, Alchymiam, Magiam, Zauberei, Gemeinschaft zu den Geistern, Verachtung und Nichtachtung menschlicher Gebote, auch aller Religionen;“ das Trachten nach „neuen, unversuchten und seltsamen Mitteln“. Auf die Rechnung des Mondes kommt der „merkwürdige Nachtheil und Verachtung bei denen, mit welchen er zu conversiren hat, daß er für einen einsamen, leichtschätzigen Unmenschen wird gehalten werden.“ Er sei „unbarmherzig, ohne brüderliche und eheliche Liebe, nur ihm und seinen Wollüsten ergeben, hart über die Unterthanen, geizig, betrüglich, ungleich im Verhalten, meist stillschweigend.“ Jupiter treibt ihn zu „Ehrendurst, Streben nach zeitlichen Dignitäten und Macht, dadurch er ihm viel großer und heimlicher Feinde macht, aber denselben meistens obsiegen wird.“ Der glänzende, prächtige Jupiter giebt Hoffnung, „daß bei reifendem Alter sich die Untugenden des Saturn abwetzen und sein ungewöhnliches Naturell zu hohen gewaltigen Dingen befähigen werden.“

„Saturnus Reich ist aus, der
Ueber Allem, was das Licht scheut, waltet. —
Denn Jupiter, der glänzende, regiert.“

Merkur in Opposition zu Mars will sagen: „einen großen Aberglauben“, wodurch „er eine große Menge Volkes an sich ziehen, oder sich einmal von einer Rott, so malcontent, zu einem Haupt- und Rädelführer aufwerfen lassen“ werde. Mars und Saturn „werden diesen Herrn eigensinnig, streitig, trotzig und verwegen machen, durch welche Untugenden er

leichtlich mit seiner Obrigkeit in gefährlichen Streit kommen kann, oder sonst mit hohen Potentaten, wo dann allerlei grausam-schreckliche Verwirrungen mit seiner Person eintreten werden.“ — „Er wird eine stattliche Heirath machen mit einer Wittib, nicht schön, aber an Herrschaften, Gebäuden, Vieh und barem Geld reich.“ Das Horoskop habe viel Aehnlichkeit mit dem des polnischen Kanzlers Zamoisky und dem der Elisabeth von England.

Aber, heißt es nach allem dem, „seine Natur und Neigung gilt bei mir mehr als jeder Stern.“ Der 25jährige Waldstein war von dieser Nativität tief ergriffen. Er merkte: Saturn überwog den Jupiter, nicht umgekehrt, wie bei Schiller. Ihm blieb offenbar nur die zweite Rolle zu spielen: deutscher Reichsfürst, vielleicht Kurfürst, das stand in den Sternen geschrieben.

Dem Saturn entsprach auch die äußere Erscheinung Waldsteins; er war lang, hager, fahlen Gesichts, trug ein Paar Eulenaugen unter übergebauter Stirn, hatte starke Züge; sein Benehmen war kalt, verschlossen, nicht imposant; man fürchtete ihn, liebte ihn nicht. „Ein Ungeheuer — und der größte Capitän seiner Zeit.“

Verhelst stellt ihn dar mit kurzgeschornem Igelkopfe, Schnurrbart und „Wallensteiner“ am Kinn, im gewölbten, umgeschlagenen Spitzenkragen, mit dem Harnisch bekleidet. Eine spätere Aufnahme zeigt ein langgezogenes, sorgenvolles Gesicht. Werfen wir ihm noch den Scharlachmantel um die Schultern, stecken wir ihm die rothe Feder auf die Sturmhaube, so schreitet Mephistopheles unheimlich genug nächtens durch das Lager. Eine heitere Zuthat zu diesem Mephistopheles bildet allerdings die kurze Tabakspfeife Wallensteins. In Wien rauchte man zu Anfang des 17. Jahrhunderts, um sich gegen die Pest zu schützen.

Das Horoskop schien zu wirken. 1609 heirathete Waldstein eine ältere Dame, Lucrezia Nekyssowa von Landeck, mit Gut und Geld. Sie starb schon 1614. 1617 führte der

König von Ungarn und Böhmen Krieg mit Venedig um Gradisca im Friaul. Waldstein wurde an der Spitze einer von ihm selbst geworbenen Truppenschaar, die eigentlich der Durchsetzung der römischen Königswürde galt, hingeschickt. Er nahm Gradisca, schob den Dampierre bei Seite und leitete die Friedensverhandlungen.

In Wien schloß er dann eine zweite Ehe mit Isabella von Harrach. Sein Schwager war der Schwiegersohn des spätern Fürsten von Eggenberg, des kaiserlichen Factotum. 1618 brach der böhmische Aufstand aus, Mähren hielt zu Böhmen; Waldstein, der hier als Oberst ein Reiterregiment befehligte, ging mit der Kriegscasse von 90,000 Thalern zum Kaiser durch. Die Truppen aber ließen ihn im Stich. Er gelangte mit der Casse allein über Olmütz nach Ungarn und von da nach Wien. Das Geld mußte als Lösegeld für den gefangenen Cardinal Dietrichstein herausgegeben werden.

Als Thurn auf Wien marschirte, hielt Waldstein mit 1000 Kürassieren die Donaubrücke; später schlug er die Böhmen bei Tein.

Auf dem Weißen Berge war er nicht anwesend, sein Regiment aber griff mächtig in die Schlacht ein, während der Oberst eine besondere Mission zu erfüllen hatte. Ferdinands Lob über ihn ist daher nur indirect zu verstehen. Dann schlug er den Bethlen Gabor bei Standschütz in Mähren und den Markgrafen von Brandenburg-Jägerndorf bei Kremsier. Einen Namen hatte er sich jetzt schon gemacht; in spanischen Berichten von 1619 und 1621 heißt er Bolquestain, auf Deutsch Wallenstein.

Nach der Niederwerfung der Böhmen verrieth er seine saturnische Blei- und Schwernatur in widerwärtigster Weise. „Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur." Ferdinand hatte zwei Drittel des böhmischen Landes confiscirt. Wallenstein kaufte große Güter an, zahlte den größten Theil des Preises nicht, oder doch mit falschem Gelde. Seine Mutter war eine geborne Smiřitzky; der älteste überlebende Erbe dieser Familie war blödsinnig. Die Vormundschaft kam an die 14jährige Schwester Margarethe, die den revolutionären Heinrich Slavata

heirathete. Nach dem Weißen Berge floh die Verwittwete nach Breslau. 1621 erschlich der herzlose Wallenstein die Auslieferung des Blödsinnigen und die Vormundschaft. Den Feudalbesitz rettete er vor der Confiscation, einen Theil des Allods überließ er dem Kaiser. Dann intriguirte er so lange in der Familie, bis er 1625 alle Rechtsansprüche in seiner Hand hatte. 1627 ließ er sich, bei Lebzeiten des Blödsinnigen, zum absoluten Eigenthümer erklären. Margarethe Slavata war ihm natürlich im Wege; 30 Jahre später behauptete sie vor Ferdinand III., Wallenstein habe ihr nach dem Leben getrachtet.

Schon 1621 gelang es ihm durch Käufe des Vier- bis Fünffachen seinen Besitz zu arrondiren, den er allmählich aus dem böhmischen Verbande herauszuschälen wußte. Von 1622 bis 1624 kaufte er für beinahe 4 Millionen Gulden. Wie das? 1623 zahlte er 2 Millionen. Wie das? 638,000 Gulden rückständigen Sold für ein Reiterregiment von 1620/1 brachte er in Abzug. Gindely nennt das ein starkes Drittel zu viel. 182,000 Gulden setzte er für Beschädigung seiner mährischen Güter in Rechnung. Blieb immer eine Million, die kein Fürst in Europa besaß. Die Smiřicky'schen Güter trugen vielleicht in zwei Jahren 100,000 Gulden.

Der Statthalter von Böhmen, Fürst Liechtenstein, ließ schlechtes Geld prägen, $4^1/_2$ Gulden galten für $11^1/_4$. Wallenstein trat in Verbindung mit dem Juden Basseoi, einem Kipper und Wipper. 1625 bedurfte er eines kaiserlichen Freibriefs, daß er nie wegen schlechten Geldes nachzahlen solle!

1622 war er Reichs- und Pfalzgraf mit Privilegien gegen das böhmische Recht. Dem Kaiser kaufte er die Lehensherrlichkeit über die Vasallen im Friedländischen ab. Die Allodialgüter wurden erkauft oder ertrotzt. Die frühern kaiserlichen Vasallen wurden „Unterthanen der Friedländischen Gesammtherrschaft", gingen nicht mehr nach Prag zum Landtag. 1623 wurde Wallenstein Fürst, 1624 Friedland mit 9 Städten und 57 Schlössern und Dörfern zum Fürstenthum erhoben.

Er kaufte Sagan in Schlesien, baute seinen Palast in

Prag und führte mehr als kaiserlichen Hofstaat. 5 Millionen hätte er für böhmische Güter allein zahlen sollen; er zahlte höchstens 1½ Millionen. Der bestohlene Ferdinand entlieh sogar 1623 von Wallenstein 700,000 Gulden zu 6 %, während er noch 1,200,000 Gulden zugut hatte. Seit 1621 zahlte Wallenstein keine Steuern, und als 1628 und 1631 die Steuer eingetrieben werden sollte, deckte er sie mit den Zinsen der 700,000 Gulden und wollte noch heraus haben!

Mitten im Lagerleben verwaltete er sein Fürstenthum und bestellte einen „Landeshauptmann", wie ein souveräner Herr. Seine Zünfte schnitt er gleichfalls von Prag ab. Die Finanzkammer in seiner Hauptstadt Gitschin hielt alle Steuerzahlungen nach Prag zurück. Er ernannte einen eignen Kirchenvisitator und ging damit um, einen vom Prager Erzbischof unabhängigen Bischof einzusetzen. Er setzte ein besonderes Tribunal zu Gitschin ein, seit 1627 auch über Adel und Geistlichkeit competent. Appell fand nur an den nunmehrigen Herzog statt.

1628 ließ er durch seinen Kanzler Ilgen eine Verfassung für Friedland verkünden. Ein Landtag wurde nach Gitschin ausgeschrieben für Geistlichkeit, Adel und landesfürstliche Städte, nach dem Muster der böhmischen Landesordnung. Deutsche Sprache und deutsches Recht galten im Herzogthum.

Als Administrator war er mustergültig, wenngleich despotisch. Aus der Fremde ließ er Handwerker nach Gitschin kommen. Er legte Eisenhämmer und Waffenfabriken an, trieb Maulbeerzucht und Seidenweberei. Der Handel blühte unter dem böhmischen Colbert, der zugleich noch Louvois und Turenne war. Sein Adel mußte sich in Gitschin anbauen. Er selbst ließ sich durch einen Italiener einen Palast errichten. Die seit den Hussiten verschütteten Bergwerke wurden wieder geöffnet, Schmelzhütten in der Nähe angelegt. Klöster erlaubte er, aber keine todte Hand, nur Dotationen. Die Kirche durfte überhaupt liegende Güter nur auf einstimmigen Beschluß der Stände haben. Die Jesuiten wurden zum Unterricht benutzt, das Collegium zu Gitschin erzog den jungen Adel.

Die Durchführung seiner Maßregeln war tyrannisch. Dem Verfertiger einer ungeschickten böhmischen Namensübersetzung befahl er die Hand mit Prügeln entzwei zu schlagen. Die Steuern mußten bei Todesstrafe entrichtet werden. Auf eine Bitte um Steuernachlaß resolvirte er: bei Wiederholung „den Kopf abschlagen". Der Landeshauptmann Gerhard von Taxis entging nur durch die Flucht den Folgen solcher Strenge. Dämonischer Ehrgeiz, frevelhafter Egoismus, saturnische Bleiseele — aber als Verwaltungsgenie eben so groß wie als Schlachtengenie.

Das erste Generalat dauerte von 1625—29. Ehe aber Wallenstein sich in dieses Wagniß stürzte, zog er neue Erkundigungen von den Sternen ein. Am 25. Decbr. 1624 ersuchte der Landeshauptmann Gerhard v. Taxis in einem Schreiben Namens des Herzogs von Friedland den Astronomen Kepler zu Linz, genauer als früher geschehen die Nativität Wallensteins zu stellen. Es sei bisher alles Frühere richtig befunden worden, nur nicht ganz genau auf die einzelnen Jahre vertheilt. Der Irrthum rühre wohl daher, daß Wallenstein früher seine Geburt um fast eine Viertelstunde zu früh angegeben habe. Zehn Fragen wollte Wallenstein beantwortet haben, hauptsächlich: ob er eines gewaltsamen Todes und wo sterben werde; ob er Glück oder Unglück und welche Feinde er habe; Näheres über Zamoisky und Elisabeth möchte er wissen.

Kepler wehrte ab. Was sollte ihm die Spielerei, 16 Jahre nach gewonnener Klarheit, 13 Jahre nachdem er dem Kaiser Rudolf gesagt: Die Astrologie müsse aus Sr. Majestät Kopf und Rath heraus? Er könne nicht dazu, daß früher der Prophet Recht behalten; das sei das Werk des Andern. Dieser habe den Erfolg gesichert, wie nicht der Arzt, sondern meist die gesunde Natur des Patienten helfe. Uebrigens lasse er sich nicht als Komödiant oder Platzspieler gebrauchen.

Endlich, am 21. Jan. 1625, läßt er sich herbei, unter der Bedingung, daß Wallenstein 6200 fl. Gehaltsrückstände für den Druck der Rudolfinischen Tafeln hergebe. (Kepler's Werke, ed. Frisch, VIII. 347 ff.)

Ob gewaltsamer Tod? — Im Hause des Todes stehen Mars und Venus, gewaltsamer und natürlicher Tod. Der Fürst kann wählen. — Wo? — Im Vaterlande wird er sterben. — Wird er im Kriegswesen Glück haben? — Ja. — Ob Feinde? — Nicht anders möglich. — Ob die Böhmen seine größten Feinde? — Ja, da er sich als Böhme gegen Böhmen gebrauchen lassen. — Wie Ferdinands Horoskop zu dem seinigen stehe? — Des Königs von Böhmen und Wallensteins Nativitäten seien nicht sonderlich gut gegen einander. Wallenstein solle sich vor Angebern und Raubvögeln hüten. Ganz widerwärtig sei ihm die Nativität des Erzherzogs Ferdinand (des spätern Ferdinands III.). Dann geht Kepler auf die nächsten 10 Jahre (1625—35) ein. Gefährlich sei die Conjunction zwischen Saturn und Jupiter jedes Jahr im März und September; auch Juli und December seien bedenklich. Sehr böse sei der März 1634, weil der gewaltsame Mars zu allen Planeten ein wunderliches Kreuz mache, was noch zu der Feindschaft zwischen Jupiter und Saturn komme.

War's Prophezeiung, war's Gehorsam? Wir werden sehen. Jedenfalls hat Wallenstein einen Höhern über sich, den er nicht los wird. Der Erzherzog Ferdinand erregt fortan sein größtes Mißtrauen und es lauert eine mächtige Gefahr.

Aus der auf der Sternwarte zu Pulkowa gefundenen Correspondenz Kepler's*) geht hervor, daß Wallenstein selbst auf der Höhe seiner Triumphe Keplern als seine Vorsehung verehrte. Zu Anfang 1629 schreibt der Herzog von Mecklenburg dem armen Gelehrten: „dieweil der Herr den Ruf des Präses unter den Mathematicis hat und ich die meiste Unge-

*) Mit Vergnügen verweisen wir auf ein geistreiches Feuilleton des bisweilen nur zu geistreichen Alfred Königsberg in der „N. Fr. Presse“: „Wallenstein ein Geschöpf Kepler's.“ In Bezug auf die Krise im zweiten Generalat Wallenstein's sind wir jedoch anderer Meinung als der Verfasser. Warum giebt übrigens Herr Königsberg nicht seine gesammelten Essays heraus?

legenheit mit des Königs aus Hungarn (Erzherzog Ferdinand) Nativität finde, bitte ich, der Herr wolle mir darüber seinen Discurs schicken, er wird mich höchlich obligieren."

Wallenstein glaubte an Kepler, wie Ferdinand II. an den P. Lamormain, wie Friedrich V. an Spalatin, Johann Georg von Sachsen an Hoë von Hoënegg, Maximilian von Bayern an den P. Busleiden. Er hatte den chaldäischen Magier-Glauben, steckte in ganz materialistischem Stern-Fetischismus; Kepler war ihm der Hierophant.

Das große geschichtliche Räthsel „von der Parteien Haß und Gunst" hin und her gedeutet, löst sich dahin: Wallenstein glaubte an den Kepler, der an sich selbst nicht glaubte, der schon längst den letzten Rest des geocentrischen Irrthums von sich geworfen hatte.

Der im Januar 1625 von Kepler Confirmirte wurde zunächst mit seinem Plan, 20,000 Mann zu werben und zu erhalten, ausgelacht. Der defenestrirte Vetter Slavata äußerte zu Wien: Er habe immer „der tolle Waldstein" geheißen. Auch Eggenberg war dagegen. Vielleicht war der März schuld.

Dann ging er selbst nach Wien und vertheilte 300,000 Thlr. unter die kaiserlichen Räthe. Das half. Er bekam den unbeschränkten Oberbefehl als kaiserlicher General-Feldobrist. Entschädigung sollte ihm aus den eroberten Ländern werden.

Und jetzt ereignete sich das Unerhörte, eine Armee wurde aus dem Nichts geschaffen. Die Werbetrommel erdröhnte und in Schwärmen flogen die Geworbenen nach Eger, dem Sammelplatz. Täglich 1 Pfd. Fleisch, 2 Pfd. Brod, 2 Maß Bier, 9 Gulden monatlich der Infanterist, 15 der Reiter. Wahlspruch: „Den Soldaten muß man gut füttern, gut zahlen und gut henken."

Der Holk'sche Jäger: „Flott will ich und müßig gehn,
Alle Tage was Neues sehn."
Der Wachtmeister: „Das Wort ist frei,
Die That ist stumm, der Gehorsam blind."

In Eger ging es gleich hoch her. Der Senat spendete, so

heißt es, „jedem Obristen zwei Eimer Wein, dem Herzog zwei Eimer Wein, ein Faß Bier, ein Faß Meth, ein Fuder Haber und einen Hirschen; nebstdem besorgte der Senat freien Tisch für den Herzog und seinen Hofstaat während seiner Anwesenheit in Eger. Vier Rathsherren waren beordert, hiezu alles Nöthige zu besorgen. Der Mundkoch hatte ein Verzeichniß übergeben, welches sich heute noch im Egerer Archiv befindet, was täglich für die herzogliche Tafel an Fleisch- und Fischtagen beizuschaffen war. Nach diesem Verzeichnisse scheint die Tafelbesorgung des Herzogs trotz der damaligen billigen Lebensmittelpreise den Säckel der guten Stadt Eger gewaltig erleichtert zu haben. Für des Herzogs Tisch wurden täglich erfordert: $^3/_4$ Centner Rindfleisch, 2 Lämmer, 4 Schöpse, 24 junge Hühner, 8 Pfd. Schweinefleisch, 6 Pfd. Bratwurst, 4 Schock Krebse, allerlei Wildpret, Gänse, Enten, Obst, holländischer Käse, 2 Kübel Butter und eine Menge anderer Victualien. An Fischtagen waren 60 große Karpfen, 20 große Hechte, 21 Häringe, 12 geräucherte Karpfen, 1 Metzen dürre Zwetschken, 24 Forellen u. s. w. zu liefern. Man sieht, die Herren im kaiserlichen Hauptquartiere waren gut zu leben gewohnt. Im Laufe der nachfolgenden Kriegsjahre wurde Eger wiederholt durch die Besuche des Herzogs beehrt und der jeweilige Aufenthalt kam der Stadt immer theuer zu stehen, da nicht nur des Herzogs Hofstaat zu verköstigen war, sondern in und um die Stadt bequartierte Kriegsvölker mancherlei Plünderungen sich erlaubten und die ohnedies durch die fortwährenden Kriegsauflagen ausgesogenen Bewohner oft der letzten Habe beraubten. Die Erzählung der zeitgenössischen Chronisten, daß bei dem Herannahen des Kriegsvolkes oft die Bewohner ganzer Dörfer sich in die Gebirge flüchteten, erscheint daher ganz glaubwürdig."

Im Herbste 1625 begann der Abmarsch von Eger mit 30,000 Mann. Der Kaiser hatte seinem General-Feldobristen Böhmen, Franken und Schwaben für seine Requisitionen preisgegeben. Die Stadt Nürnberg zahlte 100,000 fl. beim Durchzug, die übrigen Städte und Stände pro rata.

Slavata flüsterte schon jetzt von bösen Streichen, die der Vetter im Kopfe führe; die halbe Armee sei protestantisch. Wallenstein setzte sich à cheval auf die Elbe, quartierte die Armee in den reichen Stiften Magdeburg und Halberstadt ein. Er schrieb eine Einkommensteuer aus: Bürger und Bauern hatten die Hälfte ihres Einkommens, Fürsten und Adel zwei Drittel zu entrichten. Sachsen ließ er ungeschoren, die Klagen der übrigen Niederdeutschen solle der Kaiser unter den Tisch werfen.

Am 25. April 1626 kam ihm der Mansfeldter an der Dessauer Brücke ins Gehege; er hatte 20,000 Mann. Die wurden „zerhackt und zerstreut", nicht verfolgt. Durch Schotten und Weimaraner verstärkt, zog Mansfeldt Ende Juni von Frankfurt a./O. nach Schlesien und von da bis an die Waag. Wallenstein setzt ihm erst auf dringende kaiserliche Mahnung nach und erreicht ihn am 5. September. Er läßt ihn jedoch entwischen. Den Bethlen Gabor trifft er am 30. Septbr. an der Gran — und unterhandelt. „Aurora soll allen Tractationen ein Ende machen." Es war noch September. Gabor entrinnt, sucht seinen Frieden mit dem Kaiser und Mansfeldt flieht todtkrank ins Venetianische. Er starb zu Uraco in Dalmatien, stehend auf zwei Offiziere gestützt. Unfern von Spalato liegt er begraben. Der Partisan des Pfälzischen Kriegs, Christian von Braunschweig, war im Mai desselben Jahres in Westphalen gestorben.

Zu Wien entstand unter Anführung Slavata's eine wahre Rebellion gegen den Feldobristen. Wallenstein wendet sich an Kepler, der ihn tröstet: starke Opponenten, er aber werde obsiegen. Wallenstein gab seine Entlassung, aber mit ihm wäre das Heer verschwunden. Eggenberg eilte daher nach Bruck, dem Grollenden entgegen, und brachte ihm den Titel „Herzog von Sagan". Auf seinem Zuge durch Böhmen verwüstete Wallenstein die Güter seiner Feinde, der Dietrichstein, Liechtenstein und Slavata. Dieser sprach davon, ihn niederschießen zu lassen, worauf Jener: den Slavata hätte man nicht blos defenestiren sollen.

Am 27. August gewann Tilly die Schlacht bei Lutter am Barenberge gegen Christian IV. Der dänische König aber verstärkte sich immer wieder zur See, erhielt Unterstützung von England und vereinigte sich mit dem Markgrafen von Baden. Da fuhr Wallenstein gleich einem verheerenden Wetter heran, eroberte das rebellische Schlesien, drang durch Brandenburg nach Mecklenburg, verjagte die beiden Herzöge, des Dänen Verbündete, erreichte und schlug Christian IV. bei Heiligenhafen, jagte durch Holstein und Schleswig nach Jütland. Das war seit Otto dem Großen nicht dagewesen. Tilly war depossedirt. Alles dies geschah im October und November. Die Dänen, ohnehin wider Willen im Kriege, boten die Absetzung ihres Königs gegen die besetzten Provinzen an. Wallenstein: das sei Sache des Kaisers (Jupiters), er nehme mit dem Andern (Mecklenburg) vorlieb. In Wien beschäftigte man sich mit der dänischen Krone.

1628 erhielt Wallenstein Mecklenburg als Pfand für seine Auslagen. Der Lehnsbrief ist erst vom 16. Juni 1629, er erfolgte nach dem Restitutions-Edict. Ferdinand wies den armen Kepler mit seiner Forderung von 12,000 fl. an Wallenstein; dieser trassirte auf die Universität Rostock. Kepler refüsirte und ging nach Sagan. Wallenstein zahlte in lumpigen Abschlägen, um Kepler'n willig zu erhalten. Er bedurfte der Nativitäten des Königs von Spanien, des Kurfürsten von Bayern und ihrer Söhne. Kepler seufzte: „Die schmutzige Dirne Astrologie ernährt mich, die reine Himmelstochter Astronomie läßt mich verhungern!"

In Mecklenburg entwarf Wallenstein seine kühnsten Pläne: das Gebiet der Ost- und Nordsee sollte unter die Oberlehenschaft des Kaisers kommen, das Haus Habsburg seemächtig werden und Deutschland auch im Norden umspannen. Er selbst als „Admiral des oceanischen und baltischen Meeres" und Herzog von Mecklenburg hätte dort Ordnung gehalten. Um den gefährlichen König von Schweden, dessen starke Hand sich bereits in Stralsund zeigte, zu gewinnen und gar zum

Bundesgenossen zu machen, könnte man ihm die eroberten dänischen Provinzen verleihen. So im Rücken gesichert, würde sich der Kaiser auf die Türken werfen.

In Deutschland war Alles gethan, den ganzen Norden behandelte der Sieger wie einen Schemel seiner Füße, vom Kurfürsten von Brandenburg an bis zum Salzsieder von Hall:

„Was ich erkrimm' nur und erkratz',
Frißt und säuft mir der schlimme Fratz."

Später zu Regensburg wurde ihm nachgerechnet: 7 Millionen von Hessen, 10 Millionen von Pommern, 20 Millionen von Brandenburg erpreßt zu haben.

Der Großadmiral besaß leider kein Schiff und war nicht im Stande die Stadt Stralsund zu nehmen, welche zu Wasser von Dänen und Schweden Succurs erhielt. Vergebens ließ der Kaiser den Hanseaten sagen, sie sollten sich mit seiner Hülfe vom Monopol der Engländer und vom Sundzoll der Dänen befreien.

Ein Brief des P. Lamormain vom Anfang des Jahres 1628 enthüllt die damaligen Wiener Absichten: Alles was nicht kaiserlich und katholisch ist, niederwerfen; die Städte im Innern mit Garnisonen versehen, im Weigerungsfalle belagern; die Seestädte der Hülfe der Seemächte berauben, Stralsund um jeden Preis nehmen, Bremen, Hamburg, Lübeck die gegenseitige Hülfe abschneiden, jede einzeln durch Handelstractate und kaiserlichen Pavillon ködern; mit Dänemark zum Schein unterhandeln, währenddeß die Ostseestädte nehmen."

„Obzwar dies schlechte Sachen, so sind von uns doch viel schlechtere durch die ersehnte Hoffnung des Friedens angefangen." — „Corrumpiren" und große Orlogschiffe anschaffen, 50—60,000 Mann aufladen; Schweden cajoliren und die Polen hetzen; auch mit Schweden Frieden schließen, wenn's heilsam ist, und „es nicht an heilsamer endlicher Betrügerei fehlen lassen". Endlich den Sund nehmen und Holland aussperren.

Noch kurz vor dem Thorschluß des ersten Generalats

sprach sich Wallenstein hochfahrend dahin aus: Es müsse ein absolutes Dominium sein, man brauche keine Kurfürsten noch Fürsten. Seine eigene Stellung dachte er sich wohl als die eines Connetable und Großadmirals, als des Nächsten am Throne. „Von Gottes Gnaden Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan." Der Kaiser belehnte ihn ja feierlich als „Herzog von Mecklenburg, Fürsten der Wenden, Grafen von Schwerin, Herrn von Rostock und Stargard, Vasallen des heiligen römischen Reiches, ihn und seine Erben". So vertrug sich Saturn mit Jupiter.

Die Sache hatte nur ihre Haken. Stralsund wurde 1628 zwei Monate lang mit aller Macht vergeblich zu Lande berannt. Die Belagerung wurde die längste Zeit von dem Parteiläufer Arnim oder Arnheim aus Sachsen geleitet. Sie kostete 12,000 Mann. Ende Juli landete der Dänenkönig in Wolgast, hinter Wallenstein's Rücken. Tilly sollte jetzt die Belagerung weiter führen, was die Liga untersagte. Wallenstein gab die Belagerung auf, warf sich auf den König und zwang ihn zur Einschiffung. Es war noch im August. Jetzt wurden Friedensverhandlungen angeknüpft, die zum Lübecker Frieden vom 12. Mai 1629 führten. Alle Eroberungen wurden herausgegeben, wogegen Christian IV. auf die deutschen Bisthümer seiner Söhne verzichtete und Wallenstein als Herzog von Mecklenburg anerkannte. Die Kriegskosten der Liga wurden in den Wind geschlagen.

Zweiter Haken. Ferdinand war persönlich wenig zum Erobern geneigt; sein Verstand reichte gerade hin, ihn den Unterschied zwischen sich und Rudolf von Habsburg erkennen zu lassen. Seine bigotte Seele dürstete danach die Welt zu katholisiren, den Strom der Säcularisationen zurückzustauen. Am 6. März 1629, vor dem Lübecker Frieden, erließ er motu proprio das „Restitutionsedict", das frechste Aktenstück der Geschichte bis zur Verkündigung der Reunionskammern des vierzehnten Ludwig. Richelieu nannte es „einen groben politischen Fehler", Wallenstein selbst „eine unzeitig scharfe Reformation".

Tilly sogar warnte aus den Niederlanden. Alle seit dem Passauer Vertrag von 1552 von den Protestanten eingezogenen Bisthümer, Stifter, Kirchengüter kehren in den Schooß der Alleinseligmachenden zurück; die katholischen Stände erhalten feierlich das Recht der Bekehrung. Dieses Recht hatten sich freilich Oesterreich und Bayern schon hinlänglich genommen, Bayern nicht nur in der Oberpfalz, sondern auch in dem verpfändeten Stück Unterpfalz, hier gegen doppeltes Recht durch die Jesuiten ausgeübt. Es standen auf dem Spiele 3 Erzbisthümer, 15 Bisthümer, zahlreiche Stifter und Klöster in Niederdeutschland. Drakonischer Gewissenszwang, Knechtung der Geister und die gewaltsame Aufhebung eines 77jährigen Besitzstandes.*)

Den dritten Haken bildeten Wallenstein's mächtige und zahlreiche Feinde. Die Liga war ihm seit je nicht hold, seit 1627 gradezu aufsässig. Er sprang zu willkürlich mit den Reichsständen um, keiner fühlte sich mehr sicher; sie mißtrauten seiner mehr protestantischen als katholischen Armee. Seine Obristen waren vielfach protestantisch: die Lüneburg, Lauenburg, Holstein, besonders Arnim. Im Frühjahr 1628 sandte Vetter Slavata durch den Capuziner Alexander v. Ales eine wahre Philippika an den Kurfürsten von Bayern: Wallenstein sei unergründlich, hieß es darin, schweige sich nach Macchiavelli aus. „Seht ihm auf die Fäuste, nicht auf's Maul! Seine Fäuste sind sein Heer. Er will den Oberbefehl auf Lebenszeit. Er sagt selbst, bei den Römern sei Kaiser gewesen, wer den Waffen vorgestanden. Bei ihm dienen meist Ungläubige und Ausländer. Der König von Ungarn, gegen den er eine unbegreifliche Abneigung hegt, ist von der Nachfolge ausge-

*) Das Volkslied klagte und weissagte:

„Des Kaysers unnöthige Reformation
Bringt mich um meine Reputation,
Den Kayser um die römische Kron',
Bayern wird auch kriegen seinen Lohn."

schlossen. Schließt der Kaiser die Augen, was allenfalls beschleunigt werden kann, so wird Friedland sich vom Heere zum Kaiser ausrufen lassen. Die Kurfürsten müssen ihn bestätigen, weil ihr Gebiet von seinen Truppen überzogen ist. Dann giebt's einen großen Krieg gegen Türken und Franzosen. Er wird der Welt zeigen, was das unter Einem Haupt geeinigte Deutschland vermag." Die Kurfürsten müssen einschreiten, dem Kaiser erklären, sie würden sich selbst helfen, weil es zwei Kaiser gebe; Tilly sei ins Geheimniß zu ziehen, er solle die Truppen der Liga zusammenhalten, sich auf eine Schlacht vorbereiten; die Unterbefehlshaber Friedlands, den Grafen Schlick mit andern verläßlichen Generalen müsse man avisiren, ihm nicht mehr zu gehorchen. „Macht ein Ende mit diesem Menschen, der nur gewaltsam beseitigt werden kann. Er ist eine wilde Katze, springt Euch ins Gesicht, wenn Ihr ihn nicht gut trefft!"

Das war der Plan der Camarilla, der sechs Jahre später ausgeführt wurde. Uebrigens stellte der giftige Slavata seinen Vetter sehr hoch, wenn er ihn gleich nicht begriff. Wallenstein, im Besitze Mecklenburgs, hatte allerdings hochfliegende Pläne: die Türkei zu erobern, nach Konstantinopel zu ziehen, das abendländische Kaiserthum zu erhöhen, dem Kaiser Ferdinand die Krone Konstantins auf den Kopf zu setzen! Dabei blieb Jupiter immer oben.

Die Armee der Liga gegen Wallenstein! Der Gewaltige hatte den Herzog von Braunschweig verjagt und schnitt für Tilly das Fürstenthum Kahlenberg, für Pappenheim das Fürstenthum Wolfenbüttel heraus, ganz à la Napoleon. Seine Offiziere räsonnirten laut an der Tafel: die deutschen Fürsten verthun Alles mit Ballettiren und Jubiliren.

Auf dem Fürstentage zu Bingen sprach man von Gewalt gegen die Vergewaltigung. Der anwesende Tilly warnte: das sei sehr gefährlich, Wallenstein lasse sie ächten und jage sie zum Teufel wie die Mecklenburger.

Das Restitutionsedict wurde von Slavata eingeblasen.

Zur Durchführung sollte die Armee der Liga dienen, Friedlands Armada überflüssig werden. Die Armada war allerdings zu gut für den Polizeidienst und für Zwangsgarnisonen. Kepler schrieb: Viel Streit, doch auch ein glückliches Thema, günstige Strahlen in Aussicht. — Also Krieg im Auslande, gewaltige Schläge des unbesiegbaren Heeres gegen die Fremden, Macht von Innen nach Außen! Piccolomini mit 10,000 Mann in die Niederlande gegen Holland; Arnim mit 10,000 Mann nach Polen gegen Gustav Adolf. In Mantua waren die Gonzaga ausgestorben, die Franzosen hatten den Prinzen von Nevers dorthin geschickt. Die Franzosen sollen heraus, Colalto marschirt mit 20,000 Mann südwärts. Zudem war der Papst französisch gesinnt, Friedland sprach: Rom sei in 100 Jahren nicht geplündert worden, es müsse jetzt viel reicher sein. 20,000 Mann blieben unter Conti in Pommern.

Die Mecklenburgische Ritterschaft huldigte dem neuen Herzog im Juli 1629. Er erwiderte gnädigst: Sie werden beim Augsburgischen Bekenntniß gelassen, Gewissensfreiheit sei ein Privileg der Deutschen. Dann führte er persönlich 30,000 Mann nach Süddeutschland.

Erzherzog Leopold Wilhelm, des Kaisers Sohn, sollte die Erzstifter Halberstadt und Magdeburg bekommen; Wallenstein war mit der Durchführung beauftragt. Da die Nativität Leopolds gut zu der seinigen stand, so nahm er Halberstadt und belagerte Magdeburg. Acht Wochen lag er vor der jungfräulichen Burg; seine Soldaten, namentlich die Protestanten, wurden lässig, die Vertheidigung war tapfer; der September rückte heran, Wallenstein ließ sich eine Contribution zahlen und zog ab. Regensburg mit dem verhängnißvollen Reichstag trat in Sicht.

Der Reichstag versammelte sich, Wallenstein spürte das Gewitter über sich. Er gab gute Worte, seine Armee solle auch den Kurfürsten Treue schwören. Mecklenburg, bat er, möge später auf seinen Vetter Max übergehen. Erkennen ihn die Kurfürsten an, so will er die Armee entlassen; er schätze

sich glücklich, ihres gleichen zu sein. — Sie erkannten ihn aber nicht an.

Zur Sicherheit verlegt er die Armee nach Memmingen in Bayern; westlich geht die Straße nach Paris, nordöstlich über München nach Regensburg. Wer weiß, wohin er sich richten wird?

Da hängte Kurfürst Maximilian der Katze die Schelle um: Wallenstein verwüste Deutschland; ehe man an die Wahl des römischen Königs denke, müsse Wallenstein entfernt werden. Alle liguistischen Stände stimmten unisono zu, Brandenburg und Sachsen desselbigen gleichen. Die Freunde warfen ein: es sei Bayern mit seinem Tilly, welches Deutschland verwüstet habe. Maximilian habe durch den Krieg die Kurwürde, die Oberpfalz und die Unterpfalz diesseits des Rheins erlangt. Die 13 Millionen Kriegsentschädigung, die er dem Kaiser für sechs Monate aufgerechnet, betrügen mehr als Wallenstein's Forderung für sechs Jahre. Die Heidelberger Bibliotheken seien für ausgedorrte Knochen angeblicher Heiligen nach Rom gewandert.

Eine Vertheidigungsschrift für Wallenstein zeigt uns in einer einzigen Probe den Zustand der deutschen Sprache im „deutschen Kriege“: „Einen solchen vernünftigen, valorosischen, meritirten General inmitten des Cursus seiner Victorien abzudanken, wäre wider alle razon de estado. Er möchte dann alle seine Qualitäten wider kaiserliche Majestät wenden, oder wohl gar des Feindes partida ergreifen.“

Wallenstein ließ umlaufen: die Nachfolge im Reiche gehöre dem Sohne des Kaisers, auch ohne Wahl. Er als treuester Diener des Kaisers werde marschiren. Mantua wurde am 21. Juni 1630 erobert. Slavata schrieb: Der Kaiser sei in Trübsinn verfallen, daß Mantua gegen den Papst erobert worden! Der Papst ließ durch den kaiserlichen Beichtvater melden: das koste dem Kaiser das Seelenheil. Dem geängstigten Ferdinand verbürgte Slavata die Nachfolge seines Soh-

nes, wenn er den Kurfürsten die Entlassung Wallensteins bewillige.

Endlich ließ Eggenberg, der bis dahin zu ihm gehalten, seinen Verwandten fallen. Slavata und der Kurfürst von Bayern waren oben. Natürlich war Lamormain die Haupttriebfeder der kaiserlichen Entschlüsse gewesen; an ihn wandte sich Maximilian in seinen persönlichen Anliegen. Einen Factor indessen, ohne den der Sieg noch immer zweifelhaft geblieben wäre, „die graue Excellenz", den Abgesandten des Cardinals Richelieu, werden wir erst später kennen lernen. Hier nur so viel: Mantua wurde vom Kaiser herausgegeben und dem Prinzen von Nevers zurückerstattet. Der heilige Vater und das kaiserliche Gewissen waren befriedigt.

Noch am 20. August frug Ferdinand beklommen: wie man die Sache mit Glimpf anfange. Noch am 23. gab Wallenstein Werbepatente aus. Ende August entschließt sich der Kaiser „mit schwerem Herzen, ungern und ohne Gutheißen."

Werdenberg und Questenberg bringen die Botschaft nach Memmingen. Wird Er gehorchen? Am 9. Sept. noch keine Antwort. Aber Kepler hatte eindringlich vor März und September gewarnt und der Feldastrolog Zenno (Seni) bestätigte jetzt die böse Conjunction.

„Haupt- und Rädelsführer einer Rotte von Malcontenten." — „Ein Reich von Soldaten will er gründen."

Kepler hatte ihm ein 70jähriges Leben prophezeit, wenn die böse Periode vermieden würde, und er zählte erst 46 Jahre.

Das „graue Männlein" in „Wallenstein's Lager" war der Geist des hungernden Astronomen und kosmischen Physikers. Nur bedeutete sein Erscheinen nicht immer daß „was Großes geschehen", sondern auch oft daß was Kühnes unterlassen.

Wollte Wallenstein das, was ihm die Gegner zur Last legen, so war jetzt, im Sept. 1630, der Moment gekommen.

Nie wieder war der Mann so mächtig, die Gelegenheit so günstig. Sogar der rohe Illow weiß:

„O Du wirst auf die Sternenstunde warten,
Bis Dir die irdische entflieht.“

Wallenstein ging in sich, beugte sich vor dem Orakel und faßte sich in Geduld. Mit seinem Raube zog er zu dem bereits in Böhmen Geraubten. Zu Gitschin führte er ein Leben, wie es kein deutscher Kaiser und König von Böhmen und Ungarn je geführt. Zahllose Pagen in Sammt und Seide flogen auf seinen Wink; sein Marstall war der prächtigste in Europa, seine Pferde fraßen aus marmornen Krippen.

Der mächtigste Mann in der damaligen Welt, vor dem Deutschland, Frankreich und der Papst zitterten, beugte sich vor dem Genius, der eben auf seinem lahmen Klepper von Sagan nach Regensburg geritten war, um sein längst geschuldetes Geld vom Kaiser einzutreiben. Der unsterbliche Hungerleider führte den Generalgewaltigen an der Vorderlocke: ein Ruck und er gehorcht. —

Gustav Adolf und Wallenstein.

Die protestantische Sache in Deutschland war mehr als je auf fremde Hülfe angewiesen. Sie kam ihr aus dem skandinavischen Norden, durch den Nibelungenhelden.

Schweden hatte sich seit dem 15. Jahrhundert muthig von der Calmarischen Union der drei Nordlandsreiche und der erdrückenden dänisch-feudalen Oberherrschaft zu befreien gesucht. Engelbrecht Engelbrechtson, Karl Knudson Bonde, Steen Sture d. Aelt. kämpften als nationale Rebellen energisch gegen die dänische Unterdrückung; aber gegen Ende des Jahrhunderts war König Hans von Dänemark wieder Herr von Schweden. Hemming Gad erneuerte zu Anfang des folgenden Jahrhunderts den Empörungskrieg; aber erst dem kühnen Gustav Wasa mit seinen dalekarlischen Bauern gelang es, den dänischen Adel gründlich zu schlagen, Schweden unabhängig und lutherisch zu machen.

Die Wasas besaßen protestantisches Pathos und trugen sich mit großen politischen Plänen. Schon Gustav nahm Esthland mit Reval. Sein Nachfolger Erich hegte den Gedanken einer großen Monarchie. Dessen Bruder Johann, vermählt mit der polnischen Prinzessin Katharina, drohte dem Wasathum Gefahr: sein Sohn Sigmund wurde 1587 katholischer König von Polen. Bei ihm war der berühmte Jesuit Possevino. Sein Kanzler war der gleichfalls berühmte staatsmännische Zamoisky, früher der Rathgeber Stephan Bathory's; er rettete den König Sigmund gegen Türken und Kosaken.

Die Schweden ließen den König Sigmund nur gegen Revers zum Schutze ihrer Religion zur Erbfolge in seinem Vaterlande zu. Als der Conflict dennoch ausbrach, setzten die Schweden im Jahre 1604 den Bruder Johanns, den Onkel Sigmunds, als König Karl IX. ein. Der hierauf ausbrechende Krieg mit Polen währte bis 1609.

Der Sohn Karls von Südermannland ist Gustav II. Adolf, geboren am 9. December 1594, elf Jahre nach Wallenstein. In seinem 18. Jahre, 1611, bestieg er den schwedischen Thron.

Aufrechthaltung der protestantischen Religion, namentlich gegen das katholische, von den Jesuiten immer stärker zersetzte Polen — zwischen Schweden und Polen die Ostsee —: das ist Gustav Adolfs Horoskop. Mit der Hansa war es zu Ende, schon Gustav Wasa hatte mit der Flotte Lübeck umgangen; die Herrschaft über das baltische Meer spukte in verschiedenen Köpfen.

Der blonde Schwedenjüngling, il re d'oro, von gedrungener Statur, breiten Schultern, festem Fleisch im Gesicht, klarem Auge, dichtem Schnurr- und Knebelbart, kleinem musikalischem Ohr und edler Nase als Fortsetzung der Stirn, besaß einen Feuergeist und eine schwer zu bändigende Energie. Mit 15 Jahren verlangte er stürmisch den Oberbefehl über die Armee; mit 16 Jahren nahm er am dänischen Kriege Theil und erwies sich von bedenklicher Kühnheit. Seinem kühlen Mentor Axel Oxenstjerna sagte er: „Du zügelst mich immer zu kalt"; Oxenstjerna erwiderte: „Du würdest sonst verbrennen". Das Fieber pflegte er sich durch Fechten zu vertreiben.

Sein Wissensdrang war unersättlich; sieben Sprachen verstand er außer seiner Muttersprache: lateinisch, deutsch, holländisch, italienisch, russisch, polnisch, griechisch. Das Völkerrecht des Hugo Grotius, diesen ersten Anflug von Menschlichkeit in der Auffassung des politischen Lebens, führte er stets bei sich; den Machiavelli überließ er seinem Gegner Wallenstein.

Die Führung des Prinzen und des Königs war streng moralisch; Zucht hielt er in seinem Heere; er selbst verfaßte den Morgen- und Abendsegen für die Truppen. Gerechtigkeit war seine staatliche Devise. Dem Richter, sagte er, der Jemanden, selbst dem Könige, zu Gefallen spricht, sollen die Haut an den Richterstuhl, die Ohren an den Pranger genagelt werden! Und doch liebte dieser eherne Charakter die Laute und die sanfte Musik.

Seine erste Liebe war romantisch rein, sie galt einem Fräulein Ebba von Brahe, die sein Herz gewann, da er 17jährig als Eroberer von der Insel Öland heimkehrte. Seine Mutter Christine von Holstein kreuzte seine Absichten, verheirathete die Ebba gewaltsam und spielte dem Sohne das Bildniß der Marie Eleonore, der Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg in die Hand.

Nach seiner Thronbesteigung erneuerte der junge König sofort den Krieg gegen Dänemark, schloß aber 1613 einen Frieden, in welchem Dänemark fast die ganze Nordseeküste Schwedens behielt. Er wandte sich gegen Rußland, wo Michael Romanoff 1614 die neue Dynastie gründete. 1616 kam der Frieden mit Rußland zu Stolbowa zu Stande, welcher Schweden in den Besitz von Ingermannland, Karelien und Kexholm am Lodogasee setzte und Rußland von der Ostsee ausschloß. „Und ich hoffe zu Gott, sagte der junge Held, es wird ihm schwer sein, über diesen Bach zu springen.“

Die Polen haßte der König wegen der „Teufelsbrut der Jesuiten“, die den Grundsatz hätten, Ketzern brauche man die Treue nicht zu halten. In dieser kritischen Periode, als es sich um Sein oder Nichtsein handelte, unter den schwierigen Verhältnissen, die auch einzig die Elisabethische Politik erklären, entschlossen sich die schwedischen Stände zögernd zu dem Gesetz: Alle Katholiken sind Reichsverräther. 1621 eröffnete der König aufs Neue den Krieg mit Polen, nahm ihnen Lievland, Memel, Elbing, Pillau, also Polnisch-Preußen, und erregte ernstliche Bedenken bei dem Kurfürsten von Brandenburg, der das

Land von Polen zu Lehen trug. Auch gab Gustav Adolf im Frieden von Stuhm 1629 einen Theil Lievlands und einige preußische Städte heraus. Eigentlich war dieser letztere Frieden nur ein Waffenstillstand auf sechs Jahre, den Frankreich und Holland, im antispanischen und protestantischen Interesse vermittelten, um dem Könige die Hände frei zu machen.

Gustaf Adolf hatte die Augen längst auf Deutschland gerichtet. Als es sich von der Prinzessin Marie Eleonore von Brandenburg handelte, erklärte der junge König, er müsse selbst sehen. 1618 war er incognito in Berlin; Johann Sigismund nahm Anstand, da der Bewerber lutherisch, er selbst reformirt und sein polnischer Lehnsherr katholisch sei. Johann Sigismund aber starb im December 1619. Georg Wilhelm wurde Kurfürst. Da machte Gustav Adolf seine zweite Reise nach Deutschland unter dem Pseudonym GARS (Gustavus Adolfus, Rex Sueciae). In Berlin war der Kurfürst abwesend, die Kurfürstin-Mutter lud den Gast in ihre Gemächer; heimlich verlobte sich dieser mit der Prinzessin. Ohne ein romantisches Idyll sollte es nicht abgehen.

Auf dieser Reise kam der König auch nach Heidelberg, der Hauptstadt von Kurpfalz. Der kurfürstliche Rath von Rusdorf (lat. a valle quietatis), ein bedeutender und im Unglück seines Herrn unermüdlicher Diplomat, verkehrte um so ungenirter mit dem Schwedenkönig, als er ihn nicht kannte. Er lenkte dessen Aufmerksamkeit auf die Schwester des Kurfürsten, die eine Frau für seinen König wäre! 1620 führte Gustav Adolf die Brandenburgerin heim.

1618 schon, als es sich um die Wahl des Kurfürsten von der Pfalz zum Könige von Böhmen handelte, hatte der 24jährige König an Intervention gedacht. Er wollte damals ein Bündniß zwischen Schweden, England, Holland und Brandenburg gegen Spanien-Oesterreich abschließen. 1624, vor Ausbruch des niederdeutschen Krieges, wollte er abermals einschreiten, um Oesterreich von der Ostsee entfernt zu halten. Ein antispanischer und protestantischer Bund sollte geschlossen

werden mit Frankreich, Savoyen, Venedig und Bethlen Gabor, der Krieg an allen Ecken entbrennen. Der König wollte Polen nehmen, er verlangte Wismar an der Ostsee und Bremen unweit der Nordsee als Garantien. Alles war fest beschlossen, Geld in Masse vorhanden, der König sollte den Oberbefehl führen: da drängte sich Dänemark vor und der König ließ ihm die Ehre des „Vortanzes". Er konnte warten.

Richelieu, seit 1626 chef et surintendant général de la navigation et du commerce, gleichfalls auf das dominium maris erpicht, „aller gallischen Rathschläge Schürer und Blasbalg", blickte seit Lutter am Barenberge festen Auges nach Schweden. Gustav Adolf führte grade seinen Krieg mit Polen, landete 1627 ein Heer in Pillau, nahm Braunsberg, verjagte die Jesuiten, schickte die Bibliothek nach Upsala, und rückte gegen die Pommer'sche Gränze. Fast wäre er sich mit seinem Schwager Georg Wilhelm in die Haare gerathen. Da fuhr Wallenstein in der Gewitterwolke durch Brandenburg nach Pommern, Mecklenburg, bis nach Jütland hinein.

Wallenstein unterstützte natürlich Polen gegen Schweden, wollte dem König die Schiffe verbrennen, schickte katholische Regimenter nach Polen, fand aber doch für gut, einstweilen den König „mit Tentationen hinzuhalten."

Wiederum wurde Kepler drangsalirt, wie es um des Schwedenkönigs Horoskop stehe. Der Gequälte antwortete: Todfeindschaft, aber Wallenstein werde obsiegen.

1628 intervenirte der König wirklich, schloß ein Bündniß mit Stralsund, warf von der Seeseite Truppen in die belagerte Stadt und zwang den „Großadmiral" in partibus zum Abzuge. Dann entsandte Wallenstein 15000 Mann katholischer Truppen unter Arnim nach Polen; als Gustav Adolf remonstrirte, antwortete Wallenstein wegwerfend. Am 26. Sept. 1629 wurde jedoch auf französischen Druck und Wunsch der Frieden zwischen Schweden und Polen zu Altmark bei Stuhm abgeschlossen. Richelieu erklärte: le roi de Suède était un nouveau soleil levant.

Schon im Mai desselben Jahres hatte der König an den schwedischen Reichsrath berichtet: der Triumph des Katholicismus stehe bevor, es gelte den Glauben zu vertheidigen, die schwedische Religion sei in Gefahr. Es gehe in Deutschland so zu, „daß einem treuen Herzen, das an seinem Gott, seinem Glauben und der Freiheit seines Landes hängt, bei solchem Jammer und Elend der Freunde und Glaubensverwandten Augen und Herz bluten.“

Die Stände mögen Steuern bewilligen, jeder sich zur Ausrüstung von Schiffen verstehen; die Städte seien damit vorgegangen, auch die Privaten sollen sich zusammenthun. Die Stände gingen freudig auf den Wunsch des Königs ein. So kam die schwedische Flotte auf 54 Orlogschiffe. Aber noch einmal frug der vorsichtige König an, ob Offensive oder blos Defensive. Bekanntlich wurde die erstere für nothwendig erachtet.

Das Königreich Schweden hatte damals 12 Millionen Thaler Einkommen, 9 davon wurden für den Krieg bestimmt. Als die Armee fest in Deutschland stand, zahlte Schweden weniger.

Der 36jährige erprobte Kriegsheld war ein großer Taktiker; er hatte die Aufstellung des Heeres völlig geändert, die verschiedenen Waffengattungen zur leichten gegenseitigen Unterstützung disponirt. Seine Infanterie war durch bequemere Gewehre viel mobiler geworden: die Schloßflinte ersetzte das Luntengewehr der Musketiere, die Gabel zum Auflegen war abgeschafft. Der König erfand die Patronen, d. h. ein fertiges Pulver, das sich nicht mehr entmischte. Die Dragoner waren berittene Infanterie, ohne Stiefel und Sporen. Das schwere Geschütz vom Zwölf- bis zum Zweipfünder hatte der König in kürzere Rohre umschmelzen lassen; es gab Feldkanonen für ein Pferd oder für zwei bis drei Mann. Jedes Regiment hatte seinen Vierpfünder, aus dem achtmal geschossen wurde, ehe die Muskete sechsmal Feuer gab. Die kupfernen Rohre wurden durch Eisenringe geschützt und mit Tauen um-

wickelt; darüber ein bemalter und vergoldeter harter Lederüberzug.

Das Volkslied ließ den „Lappländer" sagen:

„Die Stücke führst Du mit Ross' und Wagen,
Die unsern kann man über die Achsel tragen,
Von starkem Leder wohl gemacht,
Und schießt draus, daß der Boden kracht."

Der vollkommne Gegensatz zu dieser schwedischen Taktik war Tilly's schwerfällige Niederländerei: die Infanterie im Centrum 10 Glieder tief, oder im Carré mit 50 Mann Front, im Elefantentritt aufmarschirend; die Cavallerie viereckig auf den Flanken, erst nach langem Feuern zum Niederrennen des Feindes vorrückend. Wallenstein's Genialität hatte dieses System verbessert; was noch an taktischer Leichtigkeit fehlte, das ersetzte bei ihm die höhere Strategik, die wahrhaft Napoleonische Kenntniß des Terrains.

Unter dem Könige befehligten Gustav Horn als Feldmarschall, Joh. Banér als General-Oberster der Artillerie und der 27jährige geniale Torstenson.

Die Disciplin im schwedischen Lager war von unerhörter Strenge; vor Beginn der Schlacht wurde compagnieweise gebetet, die Offiziere knieten neben den Gemeinen.

Der frivole Zeitgeist spottete schon damals:

„Bei Gustav dem Schweden, dem Leuteplager,
Der macht eine Kirch' aus seinem Lager."

40,000 National-Schweden wurden eingeschifft. Der gewiß unverfängliche österreichische Chronist Khevenhüller äußert sich über den damaligen schwedischen Volkscharakter also: „Ein gar arbeitsam Volk, welches in geschwinder Eil ein Großes machte. Sie ließen sich mit Brod und Wasser begnügen, die Einwohner hatten kein Beschwer und Bedrängniß von ihnen. Welche Geld hatten, zahlten und kauften um's Geld; welche nichts hatten, nahmen vorlieb mit dem, was ihnen gegeben wurde, weßhalb

die Einwohner sie liebten und ihrer Ankunft sich freuten, hingegen die Kaiserlichen haßten, und wo sie ihrer mächtig werden konnten, niedermachten." Höchst charakteristisch ist gewiß, daß die Schweden nichts vom Herenthum wußten, ehe sie den deutschen Boden betraten.

Am 14. Mai 1630 erklärte der König vor dem Reichstag: Es gelte, „die unterdrückten Religionsverwandten vom päpstlichen Joch zu befreien — sein Leben werde er zuletzt lassen müssen." Sein letzter Gruß aus dem Vaterlande ans Vaterland lautete: Gottes Kirche und sein reines Wort werden verfolgt. Die Feinde wollen die Religion ausrotten. Zur Versöhnung des göttlichen Zorns wurden drei Bet- und Festtage verordnet. Am 7. Juni landete der König auf Rügen, am 24. auf Usedom. Pommern bat um Neutralität, welche abgeschlagen wurde. Vor Stettin erschien der König im grauen Tuchrock, ohne Feder auf dem Hut, ohne Rüstung und Feldzeichen. Er sei gekommen, erklärte er, die heilige reine Religion Augsburgischer Confession aufrecht zu erhalten, die Kirchendiebe und Straßenräuber zu verjagen. Stettin, wie alle eingenommenen Städte, wurde befestigt. Der Rest des Jahres wurde auf die Vertreibung der Kaiserlichen aus Pommern verwendet, denen nur Colberg und Greifswalde verblieben.

Es war Zeit. Magdeburg war streng blokirt. Schweden hatte ein Bündniß mit der Stadt geschlossen, Oberst Falkenberg commandirte die Belagerten. Auch der protestantische Gegencandidat des Erzherzogs Leopold Wilhelm, Christian Wilhelm von Brandenburg, befand sich in der Stadt.

Am 13. Januar 1631 ließ Richelieu zu Bärwalde auf fünf Jahre den Vertrag mit Schweden abschließen: Frankreich zahlt jährlich 400,000 Thaler, wogegen der König den Status quo der katholischen Kirche unbehelligt läßt und der Liga Neutralität gestattet. Schwerlich würde der König diesen Vertrag abgeschlossen haben, wenn ihm nicht die beiden Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen den Weg versperrt hätten. Die französischen und schwedischen Interessen gingen eben nur

zusammen, so lange und so weit es sich um die Demüthigung Habsburgs handelte. Der Cardinal hatte sich schon im vorhergehenden Jahre in Mantua zum Protector Italiens gegen Spanien aufgeworfen; seine nördliche Position gegen Spanisch-Niederland war Verdun. Hier wollte er gemeinsame Sache mit Holland machen. Damit vertrug sich ganz wohl die Freundschaft mit Bayern, ja die Idee, einen Wittelsbacher zum deutschen Kaiser zu machen. Schweden konnte aber doch unmöglich mit der Liga gehen! — Uebrigens zahlte auch England 60,000 Pfd. St. Subsidien.

Auf Anstoß der beiden Kurfürsten wurde zu Leipzig ein „Conventelein" protestantischer Stände abgehalten; man beschloß „vorsichtigen Defensionsstand gegen den Kaiser", von Gustav Adolf war keine Rede. Der Landgraf Wilhelm von Hessen und Bernhard von Sachsen-Weimar ritten erzürnt von Leipzig weg, direct ins schwedische Lager. Gustav Adolf rief aus: „Sie wissen nicht, ob sie lutherisch oder päpstlich, kaiserlich oder deutsch, frei oder Sklaven sein wollen."

Vergeblich hatte der König die energischen Worte an den Brandenburgischen Abgesandten in seinem Lager gerichtet: er verlange mascula consilia, männliche Entschlüsse. Qui se fait brebis, le coup le mange. Transivimus Rubiconem! wir sind über den Rubicon gegangen. Vergeblich forderte er Küstrin als Pfand. „Keine Neutralität! rief er aus, das Ding kenne ich nicht. Komme ich an die Gränze, so muß Se. Liebden sich kalt oder warm erklären. Hier streitet Gott und der Teufel. Hält Sie es mit dem Teufel, so muß Sie vorher mit mir fechten. — Ich habe in vierzehn Tagen in keinem Bett gelegen, möchte der Mühe auch wohl überhoben sein und bei meiner Gemahlin zu Hause sitzen, wollt' ich nicht Anderes bedenken."

„O Magdeburg, halt Dich feste,
Du wohlgebautes Haus!"

Die magdliche Burg aber fiel am 20. Mai 1631. Un-

endliches Wehklagen erscholl durch das ganze protestantische Teutschland.

Am 4. Juni richtete Gustav Adolf seine Kanonen gegen das Schloß zu Berlin. Jetzt erwies sich Alles als ein „Mißverständniß“, Küstrin und Spandau wurden übergeben und Abends zechte man im schwedischen Lager bis zum Exceß.

Gustav Adolf flog auf die Elbe zu, der Kurfürst Johann Georg von Sachsen zögerte noch, schwankte und wankte. Tilly erst half seinen Bedenken ab, indem er ihm 200 Dörfer verbrannte. Tilly war von einem erstickenden Fanatismus; daß er aber Magdeburg habe anzünden lassen, ist durch Wittich's Untersuchungen wenig glaublich geworden. Auch Pappenheim ist von der Schuld freizusprechen, das Feuer an 18, nach andern Angaben an 50—60 Orten angelegt zu haben. Ganz allgemein gesprochen, zündet der Eroberer eine Stadt nicht an, die er plündern will. Nach Wittich hatte Tilly vollkommen Recht, als er in seinem Bericht meldete: die Magdeburger hätten es selbst gethan. Die aus der Stadt entkommenen Flüchtlinge sagen aus: „Ein Theil der Schiffsknechte“ habe Feuer angelegt oder „etliche Bürger“, Oberst Falkenberg selbst das Rathhaus.

Im Liede, das von fernher ertönte, heißt es:

„Die Magd und Burg, die feste Stadt,
An Gott durch ein' Romeyn'sche (römische, antike) That
Ihr' Jungfrauschaft geopfert hat.“

Und:

„Eh' ich die päpstlich Lig' erkenn',
Und sie mein' eigen Herren nenn',
Viel lieber in das Feuer renn'.“

Wallenstein aber, der zu Gitschin saß, warf dem Pagen, der ihm die Nachricht vom Falle Magdeburgs brachte, eine silberne Glocke an den Kopf, mit den Worten: „Das ist nicht wahr!“ —

Als auch Sachsen sich endlich gefügt hatte, rückte der König nach Wittenberg, am 23. August von Wittenberg auf Torgau. Am 25. stand Tilly zu Halle. Am 1. September

wurde das Bündniß zwischen Schweden und Sachsen abgeschlossen.

Am 7. Sept. 1631 stießen endlich Gustav Adolf und Tilly in der Ebene von Breitenfeld aufeinander. Tilly zählte 70 Jahre, er saß auf seinem kleinen Schimmel im grünseidenen Schlafrock, das Barett mit bunten Federn besteckt. Das Feldgeschrei war: Jesus Maria!

Gustav Adolf trug ein gelbes Ledergoller, einen einfachen Schulterkragen, unten offene Kniehosen, Reiterstiefel, einen breitkrempigen, befiederten Schlapphut, Schärpe und Schwert. Als nordischer Wodan blies er schrecklich Feuer aus seinem Horn, dem Giallahorn, welches in den letzten Zeiten ertönt. Das Feldgeschrei: „Gott mit uns!"

Die schwerfällige Niederländerei stand gegen die mobile schwedische Taktik, 10 Glieder gegen 3 im Centrum. Zwar die 20,000 Sachsen auf dem linken Flügel der schwedischen Armee waren eher ein Hinderniß als eine Hülfe. Sie hatten's bald so eilig, daß sie nach Eilenburg davon gingen. Desto fester standen die Schweden, desto frischer gingen sie drein. Der Leo arcticus, der nordische Löwe, der Jüngling aus Mitternacht, haschte die Babylonische, um sie mit Feuer zu verbrennen. Man sprach sehr gröblich von der „Breitenfeldischen Schweinhatz".

Wallenstein aber sagte zu seinem Neffen Max: „Das war eine erschreckliche Schlacht, sie kommt mir wie erwünscht. Jetzt können wir den Kaiser und den König von Spanien von Grund aus verderben, die Jesuiten und den Kurfürsten von Bayern niederwerfen und uns an den Feinden rächen."

Es wird schwer zu leugnen sein, daß Wallenstein mit Gustav Adolf in Verbindung stand. Mit Recht legt Ranke großes Gewicht auf den „Gründlichen und wahrhaften Bericht des Jaroslaw Sesyna Rasin über die Verhandlungen zwischen Trzka, Friedland, Graf Thurn und dem König von Schweden, 1630—34", gedruckt 1635. Trzka hätte die Sache eingeleitet, Thurn mit den Schweden vermittelt.

Tilly schrieb zwischen 1630 und 1631 an seinen Kurfürsten: die Avancen an Wallenstein seien von England und Schweden ausgegangen; eine englische Armee solle in die Pfalz, eine französische nach Italien, der König von Schweden nach Deutschland rücken; dann werde Wallenstein mit 10—12,000 Mann aufbrechen. Friedland habe sagen lassen: Er denke und werde nicht schlafen. Zur selben Zeit ungefähr sandte Gustav Adolf den Arnim an den Grafen Thurn. Mitte Mai 1631 schrieb Tr̆zka an Rasin: Wallenstein sei zu haben, der König möge nur dessen Bedingungen nicht zurückweisen. Mitte Juni war Sesyna Rasin bei Wallenstein. Tr̆zka erklärte, der König möge an Wallenstein schreiben. Dies geschah. Wallenstein äußerte: ein größeres Glück sei ihm nie widerfahren. Schriftlich gab er nichts von sich, ließ aber melden: Er werde zur rechten Zeit vom Kaiser abfallen, der König solle ihm 10—12,000 Mann durch Thurn schicken. Gustav Adolf ließ wiedersagen: Wallenstein solle Krieg in des Königs Namen führen und Vicekönig von Böhmen werden. Da erfolgte die Schlacht bei Breitenfeld.

Es ist offenbar, daß die Schweden nach gewonnener Schlacht viel „dilatorischer" verhandelten. Nach Breitenfeld fand ein Gespräch zwischen Wallenstein, Tr̆zka und Sesyna statt, in welchem Wallenstein Truppen von Schweden begehrte und sich erbot, seine alten Offiziere herbeizuziehen, auch davon sprach, den Kaiser nach Italien zu jagen. Der König möge, so warnte er, sich nicht zu tief mit den Franzosen einlassen, dafür aber um so fester in Deutschland draufgehen. Er und der König wollten schon Alles ordnen.

Gustav Adolf mißtraute dem, dessen er jetzt weniger zu bedürfen glaubte. In Wien herrschte jäher Schrecken; man begann „den Fuchsbalg anzuziehen, heimliche Mittel zu suchen." Am Ende war der P. Lamormain an allem Unheil schuld! Plötzlich erinnerte man sich des so schmählich entlassenen General-Feldobristen zu Gitschin. Der Bischof von Wien bat ihn flehentlich und schmeichelte ihm mit der Wendung: er habe

den größten Sieg davongetragen, wenn er sich selbst überwinde. Wallenstein äußerte vertraulich: „Die Tröpfe wissen nicht mit wem sie zu thun haben. Des Kaisers Haß und Feindschaft gilt mir gleich, bleibt mir nur der König gewogen."

Aber Schweden bot nur noch 1500 Mann, worauf Wallenstein: „Dann muß es in anderer Weise gehen." Die Gräfin Trzka begriff ihn nicht und sprach von seinem „wankelmüthigen Sinn."

Der Kaiser Ferdinand hatte ihn persönlich nie fallen lassen; er titulirte ihn beständig seinen „General-Obrist-Feldhauptmann" und schrieb ihm persönlich ein Handbriefl „mit bestürztem Gemüth": „Die Gefahr steige täglich und möchte einen unremedirlichen habitum contrahiren." Wallenstein antwortete jetzt auf die Wiener Vorwürfe wegen der Intriguen mit Schweden: Das seien doch „gar zu alberne Possen". Immer aber verschwur er sich noch, dem Kaiser nicht zu dienen, auch wenn er seine Seele aus dem Abgrunde der Hölle retten könnte. Die Spanier aber protegirten ihn jetzt. Sesyn erklärt, keinen Auftrag an den König mehr erhalten zu haben.

Wie stimmt nun dieses Hin- und Herschwanken zu dem frühern Wallenstein, namentlich zu dem Kepler'schen? Es ist wahrlich unnöthig, obige Intriguen einfach wegzuleugnen oder sie für „alberne Possen" zu erklären. Der von heißem Rachedurst erfüllte Friedland war kein patriotischer Tugendspiegel; es kam ihm nur darauf an, sich richtig zu seinem Verhängniß zu stellen. Aber konnte denn nicht Gustav Adolf jetzt Jupiter sein? Kepler hatte zwar „Todfeindschaft" in den Sternen gelesen; aber konnte sich das nicht geändert haben? Und Kepler war nicht mehr. Nach der Schlacht von Breitenfeld sprach Johann Georg von Sachsen von der „römischen Krone" für den Sieger; Wilhelm von Hessen nnd Bernhard von Weimar versprachen sogar diese Krone. Als dann Gustav Adolf zurückhielt, mußte es freilich „anders gehen". Am Ende war der Kaiser doch Jupiter, und Saturn zum Kurfürsten bestimmt.

Der Jubel über Breitenfeld war gränzenlos im protestantischen Deutschland. Das längst entschlafene Dornröschen der deutschen Poesie regte sich im Dickicht. Paul Fleming sang:

„Zwingt die Saiten der Cithara
Und laßt die süße Musica
Ganz freudenreich erschallen!“

„Wer ist nun der Held und Mann,
Der endlich Deutschland helfen kann?
Das ist Gustavus Adolphus!“

„Des großen Gustav Adolfs Ebenbild“ wurde also gefeiert:

„Sein Angesicht allein erwies mehr süße Wunder,
Mehr Gnad' und Majestät, dann des Gotts, dem der Dunder
Einst zugeeignet war.“

„Sein Haupt, der Tugend Thron, da sie stets triumphiret,
Mit seinem reichen Haar hat Phöbus selbst gezieret;
So hat sein Antlitz mehr denn menschliche Gewalt.“

Während Arnim, nunmehriger Bundesgenosse Schwedens, auf Prag marschirte um Wien zu bedrohen, zog Gustav Adolf als Befreier durch den Thüringer Wald gegen die geistlichen Stifter am Main, die berufene „Pfaffengasse“. Ueberall wurden die vertriebenen lutherischen Prediger und Schullehrer wieder eingesetzt. Ein Jauchzen ging durch die erlöste Welt. Die Pfaffheit zitterte.

„Der Schwed' stimmt' ihn' die Pfeifen,
Lehrt sie Baß untergreifen,
Ein geistlich Fuga schon.“

In Frankfurt a./M. ließ sich der König die damalige Festung Sachsenhausen ausliefern. Die Spanier wurden aus der Pfalz vertrieben, das „goldene“ Mainz, das Hauptquartier der Jesuiten genommen, deren Güter confiscirt. Dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, einem der traurigsten unter den vielen traurigen deutschen Fürsten, sagte der König: er sei gegen etliche 30,000 Thlr. Recompens gut kaiserlich, was dem Landgrafen das Blut aus den Wangen trieb. Das

kurpfälzische Haus ward auf kurze Zeit wiederhergestellt. Das Bisthum Würzburg, der ganze Rhein sammt dem Elsaß waren in den Händen der Schweden.

Großer Pläne voll, beschloß der König die Erhöhung der Armee von 81,000 auf 198,000 Mann. Der Krieg wurde für einen Moment ein deutscher Krieg. Rudolf Weckherlin, der Schwabe, mit Paul Fleming der letzte Fahnenträger der Poesie, gab seinen Segen dazu. In seiner „Ermunterung an deutsche Krieger" heißt es:

„Der ist ein Deutscher, ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,
Für die Freiheit mit seinem Schwert
In einige Gefahr sich waget."

„So straf, o deutsches Herz und Hand,
Nun die Tyrannen und die Bösen!
Die Freiheit und das Vaterland
Mußt Du auf diese Weis' erlösen."

Frankreich fing an zu fürchten, daß seine Ziele überflogen werden möchten; es näherte sich dem Bayern und verlangte von Gustav Adolf die Restitution der Pfalz. Der König schlug das rundweg ab. Als man ihm mit 40,000 Franzosen drohte, rief er dem französischen Agenten zu: „Euer König soll meiner Armee nicht zu nahe kommen oder er muß ein Rencontre mit mir haben." Die Franzosen mußten sich bequemen, des Königs Willen zu thun. Vor der Hand blieb der Besitz des linken Rheinufers ein frommer Wunsch.

Den Waffenstillstand, der wegen der Neutralitätsverhandlungen mit Bayern geschlossen war, brach Graf Pappenheim. Jetzt war die Liga gesprengt und verloren. Tilly, der „alte Corporal", wie ihn Gustav Adolf nannte, schlug seine letzte Schlacht im April des folgenden Jahres 1632 bei Rain am Lech, verlor ein Bein und starb zu Ingolstadt.

Gegen Ende des Jahres 1631 schloß Oesterreich ein neues Bündniß mit Spanien ab. Der Papst jedoch war nicht herüberzuziehen. Urban VIII., ein schlauer Florentiner, etwas

melancholisch angeflogen, trotz seines Schnurr- und Knebelbartes, war antiösterreichisch. Als ihm der Kaiser bemerklich machte, der König von Schweden habe nur 30,000 Mann, erwiderte er: mit 30,000 Mann habe Alexander die Welt erobert. Uebrigens sei das gar kein Religionskrieg, der König von Schweden lasse Jeden bei seinem Glauben.

Im Decbr. 1631 nahm Wallenstein das kaiserliche Anerbieten an: er wurde Generalissimus über die gesammte Truppenmacht. Diesmal jedoch ernannte der Kaiser die Generale, Wallenstein nur die Obersten. Das Recht der Confiscation wurde ihm provisorisch eingeräumt. Ein Aequivalent für das Herzogthum Mecklenburg sollte im allgemeinen Frieden gefunden werden, einstweilen Glogau als Pfand dienen. Die finanzielle Entschädigung würden die eroberten Länder bieten.

Es scheint ausgemacht, daß Wallenstein an Kurpfalz statt Mecklenburgs dachte; da er jedoch das pfälzische Haus nicht gänzlich depossedirt wissen wollte, so faßte er neben Baden-Durlach auch Würtemberg ins Auge. Wie früher nach Norden, so stand jetzt sein Sinn nach Süden. Merkwürdigerweise verpflichtete er sich jedoch nur auf vorläufig drei Monate. Waren ihm die Ideen des März im Wege?

40,000 Mann hatte er im Nu zusammengetrommelt: Wallonische Kürassiere, Kosakenpulke aus Polen, Panduren aus Croatien; aber die Katholiken und Oesterreicher hatten das Uebergewicht. Bald stoben ihm die Reste der Tilly'schen Regimenter zu.

Die sächsische Armee, die dem Schwedenkönige versprochen hatte, nach Wien zu marschiren, stand noch immer in Böhmen, vermuthlich nicht ohne Wallensteins Mitwissen. Der Glücksritter Arnim, brandenburgischer Vasall, bald im schwedischen, bald im polnischen, dann im kaiserlichen oder im sächsischen Dienst, war immer im Zusammenhang mit Wallenstein geblieben. Jetzt rückte dieser von Znaim in Mähren nach Böhmen, vertrieb die Sachsen mit Leichtigkeit und sicherte sein Friedland.

Gustav Adolf zog durch Franken, hielt seinen glorreichen Einzug in Nürnberg, schlug den Tilly für immer zwischen

Lech und Donau und lagerte sich endlich bei Nürnberg. Hier geschah es, daß er die herbe Strafpredigt an die deutschen Offiziere seiner Armee richten mußte, ein trauriges Zeugniß von der Verkommenheit eines großen Theiles der Nation, deren geistiger Befreiung der Kampf galt. Denn also ließ sich der König vernehmen:

„Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Freiherren, Ihr Edelleute! Ihr seids, welche die größte Untreue am eigenen Vaterland beweiset; Ihr zerstöret, verderbet, verheeret es. Ihr Obersten, Ihr Offiziere, vom höchsten bis zum niedrigsten, keinen ausgenommen, Ihr seid diejenigen, welche stehlen und rauben, ja Ihr bestehlet Eure eigenen Glaubensgenossen, Ihr gebet mir Ursache, daß ich einen Ekel an Euch habe. Gott, mein Schöpfer, sei mein Zeuge, daß mir das Herz in meiner Seele gällt, wenn ich Euer einen nur anschaue; Ihr seid Frevler und Verbrecher an den guten Gesetzen und meinen Geboten. Ihr seid Schuld daran, daß man öffentlich sagt: „„Der König, unser Freund, thut uns mehr Schaden, als unsere Feinde.““ Mein Herz erbittert sich, ja meine Eingeweide erzittern, wenn ich die Klage jetzt höre, daß schwedische Soldaten für unverschämter gehalten werden, als selbst jene des Feindes. Allein es sind keine Schweden, es sind die Deutschen selbst, die sich mit diesen Ausschweifungen beflecken.“

Des Königs Finnen und Lappen wurden natürlich von der deutschen Begehrlichkeit angesteckt: sie, die sich früher mit verschimmeltem Brod und Wasser begnügten, hatten sich jetzt an Kalteschale und Semmeln gewöhnt.

Wallenstein, der sich Ende Juni zu Eger mit Max von Bayern verständigt und den Oberbefehl über das vereinigte Heer übernommen hatte, war gleichfalls nach Franken gezogen und verschanzte sich nur eine Stunde von Gustav Adolf's Lager, bei Zirndorf.

Da brach in Nürnberg eine furchtbare Seuche aus, welche 29,000 Menschen hinraffte. Das schwedische Heer litt entsetzlich darunter. 4000 Pferde erlagen dem Futtermangel. Wallen-

stein erhielt in fünf Tagen keinen Bissen Brod. Wer von beiden Gegnern wird die unhaltbare Lage zuerst aufgeben?

Dazu entschloß sich der feurige König. Am 2. Sept. 1632 ließ Gustav Adolf das feste Lager Wallensteins berennen. Alle Stürme wurden abgeschlagen, die Verluste waren sehr groß. Der König hatte zum ersten Male nicht gesiegt. Was jetzt thun? Die Heeresburg des Feindes war uneinnehmbar, mit Gewalt war er nicht daraus zu vertreiben.

Der König war unsicher in seiner Strategie, das Operationsfeld war ihm offenbar zu groß. Sollte er in die österreichischen Erblande marschiren, wo er den Bauern ob der Enns Hülfe versprochen hatte, die soeben den Nachschlag der 26er Rebellion führten? Sollte er zum Bodensee hinaufziehen, um Deutschland vollends aufzurollen? Er zog auf die Donau zu. Mit Wallenstein knüpfte er diplomatisch wieder an; dieser aber sandte die Vorschläge direct nach Wien. Er hatte des Königs schwache Seite erspäht.

Wallenstein, der den König ruhig an seinem Lager vorüberziehen gelassen, worüber sich der Bayernherzog bitterlich beklagte, gab den Süden preis und marschirte nach Sachsen. Er wußte ganz genau was er that, indem er das Land Johann Georgs unter Trompetenschall verwüstete. Der König mußte seinem Bundesgenossen zu Hülfe kommen. Er entbot seine Gemahlin nach Erfurt. Böse Ahnungen erfüllten ihn. Oxenstjerna entwarf eine Verordnung betreffend die Regierung Schwedens im Falle der Minderjährigkeit der thronberechtigten Prinzessin Christine. Dann verschanzte sich der König bei Naumburg.

Wallenstein aber wußte ihn aufs Blachfeld zu locken. Am 6. Novbr. 1632 trafen sich die beiden Unbesiegbaren bei Lützen. Gustav Adolf, dem noch eine Kugel im Nacken saß, trug keinen Harnisch unter dem Ledergoller. „Gott ist mein Hort“, war sein Wahlspruch; die Trompeter bliesen: „Eine feste Burg ist unser Gott“. Er selbst hatte ein frommes Lied gedichtet, sang und betete. Wallenstein, der an der Fußgicht

litt, saß in einer Sänfte, finster wie ein Höllenrichter. Schon längere Zeit bewegte er sich nur am spanischen Rohr; früh war er ergraut. In seinem Lager fielen Redensarten, wie: „Wenn sie die Schlacht nicht gewännen, wollten sie Gott mit Knitteln aus dem Himmel jagen.“

Dichter Nebel bedeckte die Ebene bis nach Mittag. Der König, mit Kurzsichtigkeit behaftet, wagte sich auf dem rechten Flügel zu weit vor und fiel. Bernhard von Weimar, der den Oberbefehl übernahm, entflammte das Heer zu blutiger Rache. Die Wallensteinischen büßten schwer den schweren Schlag. Pappenheim wurde tödtlich getroffen, Piccolomini schwer verwundet, zahllose Offiziere fielen. Wallenstein concentrirte sich nach Leipzig zurück und hielt ein furchtbares Strafgericht über seine Truppen. Bald konnte er wieder vorrücken. Die Schweden hatten die Schlacht gewonnen, aber durch den Tod ihres Königs war Wallenstein der eigentliche Sieger.

Was wollte Gustav Adolf in Deutschland, was wollte er für sich, für Schweden? Diese Fragen sind lange genug controvers gewesen. Die schroffe Behauptung Droysens: „Nicht einmal einen Anlaß zum Kriege erblickte er in der Pflicht, für die bedrückten Evangelischen im Reich aufzutreten“, verurtheilt sich selbst. Der König, wie ihn Droysen darstellt und vielfach preist, wäre nach dieser Auffassung der größte Komödiant seines Jahrhunderts gewesen; er hätte Wallenstein und Richelieu an Doppelzüngigkeit weit überboten. Auch hat sowohl die sonst nahe verwandte historiographische Richtung der Sybel'schen Zeitschrift, als auch Prof. Wittich in Jena eine solche Auffassung beseitigt. Der scharfblickende Fallmerayer erklärt einfach: die geistige Freiheit Deutschlands sei durch die Anrufung des Schwedenkönigs nicht zu theuer erkauft worden. Diese geistige Freiheit war nicht das Ergebniß eines schnöden Spieles, sondern die Frucht eines tiefernsten Pathos. Gustav

Adolf war durchaus der kriegerische Luther. Seine Weigerung, den Reformirtrn zu Frankfurt eine Kirche einzuräumen, erklärt sich freilich nicht aus diesem Punkte, desto besser aber aus seiner Politik der Wiederherstellung des frühern Rechts. In der Pfalz stellte er doch den reformirten Cultus wieder her; ehe er Schweden verließ, beklagte er lebhaft die Spaltung im protestantischen Lager.

Aber für sich, d. h. für sein Vaterland, wollte der König allerdings auch etwas. Die deutsche Kaiserkrone? Daß er ein Narr gewesen wäre! Hingehalten, versprochen wurde sie ihm allerdings; von ihm selbst wird uns nicht das leiseste Kopfnicken berichtet.

Orenstjerna hat es nach des Königs Tode gesagt: Er wollte die Ostseeküste. Wir haben das gleich zu Anfang unserer Darstellung angedeutet. Schweden sollte ein Ostseereich werden, die Ostsee ein schwedischer See. Die Russen wie die Polen dachte er von diesem Meere auszuschließen; Pommern und Mecklenburg vollendeten die gewünschte Umsäumung. Noch vor der Schlacht bei Lützen forderte der König als Friedensbedingungen: Religionsfreiheit, ständische Libertät gegen den Kaiser, Ersatz der Kriegskosten, einen evangelischen Bund, Pommern, Wismar und die Häfen in Mecklenburg. Polen und Russen hätte er auf sich genommen.

Aber Franken und Schwaben, wirft man ein. Er ließ sich doch in Franken huldigen! Den Nürnbergern sagte er, Würzburg, Mainz rc. wolle er behalten. Als er wieder nach Norden zog, beauftragte er den Orenstjerna, den schwäbischen, den fränkischen und die beiden Rheinkreise zu regieren, Accise für den Krieg zu erheben, alle kaiserlichen Beamten zu entlassen. Aber, wohlgemerkt, bei der Huldigung hieß es: „Bis zu anderweitiger Vereinigung und Anweisung". Er nahm sich ein Pfand, um seine wirklichen Ansprüche desto sicherer durchzusetzen. Der Ostseestaat hatte um so bessere Chancen, je mehr der König herauszugeben hatte. Das Protectorat über die protestantischen Staaten von Norddeutschland, von

dem er 1631 dem französischen Gesandten sprach, verstand sich als Zugabe von selbst.

Was aber Polen betrifft, nach dessen Besitz ihn auch verlangt haben soll, so haben wir ein tiefernstes und prophetisches Wort des Königs über diesen Unglücksstaat. Wenn er Polen erobern wollte, so beabsichtigte er dabei, „die Republik dem Unglück zu entreißen, welches alle Nachbarn bei Eidschwur über sie beschlossen". Nur die Vereinigung mit Schweden könne helfen, sonst „werde die bestimmte Stunde in dem aufgezogenen Uhrwerke herbeikommen". Das war doch gründliche Staatsmannschaft! —

Gustav Adolf bleibt der feste Charakter, mit Gewissen und Ueberzeugung, mit positiven Zielen und Zwecken, der Mann, dessen kühnste Pläne im Einklang mit seinem inwendigen Menschen standen, ein Held aus einem Guß, das protestantische Princip, welches für eine Idee in die Schlacht ritt. Wallenstein dagegen war bei aller Toleranz doch nur Indifferentist, der Jesuit, der sich den Umständen bald so, bald anders accommodirt, voll geheimer, aber schwankender Intentionen, das Princip des Neukatholicismus, das Residuum der mittelalterlichen Welt, ohne Pathos, aber voller Egoismus, der materialistische Egoismus selbst.

„Ihr Lutherischen fechtet
Für Eure Bibel, Euch ist's um die Sach' —
Von all dem ist die Rede nicht bei uns."

Der Schwedenkönig war geliebt, angebetet, der Abgott seines Heeres; der Herzog von Friedland war niemals populär, stets nur gefürchtet.

Vernehmen wir jetzt das Schicksal des Allgefürchteten. Es ist bereits bemerkt worden, daß Wallenstein die Pfalz in's Auge gefaßt hatte, ob er es nun blos auf den „Pfalzgrafen" oder auch auf den Kurhut abgesehen. Wer immer ihm hier in den Weg trat, der war sein eigentlicher Feind. Nun war aber Philipp IV. von Spanien, der Schwager des Erzherzogs

Ferdinand, des spätern Ferdinands III., gleichfalls lüstern nach der Pfalz. Spanisch-Italien wäre durch diesen Besitz in bessere Verbindung mit Spanisch-Niederland gekommen.

Sobald sich die Gelegenheit bieten würde, sollte auf dem Zuge nach den Niederlanden die Pfalz genommen werden. Wallenstein dagegen arbeitete auf ein Abkommen mit den beiden nördlichen Kurfürsten hin, damit sie sich zu seiner Anerkennung als Pfalzgraf bereit fänden. Um diese Angel dreht sich das Schicksal Friedland's fortan.

1633 marschirte er nach Schlesien; er war dem Feinde dort überlegen, aber er zögerte mit „feindfreundlichen Ceremonien" vom Juni bis in den October. Auf Reclamationen von Wien her bemerkte er: sie haben dort Langeweile, der Kaiser soll sich die Zeit mit Jagd und Musik vertreiben! Am 12. October fiel er bei Steinau über den Grafen Mathias Thurn her, nahm diesen gefangen, fegte Schlesien und forderte Berlin zur Uebergabe auf. Seine Reiter schwärmten durch die Mark Brandenburg nach Pommern bis an die Ostsee. Er selbst marschirte, im Einverständniß mit Arnim, auf Dresden. Die beiden Kurfürsten sollten zum Frieden gezwungen, der Zustand von 1618 hergestellt, die eingezogenen Stifter zurückgegeben, die Gleichstellung der Confessionen anerkannt werden.

Die Constellation war viel günstiger, als man gemeiniglich glaubt. Nach dem Tode Gustav Adolfs fehlte den Protestanten ein imponirendes Haupt. Besonders Joh. Georg von Sachsen nahm Anstand, sich dem schwedischen Kanzler zu fügen. Norddeutschland verlangte nach Loslösung von Schweden. Die patriotische Gesinnung ist in neuerer Zeit als Lückenbüßer eingeschoben worden. Frankreich, um am Rhein freie Hand zu bekommen, intriguirte selbst mit Sachsen.

Zu Heilbronn ernannten die vier obern Reichskreise den Grafen Oxenstjerna zum Haupt des evangelischen Bundes. Frankreich, von Sachsen zurückgewiesen, erneuerte jetzt (Sept. 1633) sein Bündniß mit Schweden, ging aber mit aller Macht

und allen Mitteln darauf aus, das Besatzungsrecht von Coblenz bis Constanz zu erlangen. Die Offiziere der Donauarmee wurden mit Geld und Gut, mit Herrschaft und Erblehen abgefunden, abgekauft. Bernhard von Weimar erhielt die Bisthümer Bamberg und Franken; im Herzogthum Franken, als schwedischem Lehen, ließ er sich öffentlich huldigen.

Bei diesem allgemeinen Feilschen und Zugreifen dachte Richelieu, wenn auch mit Vorsicht, ebenfalls an Wallenstein.

Mit dem Franzosen Feuquières, dem Agenten Richelieu's, verhandelte Kinsky, der Schwager Trzka's, zu Dresden. Man sprach von Wallenstein als König von Böhmen. Auch Oxenstjerna stand 1633 in geheimer Verbindung mit den Wallensteinischen wegen Böhmens. Wallenstein schob hinaus. Trzka gab den Sterndeutern die Schuld. Im September war Oxenstjerna mit Arnim zu Frankfurt. Dort verlautete: Friedland selbst wolle gegen die österreichischen Erblande marschiren, Bernhard solle nach Bayern, Horn ins Elsaß, für Ober- Holk wurden schwedische Regimenter verlangt. War das begründet, so ging Wallenstein schon jetzt mit der Idee um, seinen Jupiter zu zwingen. Er begann tragisch zu werden, indem er wider den Schicksalsspruch handelte.

Der Wiener Hofkriegsrath forderte, daß Thurn in Ketten eingeliefert würde. Wallenstein erwiderte, Thurn sei schwedischer Offizier, und setzte ihn in Freiheit. Seine Feinde schäumten. Der Präsident des Hofkriegsraths Schlick erhielt den Auftrag, im Wallenstein'schen Lager die Gallas, Piccolomini 2c. auszuforschen, ob man sich auf sie verlassen könne, falls mit Friedland wegen seines Podagras „oder sonst“ eine Veränderung vorgenommen würde.

Die Wiener Clique war allerdings insofern in ihrem Rechte, als der Generalissimus den deutschen Süden gänzlich vernachlässigte, um nur ja dem Kurfürsten von Bayern nichts zulieb zu thun. So fiel Regensburg am 15. Nov. 1633 in die Hände Bernhards von Weimar. Wien selbst war bedroht. Wallenstein eilte hin, ließ Passau befestigen und — bezog die

Winterquartiere in Böhmen, legte auch Truppen in die Erblande. Von Wien kam der Befehl, diese Truppen außerhalb der Erblande überwintern zu lassen. Nach einem Gutachten der Obersten wurde dies verweigert; es war eigentlich der erste Revers zu Gunsten Wallensteins. Ende December frug der sorgenvolle Ferdinand den Grafen Schlick: Was nach der Absetzung mit der Person des „Mitkönigs" anzufangen sei? Ihn gefangen zu nehmen sei schwierig. Ihn freizulassen bedenklich. Slavata brach heraus: dem Gallas den Oberbefehl und 40 Patente für die Obristen geben, Wallenstein aber nach Wien laden; komme er nicht, so sei Gewalt anzuwenden.

Orenstjerna mißtraute dem Friedland wie Gustav Adolf; Richelieu verordnete noch am 1. Februar 1634: Breche Wallenstein offen mit dem Kaiser, dann möge man Alles zugeben, die böhmische Krone jedoch nur für den äußersten Fall. Geldgeschenke hatte der Cardinal früher an ihn gelangen lassen, ihm auch den einstmaligen Länderbesitz verbürgt. Arnim wußte nicht mehr, was er aus Wallenstein machen sollte. Dieser sprach von Abdankung, wollte sich nach Hamburg zurückziehen, gar ins Kloster gehen: er fürchtete sich vor dem März 1634!

Jetzt erfolgte die spanische Truppenforderung. Der Beichtvater der österreichischen Thronfolgerin, Quiroga, verlangte im Lager zu Pilsen 6000 Reiter für den Cardinalinfanten, Bruder des Königs. Wallenstein schützte den strengen Winter vor und schlug das Begehren ab. Die Obersten, die nach Pilsen entboten worden, stimmten zu. Am 12. Januar 1634 kam dann zu Pilsen das „Verbündniß" oder der zweite Revers zu Stande, in dem man gelobte, sich nicht von Friedland zu trennen. Es fielen starke Reden inter pocula. Wallenstein äußerte mündlich: Gott solle ihn bewahren, etwas wider den Kaiser zu unternehmen! Eine Clausel stand nicht darin. Indessen war die Spannung zum Zerreißen gestiegen. Der spanische Gesandte Oñate hielt die Subsidien zurück. Es gab kein Geld mehr, der Wiener Hof war ohne Musikcapelle! Eggenberg, der seinen Verwandten am Längsten gehalten hatte,

ließ ihn jetzt fallen. Ferdinand scheute vor einer gewaltsamen Tödtung zurück; aber Oñate sagte: „Ein Dolchstoß, ein Pistolenschuß endet Alles!"

Am 24. Januar wurde zu Wien die Absetzung beschlossen; unter demselben Datum schrieb Ferdinand einen vertraulichen Brief an den tiefeingeweihten Lamormain; aber noch viel später schrieb Kaiser Ferdinand sehr cordial an seinen General-Feldhauptmann.

Gallas erhielt die Ernennung durch kaiserliches Patent. Wie die Weisungen lauteten, ersieht man aus der Instruction Piccolomini's an Butler: Se puede licentiar o matar el general, in poniendo lo por un camino o por un altro en estado que non puede hazer mal. „Den General verabschieden oder tödten, indem man ihn auf die eine oder die andere Weise in eine Lage bringt, daß er nichts Uebles thun kann."

Auf diesen Piccolomini baute Wallenstein fest, da er unter gleichem Horoskop mit ihm selbst geboren sei. Wozu Richelieu die feine Bemerkung macht: „Eben weil Piccolomini ihm so ähnlich war, hätte er sich vor ihm hüten sollen: Friedland wußte doch, wie hinterlistig und falsch er selbst war."

Am 13. Februar erließ Gallas eine geheime Instruction an die Befehlshaber, ihm allein zu gehorchen.

Wallenstein gedachte die Maske in Prag abzuwerfen; dort wollte er den Frieden mit den zwei Kurfürsten proclamiren und den Kaiser zur Anerkennung desselben zwingen. In Pilsen erfuhr er seine Absetzung. Am 22. Februar erließ er den Befehl, nur ihm, Ilow und Trzka zu gehorchen. Eiligst appellirte er an Bernhard von Weimar, nach Eger zu kommen; auch Arnim war bereits unterwegs.

Mit dem Verfehmten zog nach Eger der Schenk von Irland, Butler, der die Platzcommandanten Gordon und Lesley ins Geheimniß zog. Beide waren Schotten und Calvinisten, und Lesley war es, der zuerst von Ermordung sprach. Am 25. Februar kamen von dem Butler'schen Regiment 100 Ge-

meine und mehrere Offiziere heimlich in die Stadt, unter ihnen Macdonald, Birch, Brown, Deverour. Bei Gordon wurde des Abends tüchtig getafelt und gezecht. Ohne höhern Befehl, zur bloßen Sicherheit der Verschwornen, wurden dabei Tŕzka, Ilow, Kinsky und Neumann ermordet. Tŕzka schien „gefroren", so hartnäckig wehrte er sich. In Wallenstein's Schlafzimmer drang der Hauptmann Deverour; mit der Partisane durchbohrte er den Wehrlosen, der einfach gefangen genommen werden konnte.

Die Schweden kamen zu spät. Oñate aber rief bei der Nachricht von dem Blutakte aus: „Eine große Gnade, die Gott dem Hause Oesterreich erwiesen hat."

Wallenstein erlag dem Kampfe mit seinem Geschick; sein Ehrgeiz und die Noth brachten ihn in Conflict mit der Kepler'schen Constellation. Lange fügte er sich dem Spruche des Orakels; als er rebellisch wurde, scheiterte er. Aegre fatis cessit **Egrae**, wie man im Zeitgeschmack latinisch witzelte.*) Da Sophokles den Glauben an die Orakel hegte und pflegte, so würde er an Wallenstein und seinem Verhängniß ein überzeugendes Beispiel gefunden haben.

Von dem gesammten strategischen Genie, von den großartigen Feldzügen, von all' den Plänen und Combinationen des außerordentlichen Mannes ist nichts geblieben, als die Erinnerung. Mit seinem Tode war seine ganze Wirksamkeit wie weggeblasen, in leere Luft gehaucht.

Der kaiserliche Hofhistoriograph Vernuläus (gest. 1649) verfaßte unter 14 Haupt- und Staatsactionen auch einen „Fritlandus", worin der Held schwarz genug gemalt war. Schon im Jahre 1634 erschien auf der Madrider Bühne ein Drama: „Albrecht Wenzel Eusebius v. Waldstein", welches der „Gnade Gottes" Ausdruck verlieh. Das deutsche Volkslied moralisirte: „des Adlers Tyrannei":

*) Um dem lateinischen Gleichklang aegre—Egrae nahe zu kommen, könnte man etwa sagen: In Regensburg war's arg, in Eger — ärger.

„Er sendet einen Mann, Krieg wider Dich zu führen,
Der Alles wissen will und will, gleich Gott, regieren,
Unwissend daß sein Fall sehr nah' bei seiner Pracht."

Um eine, auch nur nachträgliche Untersuchung, Auffindung eines Complotts und posthume eigene Rechtfertigung war es denen gar nicht zu thun, die so summarisch verfahren ließen. Zwei sog. Rädelsführer wurden noch verfolgt, der eine, Graf Schafgotsch, als servus poenae torquiret, wie die barbarische Strafe von damals Barbarisches ausdrückte.

Auch von einer öffentlichen Erklärung über die grausen Vorfälle in Eger war durchaus keine Rede; denn daß der Kaiser sich durch Rundschreiben vom 8. März 1634 zu rechtfertigen suchte, bedeutet um so weniger, als Ferdinand später äußerte: Wallenstein sei nicht so schlimm gewesen, als seine Feinde gesagt. Der Kaiser war eben nicht Herr im eigenen Hause. Es war gethan, die Thäter wurden belohnt, der Rest war Schweigen. Einen wichtigen Fingerzeig mit der ganzen Faust über die Machinationen, welche der Ermordung Wallenstein's vorhergingen und sie in ihrem Gefolge hatten, geben uns die unlängst veröffentlichten: „Judicia, wie der Herzog von Friedland könnte bewogen werden, sein Generalat zu resigniren &c.", wahrscheinlich zwischen dem 6. Nov. 1632 und dem 30. Aug. 1633 verfaßt und an Kaiser Ferdinand adressirt. Der Verfasser entschuldigt mit kriechender Schlauheit seine Anonymität und zählt dann die „Ursachen des üblen Zustandes" auf, unter denen die vierte lautet: „daß Ew. kaiserl. Majestät dem Herzogen von Friedland wider aller getreuen Stände Hoffnung das Generalat cum plenipotentia belli et pacis aufgetragen." Der Herzog, heißt es weiter, könne den Dienst kündigen, weßhalb also nicht der Kaiser? Se. Majestät möge daher seinen geheimen und Kriegs-Räthen die Frage vorlegen: „Ob N. bei seinem Eid dafür halte, daß der Herzog von Friedland bei seinen überhand nehmenden Leibesungelegenheiten dem Generalat länger nützlich vorstehen könne? Ob und was vor Mittel vorhanden, den Herrn

Generaliss. zu gutwilliger Resignation zu bewegen? Wenn Herr Generaliss. nicht abstehen wollte, was alsdann vor Mittel zu gebrauchen? Ob es besser sei, das ganze Haus Oesterreich und nachfolgentlich die Christenheit zu verlieren, als den Herrn Generaliss. offendiren?" Der Verfasser des Gutachtens kann nun nicht glauben, „daß unter allen E. k. M. Räthen einer sei, der den Herzog von Friedland nach seinen Leibesungelegenheiten vor sufficient halte, dem so wichtigen Kriegswesen, davon E. k. M. ja der ganzen Christenheit Conservation hoffet, allein ohne Rath allerseits zu dirigiren und verträglich auszuführen." Hauptsächlich sei dem Herzog zum Vorwurf zu machen, daß er „die zwo Hauptkriegs-Maximas, quod bellum tarda consilia et celerrimas executiones requirat, gar nicht achten thut." Deßhalb schlägt der jesuitische Rathgeber vor, „daß der Herr Generaliss. durch seine befreund'te oder durch geistliche Personen, die sich nicht fürchten, an seine beharrliche Leibesschwachheiten und die unerträgliche Kriegeslast erinnert werde." Allerdings sei nothwendig, „1. daß diese Sachen in höchster Geheim zu halten; 2. daß, wenn E. k. M. zu der Aenderung resolvirt, erstlich durch Patres Capucinos oder andere angenehme Patres bei dem Herzogen die Güte zu versuchen." Und wenn derselbe „nicht abstehen wollte"? Diese Frage — meint der Anonymus — „resolviret sich selbst". „Allein" — fügt er bei — „soll billig alle Offension so viel möglich vermieden bleiben und die Ursachen der Aenderung auf der Sachen höchste Noth und auf seine, des Herrn Generaliss., Schwachheiten fundiret werden." Das Gutachten schließt mit den Worten: „Der Allmächtige Gott lebt noch; seine mächtigen Hände sind nicht gebunden. Er kann verzweifelte Sachen zurecht bringen und hilft gerne, wann der Mensch seiner ertheilten Mittel mit guter Ordnung sich gebrauchen thut."

Der Französisch-Schwedische Krieg und der Westphälische Frieden.

Die Lage war seit Gustav Adolf's Tode entschieden geändert, oder vielmehr die im Werke begriffene Aenderung zeigte sich jetzt selbst den blödesten Augen. Wenn der blonde Schwedenkönig noch sein politisches Interesse, den Plan eines Ostsee-Reiches, mit der ernsten protestantischen Innigkeit zu vereinigen wußte, und Wallenstein noch mit Recht sagen mochte:

> „Ihr Lutherischen fechtet
> Für Eure Bibel, Euch ist's um die Sach';
> Mit Eurem Herzen folgt Ihr Eurer Fahne. —
> Wer zu dem Feinde läuft von Euch, der hat
> Mit zweien Herrn zugleich den Bund gebrochen.
> Von all dem ist die Rede nicht bei uns —“:

so stand seit dem Jahre 1633 die Sache anders. Die religiöse Begeisterung, die in Wallenstein's Heer so methodisch neutralisirt war, erstarb jetzt auch auf der Gegenseite, mitsammt dem patriotischen Idealismus. Paul Fleming (1609—40), der den Umschwung noch voll erlebte, hatte als Jüngling „an Deutschland“ gesungen:

> „Zerbrich das schwere Joch, darunter du gebunden,
> O Deutschland, wach' doch auf, faß' wieder einen Muth,
> Gebrauch Dein altes Herz, und widersteh' der Wuth,
> Die Dich und die Freiheit durch Dich selbst überwunden.“

Davon konnte keine Rede mehr sein, seit Schweden auf seiner mite, d. h. auf Entschädigung bestand, sein Heer durch immer

stärkere Aufnahme von deutschen Söldlingen verschlechterte, so daß bald auch in diesem Lager der Ruf nach Antheil an der Beute (nach der curée) sich erhob.

Unter den Auspicien des Marquis de Feuquières schloß Graf Oxenstjerna am 13. April 1633 zu Heilbronn das Bündniß mit den Kreisen Franken, Schwaben, Ober- und Niederrhein; die oberste Entscheidung im Kriege behielt sich der schwedische Reichskanzler vor; Bernhard von Sachsen-Weimar aus der Ernestinischen Linie, der Rächer Gustav Adolf's auf dem Schlachtfelde von Lützen, trat als schwedischer Obergeneral an die Spitze des Heeres; der Lohn ward ihm voraus angewiesen in der Belehnung mit dem Herzogthum Franken und den Bisthümern Bamberg und Würzburg.

Gustav Horn, ein wackerer Schüler Gustav Adolf's, der sich in Schwaben und im Elsaß bewährt hatte, commandirte neben ihm. Brandenburg und Sachsen, befreit von dem großen schwedischen Dränger und Gewissensrath, thaten nicht mehr mit, unterhandelten vielmehr mit Wallenstein. Sachsen bereitete sich schon vor auf die ihm von diesem letzteren zugedachte Rolle und betrieb die erst von späten Nachkommen gepriesene „deutsche Politik", zu der auch Brandenburg aus Sorge um Pommern stark hinneigte.

Die schwedische Armee fiel über Bayern her, und da sich Wallenstein aus bekannten Gründen nicht rührte, so eroberte Bernhard die Schlüsselposition Regensburg. Saturn wollte damals den Jupiter zwingen, kokettirte stark mit den Feinden, bewirthete sie freundlichst, schimpfte auf den Kaiser und die Jesuiten und schloß mit Sachsen den Waffenstillstand vom Juni 1633. Acht Monate nachher hatte er den Tod davon.

Der Erzherzog Ferdinand trat in Scene, Regensburg wurde befreit, und da Bernhard sich von Horn nicht rathen ließ, die heranrückenden Verstärkungen abzuwarten, so verlor er die Schlacht bei Nördlingen (6. September 1634) gegen Ferdinand und dessen Adlatus Gallas, dem der liguistische Reitergeneral Joh. v. Werth tapfer zur Seite focht. Ein

prächtiges Decorationsbild von Rubens (Belvedère zu Wien) zeigt die Zusammenkunft des österreichischen mit dem spanischen Ferdinand, dem Bruder Philipp's IV., auf dem Schlachtfelde. Horn war gefangen, der ganze Train verloren. Die Flucht der Geschlagenen fand kein Ziel; Bernhard entwich nach Lothringen und setzte seine Hoffnung auf Frankreich.

Die Sieger verwüsteten unterdeß Würtemberg, dessen Herzog sie vertrieben, Hessen-Kassel und die Pfalz gründlich.

Am 1. November 1634 schlossen die Heilbronner ihren Schutzvertrag mit Frankreich, welches sich verpflichtete, 12,000 Söldner zu stellen und eine halbe Million Livres jährlich zu zahlen, wogegen ihm Breisach, der Paß bei Straßburg, sogar Constanz zugesichert, Philippsburg aber eingeräumt wurde. Am 23. December entsetzten die Franzosen Heidelberg von den Kaiserlichen, mischten sich also thatsächlich ein. Schweden war in dem Vertrage bei Seite gedrückt. Die Spanier besetzten Trier, was einen Krieg Frankreichs gegen Spanien bedeutete.

Dies war der Moment für die „deutsche Politik“ Sachsens, ihren Frieden mit Habsburg zu schließen. Solches geschah zu Prag am 30. Mai 1635. Sachsen ließ sich die so theuer errungene Religionsfreiheit von Oesterreich bestätigen und den Besitz der säcularisirten Kirchengüter auf 40 Jahre, vom 12. November 1627 angefangen, gewährleisten. Das war herzlich wenig, aber desto schwerer wog für den Kurfürsten die Zusage der Ober- und Niederlausitz als Mannslehen. Die Aussicht auf eine neue Provinz für ein Princip! Dagegen verpflichtete sich Joh. Georg, die dem Frieden widerstrebenden Reichsstände zwingen zu helfen und die Ausschließung des Protestantismus aus Oesterreich anzuerkennen. Die Reformirten in Deutschland wurden auf gut Flacianisch todtgeschwiegen.

Auch Brandenburg gab das Princip auf, mit ihm Weimar, Anhalt und sonstige Kleine. Fest blieben nur der gediegene Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel sammt seiner tapfern Gemahlin Amalie, Baden-Durlach und Würtemberg.

Landgraf Wilhelm wurde geächtet, mußte fliehen und starb zwei Jahre darauf in Ostfriesland.

Der 30jährige Krieg hätte als 17jähriger schließen können; auf den Ursprung des Streites besann sich Niemand mehr.

Da trat Richelieu noch bestimmter auf. Seine Devise lautete: Zurückwerfung der Habsburger und — der Rhein! Er vermittelte 1635 die Verlängerung des Waffenstillstandes zwischen Schweden und Polen und nahm Bernhard von Weimar in den „Dienst Frankreichs“. Zur Erhaltung einer Armee von 18,000 Mann versprach er jährlich 4 Millionen Livres. Pro forma hieß Bernhard „der Kronen Schweden und Frankreich Generalissimus“. Richelieu schloß auch in demselben Jahre ein Bündniß mit der Republik Holland gegen Spanien.

Frankreich führte eigentlich nur mit dem letztern, nicht mit dem Kaiser Krieg; seine Heere kämpften in den Niederlanden, in Italien, an den Pyrenäen, in Spanien selbst. Bernhard blieb der Kriegsmeister am Rhein. Er eroberte 1636 Zabern, warf den Gallas zurück, ging wieder auf das rechte Rheinufer und nahm das Bisthum Basel. 1638 schlug er die Kaiserlichen sammt den Bayern bei Rheinfelden, nahm den Breisgau, das Oberelsaß, Theile des Schwarzwalds, schloß das wichtige Breisach ein, schlug bei Wittenweyer den Feldmarschall Götz, den Herzog Karl von Lothringen bei Thann, den Götz wieder bei Breisach, welches sich am 19. December unterwarf. Die Belagerung hatte 20,000 Mann gekostet, von denen 2000 an unnatürlichen Lebensmitteln, zu denen auch Leichname gehörten, zu Grunde gingen.

Es war ein neuer Kriegsherr vorhanden, der sich auch politisch fühlte, mit den deutsch-protestantischen Ständen wie mit Schweden selbständig verhandelte und den Franzosen schier noch bedenklicher wurde als Gustav Adolf. Am 18. Juli 1639 starb er, sehr gelegen, beim Rheinübergang zu Neuenburg. Er zählte 35 Jahre.

Werfen wir einen Blick auf den deutschen Norden. Erbost über den Abfall Sachsens schürten die Schweden, Fran-

zosen und Bernhard den Groll Oxenstjerna's gegen die Kurfürsten von Brandenburg und von Sachsen. Der Feldmarschall Banér warf sich bei Wittstock im Brandenburgischen auf die Sachsen und schlug sie (4. Oct. 1636); sodann besetzte er Pommern, Thüringen und Sachsen und verwüstete methodisch das Land zwischen Oder und Elbe. Was jetzt „schwedische Armee" hieß, machte es grade wie ehedem die Wallensteiner; nur daß das von Tilly halb verbrannte, dann vom Friedländer geschonte Sachsen, jetzt wieder an die Reihe kam. Es entstanden Hungersnoth und Hungertyphus; die Schweden, unter denen neun Zehntel Deutsche, erfanden den „schwedischen Trunk", d. i. die Tortur mit eingegossener Mistjauche, um verborgene Schätze zu erpressen!

Im Jahre 1637 mußte sich Banér durch schlauen Rückzug nach Pommern retten. Im Juni 1638 kehrte er mit schwedischem Succurs zurück, trieb den Gallas nach Schlesien und Böhmen; am 14. April 1639 siegte er bei Chemnitz und verfolgte den Feind bis Prag. Aus Böhmen mußte er sich dann mit Königsmark wieder zurückziehen. Von den Bundesgenossen verlassen, starb er am 20. Mai 1641 zu Halberstadt. Er sei vergiftet worden, hieß es; auch der Landgraf Wilhelm von Hessen soll an Gift gestorben sein. Gustav Adolf wurde angeblich vom Herzoge Franz Albert von Lauenburg gemeuchelt, Wallenstein wirklich ermordet; den Bernhard von Weimar hätten die Franzosen beseitigt. Alles das, wenig Wahres und viel Falsches, traf willige Ohren; man fand es natürlich in unnatürlicher Zeit.

Wieder schließt eine Periode des unseligen Krieges ab; die zwei Hauptihelden sind vom Schauplatz verschwunden. Als Herzog Bernhard, der gradere, protestantische Wallenstein, Lothringen befreit hatte, bot ihm der Kaiser das Herzogthum Franken und Wallenstein's Feldherrnstab. Er blieb vertragstreu, in der Hoffnung, Frankreich werde ihm den Elsaß überlassen. Noch vor seinem Tode bestimmte er, seine Eroberungen sollten bei Deutschland verbleiben. Aber Frankreich mißachtete

seinen letzten Willen, bestach das „Weimarsche“ Heer sammt den Befehlshabern, gab ihnen einen französischen Chef und setzte sich zum Erben ein.

Richelieu wollte ernstlicher als je den Krieg wider die habsburgische Doppelmonarchie, den Krieg im westlichen Deutschland, in Italien und an den Pyrenäen, den Krieg zwischen Portugal und Spanien, den französisch-holländischen Seekrieg in Asien und Amerika. Das Unheil wüthete also weiter. Man schlug sich in Deutschland zu Ehren eines französischen Planes und blutete aus tausend Wunden für die Arrondirung und Größe Frankreichs.

Bernhard von Sachsen-Weimar war der letzte protestantische Held, der Begeisterung erweckte. Von ihm singt Paul Fleming: der Kaiser selbst müsse bekennen, daß dem Helden nichts Kaiserliches mehr mangle, als der Name, „und Dich mit Cäsar grüßen“. Bernhard, sonst ein harter Krieger, wob doch noch einige Romantik in seine militärisch-politischen Combinationen. Neben dem allemannischen Herzogthum Baden-Elsaß, welches ein vortrefflicher Mittel- und Zwischenstaat gewesen wäre, hatte er sich die Vermählung mit der hochinteressanten verwittweten Landgräfin Amalie von Hessen zum Ziele gesetzt. Mit ihm erlischt das letzte menschliche Interesse an dem Kriege; nur das Mitgefühl für das gemarterte Volk und das verheerte Land bleiben übrig.

Was das Volkslied damals dem schwedischen General Holk in den Mund legte:

„Gewissen hin, Gewissen her,
Ich acht' vielmehr die zeitlich' Ehr',
Dien' nicht um Glaube, dien' um Geld —
Gott geb' wie's geh' in jener Welt!“

das war fortan Maxime und Parole.

Und mit wahrem Galgenhumor wurde das allgemeine Elend also ausgedrückt:

„Verloren ist Hopfen und Malz,
Die Butter ist weg, Gott geb' uns Salz!“

Die greuelvolle Kriegsführung, an die wir in diesen letzten Jahren durch angebliche „Befreier“ und „Befreite“ wieder erinnert werden sollten, hatte nicht auf Bernhard's Tod gewartet. Sagte doch der als Hippolithus a Lapide bekannte Freiherr von Chemnitz schon zum Jahre 1634 von Bernhard's Armee:

„Die Soldaten litten gar keine Ordnung, sondern hauseten, daß Obrigkeiten und Unterthanen ein gerechtes Grausen vor ihnen hatten. In Summa, sie erwiesen sich im steten Zechen und Bankettiren, mit gewaltsamen Erpressungen von Geld und Geldeswerth, Prügeln, Hauen und Stechen, ja Todtschlagen und Niederschießen der bestürzten und abgematteten Unterthanen, wie es kaum jemals beim Kriegswesen hergegangen.“

Und die Kaiserlichen! Die Kosaken (aus Polen) und die Croaten sägten den Leuten Arme und Beine durch, stachen sie mit Nadeln an den empfindlichsten Stellen, hämmerten Nägel in den Kopf, gossen siedendes Pech und Blei in Ohren, Nase und Mund, brieten sie gar in Backöfen!

Als Banér zum zweiten Male in Böhmen einbrach, wüthete seine Soldateska dort derart, daß man sich nach Wallenstein's Zeiten zurücksehnte. Alle Einwohner wurden als Leibeigene, Sklaven und Hunde behandelt. Banér selbst, der Schlemmer und Völler, äußerte in der Lausitz: „Es wäre kein Wunder, wenn sich die Erde öffnete und Gottes gerechtes Verhängniß solche ehrvergessene Frevler verschlänge.“

Als nun jetzt die Franzosen Bernhard's Armee vervollständigten, erhielt der Greuel frische Nahrung. „Sie betrugen sich wie die Schweine, die heute in die Eicheln gehen und morgen dem Metzger den Hals unter die Füße legen müssen.“ Das Schlimmste bei ihnen war ihre unersättliche bestialische Wollust.

Bei der traurigen Wahl zwischen dem Kannibalismus der „schwedischen Armee“ und der viehischen Unfläterei der Franzosen finden wir dennoch den größern Zorn gegen die erstere

gerichtet. In einer berühmten Broschüre der Zeit, dem „deutschen Brutus", lesen wir: „Gott will Deutschland nur mit ihnen strafen, denn wir haben dieser Nation Affengebärden, Schlaraffenkleider und leichtfertige Unart täglich in Sitten, Ceremonien und Gebärden, Gastmählern, in Sprache und Kleidung nachgeahmt." Auch wird ausdrücklich bemerkt, die Franzosen hätten nicht so sehr beunruhigt, weil Frankreich nicht Kaiser werden konnte.

Banér hatte sich 1640 und 41 mit dem Gedanken getragen, den zu Regensburg seit 1630 zum ersten Male wieder versammelten Reichstag zu sprengen. Das schlechte Wetter, die Grundlosigkeit der Wege, die Folgen seines eigenen wüsten Lebens hinderten ihn daran. Auf diesem Reichstage hätte sich Ferdinand III. — sein Vater war 1637 gestorben — fast mit den Fürsten und Ständen vertragen; dem aber standen Frankreich und Schweden, zum Theil auch die deutsche Presse im Wege. Es erschien nämlich das berühmte Buch De ratione status in Imperio nostro Romano-Germanico (Von der Staatsraison oder politischen Doctrin im römisch-deutschen Kaiserreiche), von Hippolithus a Lapide (Bogislaus Philipp von Chemnitz). Hippolithus behauptete kurz, die Souveränität in Deutschland ruhe in der aristokratischen Republik der Stände, nicht im Kaiser; das tyrannische Habsburg müsse vom deutschen Boden vertrieben werden. Diese Doctrin war eigentlich nur eine scharfe Consequenz aus den factischen Zuständen. Das Kaiserthum hatte längst und speciell durch den Krieg die Souveränität verwirkt; das wofür sich die Stände in Deutschland geschlagen hatten und noch schlugen, war die Territorialhoheit, die „Libertät", wie sie das französische Liberté verdeutschten. Der kaiserliche Hof ließ das Buch zu Wien verbrennen, und mit dem Frieden war es vor der Hand nichts.

Die Politik Richelieu's, der im Jahre 1642 mit Tode abging, wurde von Mazarin fortgesetzt. Freilich nicht in dem großen selbstgewissen Style Richelieu's; Mazarin, der Minister der Regentin Anna, hatte eine Masse innerer Schwie-

rigkeiten auf dem Halse und betrachtete den Krieg in Deutschland als ein Abzugsmittel für die bösen Säfte. Sagte er doch gradezu: La guerre purge la France de ses mauvaises humeurs. Der Marschall Guébriant besiegte zwar im Januar 1642 den österreichischen General Lamboy bei Kempen; der „große Condé" schlug im Mai 1643 die Spanier entschieden bei Rocroy in den Niederlanden. Als aber Condé nach Deutschland ging, wurde er im November desselben Jahres bei Duttlingen total geschlagen, worüber heller Jubel ausbrach. Condé sowohl als Turenne vermochten sich nur schwer gegen Mercy zu halten.

Im Norden Deutschlands trugen die Dinge ein ganz anderes Gesicht. Aus der unerschöpflichen schwedischen Pflanzschule war ein neuer Held hervorgegangen und im November 1641 an Banér's Stelle getreten. Es war Torstenson, der Lahme, den sogar Voltaire mit dem großen Condé zusammenstellt. Mit frischen disciplinirten Soldaten aus Schweden ausgerüstet, zwang er Brandenburg zur Neutralität, flog in seiner Sänfte nach Schlesien, vernichtete am 21. Mai 1642 das Heer Franz Alberts von Lauenburg bei Schweidnitz, rückte in Mähren ein, wieder nach Schlesien zurück; flog aus Schlesien nach Sachsen und schlug am 2. November 1642 in der zweiten Schlacht bei Breitenfeld oder Leipzig die kaiserliche Armee unter Erzherzog Leopold Wilhelm und dem „Heerverderber" Gallas. Die Feinde ließen 10,000 Todte auf dem Platze. Nach kurzer Rast flog Torstenson wieder nach Mähren, holte sich die Olmützer Bibliothek und ließ auf Wien marschiren. Des Kaisers Hauptstadt war verloren, wenn Rakoczi Wort hielt. Plötzlich ist er, der beflügelte Lahme, an der Niederelbe, erzwingt von Christian IV., der sich gegen Schweden gekehrt, im Frieden von Brömsebro die Insel Gothland und die Freiheit vom Sundzoll; erscheint im Januar 1645 abermals in Böhmen, das Geschütz auf Schlitten; gewinnt im Frühjahr 1645 die Schlacht bei Jankow, belagert Brünn in Mähren, zieht noch einmal gegen Wien und legt, da seine

Verstärkungen ausbleiben, auf dem Rückzug in Böhmen todtkrank den Commandostab nieder.

Gustav **Wrangel**, Torstenson's Nachfolger, brachte Kurbrandenburg rasch zum Frieden. Hier regierte seit 1640 der fromm-kluge, zielbewußte Kurfürst Friedrich Wilhelm, zur wohlthätigen Abwechselung gegen seinen Vater Georg Wilhelm. Ihn meinte wohl das Volkslied, wenigstens paßt es dem Kurfürsten auf den Leib, wenn es heißt:

„Wozu dient solch' Weichmüthigkeit
Und kindisch Unbeständigkeit?
Was einmal schließlich vorgenommen,
Dem soll man kecklich nachher kommen.
Wo man sein Sach' fängt weislich an,
Da hilft das Glück ein'm kühnen Mann."

Werfen wir den Blick wieder nach Süden. Im September 1644 hatte Condé Philippsburg wiedergenommen, Turenne sich fast aller festen Städte von Landau bis Kreuznach bemächtigt, mehrere freilich schon im October wieder eingebüßt. Im folgenden Jahre aber traf ihn die herbe Niederlage von Mergentheim, wo die Truppen der Landgräfin Amalie seinen Rückzug decken mußten. Am 3. August 1645 wurde die Revanche bei Allersheim unweit Nördlingen genommen. Turenne und Condé siegten, vorzüglich durch deutsche Hülfstruppen. Jetzt marschirte auch Wrangel südwärts, der zähe Maximilian von Bayern verstand sich zu einem Waffenstillstande. Als er diesen unüberlegter Weise kündigte, rückten die beiden Sieger wieder vor und schlugen am 19. Mai 1648 die letzte Schlacht des unendlichen Krieges bei Zuckmarshausen gegen Bayern und Oesterreicher. Max wurde besiegt und, ein echtes Zeichen der Zeit, der österreichische General Melander (Holzapfel), ein Calvinist, früher in hessischen Diensten, mit ihm! Bayern aber wurde nach Herzenslust verwüstet.

In Böhmen, dem Ursitze des Krieges, operirten **Karl Gustav** von Zweibrücken, der künftige König von Schweden, und der letzte schwedische Held, **Königsmark**. Königsmark

eroberte die Kleinseite von Prag, die Altstadt Prag vertheidigte sich wacker gegen Karl Gustav. Die Bauern in Oberösterreich zeigten ihre letzte Neigung zu Empörung und Abfall, sie schickten eine Deputation nach Prag, den Pfalzgrafen über die Donau zu holen. Da erscholl am 24. October die Botschaft: Frieden! Im Mai 1618 hatte der Krieg in demselben Prag begonnen, wo er jetzt, 1648, abgebrochen wurde.

Seit 5 Jahren saßen die Bevollmächtigten der kriegführenden Parteien in Münster und Osnabrück zusammen, um das schwierige Werk zu Stande zu bringen.

Auf dem Doppelcongresse von Münster und Osnabrück — in Münster tagten die Franzosen, in Osnabrück die Schweden — hatte in den ersten Jahren auf Seite der deutschen Bevollmächtigten eine patriotische Stimmung geherrscht, die, wenn sie sich befestigt hätte, noch immer ausgereicht haben würde, um Deutschland vor dem bittersten Schaden zu bewahren. Seit dem Jahre 1648 aber trat eine merkliche Stauung dieses Stromes ein, und die beredte Paraenesis ad Germanos („Ermahnung an die Deutschen") des Katholiken Weissenberg vom Jahre 1647 fiel schon nicht mehr auf fruchtbaren Boden. Die französischen Gesandten d'Avaux und Servien hatten leichtes Spiel, das Mißtrauen gegen den Kaiser wach zuhalten; denn der Wiener Hof trieb durch seine jesuitischen Tendenzen die Protestanten in die Arme der Fremden und besonders der Schweden, während die Machtansprüche und Begehrlichkeiten sich um Frankreich schaarten. Es erschien eine französische Broschüre im Geiste der „Staatsraison" des Chemnitz, worin den libertätsüchtigen Ständen das Ideal einer aristokratischen Republik, höchstens mit dem Kurfürsten Maximilian als Kaiser an der Spitze vorgespiegelt wurde. Zudem hatten die Franzosen während ihrer Rheincampagne von Speier

Akten und Register der kaiserlichen Kammer nach Paris geschleppt, wo sich jetzt die Reichsfürsten Auskunft und Rechtsbelege holen mochten.

Nichts Alberneres als vom Patriotismus Ferdinand's III. in dieser Zeit zu reden. Jedenfalls hätte ihn diese Regung sehr spät angewandelt; auch hat der Erfolg bewiesen, daß Ferdinand's Streben darauf gerichtet war, den seit 1621 für untheilbar erklärten habsburgischen Ländercomplex aus dem Reiche herauszuschälen und sui juris, eigenen Rechtes werden zu lassen. Diese Tendenz zur Isolirung griff die „Staatsraison" des Hippolitus so schneidig an, indem sie verlangte, daß die Waffen gegen die „bedrohlichen Familien", die „Schicksalsfamilien" des Macchiavelli gekehrt würden, daß man einen neuen Kaiser wählte, der seine Einkünfte aus dem confiscirten Besitz Oesterreichs zöge. Wäre die Gerechtigkeit die Leiterin des österreichischen Verfahrens gewesen, hätte Ferdinand die religiöse Toleranz begriffen, was doch damals kein Kunststück mehr war: noch hätte er die Deutschen um sich schaaren und den Fremden den Weg zeigen können. Die Freundlichkeit und das Entgegenkommen des Grafen Trautmannsdorf, des österreichischen Bevollmächtigten auf dem Friedenscongresse, werden sehr gelobt. Graf Trautmannsdorf war Convertit, was ihn bei den Protestanten nicht besonders empfahl; er besaß aber Formen, die ihn angenehm machten, was etwas besser wirkte. Stockkatholisch war Alles gefärbt, was von Wien kam; in einer Beschreibung des bereits verloren gegebenen Elsasses hieß es:

„Der Mons Vogesus an heiligem Blut
Alle andern übertreffen thut."

Der Krieg war um der Religion oder doch um der Kirche willen geführt worden; aber merkwürdiger- und doch natürlicherweise begannen die Debatten und die Stipulationen mit Besitzfragen, mit dem Verlangen nach Land und Leuten. Die Begehrlichkeit der Fremden wollte zuerst befriedigt sein. Mit großen Ansprüchen traten die Franzosen auf. Vielleicht hätte

sich ihnen ein Bedeutendes abmarkten lassen, wenn der Religionsfrieden zuvörderst abgeschlossen worden und dann ein Appell an den Patriotismus ergangen wäre. Eine starke und kluge Hand hätte auch wohl Frankreich gegen Schweden und Schweden gegen Frankreich ausgespielt. Statt dessen theilte der 70jährige Maximilian von Bayern den Franzosen die beglaubigten Abschriften der kaiserlichen Instructionen mit, nach welchen der Elsaß und Breisach aufgegeben waren; ja derselbe Maximilian drohte später dem Kaiser mit einem französischen Bündniß! So bekam Frankreich leichtes Spiel, und es fielen ihm als Kriegsentschädigung in den Schooß: Ober- und Unterelsaß, der Sundgau, Breisach und die Landvogtei Hagenau; nur Straßburg, Bisthum und Stadt, die Dekapole oder die zehn Reichsstädte, vier Abteien, die Grafen und Herren von Lützelstein, Hanau, Fleckenstein, Oberstein und die Reichsritterschaften blieben bei Deutschland. In Philippsburg erhielt Frankreich das Besatzungsrecht. Weiter wurde es noch im Besitze von Metz, Toul und Verdun, von den Protestanten an Heinrich II. gegeben, und von Pignerol, durch Savoyen an Frankreich gekommen, bestätigt. Ein Krieg Frankreichs mit dem Herzogthum Lothringen sollte endlich nicht mehr als Reichskrieg betrachtet werden, d. h. das Reich gab auch Lothringen auf!

Nun kam die Reihe an Schweden, dessen Forderungen bis nach Schlesien reichten. Es erhielt: ganz Vorpommern mit der Insel Rügen, dann Stettin, Gartz, Damm, Golnau, die Insel Wollin mit dem frischen Haff, Wismar mit Walfisch, Pöl und Neuenkloster, die Stifter Bremen und Verden und fünf Millionen Thaler. Kurbrandenburg opponirte vergebens, es erhielt nur den Lohn für seine faule Politik bis zum Jahre 1640. „Stände“ überhaupt aber merkten jetzt etwas von den „Commercien“ auf der Ostsee.

Brandenburg wurde für seine pommerschen Verluste durch die Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin und das Heimfallsrecht auf Magdeburg entschädigt. Mecklenburg erhielt für

Wismar die Bisthümer Ratzeburg und Schwerin. Auch Braunschweig-Lüneburg wurde für ähnlichen Verlust entschädigt.

Die brave Landgräfin Amalie von Hessen bekam für ihren Sohn die gefürstete Abtei Hersfeld, ferner Stadthagen und Schaumburg und 600,000 Thlr.

Der „Winterkönig" war im Laufe des Kriegs zu Metz klanglos gestorben; man weiß nicht einmal, wohin seine Leiche gerathen. Sein Sohn Karl Ludwig, den die Schweden zur Zeit des Heilbronner Bundes schon einmal eingesetzt hatten, wurde in der Unterpfalz rehabilitirt und erhielt die achte Kurwürde, da die siebente von seinem Vater zugleich mit der Oberpfalz an Maximilian von Bayern gekommen war.

Alle geächteten Reichsstände, namentlich Würtemberg, dessen Herzog seit der Nördlinger Schlacht landflüchtig gewesen, wurden in ihre Rechte von 1619 eingesetzt. In Oesterreich aber — hier zeigte sich der Pferdefuß — erstreckte sich die Amnestie nur auf diejenigen, welche für Schweden und Franzosen gekämpft hatten, nicht auf die Rebellen gegen das Haus Habsburg. Für diese, als hätten sie nie zum Reiche gehört, gab es keinen Pardon. Noch widerlicher zeigte sich diese Rücksichtslosigkeit bei Behandlung der kirchlichen Fragen.

In Religions- oder vielmehr kirchlichen Besitz- und Rechtsangelegenheiten wurde der Zustand vom Jahre 1624 maßgebend gemacht — man erinnere sich der österreichischen Reaction vom Jahre 1621 und der Expulsions-Decrete vom Jahre 1624! — Für das Kirchenvermögen sollte der 1. Januar 1624, für die Religionsübung das ganze Jahr die Norm abgeben. Diejenigen, die im Laufe jenes Jahres ihren Cultus nicht üben gedurft, „werden fortan geduldet und mögen zu Hause oder in der Nachbarschaft Gottesdienst halten, auch die Kinder in fremde Schulen schicken oder sich Hauslehrer halten." (Vergl. die Zustände in Bayern unter Maximilian.) Ausdrücklich hieß es, daß die Dissidenten nicht verachtet und von keinen bürger- und wirthschaftlichen Vortheilen ausgeschlossen sein sollten. Danach schien doch offenbar jeder Zwang zur Auswanderung

beseitigt zu sein. In einem folgenden Artikel aber hinkte die Bosheit nach: Solche, die auswandern wollen oder müssen, haben resp. fünf oder drei Jahre Zeit. Unfehlbar wurde dieser Wink benutzt.

In Oesterreich — das war seit dem Prager Frieden mit Sachsen klar — konnte es nur persönliche Ausnahmen von der staatlichen Katholicität geben. Die Herzöge von Brieg, Liegnitz, Münsterberg und Oels, sowie die Stadt Breslau erhielten Religionsfreiheit. Grafen und Herren in Schlesien und Niederösterreich brauchten nicht auszuwandern und konnten ihren Cultus in der Nachbarschaft begehen. Sonst aber wurde in Innerösterreich, Böhmen und der Oberpfalz kein evangelischer Gottesdienst geduldet; für Bayern hatte Maximilian gesorgt.

Eine äußerst wichtige Bestimmnng betraf die Reformirten oder Calvinisten. Jetzt endlich wurden sie anerkannt und zugleich verordnet, daß der Confessionswechsel eines lutherischen oder reformirten Landesherrn die Unterthanen in nichts verpflichte; nur der Hof dürfe in solchen Fällen seinen besonderen Cultus haben. Natürlich widersetzten sich die Lutheraner dieser Toleranz, richteten aber nichts aus. Ebenso steifnackig betrugen sich später Lutheraner und Reformirte bei dem sogen. „Simultaneum", d. h. bei der Frage: Darf ein katholischer Landesherr, der ein protestantisches Land antritt, den Katholiken in diesem Freiheit gewähren? Man sieht, was wir Toleranz nennen, war damals noch ein höheres Wesen, das sich Jeder nach Belieben und Interesse auslegte. Von der Gewissensfreiheit in Holland, wo Calvinisten, Katholiken und Juden neben einander lebten, hatte man im Reich höchstens eine Ahnung.

Das reservatum ecclesiasticum, der geistliche Vorbehalt von 1555, blieb in Kraft oder wurde vielmehr erst jetzt allseitig anerkannt, und die Katholischen erkauften sich diesen Damm gegen Massenübertritte durch die spottwohlfeile Ausdehnung auf protestantische Würdenträger!

Im Punkte der Reichsverfassung, die mit den Franzosen zu Münster verhandelt wurde, trafen die factischen Zustände mit den Wünschen der Franzosen und der einzelnen Stände zusammen. Der Kaiser regierte fortan nicht mehr, sondern das Reich. Ohne den Reichstag konnte der Kaiser nichts mehr thun; in religiosis galt sogar nicht die Mehrheit, sondern der Vergleich, der Ausgleich, das Compromiß von Fall zu Fall. Der Gerechtigkeit gemäß sollten Reichs-Deputationen und Commissionen, sowie das Reichskammergericht halb aus Protestanten, halb aus Katholiken bestehen, was in Frankreich chambres mi-parties hieß. Doch brachte der Kaiser beim Kammergericht 26 Katholiken gegen 24 Protestanten durch. Finanziell blieb der Kaiser ohne Reichszölle, weil die Stände Alles accaparirt hatten; der gemeine Pfennig war längst ein seltener Vogel. Die reichsfreie Ritterschaft kürte selbst ihre Gerichte, die kaiserlichen Landgerichte gingen an die Landesherren über. Also auch keine Reichssporteln.

Den Reichsständen wurde gestattet, unter sich und mit fremden Mächten Bündnisse zu schließen, dafern sie nicht wider Kaiser und Reich gingen. Damit war die Territorialhoheit der Stände unausgesprochen vorhanden; der Rest blieb Machtfrage. 8 Kurfürsten, 7 Erzbischöfe, 47 Bischöfe, 24 weltliche Fürsten, 208 Grafen und Reichsgrafen und 84 Reichsstädte: das Alles zusammenaddirt stellte das deutsche Reich vor. Fehlte leider das geistige Band.

Deutschland war nach dem classischen Worte des Kanzlers Orenstjerna eine Confusio divinitus conservata, ein Wirrsal, das nur Gott zusammenhalten kann!

Mehr nominelle Verluste, aber redende Zeugnisse von der Abnahme der Centripetalkraft des Reiches, waren die Unabhängigkeits-Erklärung der holländischen Republik und die Freigebung der Schweiz. Die Unabhängigkeit Hollands von Spanien wurde in einem besonderen Vertrage vom 26. Januar 1648 ausgesprochen.

Der burgundische Kreis blieb dem Buchstaben nach be-

stehen, doch erklärte sich das Reich für unbetheiligt an dem zwischen Frankreich und Spanien fortdauernden Kriege.

Auch das letzte Band deutscher Gemeinsamkeit, die Einheit der Kauffahrtei, war während des grausen Krieges abgerissen. Die deutsche Hansa hatte sich 1630 aufgelöst. Dieser Umstand erklärt hinlänglich die Wettbewerbungen um Ost- und Nordsee, Wallenstein's und Larmormain's Pläne, die Strebungen Dänemarks und die Idee Gustav Adolf's und seines Kanzlers Oxenstjerna.

In den Stipulationen des Friedenscongresses, der selbst nur ein Kind der Umstände war, zeigt sich deutlich eine aristokratische Tendenz, eine Oligokratie: das spiegelte nur die innern socialen Verhältnisse wieder. Grafen und Herren, ebenso unabhängig wie Fürsten und Kurfürsten, ahmten in Sitten und Neigungen diesen nach; ebenso drückten die Patriciergeschlechter der Reichsstädte auf die Zünfte und das gemeine Volk.

Gegen den ganzen halbschlächtigen Frieden protestirte Papst Innocenz X. Jemand sagte darüber: „Der Papst hat gut lachen, Olympia kitzelt ihn.“ Und man lachte.

Einen Freudenseufzer stieß der fromme Paul Gerhard aus, daß nun endlich Friede geworden.

„Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor!
— — — — — —
Herr, Deine Gnad' und Güte
Bleibt dennoch sicherlich.“

„Das drückt uns Niemand besser
In unsre Seel' und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voll Schutt und Stein.“

Am 16. Juni 1650 wurde zu Nürnberg der „Friedens-Executions-Hauptreceß“ ausgefertigt. Aus dieser fürchterlichen Mißbildung gähnt so zu sagen der damalige Zustand des Reiches hervor. Noch drei Jahre und das Reich verabschiedete

sich in dem letzten Reichstagsabschiede. Die Anarchie wurde formlos.

Formlos, gähnend, langweilig waren auch die Festlichkeiten, welche dem Frieden zu Ehren angestrengt wurden. Zu Nürnberg im Rathhaussaale bankettirten die Kaiserlichen und die Schwedischen nach der Geburt jenes sprachlichen Monstrums: es wurden Gänge von 150 Speisen aufgetragen; zum Schluß hob man das oberste Blatt der Tafel ab und blickte auf lauter Confect und Marzipan. Auch die Allegorien der Spätrenaissance waren ins Barocke übergegangen: die Gerechtigkeit erschien im weißen Hemde — sie war bis aufs Hemd ausgezogen; der Frieden hatte sich in grüne Seide gewickelt — er hoffte auf bessere Zeiten; Mars in Soldatenkleidung wurde fortgejagt!

Im Jahre 1653 erblichen auch die letzten Farben, Alles wurde erdfahl, nüchtern, prosaisch. In dieser grauen Prosa barg sich eine neue Welt, die Welt des Erkennens, der Naturforschung, das radicale Gegengift gegen die Hallucinationen des Glaubens, der zuletzt selbst nicht mehr an sich geglaubt hatte.

Auf den Trümmern von Magdeburg erhob sich die Luftpumpe; ein Bürgermeister der Stadt, Otto von Guericke, leitete für Deutschland ein anderes Zeitalter ein.

Deutschland nach dem 30jährigen Kriege. Die Verheerung und der Kulturstand.

Die eigentliche Statistik Deutschlands, die exacte Vergleichung von Land und Leuten im Jahre 1618 und im Jahre 1648, wird wohl für immer ein frommer Wunsch bleiben. Das Material ist allzu lückenhaft. Mit den Kirchen verbrannten zahllose Kirchenbücher. Für die Kulturgeschichte bleiben indeß genug Anhaltspunkte übrig, sowohl um einen Begriff von der allgemeinen Verheerung — der Heereszüge durch 30 Jahre hindurch — zu geben, als auch um einen Schluß auf die Folgen dieses Ereignisses, auf geistiges Leben und Streben insbesondre zu gestatten. Sammeln wir daher die Angaben zu möglichst prägnantem Ausdruck.*) Bildlich hat diesen Ausdruck Niemand sprechender gegeben, als der treffliche Epigrammatiker Logau in seiner „Chimäre": Zuerst sei sie ein Löwe gewesen von kühnen Thaten, des Krieges Ende im Auge; sodann eine gefräßige Ziege, mehr auf Freund als auf Feind zielend; zuletzt Drache oder Schlange, welche rast und sich selbst im Rasen vertilgt. — Gehen wir indeß näher auf Einzelheiten ein und beginnen wir mit der Ursprungsstätte des Krieges, mit Böhmen.

Gleich zu Anfang des Kriegs wurde das Land von Thurn wie von Boucquoi und Dampierre heimgesucht. Ernst von Mansfeldt und die Liga plünderten sodann jeden Winkel im Ellenbogener Kreise und um Eger. Die Ferdinandeische

*) S. besonders die fleißige Zusammenstellung von Inama-Sternegg in Raumers „historischem Taschenbuch" 1862.

Reaction that das Ihrige; Wallenstein, die Sachsen und die Schweden den Rest. Im Jahre 1634 wütheten die Kaiserlichen und die Feinde um die Wette. Von 1637 bis 1639 grassirte eine Hungersnoth. Hunderte von Dörfern gingen täglich in Flammen auf, durch den schwedischen General Pfuel allein 800. Von 34,700 Dörfern blieben zuletzt noch 6000 übrig, von 3 Millionen Einwohnern 780,000. Von 150,000 Bauernstellen erübrigten 1650 noch 50,000. Der Weinbau hatte in Böhmen seit dem 10. Jahrhundert begonnen und stand unter Karl IV., der einen eignen magister montium seu vinearum, also einen Reben-Meister oder Minister einsetzte, in voller Blüthe. Er rettete sich sogar durch die Hussitenkriege hindurch. „Der Böhme schenkte des perlenden Weins." — Mit dem 30jährigen Kriege ging auch diese Kultur zu Grunde, um erst in der Neuzeit spärlich wieder gepflegt zu werden. Das Volkslied jammerte:

„In Böhmen sind erschlagen
Viel hunderttausend Mann,
Verbrunnen Haus und Hof.
Auch weder Schaf noch Rind,
Ist all's geraubt, geplündert,
Die Noth zerbricht den Schlaf."

Die trostlosen Zustände in Schlesien gehen aus den folgenden Einzelheiten hervor. Die Stadt Löwenberg zählte 1617 738 Häuser und 6500 Einwohner; 1639 noch 40 Bürger, also etwa 200 Einwohner. Im Jahre 1641 deckte man die Häuser ab, um keine Steuern zu zahlen. Schauerliches meldet die Chronik von Reichenbach im Fürstenthum Schweidnitz. Der Ort wurde 1632 von den Sachsen geplündert, 1633 drei Tage lang durch Schafgotsch; im selben Jahre durch Franz Albrecht von Lauenburg, 1634 gründlich von den Croaten, 1642 drei Tage durch Torstenson; 1643 rissen die Kaiserlichen 150 Häuser ein. In der Lausitz blieben von 299 Bauern 58, von 436 Kossäten oder Colonen 81 übrig. — Mähren erfuhr von 1619—22 ungefähr dasselbe Schicksal mit Böhmen. Banér

verbrannte 1637 an 2000 Ortschaften; die Spanier waren seine Vorbilder gewesen. Von 1642 an waren Torstenson und Königsmark am Werke.

Niederösterreich kam verhältnißmäßig am besten weg; nur die Gränzbezirke litten während des böhmischen Krieges und der Durchzüge gegen Wien. Oberösterreich wurde durch Bayern als Pfandbesitzer und besonders durch die drei Bauernrevolten von 1626, 1632 und 1648 arg mitgenommen. Auch fand starke Auswanderung ins Salzburgische und nach Steiermark statt.

Bayern kam erst in der zweiten Hälfte des Krieges an die Reihe, holte dann aber reichlich nach. Was unter Gustav Adolf mäßig begonnen hatte, wurde energischer fortgesetzt durch Banér und Königsmark. Zum Jahre 1645 berichtet ein Augenzeuge: „die vornehmsten Bauern haben kein Kleienbrod mehr zu essen: man verspeist Hunde und Katzen. Im Freising'schen sind die Bauernhöfe meist verlassen." Die ganze bedeutende Tuchmacherei hatte aufgehört. Grade im Schlußjahre 1648 entstand Theuerung und Hungersnoth im ganzen Osten des Landes. Der Scheffel Korn war für 60—80 Gulden kaum zu haben — das Zwanzigfache von heute, ohne die Geldentwerthung zu rechnen. Man sah „hier und da die Ruine eines Kirchthurms oder Hauses." Der 76jährige Kurfürst Maximilian mußte die schwere Buße für seine Politik noch selbst erleben. In Pfalz-Neuburg war in vielen Dörfern kein Schloß und kein Nagel mehr zu finden. Die Reichsstadt Augsburg zählte von 80,000 Einwohnern nur noch 18,000. In Nürnberg erlaubte der Kreistag nach den Kriegsläuften und der Pest von 1632 jedem Mann zwei Weiber zu nehmen; katholische Geistliche durften sich verehelichen. Würtemberg fiel dem Sieger von Nördlingen zum Opfer; 1634 zählte es noch 313,000 Seelen, 1641 48,000. In Stuttgart starben im Jahre 1635 4379 Personen; Waiblingen kam von 2350 Einwohnern auf 145, Ravensburg von 1400 auf 400 herab.

Wer einen Laib Brod hat, hieß es, ist nicht sicher ob er ihn behält.

Die Pfalz wurde von vornherein verödet. Das Jahr 1635 war der Höhenpunkt der gräßlichen Seuchen, die sich von 1631—37 über Deutschland verbreiteten. In jenem Jahre war das Verderben allgemein, Hunderttausende wurden weggerafft. In vielen Städten blieb ein Zehntel der Bewohner am Leben. Oft war in den Straßen kein Schritt zu hören. Durch Gras und Gestrüpp mußte man sich Bahn brechen. Tilly's Schaaren wütheten 1622 in Heidelberg und Umgegend. Schon jetzt hören wir von tagelangem Morden, Plündern, Martern mit Daumschrauben, Knebeln, Prügeln, Nägeleinbohren, Sengen an heimlichen Orten, Aufhenken, Brennen an den Fußsohlen, Schänden und Wegschleppen der Weiber. In Neckargmünd und Wiesloch wurden Männer, Weiber und Kinder niedergemetzelt. Uebrigens that auch Mansfeldt das Seinige in der Pfalz; die Plünderung mußte für die Löhnung der Soldaten aufkommen. „Heiß' Eisen und Mühlsteine mitzunehmen war verboten." Die Unterpfalz von Borberg und Mosbach bis Oppenheim, Alzei und Bacharach war eine Einöde. Das Martyrium der Pfalz drückt sich in der schaudervollen Angabe aus, sie habe zuletzt nur noch den 50sten Theil ihrer Bevölkerung gehabt! Etwas milder, wenngleich schrecklich genug, lautet die andre Meldung, das Land sei von 500,000 Seelen auf 48,000 herabgekommen. Die Städte sind noch jetzt kaum auf ihrer ehemaligen Höhe angelangt! Frankenthal z. B. sank von 18,000 Einwohnern auf 324 herab! Der Weinbau „der fröhlichen Pfalz" war zur Unmöglichkeit geworden!

Zu Worms wurden 1635 die Todten ausgegraben. Man male sich das Bild aus: Ein todtes Pferd liegt da, ein Weib nimmt sich Fleisch ins Fürtuch und ißt davon, etliche Hunde nagen an der Mitte des Pferdes, auf dem Kopfe sitzen Raben!

Es ist unglaublich, zu welchen Nahrungsmitteln die Menschen in der Verzweiflung griffen: Gras, Blätter, Thierfelle, Baumrinde, Aas, Leichen, sogar vom Galgen abgeschnit-

tene, wurden in mehr als einer verheerten Gegend Deutschlands gegessen! Nesseln und Schnecken, ohne Salz und Schmalz, waren Leckerbissen.

Der Elsaß war zur Wildniß geworden; zwischen Hagenau und Zabern existirte kein Dorf mehr.

Das Deficit am Mittelrhein, in Hessen und Nassau war enorm. Hessen verlor 18 Städte und 700 Wohnorte. Die Landgräfin Amalie beschwor den befreundeten Turenne um Erbarmen, „in Erwägung des äußersten Elendes ihrer Lande." Die gesammte hessische Glasfabrikation hörte auf. — In einem nassauischen Dorfe existirten von 130 Familien noch 20, im Hadamar'schen von 600 Seelen kaum 20; das Amt Rennerod auf dem Westerwald brachte noch eine Familie auf! Die noch übrigen Nassauer suchten ihr Heil in der Auswanderung. In Wiesbaden wuchsen Sträuche und Hecken auf dem Rathhausplatze.

Die Grafschaft Henneberg in Franken umfaßte auf 30 Quadratmeilen 177 Ortschaften. Als der Krieg hier 9 Jahre lang gerast hatte, waren 70 Proc. der Familien und 66 Proc. der Wohnungen untergegangen. Von 18,000 Einwohnern lebten noch 5800. Die Zahl der Familien war erst 1849 wieder auf 1916 gestiegen, während sie für das Jahr 1634 1773 betragen hatte. Die Häuser hatten 1849 noch nicht ihre frühere Anzahl erreicht. In 13 Dörfern waren 1849 nur 107 Pferde, gegen 485 im Jahre 1634; in 12 Dörfern erst 4596 Schafe, gegen 4616. Zwei Jahrhunderte hatten folglich nicht zur Herstellung genügt!

Im Coburg'schen wohnten in sämmtlichen Amtsdorfschaften schon 1635 nur noch 100 Mannspersonen, in einzelnen Dörfern 2—3. Kinder wurden von ihren Müttern gegessen. Meiningen verlor 10,000 Bewohner von 12,740. Ueberhaupt zählten Thüringen und Franken vor dem Kriege noch etwas mehr Dörfer als jetzt. In beiden Gauen blühte der Rebenbau vor dem Kriege, wie in Böhmen.

Sachsen verlor in den Jahren 1631 und 1632 fast eine

Million Menschen. In Freiberg sank die Zahl der Verheiratheten während des Krieges von 4000 auf 500; in Schmiedeberg von 400 Ehepaaren auf — 16! Dörfer waren zu Tausenden verschwunden. Die Wölfe hatten sich im Lande so stark vermehrt, daß sie in ganzen Heerden Dörfer und kleine Städte anfielen. Man sagte damals: die Wölfe sind in den Wohnungen, die Bauern in den Wäldern. Kein deutsches Land hat eine Reproductionskraft bewiesen wie Kursachsen.

Von Magdeburg standen nach dem Mai 1631 außer dem Dom noch 139 Häuser und „wenige kleine Hüttlein." Und Magdeburg war eine Stadt von 40,000 Menschen gewesen. Fünf neue Belagerungen folgten der Tilly'schen; im Jahre 1680 hatte die Stadt es erst wieder auf 7—8000 Seelen gebracht.

In Kurbrandenburg drohte dem Kurfürsten und seinem Volke der bare Hunger, wenn die Wallensteinischen noch länger im Lande blieben. Da wollen die 7 oder 10 Millionen, die Georg Wilhelm berechnete, wenig heißen. Berlin soll sogar 1661 nur 300 Bürger gezählt haben. In ganz Norddeutschland richtete sich die Wuth der katholischen Soldateska besonders gegen die Pfarrer.

Westphalen, Hannover, Ostfriesland waren gänzlich verheert und verarmt. Die Summe der Einbußen an Menschenleben in ganz Deutschland, also der absolute Verlust trotz der Bevölkerungszunahme, wird auf zwei Drittel der Gesammtbevölkerung angesetzt: von 12 Millionen vor dem Kriege waren nachher noch 4 Millionen am Leben. Nimmt man die Gesammtbevölkerung zu 16 Millionen an, von denen 12 Millionen verschwanden, so beträgt der Verlust drei Viertel!

Schrecklich zu sagen, die Entsittlichung und Verwilderung war noch ärger als die Entvölkerung und das Elend. Denn was galt 30 Jahre lang in Deutschland, welche Maximen, welche Moral? Das Gelüst des Kriegsknechtes. Wir haben von diesen Barbareien hin und wieder an passender Stelle geredet. Im Galgenhumor der Volksdichtung faßte sich die ganze Moral dahin zusammen:

„Sobald ein Soldat wird geboren,
Sind ihm drei Bauern auserkoren,
Der Erste, der ihn ernährt,
Der Andre, der ihm ein schönes Weib bescheert,
Der Dritte, der für ihn zur Hölle fährt."

Wie nun aus der Wüste eine lachende Flur herstellen? Die Unwissenheit war eben so groß wie die Capitalarmuth. 40 Jahre lang blieb nach dem Frieden ein ganzes Drittel des Ackerbodens völlig brach liegen. Man hatte keine Düngermethode, wußte nichts von Wiesenkultur. Drei Morgen Grasland gaben zu Weinsberg ein einziges Fuder Heu. Alberne Bauernregeln von Olim's Zeiten, Praktiken nach der Stellung des Mondes bildeten die ganze Agronomie. Ganze Heere von Zigeunern machten das flache Land unsicher; der Bauer wünschte den Krieg zurück! Im Freising'schen ging der Preis eines Gutes von 2000 Gulden auf 70—80 herab. Im Amt Weinsberg galt der Morgen Landes 2—5 Gulden, grade wie zur Zeit des großen Bauernkrieges: die Wirthschaft ging mithin um 125 Jahre zurück; und das währte, mit Ausnahme der Pfalz, Sachsens und Brandenburgs, durch das ganze Jahrhundert. Das Landvolk entzog sich den Diensten und Leistungen an die Gutsherrschaft massenhaft durch Reislauf.

In der That war der Druck auf die kleinen Leute ärger als je zuvor. Die Steuern waren größer, die Frohn ungemessen. Ganz unerträglich wurden die Jagdrechte der Herren, deren Verletzung furchtbar gebüßt; unerträglicher fast noch die Jagdfrohnden: „vier, fünf, sechs Wochen frieren — um einen Hasen." Die Landsknechte, welche erfahren hatten, was „der Mann im Feld werth" war, thaten auf dem Ackerfelde kein gut. Das stetig anwachsende Territorialrecht erstreckte sich bis auf die winzigsten der unmittelbaren Gebiete. Die Reichsritterschaft übte Blutbann und Steuerrecht. Grade die Patrimonialgerichtsbarkeit vollendete den Duodezstaat und gab den Miniatur-Sultanen den Dünkel der Souveränität. Ein grausam wahres Wort ging um: Rustica gens optima flens,

pessima ridens; das Bauerngeschlecht wenn's heult, so ist's recht, wenn's lacht, ein schlimmer Knecht. Daß unter solchen Umständen der leichtbegreifliche Trotz und die Meuterei barbarische Mittel der Zucht hervorriefen, liegt auf der Hand. Das seit dem Bauernkriege in Aufnahme gekommene römische Recht wurde jetzt immer gewaltsamer durchgeführt: die Besitzentsetzung oder das „Ausschlachten" der Bauern verwandelte große Massen von selbständigen Leuten in Hoftagelöhner oder ländliches Proletariat. Damals reiften die Mecklenburgischen Zustände heran: von 12,000 Bauernstellen im Jahre 1621 waren 1755 noch 5000 übrig.

Das Geld sank im Werthe, und dennoch fielen die Bodenproducte im Preise.

Gewerbe und Handel befanden sich in entsprechendem Zustande; aber noch ganz besondere Ursachen legten sie in Deutschland lahm. Vorab ging der große Kauffahrteibund, die commercielle Einheit Deutschlands, aus einander. Schon die Königin Elisabeth hatte sie durch Ausfuhrverbote schwer bedrängt; die lebhafte Concurrenz der Merchant adventurers that das Uebrige. Seit 1620 bestand die Hansa nur unter königl. dänischen Auspicien. Die Niederländer befuhren die Ostsee, die Schifffahrt ins Weiße Meer brach das Monopol der Hansa auf den russischen Handel. Vierzehn Städte schleppten die alte Tradition bis 1630 fort. Dann gründeten Hamburg und Bremen einen neuen Bund, der 1669 seine letzte Tagsitzung hielt.

Unter diesen Umständen sank die Getreideausfuhr aus dem Danziger Hafen von 1619—1659 in fast regelmäßigem Fall von 103 Millionen auf 542 Lasten jährlich! Nach Westen zu standen die Sachen um nichts besser. Der Rheinhandel wurde von Holland und Frankreich betrieben. Im Süden zerfiel zugleich mit der Bedeutung Venedigs der großartige Verkehr Deutschlands mit Italien und der Levante. Nürnberg und Augsburg, die diesen Handel bis zuletzt aufrecht erhalten hatten, waren durch die Soldateska vernichtet.

Der Welthandel ging von Deutschland nach England, Holland, Frankreich, Dänemark, Schweden und Rußland. Holland baute sich seine riesige Handelsflotte aus deutschen Wäldern! Im Gewerbe kam erst jetzt der zopfige Zunftgeist auf, den die Neuzeit unter diesem Namen befehdet. War die Zunft und Gilde früher die Association unter Producenten desselben Arbeitszweiges, war die Corporation etwas aus den allgemeinen Verhältnissen sich Ergebendes, nicht ohne einen tiefen Zug von Solidarität und Gemeingeist, des Einstehens Aller für Einen: so arbeiteten sich jetzt das scheelsüchtige Privileg und die lächerliche Hierarchie hervor, die leider vortrefflich zu der überhandnehmenden bürgerlichen Philisterei paßten. Das Bürgerthum war seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in beständigem Sinken. Die Geschichte des schaudervollen Krieges zeigt uns nur einzelne Bürgerthümer, die der alten Bedeutung der Freistätten wider fremde Barbaren und einheimische Zwinger Ehre machten: z. B. die Stralsunder und die Magdeburger. Was jetzt in den Städten vorging, beschränkte sich zumeist auf prahlerisches Gebahren der Patricierkaste und verzopftes Zünfteln der Handwerker. Man existirte in den Städten nur kraft eines Privilegs und soweit das Privileg reichte. Unehrlich waren und blieben noch die Kinder von Leinwebern, Barbieren, Schäfern, Müllern, Pfeifern, Trompetern und Badern, die nicht ohne Weiteres in die Lehre genommen werden durften.

Das politisch-historische Wissen, das zu dieser Zeit sehr in die Breite ging, und das selbstgefällige endlose Citiren brachten an den Höfen wie im Dienste der Städte jenes Geschlecht von Diplomaten, Jurisconsulten und Bureaukraten auf, das noch jetzt mancherorts nicht leben und nicht sterben kann. Im Gewerbe mehrten sich die „Hofapotheker, Hofschuster, Hofschneider", wie die „privilegirten bürgerlichen Riemenschneider". Ja die Geburt selbst, das unabänderliche Factum, wurde verbessert. Auch Karl V. und seine Nachfolger hatten wie zum Jux, meist jedoch aus Cassabedürfniß geadelt; jetzt aber

kamen die Adelsbriefe und der Briefadel in Schwang. Es wurden sogar Todte im Grabe geadelt, verweste Bürgerliche für stifts- und turnierfähig erklärt. Das „Ew. Gnaden“ mit dem folgenden Zeitwort im Plural brachte das widersinnige „Sie“ zuwege. „Ew. Gnaden haben geruht mir zu sagen; Sie haben erwähnt ꝛc.“

Das 17. Jahrhundert laborirte an pedantisch steifer Großmannsucht, die Idee der Gleichheit versank völlig. Nie vorher war der Unterschied in der Tracht so peinlich beobachtet worden, um Vornehm von Gering, die Stadt vom Lande zu scheiden. Mit dem städtischen Rock blieb auch alles, was die Stadt noch an Intelligenz besaß, innerhalb ihrer Mauern; kaum daß ein Lichtstrahl zu dem so bedürftigen Landvolk zu bringen vermochte. Die Kluft, die noch wir zwischen dem Stadtherrn und dem Bauer erblicken — sie ist das Werk des 17. Jahrhunderts.

Zu all diesen Uebelständen kam nun noch die Münzverschlechterung, lies: die officielle Falschmünzerei hinzu, die nur straffällig war, wenn Private die Wege einer hohen Regierung zu wandeln sich vermaßen. Schlechtes Geld, das den Verkehr störte, circulirte schon in der ersten Periode des Krieges. Wir sahen auch, wie der Friedländer seine Güter damit bezahlte.

Das Volkslied klagte:

„Alle Dieb, die hievoran
In hundert Jahren gehangen,
So viel doch nicht gestohlen han,
Als unsre Kipper begangen. — —
Und werden doch nicht gehangen.“

Und nach dem Kriege, als Europa wirklich Ruhe brauchte, als Sparsamkeit die erste Lebensregel der Völker werden mußte, gesellte sich nun zum Kippen und Wippen der frechste Luxus, die Einführung der theuersten Fabrikate, die kostspieligste Prunksucht. Es regnete von oben herab Specialordnungen über Kirchtage, Hochzeiten, Kindtaufen; Kleiderordnungen gehörten zur Tagesordnung. Die Großmächte aber und solche

die es werden wollten, gestatteten sich den Luxus der stehenden Heere, dieser Diphtheritis des modernen Europa. Die Recrutirungen wurden stärker als je, Preßgänge und Werbungen im Auslande kamen in Mode. Oesterreich erhöhte seine Armee von 1673 bis zum Ende des Jahrhunderts von 60,000 auf 132,000 Mann; Friedrich Wilhelm von Brandenburg gar von 4000 Mann auf 28,500. Bayern lieferte seine Landeskinder für Subsidien nach auswärts, den Landgrafen von Hessen zum lockenden Exempel.

So trat an die Stelle des deutschen Volksgeistes, der die Reformation aus sich geboren und die Renaissance so freudig ergriffen hatte, der Geist der Liederlichkeit, Unzucht und Faulheit. Und auf diesem Mist blühten dann die Kothpflanzen der Gefühllosigkeit, des Aberglaubens und des schwärmerischen Fetischismus. Hexenthum und Gauklerthum, Magie und Prellerei lagen sich in den Armen, wie immer in Zeiten der Erschöpfung und der Verzweiflung. Deutschland hatte alle Initiative verloren und mußte zwei Jahrhunderte lang England und Frankreich den Vortritt lassen. Nur das Princip confessioneller Parität hatte es sich und der Welt durch ein Meer von Blut und Morast hindurch gerettet. Aus dieser religiösen Indifferenz — nicht Indifferentismus — konnten erst in späterer Zeit die Keime des Selbstbewußtseins und des interesselosen Gedankens hervorsprießen.

Die moralische Verkommenheit des deutschen Volkes in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts haben wir bisher als die unvermeidliche Wirkung der Kriegs-Greuel und Wehen behandelt. Die allgemeine Verheerung mußte eine eben so allgemeine Verwilderung im Empfinden und Denken wie in der Thätigkeit hervorrufen.

Scharfe Beobachter wollen indeß die Stockungen deutschen Geisteslebens schon in den beiden ersten Decennien des Jahr-

hunderts vor Ausbruch des Krieges gewahren. Nach allen Richtungen hin halten wir eine solche Behauptung nicht für begründet, in einigen Punkten aber hat sie ihre Richtigkeit. Das charakteristische Kennzeichen der Stockung bei einem sonst spontanen Volke, hier im Lande der Reformation, besteht in der Nachahmung, nicht etwa im Aufnehmen fremder Gedanken und Leistungen, sondern in unselbständiger Wiederholung des Fremden, welches einfach übertragen und verschlechtert wird.

Schon seit Anfang des Jahrhunderts grassirte in Deutschland die französische Mode. Nur einzelne Reichsstädte hielten noch fest am Eigenen und gaben erst gegen Ende des Jahrhunderts nach; so Hamburg, Lübeck, Bremen, Frankfurt, Ulm, Nürnberg, Augsburg, namentlich aber das kerndeutsche Straßburg. Die Stutzer im Lande nannten das „altväterisch", sie aber waren à la mode. In Broschüren und Predigten wurde gegen den „Kleiderteufel" angekämpft — vergebens. Ebenso wenig halfen die fliegenden Blätter mit ihren kaum carikirten Darstellungen. So etwas beweist nur, wie die Gesetzgebung, das Vorhandensein des Uebels.

Am Widrigsten nahm sich das soldateske Geckenthum aus. Auch wendete sich der Hauptsatyriker der Zeit wesentlich gegen beides, gegen die Modesucht und den Soldatengeck. Hans Michael Moscherosch, aus einer aragonischen Familie, die unter Karl V. in Deutschland eingewandert, gebürtig aus dem hanauischen Antheil am Elsaß (1600—1669), durchlebte in seinen besten Jahren den ganzen scheußlichen Krieg und veröffentlichte während desselben „Wunderliche und wahrhafte Gesichte Philanders von Sittewald" (Gesammtausgabe Straßburg 1650). Titel sowohl als Stoff der ersten sieben Gesichte verrathen den spanischen Abkömmling; denn sie sind nachgebildet den Sueños y Discursos des Francisco de Quevedo Villegas, „Gesichte und Betrachtungen des 2c." In diesen sieben ersten Gesichten (1639 und 1640) hechelt Moscherosch den Pedantismus der Juristen, ihren Jargon, die quacksalbernden Aerzte, die Astrologen mit ihren Praktiken und

Prognostiken; den Mischmasch der Sprache, den er selber durch sein olla podrida von Latein, Italienisch, Spanisch, Französisch und Deutsch bestens repräsentirt; die picarischen oder Schelmenromane, den Götzendienst der Reputation, der spanischen honra. Die sieben letzten Visionen sind frei erfunden (1641—43) und hier glänzen der „à la mode Kehraus“ und das „Soldatenleben“. Von der Sprachmengerei heißt es: „Wenn man eines neusüchtigen Deutschlings Herz öffnete, so fände man 5/8 Französisch, 1/8 Spanisch, 1/8 Italienisch und kaum 1/8 Deutsch.“ Im „à la mode Kehraus“ wird uns ein schier bekanntes Bild vor Augen geführt: „Sie haben ein Diebs- oder Galgenvogelhaar auf dem Kopf“. „Wer sich seiner eigenen Haare schämt, ist nicht werth, daß er einen deutschen Kopf hat.“ Alle Kategorien von Bärten werden aufgeführt: Zirkelbärtel, Schnecken-, Jungfrauen-, Tell-, Spitz-, Maikäfer-Bärtel.

Die Klagen über Weiberhoffart ertönen durch das ganze Jahrhundert, von der Kanzel wie vom Throne herab, in Predigten und Verordnungen. In Ober- wie in Niederdeutschland, auf Hoch- wie auf Plattdeutsch, überall dieselbe Litanei.

Der Satyriker Joachim Rachel meinte:

„Sollt' ein Franzos es wagen,
Die Sporen auf dem Hut, Schuh an der Hand zu tragen,
Die Stiefel auf dem Kopf, ja Schellen vor dem Bauch,
Anstatt des Nestelwerks — der Deutsche thät' es auch!“

Der Sinndichter Logau aber faßte die Sache politisch:

„Soll's denn sein, daß Frankreich Herr, Deutschland aber Diener sei?
Freies Deutschland, schäm' Dich doch Deiner schnöden Kriecherei!“

Von Moscherosch zu Grimmelshausen ist nicht weiter als von Tracht zur Sitte, von Verkehrtheit zu Laster, nur daß der Eine lacht, der Andere brennt.

Während des Krieges und seiner Greuel schrieb Christoph von Grimmelshausen (gest. nach 1673 als Amtmann zu Renchen am Oberrhein) unter dem Pseudonym Samuel Greiffenson von Hirschfeld, ebenfalls nach spanischem Vorgange,

einen picarischen (von picar picken, picuraza Elster, picorazo Schelm) Roman unter dem Titel: „Simplicius simplicissimus", von dem vor Kurzem eine verstümmelte Ausgabe in usum delphini, als „Kinderbuch" riskirt wurde. Kein Capitel des wahren „Simplicissimus" — und nur der wahre ist lehrreich, — darf unter die Augen eines Kindes kommen.

Das Buch, welches trotz seiner frühen Abfassung erst 1668—9 im Druck erschien, hat einen Gehlhauser oder Gelnhauser (früher zu Hanau gehörig) zum Verfasser und ist eine Spessartgeschichte, oft auch im Dialect, aus der Kriegszeit. Der Held selbst, der richtige Erste Beste, ist der Sohn eines Sauhirten, der durch die Plünderung seines Daheim ins Wilde hineingewirbelt wird. Unsäglich roh, gemein, unflätig, schweinisch sind die meisten Scenen — ebenso roh, gemein, unflätig und schweinisch wie die damaligen Zustände. Oft glaubt man im Morast zu ersticken, und wundert sich dann, wie man sich selbst an den Morast gewöhnt. Der Verfasser schildert aber nichts als die Wirklichkeit. Wie gesagt, von Moscherosch' à la mode und Soldatenleben zum Simplicissimus ist nur ein Schritt. „Neben ein paar Hellern im Beutel ein närrisches Kleid auf die neue Mode mit tausenderlei seidenen Banden tragen"; dann wollen sie gleich „rittermäßige Herren und adelige Personen von uraltem Geschlecht sein", da sie doch von „Tagelöhnern, Kachelziehern und Lastträgern" ꝛc. abstammen. Ein Offizier wird geschildert, wie ihm „zu beiden Seiten lange Zöpfe herunterhängen wie Pferdsschwänz, zwischen Maul und Nase nur Stoppeln, die weiten Hosen sehen aus wie ein Weiberrock." Daß man doch die plündernden Soldaten gegen die Türken führte! ruft Grimmelshausen aus.

Neben dem „schwedischen Trunk" figurirt eine andere Folterei: „die Fußsohlen mit feuchtem Salz reiben, von der Geis belecken lassen". Der Bauern Rache fehlt nicht.

Die „französische Tyrannei" erhält den gebührenden Text.

Der Nähr- und Wehrstand werden mit einem Baume verglichen: die Bauern sind die Wurzeln und der Stamm, die

Soldaten das Ungeziefer oben. Wenn's oben fehlt, so wird's von unten ersetzt.

Mit der Hexerei und den Horoskopen bindet der Verfasser auch an; doch bleibt ihm Gott der „Herr der Planeten".

Gegenüber der brutalen Welt mit ihrem endlosen Fressen und Saufen und ihrer Hungerleiderei, verweist die Verzweiflung sozusagen von selbst auf ein besseres Jenseits. Doch wird das, was Voltaire so meisterhaft im „Candide" ironisirt hat, hier ungenießbar, nämlich die ernstliche Einmischung der „Wunderbarmherzigkeit und unendlichen Gnadengüte Gottes". Das ganze Buch schlägt diesem unmotivirten Vertrauen ins Gesicht. Die „Gnadengüte" erwies sich höchstens darin, daß eine solche Welt noch zusammenhielt und daß vernunftbegabte Wesen göttliche Endzwecke darin zu entdecken vermochten.

In der Politik ist Grimmelshausen schon rationalistischer; hier verabschiedet er den Patriarchalismus, der ihn in der Religion noch völlig beherrscht. Das gräßliche Elend des Bürgerthums bringt ihn auf den Gedanken: die Städte sollen sich zu einer Republik verbünden und jede Beschränkung der Freiheit und des persönlichen Eigenthums aufheben. Zukunftsvoller als dieser Communismus der Nichtshaber war Grimmelshausen's plebejische Meinung über den Adel. Da hören wir das altenglische: When Adam dug and Eva span.

„Wie stünd' es jetzund umb die Welt,
Hätt' Adam nicht gekaut das Feld!
Mit Hacken nährt' sich anfangs der,
Von dem die Fürsten kommen her.

Wird Dir rein Alles abgebrannt,
Verwüstet und verheert das Land,
So nehmen sie doch nichts mit sich,
Der Boden bleibt beständiglich."

Während die europäische Welt kaum bis zum Mercantilismus gekommen war, wird hier der Boden als Naturgabe und die Arbeit als productiv gepriesen.

An den „Simplicissimus" schlossen sich zwei weitere kul-

turelle Romane als Autobiographien zweier Nebenhelden des erstern Werkes: „Die Landstörzerin Courage", die Geliebte des Simplicissimus, und der „seltsame Springinsfeld", eine Art Sancho Pansa. Aus dem Rahmen der Zeit heraus, mehr ins Gebiet der freien Phantasie, tritt „das wunderbarliche Vogelnest", welches eine vorzügliche Erfindungsgabe bekundet. Grimmelshausen und Fr. v. Logau bilden die geistigen Spitzen der Zeit; wo Logau in meisterlicher Prägnanz kritisirt, da schildert Grimmelshausen plastisch und wahr. Schade nur, daß ihm solch' abscheulicher Stoff bescheert war!

Außer der Sprachmengerei und Modewuth grassirte im 17. Jahrhundert die Titelkrankheit, von der das 19. noch einen guten Rest ererbt hat. Die Titelsucht ist die Modesucht der Auszeichnung, an die Stelle des Costüms tritt der Prunkname. Auch hierbei litt die Sprache bittere Noth. Je inhaltsloser das Bewußtsein einer Zeit, desto stärker klappern die hohlen Titel. Die byzantinischen Kaiser erfanden die „Majestät", die wir getreulich aufbewahrt haben. Justin II., der Nachfolger Justinians, nannte sich im 6. Jahrhundert „Unsere Ewigkeit". In Frankreich kam schon sehr früh der „allerchristlichste König", in Spanien die „katholische Majestät", in Portugal der „Allergläubigste", in Polen der „Orthodoxe", in Ungarn der „Apostolische König" auf. — „Wohlgeboren" hatte sehr lange Zeit seinen hohen Werth; denn noch zwischen 1625 und 1640 wurde der Titel „Wohlgeboren" an fürstliche Häuser „aus Gnaden" verliehen. Der Kurfürst von Sachsen hieß erst 1625 „Durchlaucht".

Die äußerliche Verbrämung leerer Büchsen ist echt jesuitisch. Im 17. Jahrhundert stand auf einer Kirchentafel die Widmung: „dem allmächtigst-allheiligsten und unüberwindlichsten Herrn, Herrn Jesu Christo, von Ewigkeit gekröntem Kaiser der himmlischen Heerschaaren, erwähltem unsterblichen König des Erdbodens, des heiligen römischen Reiches einzigem Hohenpriester, Erzbischof der Seelen, Kurfürsten der Wahrheit, Erzherzog der Tugend, Herzog von Bethlehem und

Landesfürst von Galiläa, gefürstetem Grafen zu Jerusalem und Freiherrn von und zu Nazareth, Ritter der höllischen Pforte, Herrn der Heiligkeit, Seligkeit, Gerechtigkeit, Pfleger der Wittwen und Waisen, Richter der Lebendigen und Todten, unserem allerheiligsten Herrn und allergnädigstem herablassenden Erlöser ɽc.ɽc."

Diesem evangelischen Zopf gegenüber widmete ein schriftstellernder Arzt, Hippolytus Guarinonius, mailändischer Abkunft, seinen zu Ingolstadt gedruckten Folianten: „Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts" „der allerheiligsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürstin und Frauen, Jungfrauen Maria, gekrönten Kaiserin des himmlischen Reiches, Großherrscherin der neun englischen Heerschaaren, gebornen Königin zu Israel, Kurfürstin des gelobten heiligen Landes, Fürstin von Juda ɽc. Ew. Jungfräulichen, Kaiserl. Königl. Majestät allerunterthänigstes, allerdemüthigstes und allerverworfenstes Knechtle."

Die Kehrseite, den geistlichen Hochmuth, zeigt uns ein Magister M. Seeger zu Wittenberg. Dießer ließ sich vor einem Crucifix knieend abmalen; er redet (lateinisch): „Herr Jesu Christ, liebst du mich?" Antwort: „Allerberühmtester, allleredelster, allergelehrtester Herr Doctor Seeger, Rector dieser Schule, Allerwürdigster und Allerverdientester, ich liebe dich durchaus!"

Was haben wir da den Birmanen noch vorzuwerfen, die ihren König „Herrn der weißen Elephanten" nennen, weil die Gottheit sich auf einem solchen Thiere einst niedergelassen?

Der Sprachverderb, der sich durch Alles das hindurch zieht, war allerdings keineswegs blos ein Product des Krieges, wenngleich dieser ihn auf seine Höhe trieb. Er datirte bis auf die Zeit Karl's V. zurück. Die Latinität der Universitäten, die ungeschlachten Uebersetzungen, selbst die Reisen in's Ausland vermehrten das Uebel. Die Widmung des Guarinonius datirt von 1610. Schon 1617 8 schrieb Opitz seine lateinische Rüge: De contemptu linguae germanicae, „Von der Verachtung deutscher Sprache". Ebenso bildete sich 1617

im Interesse „vaterländischer Zucht und Sitte“ zu Weimar die „fruchtbringende Gesellschaft“, oder der „Palmenorden“ durch drei Weimarische, zwei Anhaltische Fürsten und viele Herren vom Adel. Als Mitglieder wurden aufgenommen: Opitz, Moscherosch, der Hamburger Pastor Rist, Philipp Zesen, Georg Neumark, Birken (auch Pegnitzschäfer), Andreas Gryphius. Vorbild des Ordens war die florentinische Accademia della Crusca, die Kleien- oder Beutelungs-Akademie.

Schon 1622 hatte übrigens Joachim Vogel ein Schauspiel, den „Clausensturm“, „mit lebendiger Fürbildung des Passauer Vertrags“, besonders gegen die Verächter des Deutschen gerichtet.

Ein Mitglied des Palmenordens, Justus Georg Schottel, verfaßte die erste deutsche Grammatik; aus derselben Gesellschaft ging auch eine erträgliche Uebersetzung des Terenz hervor. Der Orden erlosch im Jahre 1680.

1633 entstand die kurzlebige „aufrichtige Tannengesellschaft“ — wieder das verrätherische Deutsch im Titel der Reformatoren. 1646 gründeten die Schäferdichter G. Phil. Harsdörfer und Joh. Klaj den „gekrönten Blumenorden“ der „Pegnitzschäfer“ zu Nürnberg, die ihre Dichternamen aus Sidney's „Arcadia“ entlehnten. Im selben Jahre stiftete Phil. von Zesen zu Hamburg die „deutsch gesinnte Genossenschaft“. 1656 endlich, nach dem Kriege, entstand der „Schwanenorden an der Elbe“ durch den Hamburger Pastor Rist, der mit seinem platten Werke 1667 das Zeitliche segnete. 1647 hatte er auch ein Schauspiel: „Gustav Adolf und Wallenstein“ gesündigt.

Die „deutsch gesinnte Genossenschaft“ und namentlich Phil. von Zesen reagirten am Stärksten gegen die eingedrungenen Fremdwörter, schossen aber bei diesem löblichen Streben weit über's Ziel hinaus und erinnern gar sehr an die Jahnerei in unserem Jahrhundert. Minerva sollte künftig „Klugin“, Venus „Lustin“, Vulkan „Glutfang“, die Nase das „Löschhorn“, die Maske das „Mummgesicht“, das Pistol der

„Reiterpuffer" heißen. Das Theater wurde in eine „Schauburg", der Vers in den „Dichtling" verballhornt.

Charakteristisch war auch die Kindlichkeit der Zeit, am Besten repräsentirt durch den Pegnitzschäfer Harsdörfer. Dieser Mann vermaß sich, durch seinen „Nürnberger Trichter" „in sechs Stunden Reim- und Dichtkunst einzugießen".

Die geniale, phantasiereiche Behandlung der Sprache war mit Joh. Fischart im Jahre 1591 zu Grabe getragen worden. Wie übermüthig schöpferisch fuhr dieser im Elsaß lebende Mainzer, Meenzer, Reznem, Elloposkleros, dieser polemische Calvinist, wider die Ingolstädter Jesuiten heraus! Wie geißelte er die „Jesuwider", die „Jesujunker", die „Sauiten" sammt ihrem Oberhaupt, dem „Ignaz Lugiovoll"! Wie sprang er mit dem Aberglauben der „Sternschreier" um! „Aller Praktik Großmutter, das ist die dickgebrockte, pantagruelische, betrugdicke Prakdick und Pruchnastikatz, Laßtafel, Bauernregel und Wetterbüchlein, auf alle Jahr und Land gerechnet und gericht" — lange vor Kepler, der sich von der „schmutzigen Dirne" noch ernähren lassen mußte! In welch' schwunghafter Prosa berichtete er über die Pariser Bluthochzeit, über die Zerstörung der Armada, wie hieb er auf die deutschen Fürsten ein, die es mit den Spaniern hielten! Das war ein kräftiges protestantisches Deutsch im „Ehezuchtbüchlein", wider den infamen Cölibat! Hier trat eine zukunftsvolle Subjectivität auf, die sich kühn der Welt gegenüberstellte und durch schallendes Gelächter diese Welt zu vernichten wagte.

Wohin war das alles gerathen? Wie konnte solches Feuer gänzlich verrauchen? Man antwortet: Es erlosch in der „Periode der Nachahmung". Als ob irgend eine Periode eine Macht, eine Wesen wäre! Als ob die Zeit eine Gränze setzte und nicht selbst eine willkürlich gesetzte Gränze bedeutete! Fischart ist der Abschluß der reformatorischen Periode, der Abschied vom 16. Jahrhundert, welches nach ihm nichts mehr zu versenden hatte. Und diese gewaltige Persönlichkeit ist selbst schon Nachahmer, Nachbildner und Nacheiferer des Rabelais.

Mit ihm stirbt die Volksliteratur aus; es kommt eine Buch- und Gelehrtenliteratur. Das ursprüngliche Bewußtsein vom Guten und Wahren wird reflectirtes Bewußtsein. Der heimatliche Boden genügt eben so wenig mehr wie die heimische Empfindung. Die Schriftsteller reisen: der Heidelberger Bibliothekar Melissus nach Ungarn, Italien, Frankreich und England; W. Zinkgreff aus Heidelberg in die Schweiz, nach Frankreich, England und den Niederlanden; der Dichter Paul Fleming nach Moscovien und Persien; der kernhafte Weckherlin spricht von „ausländischer Muse“. Die Uebersetzungen aus dem Italienischen, Französischen, Spanischen, Englischen häufen sich. Wenn das kosmographische Element die Vergleichung hervorrief, so die Nachbildung höherer Muster des Auslandes und der Antike die Nachahmung. Deutschland setzte sich auf die Schulbank; die Zeit war nicht dazu angethan, die Höhe des Parnasses zu ersteigen, der von Musketen und Kanonen starrte. Aus dem kastalischen Quell wurden die Rosse der Kürassiere getränkt, die Musen gingen als Zigeunerinnen mit den Heeren.

Die Kulturgeschichte weiß mit den stehenden Rubriken der Literaturgeschichte wenig anzufangen; sie muß die Bezeichnungen „erste und zweite schlesische Dichterschule“ einfach beseitigen. Martin Opitz (1597—1639) wird der Gründer der „ersten schlesischen Dichterschule“ genannt, und doch waren die einzigen Zeitgenossen, die auf den Namen von Poeten Anspruch erheben konnten, Paul Fleming (1609—1640) aus dem Voigtlande und Rudolf Weckherlin (1584—1651/3) ein Vollblutschwabe. Paul Fleming, der Weltreisende, hat in wenigen Jahren das Beste an Oden, Liedern und Sonetten geleistet. Georg Rudolf Weckherlin, der zumeist in England diplomatisch beschäftigt war, machte gar kein Métier aus Literatur und Poesie; und doch hat er für Sprache und Ausdruck unendlich besser gewirkt als Opitz; doch entsproßten seinem Geiste duftige Blüthen, wie das Trauerlied bei Gustav Adolf's Tod, wie zahlreiche „Oden und Gesäng“ (1618/9)

voll frischer Empfindung, während Opitz nur ein Kunstblumen-Fabrikant war.

Weckherlin blieb auch in der Fremde ein guter Patriot, der protestantischen Sache warm ergeben. Opitz dagegen ließ sich auf Verwendung seines saubern Patrons, des Hrn. Karl Hannibal von Dohna, im Jahre des Restitutionsedicts vom Kaiser Ferdinand II. adeln und „von Boberfeld" nennen; für kaiserliches Geld übersetzte er das Manuale controversiarum des Jesuiten Becanus. Niederträchtig ist sein Epigramm auf Magdeburgs Fall: Um die Jungfrau haben Viele gefreit, endlich kriegt sie Tilly; also kommt jetzt „Jungfrau und Gesell, und Alt und Alt zusammen." Durch Schmeichelei wurde er königl. polnischer Hofhistoriograph bei dem Renegaten Sigmund, und zwar mit hohem Gehalt.

Seine Bedeutung ist eine rein, d. h. abstract literarische. Die „Deutsche Poeterei" (1624), eine Art Poetik, ist ein Schnellfabrikat nach Daniel Heinsius, dem holländischen gelehrten Dichter, dem es zuerst klar wurde, daß die germanischen Sprachen wohl das Zählen der Sylben, nicht aber deren Messung gestatten, daß vielmehr der Accent an die Stelle der Quantität zu treten hat. Mit Heinsius und den Franzosen hat Opitz auch den Wahlspruch gemein: die Dichter sollen et delectare et prodesse, ergötzen und moralisiren. Fleming und Weckherlin kümmerten sich nicht allzu viel um den Accent und sagten doch sehr viel Gutes und Schönes. Thatsächlich beobachtet hatte den Accent schon 100 Jahre vor Opitz der Dramatiker Paul Rebhun.

Opitz selbst hat es nie über Concetti und Moral hinausgebracht; Zeugen dessen schon die Titel seiner didaktischen Quälereien: „Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Kriegs", „Zlatna oder von der Ruhe des Gemüths", „Vielgut oder vom wahren Glück". Zu „delectiren" gedachte er vermuthlich in seinem pedantisch beschreibenden Gedicht: „Vesuvius".

Literarisch merkwürdig wurde Opitz ferner durch seine Uebersetzung der „Antigone" des Sophokles (1636), der er die

„Trojanerinnen" in sechsfüßigen Jamben nach dem Muster der Alten nachschickte. Es war zu der Zeit, als der „Cid" von Corneille erschien! Noch zu etwas Anderm gab die „dichtende Regel", wie man Opitz genannt hat, den Anstoß. Nach dem Italiener Ranuccini verfaßte er die mythologisch-schäferliche „Daphne" und die geistliche „Judith" (1633). Die „Daphne" wurde von Heinrich Schütz, der sich als Componist in Venedig ausgebildet hatte, als erstes deutsches Singspiel gesetzt und in Torgau bei der Vermählung der Schwester Joh. Georgs von Sachsen, Marie Eleonora, mit Georg II. von Hessen, im Jahre 1627 als Entremet aufgeführt, und zwar an Stelle der früher üblichen Turnier-Ringelrennen und Mummereien. Das italienische Schäfergedicht, Tasso's „Aminta" an der Spitze, war überhaupt die Bruthenne der Oper.

Endlich befindet sich Opitz mit seinem Hymnus auf die Geburt Christi auf dem Wege zur Oratorien-Textirung und weist außerdem, freilich ganz von ferne, in Betreff des Stoffes auf John Milton und Klopstock hin.

Die gesammte deutsche Poesie saß auf der Schulbank und Magister Opitz führte den Bakel. Fast war die Poesie aber noch Gold gegen die meiste Prosa, die durch das Latein des römischen Rechts und die französische Diplomatensprache völlig erdrückt wurde.

Wenn so die Menschen reflectiv und die Phantasie träge geworden waren, die Didaktik als solche aber nicht als poetische Gattung, und die Beschreibung nur als Element der dichterischen Ausführung betrachtet werden kann: so blieb offenbar nur die Gnomik übrig, in der ein Talent etwas leisten konnte. In dieser Weise präludirte schon Wilhelm Zinkgreff aus Heidelberg (1591—1635) in seiner werthvollen Sammlung: „Scharfsinnige und kluge Sprüche der Deutschen" (1626), den „Apophthegmen", wie sie auch heißen. Der Verfasser eigener Zeit- und Weltweisheit war dann Friedrich von Logau (1604—55), ein ächter Zeitgenosse des Kriegs, in seiner

amtlichen Stellung als Kanzleirath der Herzogin Dorothea Sibylle von Brieg gut situirt, einer der ersten deutschen Epigrammatiker. Lessing und Ramler erweckten ihn von den Todten, der letztere gab ihn etwas modernisirt heraus. Karl Simrock stellte manches Antiquirte wieder her, da ja dem Deutschen mittlerweile auch ein historisches Sprachbewußtsein geworden sei. In Logau besitzen wir den einzigen Geist des 17. Jahrhunderts, der es mit dem vielgepriesenen Quatrain der Franzosen aufnehmen konnte.

Zuerst erschienen „Reimsprüche" von ihm, dann „Sinngedichte", sicherlich die beste Uebersetzung von „Epigramm". Die erste Sammlung war von 1638, vollständig erschien das Ganze 1654.

„Deutsche sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute;
Wenn sie doch auch lernen wollten,
Wie recht deutsch sie handeln sollten."

„Was fremde Hülfe sei, das fühlst Du, Land, allhier:
Die Hülfe half ihr selbst, das Fremde ließ man Dir."

„Luthrisch, Päpstlich und Calvinisch, diese Glauben alle drei
Sind vorhanden; doch ist Zweifel, wo das Christenthum denn sei."

„Juristen, Aerzte, Prediger, sind alle drei beflissen,
Die Leute zu purgiren wohl an Seckel, Leib, Gewissen."

Eng verwandt mit der Epigrammatik, nur in der Form mehr die umgekehrte Lyrik, ist die Satyre, von der sich große Dosen bereits bei Moscherosch und Grimmelshausen vorfanden. War in der Fischart'schen Satyre mehr Juvenal'sche Heftigkeit mit überlegenem Humor verbunden, so hatte sich die rein verstandesmäßige Satyre bei Fischart's Zeitgenossen Georg Rollenhagen († 1609) eingebürgert. In seinem „Froschmeuseler", der pseudo-homerischen „Froschmäuse-Schlacht" nachgebildet, wird die Thierfabel in ihrem Verlauf immer satyrischer; unter der Maske des Storches tritt der Kaiser, unter der des „Beiß-

kopfs" der Papst hervor; die theologischen Anspielungen wurden stets handgreiflicher.

Viel directer im Angriff und für die Volksbildung faßlicher trat sodann Laurenberg mit vier Scherzgedichten in plattdeutscher Sprache auf. Sein Thema ist das beständige dieser Zeit: A la mode und Sprachmengerei; besonders kam ihm die beschauliche Naivität des Idioms zu Hülfe, dessen ganzen Zauber jüngst wieder der unübersetzbare Fritz Reuter empfinden ließ. Was will der correcte, glatte, aber schier tonlose Rachel aus Schleswig gegen Laurenberg besagen?

Epos und Lyrik mündeten also gleichmäßig im Witz; das erstere auf dem Umweg durch die Thiersage, die letztere als erweitertes Sinn- und Stichgedicht. Alles das aber war auf dem Boden der zweiten Natur, der Kunst gewachsen, kam aus zweiter Hand und gelangte kaum ins Volksherz. Die Volkslyrik lebte fort im Lied und im Choral. Vom erstern haben wir im Verlaufe der geschichtlichen Erzählung hin und wieder Gebrauch gemacht; es erhielt sich noch eine Weile. Das geistliche Volkslied aber, das Kirchenlied, blühte mächtig, wirksam, erquickend, grade im Jahrhundert der Verwüstung.

Populäreres gab es nicht und konnte es nicht geben, als die hohen Lieder niedergeschlagener und sich im allgemeinen Zusammensturz am Glauben wieder aufrichtender Gemüther. So sang Paul Fleming: „In allen meinen Thaten", Joh. Hermann im sapphischen Ton: „Herzliebster Jesu, was hast Du verbrochen?" oder im alexandrinischen Ton: „O Gott, du frommer Gott"; Martin Rinkert, zur Feier des faulen Prager Friedens von 1635: „Nun danket Alle Gott"; der Pastor Rist: „Ermuntre dich, mein schwacher Geist" und „O Ewigkeit, du Donnerwort"; Simon Dach, der Leibpoet Friedrich Wilhelms von Brandenburg: „Ich bin bei Gott in Gnaden"; die Kurfürstin Henriette von Brandenburg selbst: „Jesus, meine Zuversicht"; vorzüglich aber der mächtigste unter ihnen, ein leidender Luther, Paul Gerhard: „Befiehl du deine Wege", „Sollt' ich meinem Gott nicht singen", „Wach'

auf, mein Herz, und singe". An diese Gewalt des inwendigen Glaubens, die sich in Posaunentönen Luft machte, reichte natürlich der brave Jesuit Friedrich von Spee nicht heran.

Ein noch immer nicht ganz gelöstes Problem ist das Verhältniß Deutschlands zu Shakespeare im 17. Jahrhundert. Daß schon die deutschen Zeitgenossen Kunde von dem gewaltigen Briten und von mehreren seiner Dramen hatten, steht außer Zweifel. In Halle am Hofe des Administrators von Magdeburg wurde 1611, fünf Jahre vor dem Tode des Dichters, „eine teutsche Comödie, der Jude von Venedig, aus dem Engländischen" aufgeführt. In Dresden kamen 1626, zehn Jahre nach dem Tode des Briten, auf die Bretter: „Romeo und Julie", „Julius Cäsar", „Hamlet" und „Lear", also mit Ausnahme des „Macbeth" die größten ethischen Dramen allesammt. 1627 sah man zu Torgau den „Julius Cäsar". 1668 erschien die „Tragikomödie vom Mohren zu Venedig"; 1678 wurde die „wunderbare Heirath Petruccios mit der bösen Katharina" für den Zittau'schen Schauplatz vorgestellt durch Christian Reimann.

Von dem gelehrten Morhof erfahren wir sogar, daß schon 1613 Joh. Rhenanus als Nachahmer Shakespeare's aufgetreten sei. Endlich wissen wir, daß bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts „englische Komödianten" nach Deutschland kamen und hier ihre Nationalstücke aufführten, denen das Publikum beiwohnen mochte wie den lateinischen Schulkomödien. „Englische Komödianten" wurde aberwohl auch mit der Zeit ein Name, der den hochdeutschen Schauspielern verblieb, wie den Kunstreitern die Bezeichnung „englische Reiter", als längst kein Engländer mehr unter ihnen war und kein Englisch mehr auf der Bühne gesprochen wurde. Das Alles aber erklärt nicht, wie der Nürnberger Notar Jakob Ayrer, der 1605 starb, Shakespeare'sche Stoffe behandeln konnte, die der

Brite erst nach jenem Jahr in Angriff nahm. Daß Nachrichten von Nürnberg nach London gedrungen seien und Shakespeare einen Ayrer'schen Stoff aus dem Rohen herausgemeißelt habe, wie er das an englischen Vorgängern geübt: diese Vermuthung scheitert an der Thatsache, daß Ayrer's Stücke nicht aufgeführt und erst im Jahre 1618 gedruckt wurden.

Die „Geschichte der schönen Phänicia", welcher die Fabel von „Viel Lärm um Nichts" zu Grunde liegt, läßt sich noch auf die gemeinsame Benutzung einer Novelle des Italieners Bandello, der durch Belleforest ins Französische übersetzt worden war, zurückführen. Nur hat Ayrer den Stoff ganz roh gelassen, während Shakespeare ihm pygmaleonisches Leben einhauchte. Der „Sturm" aber, ein Spätling Shakespeare's, erschien nach Ayrer's Tode und die Shakespearographen wissen keine Quelle des düstern Idylls anzugeben. Sollte also doch...? Tittmann giebt die einzig mögliche Erklärung: der Stoff ist ein Strandmärchen von der Ostsee, und die Geschichte spielt auf einer Insel. Ayrers „Sidna" paßt die Insel dem Binnenlande an und macht einen Wald daraus. Vielleicht gelangte das Strandmärchen durch einen englischen Komödianten an Shakespeare. . . .

Ein weiteres Zusammentreffen des großen Briten mit dem Nürnberger Notar findet statt in Betreff „Hamlets". Es ist natürlich wieder nur vom Stoff die Rede; denn Ayrer entwickelt in seiner „Pelumperia" keinen Charakter psychologisch und erhebt sich nicht über die Schlächtereien im „Titus Andronicus", der übrigens 1624 in Reichs-, See- und Hansestädten von Engländern agiret wurde. Es ist schwer zu denken, daß Ayrer den „Hamlet" gekannt habe; wohl aber muß ihm eine der Quellen Shakespeare's, nämlich Thomas Kid's Spanish tragedy zugänglich gewesen sein, wie es die von Gervinus angeführten Parallelstellen beweisen:

Kid:	Ayrer:
Now that the night begins with sable wings	Nun hat die gegenwärtige Nacht
To overcloud the brightness of the sun.	Mit ihren schwarzen Flügeln gemacht
	Die Himmelwolke dunkel zwar,
	Auch Mond und Stern' verfinstert gar.

Wir haben dieses kritische Entremet nicht um seiner selbst willen hier eingefügt; wir gedachten vielmehr den Beweis anzubahnen, daß grade im höchsten Ausdruck poetischer Begabung, im Drama, sich auf deutschem Boden eine Weiterentwicklung aus dem 16. Jahrhundert ins 17. hinein bekundet, die denn doch nur gewaltsam abgebrochen werden konnte. Es ist jetzt nicht mehr zu sagen, was ohne den Krieg aus Ansätzen geworden sein möchte, wie sie uns in dem fruchtbaren Ayrer und besonders in dem geistreichen Herzog Heinrich Julius von Braunschweig vorliegen. Die Berührung mit dem Fremden, die Anklänge an Ausländisches, ja die directe Einwirkung desselben auf Heimisches bilden noch keine Instanz, welche die Eigenthümlichkeit und die Werdelust eines Nationalgeistes schlechthin verurtheilen müßte. Wenn englische und später holländische Stoffe und Darsteller nach Deutschland kamen, so gingen dafür die Deutschen auch nach England und gar nach Norwegen. Auch Franzosen und Spanier zogen über den Canal, die Spanier nach Italien. Die Nationalitäten schlugen eben ihre Wellen über die engern Gränzen hinaus, excentrische Kreise kamen und gingen: es war die Zeit einer noch etwas trüben Morgenröthe der Weltliteratur.

Ayrer und Heinrich Julius waren Volksdramatiker, der Bruch des Kunstdramas mit dem Volksstück war noch nicht vollzogen. In der Vorrede zu Ayrer's Opus theatricum, welches „30 ausbündig schöne Comedien und Tragedien von allerhand Denkwürdigkeiten, alten Römischen Historien &c. und noch andere 36 schöne lustige und kurzweilige Fastnacht- oder Possenspiele" (Nürnberg Fol. 1618) enthielt, lesen wir in der

Vorrede: Ayrer habe alles nach dem Leben gerichtet, daß man's gleichsam auf die neue englische Manier und Art — persönlich agiren und spielen könne. Da nun Ayrer das Meiste vor dem Bekanntwerden der englischen Art und Weise gedichtet hat, so bildet er das Mittelding zwischen Hans Sachs und dem englischen Einfluß. Es wäre auch unbegreiflich, daß grade in Deutschland nicht aus Mysterien, Moralitäten und Fastnachtsspielen Schau-, Trauer- und Lustspiele hervorgegangen sein sollten. Das freilich ist richtig, den Deutschen fehlte der dramatische Samenkern, die Ballade, die Wurzel des englischen Dramas, und die Romanze, der Keim des spanischen Auto. Aber man sehe, wie verlangend der Nürnberger Notar in die Geschichte und ins alte deutsche Epos hineingreift: Fünf Stücke römischer Geschichte: „Kaiser Otto III.", „die Erbauung der Stadt Bamberg", „Kaiser Heinrich II. und Kunigunde", „schreckliche Tragedie vom Regiment Mahumetis II."; dann „Hugdietrich", „Kaiser Otnit", „Wolfdietrich", zweimal die „schöne Melusine". Auch Singspiele hatte Ayrer angefertigt, die als Einlage am Ende der Akte oder zum Schlusse ernster Dramen mit dem Pickelhäring oder einer Pantomime abwechselten. So ist es denkbar, daß in Deutschland gleichzeitig mit der ersten Oper in Venedig zu Ehren Heinrichs III. (1574) auf dem Theater gesungen wurde.

Wirft man nun Ayrer mit Recht den Mangel einheitlicher Handlung, die Nichtausnutzung der Intrigue, die puppenhafte Starrheit der Charaktere vor, so daß er nur als Dramatisirer der Erzählung, und noch dazu in ungeschlachter Sprache, gelten kann; so ist das eben der Anfang jeder dramatischen Literatur.

Weiter geht schon der interessante, gelehrte und erfindungsreiche Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Lüneburg, geboren im Shakespeare-Jahr 1564, gestorben 1613 als Director des kaiserl. Geh. Raths zu Prag, ein Protestant, der sich den Kaisern Rudolf und Mathias unentbehrlich machte. Seine Stücke veröffentlichte er unter dem Namen Hibaldeha

(Henricus Julius Brunsvicensis ac Lueneburgensis Dux — edidit hunc actum, oder Episcopus Halberstadensis). Auch er schrieb Trauer- und Lustspiele. Gervinus rühmt die „Susanna" als ältestes und bestes Stück, von vorwiegend ernster Haltung, als einen Spiegel des Weltlaufes, dessen vierter Akt ein Meisterstück sei. Der Narr Johann Clant (Jan Clant = Jack Clown?) spielt eine Hauptrolle. Die Prosa ist musterhaft. Es folgt die Tragödie „von einem Buler und Bulerin", aus dem Jahre 1593, worin uns ein Ständchen aus damaliger Zeit vorgeführt wird, auch Schminke, französische Mode, Maskeraden vorkommen. Der Teufel unter der Gestalt des Satyrus holt zuletzt die „Bulerin". Die verschiedenen deutschen Dialekte, die der Verfasser an seine Personen vertheilt, erinnern an Aristophanes und Shakespeare. Ein Jahr jünger ist die „Tragödie von eim ungerathem Sohn" (1594). Hier treten die Schrecken des Gewissens in plumper, lapidarer Form auf; die Psychologie hält ihren Einzug auf's Theater. Die drei Köpfe der gemordeten Räthe auf der Schüssel des Mahles erschienen etwa acht Jahre vor dem „Macbeth"; die Verzweiflung des Teufels Nero erinnert an die ruchlosesten Theater-Bösewichte. Eine ächte Moralität, die sich zu incarniren sucht, eine vielversprechende Kraftprobe!

In dem Stücke „von einer Ehebrecherin" findet sich eine richtige Falstaffiade: der Buhle wird in einem Faß mit Wäsche hinausgetragen! Sogar der Abt von St. Gallen tritt uns entgegen in einer „Comödia von einem Edelmanne, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben".

Das beste Lustspiel, darin hat Gervinus Recht, ist „Vincentio Ladislao, Satrapa von Mantua" (1591). Vincentio hält die Mitte zwischen dem Finkenritter und den köstlichen Chargen des 30jährigen Krieges, wie sie Andreas Gryphius später im „Horribilicribrifax" zeichnete. Don Quixote ist von viel edlerer Natur, eigentlich eine tragische Gestalt; aber im 18. Jahrhundert heißt der abgeschliffene Vincentio Münchhausen.

Herzog Heinrich Julius erlebte den Krieg nicht mehr, desto empfindlicher der hochbegabte Andreas Gryphius aus Glogau (1616—64), der sich in fröhlicher Friedenszeit ganz anders entwickelt haben würde. Familienunglück und schwere Krankheit wirkten erschütternd auf ihn ein und gaben ihm die Young'sche Nachtstimmung der „Kirchhofsgedanken". Die wilden Ereignisse der Zeit, die schauerlichen Schläge des Kriegs disponirten ihn mehr für das Schreckhafte als für das Erhabene, und der Tragiker Seneca überspannte noch diese Stimmung.

Der tiefe Seufzer aus der gepreßten Seele des Lyrikers:

„Die Herrlichkeit der Erden
Muß Rauch und Asche werden,"

ist kein gutes Motto für den Dramatiker, der festen Auges in die menschlichen Kämpfe hineinzublicken hat und nicht blos Vernichtung des Edeln, Untergang des Großen darin erblicken darf. Pessimisten sind keine dramatischen Dichter. Wie wäre unter andern Verhältnissen dem Gryphius sein fahrendes Wesen, sein vieles Reisen zu gut gekommen! So aber sagt er uns gleich in der Vorrede zum Trauerspiel „Leo Armenius" (d. d. Straßburg 1646): „Zudem unser ganzes Vaterland sich nunmehr in seiner eigenen Asche verscharret und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandelt, bin ich beflissen, dir die Vergänglichkeit menschlicher Sachen in . . . Trauerspielen vorzustellen." Da wird also das Trauerspiel in seinem Wortverstande genommen. Ein weiteres Drama heißt: „Ermordete Majestät oder Carl Stuart"; die Gegner des Königs sind Räuber und Mörder. Der „sterbende Papinian" ist wieder ein Opfer, diesmal der byzantinischen Despotie.

„Peter Squenz", dem „Sommernachtstraum" entnommen, gelangte durch englische Komödianten an einen deutschen Professor, von diesem an Andreas Gryphius, endlich an Christ. Weise. Der Dichter des schulmeisterlichen Bettelpoeten verstand eben so ausbündig heiter wie melancholisch zu sein, bewegte sich aber constant im Extremen. Ganz auf deutschem,

wenngleich faulem Holze gewachsen, ist der nach Beendigung des Krieges geschriebene „Horribilicribrifax“, eine groteske Caricatur des feigen Maulhelden und gascognischen Bramarbas, wie sie der Pariser „Charivari“ so glücklich in Ratapoil“, dem schnappsseligen, thränentröpfelnden Aufschneider aus dem ersten Empire verkörpert hat. Es ist Fallstaff, der sich in Hudibras umsetzt, mit der continentalen Zugabe des Rodomont und Don Ranudo Colubrados. Für Deutschland bildet der münchhausensche „Finkenritter“ des 16. Jahrhunderts den Ausgang; ihm folgten in zeitgenössischer Variation im 17. „Schelmufsky“, Fallstaff und Horribilicribrifax.

Gar köstlich ist die Erfindung des Gryphius, den Bramarbas in zwei Theile zu theilen, in Horribilicribrifax und Daradiridatumdarides, die in Streit mit einander gerathen:

Horrib. Und wenn du mir bis in den Himmel entwichest und schon auf dem linken Fuß des großen Bären säßest, so wollte ich dich doch mit dem rechten Spornleder erwischen und mit zweien Fingern in den Berg Aetna werfen.

Darad. Gardez vous, Follastreau! meinst du, daß ich vor dir gewichen? Und wenn du des großen Carols Bruder, der große Roland selbst, und mehr Thaten verrichtet hättest als Scanderbeg, ja in die Haut von Tamerlanes gekrochen wärest, solltest du mir doch keine Furcht einjagen. — —

Horrib. Per non lasciar piu oltre passar questa arroganza, will ich die ganze Belagerung von Troja mit dir spielen.

Darad. Und ich die Zerstörung von Konstantinopel. — Endlich erkennen sie sich.

Horrib. Magnifici e cortesi heroi können leicht unwissend zusammen gerathen.

Darad. Les beaux esprits lernen einander durch dergleichen Rencontre erkennen. —

Auch die Dulcinea von Toboso erscheint als Cölestina,

und wird von ihrem Anbeter also apostrophirt: „Nobilissima Dea, cortesissima ninfa, ochio del mundo! Durchlauchtigste unter allen Schönen, berühmteste unter den Fürtrefflichsten, übernatürlichste an Vollkommenheit, unüberwindlichste an Tugenden, euer unterthänigster leibeigener Sklav, der durch die Welt berühmte Capitän Horribilicribrifax von Donnerkeil, Herr auf Blitzen und Erbsaß auf Carthaunenknall, präsentirt, nebenst Verwünschung unsterblicher Glückseligkeit, seiner Kayserin bei angehendem Morgen seine zwar wenigste, aber jederzeit bereitwilligste Dienste.“

In dieser derbkomischen Verhöhnung der Auswüchse des Krieges trat denn doch eine andere Kraft hervor, als wenn der Pegnitzschäfer Birken 1650 sich seine lahme Allegorie zur Feier des Osnabrücker Friedens: „Die friederfreute Teutonia“ aus dem Leibe spann, oder wenn der Pastor Rist zu Hamburg noch 1653 „das friedejauchzende Deutschland“ über die Bretter hinken ließ.

Der Krieg war es jedoch nicht allein, der dem Drama in Deutschland Halt gebot und seinen Mehlthau auf die besten Knospen legte. In dem kosmopolitischen Verbande der fünf Kulturstaaten trat grade seit 1600 die allgemeine Kunst, die Kunst der Töne, mit unerhörten Ansprüchen in den Vordergrund des Interesses. Seit dem 16. Jahrhundert hatte die Musik ihren Hauptsitz von den Niederlanden nach Italien verlegt und war bei der Neubegründung des Katholicismus thätig gewesen. Nach Vollendung der vorwiegend vocalischen Kirchenmusik warf sich die Kunst auf die Objectivation in den Instrumentaltönen und schritt der neuen Harmonie entgegen. In Venedig wirkte und lehrte Meister Gabrielli, und Heinrich Schütz aus dem Voigtlande (1585—1672) war sein Schüler.

Die Kunst in ihrer nenen Gestalt drang von der Kirche

in die Welt und auf die Bretter, welche die Welt bedeuten. Die Italiener adaptirten sowohl das heroische Stück als die idyllische Schäferei des Tasso und Guarini der Musik. Monologe wurden zu Recitativen, Chöre zu mehrstimmigem Massengesange. Die Instrumente bekamen die Leitung, Einleitung und Fortleitung. Aus dem Recitativ entquoll die Arie, das Arioso, die Cavata; die Arie zerlegte sich wieder in Solo, Duo oder Terzett. Eine neue Mischgattung von zwei, ja mit Hinzuziehung des Tanzes und der Scenerie von vier Künsten, brach sich Bahn und belegte weit und breit das Terrain der schönen Empfindung mit Beschlag. Es war die mehrgenannte Oper, welche eine solche Vereinigung der Künste anstrebte, natürlich aber den Nachdruck auf die Musik legte, bald die Poesie zur mißgestalteten Sklavin erniedrigte und durch zwei Jahrhunderte hindurch den Geschmack auf harte Proben gestellt hat.

Die Versuche neuester Zeit, die Oper unter dem Titel einer Allkunst zu reformiren, den Namen durch „Bühnenspiel“ oder „Kunstwerk der Zukunft“ zu ersetzen, wiederholen die alte Irrung nur in einer neuen Weise, so daß jetzt auch die Musik auf orthopädischem Bette gestreckt und zur selben Lahmheit wie die Poesie verrenkt wird. Allkunst kann zu nichts anderem führen, als jeder Einzelkunst ihr Wesen zu nehmen, von jeder den Schatten übrig zu lassen und die Schatten der Erschlagenen im wirren Geistertanze vorzuführen. Musik kann in discreter Weise als Begleiterin, stimmungweckend, neben der Poesie hergehen; Poesie kann dem musikalischen Empfinden durch das lösende Wort zu Hülfe kommen. Das Drama kann nie musikalisch, das Tonstück in seiner Entwickelung und im Einzelnen nie poetisch articulirt werden. Lassen sich beide auf einen Wett- und Ringkampf ein, so bleibt eine von ihnen auf dem Platze, wie die Poesie in der alten Oper, oder alle beide, wie im „Bühnenspiel“.

Kein Zweifel, die Verweltlichung und Dramatisirung der Musik hat im 17. und 18. Jahrhundert allen anderen Künsten

Eintrag gethan. Da die Allgemeinheit dieser Empfindungsform, die sog. Sprache des Gefühls, jede mögliche Vorstellung zuläßt, so bürgerte sie sich leicht in der gesammten Kunstthätigkeit ein; nicht nur die Vorstellung, auch die Darstellung wurde tönend, singend und klingend. Die Poesie versüßelte und verflachte sich, um dem Ton keine Unebenheiten darzubieten; die Plastik rauschte in faltenschlagenden Gewändern, die marmornen Denkmale tönten sich aus in massenhaften Emblemen und Draperien, in Wolken und Bäumen; die Malerei bekam Ton und Töne — die Farben wurden „abgetönt" — sie wurde ganz „Stimmung"; ja die Architektur, das Festeste und Widerstrebendste, schwang in Vorsprüngen, Guirlanden, Schnörkeln aller Art. Kurz, das Leben der Kunst, das dem ruhigen Blick allmählich aufgehen soll, sprang den Menschen aufdringlich in's Gesicht, die schönen Formen begannen zu tanzen.

Das deutsche Singspiel, als Entremet zwischen den Akten einer Hauptaction, ist, wie schon erwähnt, gleichzeitig mit den ersten Opern in Italien. Auch Instrumentalmusik kam in den Zwischenakten vor. Selbst Gryphius schrieb Reigen oder Chöre für den Schluß der Akte und setzte ein Ballet an's Ende des „Horribilicribrifax".

Das hätte noch gehen mögen. Seit aber Opitz die „Daphne" geschrieben und Schütz sie componirt hatte, seit Schütz auf die „Daphne" im Jahre 1637 die „Eurydice" von Buchner hatte folgen lassen, trat nach und nach die Oper als besondere Kunstgattung dem Schauspiel entgegen; Oper und Ballet hielten ihren Einzug an den Höfen und nahmen dem Drama Licht und Luft: so in Dresden, Weißenfels, Braunschweig und Wolfenbüttel, Bayreuth, Wien, Gotha, Halle, Altenburg, Rudolstadt, Durlach; etwas weniger in Ansbach, Weimar, Darmstadt, Coburg, Berlin und Stuttgart. Erst die Oper brachte auch die Frauen regelmäßig auf's Theater.

Minder verfänglich, dem Volke näher stehend, gehaltener,

war eine zweite Mischgattung von Musik und Poesie — das Oratorium. In Italien nach einer Capelle oder einem Betsaale genannt, hat es gleichwohl in Deutschland seinen besonderen Ursprung gehabt. Oeffentliche Trauer- oder Festspiele gaben den Anlaß. So verfaßte der Nürnberger Joh. Klaj 1650 ein Friedensgedicht, „der seligmachenden Geburt Jesu Christi zu Ehren zu singen". Der Text wurde vom Verfasser selbst in der Kirche recitirt, von Sängerchören und Instrumentalabsätzen unterbrochen. Ferner wurde das Neue Testament, besonders die Passionsgeschichte nach Matthäus und Johannes, Gegenstand der neuen Kunst. Chöre und Instrumentalabsätze erhoben sich auf der Textur des recitirenden Vortrages. Gegen Ende des Jahrhunderts schaffte man den erzählenden Evangelisten ab; das Recitativ trat ein. Aus diesen Vorbedingungen gingen die beiden Passionen J. S. Bach's hervor.

Die allgemeine Kunst bewies schon in dieser Periode ihre allgemein-seligmachende Natur. Gustav Adolf liebte die sanften Weisen zur Laute und den Choral von Trompeten geblasen; Cromwell hielt sich eine Capelle; Ferdinand II. hatte zwei Passionen, die Jagd und die Musik; seine Hofcapelle war gut besetzt. Diese kam 1634 in Lebensgefahr, als die spanische Partei den Untergang Wallenstein's begehrte und, um diesem Begehren Nachdruck zu geben, die Subsidien zurückhielt. Wien ohne Hofcapelle! Ferdinand III., der sich zur Harmonie der Confessionen im Reiche erst durch Schweden und Franzosen zwingen ließ, componirte musikalisch selber und zog die besten italienischen Meister heran. Der moderne Tonsatz war da; er bedurfte nur noch seines Gesetzgebers und Regulators: im Jahre 1660 wurde Fux in Steiermark geboren.

Was die bildende Kunst im Besondern betrifft, so vollzog sich im 17. Jahrhundert die Scheidung, zu der die Renaissance den Grund gelegt hatte; nicht nur die Scheidung der Einzelkünste: Architektur, Bildhauerei, Malerei; sondern auch in jeder einzelnen die Trennung von Kunst und Handwerk, die wir in unsern Tagen wieder durch die Nothbrücke des Kunsthandwerks zu verbinden suchen. Die „Genialität", die „Kunst um der Kunst willen", ging ihre eigenen Wege; das Handwerk suchte die Schranken der Zunft zu zerbrechen und begehrte nach „Freiheit".

Dieses Auseinandergehen der Thätigkeiten hatte einen zwiefachen Grund, einen politisch-socialen und einen technischen. Die Zunft in ihrer Geschlossenheit widerstrebte den Anforderungen größerer Gleichheit; selbst die Regierungen bestanden vergebens auf der Aufnahme der sog. Unehrlichen. Im Innern der Zunft brach der Zwist unter Meistern, Gesellen und Lehrlingen aus, den wir bei England näher betrachten werden. Sodann aber störten die exacten und Naturwissenschaften, Chemie, Physik, Mathematik und Mechanik, die Einheit des Werkes. Die Maschine ersparte nicht nur Arbeit, sondern erforderte auch eine Specialthätigkeit. Einer konnte nicht mehr Alles machen, aber Jeder wollte etwas Besonderes leisten. Die Arbeit theilte sich von selbst, ohne jedes Lehrbuch. Die sog. „Kunstschränke" oder „Cabinets" waren Collectivarbeiten, zu denen der Goldschmied, der Holz- und der Elfenbeinschnitzer, der Edelsteinschleifer, der Drechsler, der Buchbinder, der Emaille- und Oelmaler, jeder an seinem Theile beizutragen hatten. Grobschmiede waren unfähig, die feinen Eisenarbeiten, das Graviren, Nivelliren, Tauschiren, Damasciren und Aetzen zu vollbringen, und jede einzelne dieser Verrichtungen erforderte bald ihren Mann für sich.

Schon vor dem Kriege beförderte die Prunksucht der reichen Bürger, der städtischen Optimaten, die ihren Stolz in Schaustellungen befriedigten, die Richtung auf Wunderwerke. Wie die Fürsten und Herren nach Territorial-Souveränität

strebten, so der Reichthum nach sozialer Ausnahmsstellung. Das Volk, welches die Kipper und Wipper mit beißendem Spott verfolgte, welches den „gartenden Knechten" bis zum Todtschlag gram war, verschonte auch die „Pfeffersäcke" und „Häringsnasen" nicht. Der Classenunterschied, der sich in den Bauernkriegen zwischen frohnender Arbeit und feudalem Erbbesitz geltend gemacht hatte, trat jetzt in den bürgerlichen Erwerbsverhältnissen hervor.

Der theologische Bann lag zu Anfang des 17. Jahrhunderts schwer auf Deutschland. Die Protestanten drückte der kirchliche Lehrsatz, hier lutherisch, dort calvinisch; die Pastoren geberdeten sich als Inhaber des Glaubens. Die Katholiken seufzten weniger unter dem Tridentinum, als unter der peinlichen Hut der Patres, besonders der Jesuiten. Die scharfspürenden Beichtväter waren die Herren des Gewissens. Selbst das vergrabene Pfund des Selbstdenkens in der Religion wucherte, als es wieder hervorgegraben war, abenteuerlich genug. Nur der Historiker kann einen Mann wie Jakob Böhme (1575—1624) begreifen. All das Großthun mit seiner philosophisch-speculativen Bedeutung, mit seiner metaphysischen Tiefe, wie es von Neuern getrieben worden, ist eitel Flunkerei, die uns um zwei Jahrhunderte zurückduseln möchte. Jakob Böhme kann als „Philosoph" gar nicht verglichen werden mit dem großen und kühnen Giordano Bruno, dem Begründer des „Monismus", der hoch über der Kirche und allen Secten stand.

Lassen wir aber den „Philosophen" Böhme fallen, so bleibt uns ein kulturgeschichtlich merkwürdiger Mann übrig, der grade von der Starrheit und Gefrorenheit des protestantischen Dogmas das beste und schlagendste Zeugniß ablegt. So ganz ohne Vorkenntnisse, wie man sich den Philosophus teutonicus zu denken liebt, war er nicht. Er stammte aus einer wohlhabenden Bauernfamilie in Schlesien; sein Vater wußte sich etwas mit dem Amte eines „Kirchvaters"; er war gottesfürchtig und vermuthlich auch schon etwas „Speculirer"

über das Dogma. Der junge Jakob wurde in die Stadtschule zu Seidenberg geschickt, an deren Spitze der tüchtige Rector Joh. Leder aus Schmiedeberg stand. Im 14. Jahre kam der Knabe zu einem Schuster in Seidenberg in die Lehre; er war zu schwächlich um Bauer zu werden.

Mit 24 Jahren war er Meister zu Görlitz und verheirathete sich vorschriftsmäßig sofort. Er wurde Hausbesitzer und Vater von sechs Kindern. Seit 1613 verließ er das Handwerk, um sich der Theosophie zu ergeben. Der Krieg brachte ihn in Dürftigkeit; er schusterte wieder und trieb Handel mit Handschuhen, die er in Prag absetzte. Damals hatte er schon die Schriften „vieler hoher Meister“ gelesen.

Um was es sich besonders bei den damaligen Schlesiern handelte, das war die „innere Erleuchtung“ über die göttlichen Dinge, die Auffindung des tiefen geheimnißvollen Sinnes der Bibel und der Dogmen. Da mußte der eigene Wille gänzlich an einem höhern aufgegeben werden, das Denken sich in Intuition, in gefühliges Brüten verwandeln. „Gleichwie das Auge des Menschen siehet bis in das Gestirne, daraus es seinen anfänglichen Ursprung hat, also auch die Seele siehet bis in das göttliche Wesen, darinnen sie lebet.“ — „Rang also in Gottes Beystand eine ziemliche Weile und Zeit ums Ritter-Kränzlein, welches ich hernach mit Zersprengung der Thoren der Tiefse im Centro der Natur mit sehr großen Freuden erlangete, da meiner Seelen ein wunderlich Licht aufging, das der wilden Natur fremd war. Darinn ich erst erkannte, was Gott und Mensch wären und was Gott mit dem Menschen zu thun hätte, welches ich zuvor nie verstand, auch auf solche Weise nie suchte; sondern als ein Kind, das an seiner Mutter Brust hanget und sich nach der sehnet. Also auch meine Seele nach diesem Licht, aber mit keinem Vorhinwissen, was mir begegnen sollte oder würde, sondern als ein einfältig Kind.“ Das ist doch Alles eher, als die Sprache eines Denkers; das ist der Ton eines Sehers, Visionärs, zum Besten eines Dichters.

Und welcher Gedanke war es, der den Böhme lehrte, „den Dingen ins Herz zu schauen"? Gar kein Gedanke, nicht einmal eine innere Empfindung, sondern ein Sinneseindruck — ein Sonnenblick, der auf eine Zinnschüssel fiel!

Der ehrbare und wundersame Schuster von Görlitz hat das Verdienst, über seinem Leisten das starre Dogma der Kirche selbst durchgrübelt und in höchst eigene phantastische Bilder gekleidet zu haben. Er hatte keine Ruhe, bis ihm das kirchlich Abstracte, der todte Buchstabe des Credo, als Phantasma verständlich wurde; bis ihm das unumgängliche Mysterium der Dreieinigkeit und Gottmenschheit aus der willkürlichsten Naturbetrachtung und den verschrobensten Combinationen „entgegenblitzte". Solche Visionen sammelte er in seiner „Aurora oder Morgenröthe im Aufgang", geschrieben im Jahre 1610.

Böhme's Wortklauberei steht ganz auf der Höhe seiner speculativen Begriffe. Aus dem Nichts ward bei ihm eine „Qual", daher Qualität. Die „Scienz" ist ihm eine harte, „ziehe Ens" ꝛc. Das hat ihm der Elberfelder Krummmacher in unsern Zeiten nachgethan, wenn er „Sünde, Sohn und Sühne" eines Wortstammes nennt. So operirt der „übernatürliche" Verstand, wenn er Vernunft in das Dogma und die Natur der Dinge bringen will. Das ist das Werk der Ekstase, wenn sie Gott und die Welt im Schweiße ihres Angesichtes erklärt.

Es wäre zudem verkehrt und ungerecht, den Jakob Böhme als den ersten solcher Speculirer hinzustellen. Aehnliche intuitive Versuche lagen nicht nur im Geiste seiner Zeitgenossen, insbesondere der Schlesier; sie haben auch ihre eigene Geschichte aufzuweisen. Schon Paracelsus von Hohenheim († 1541) konnte sich als Theosoph vortrefflich mit Böhme messen. Auch der Lutheraner Schwenckfeld († 1561) hatte bereits das Seinige zur „Illustration" des Lehrbegriffes gethan. Valentin Weigel aus Zschoppau im Meißnischen, der 1594 gestorben war, wurde 1609 neu aufgelegt und gehörte

gewiß zu den „hohen Meistern" Jakobs. Nikolaus Taurellus († 1606) trat gleichfalls als „Selbstphilosoph" innerhalb des Protestantismus auf. Später wob Johann Valentin Andreä so viele Schleier um das Dogma oder besser um die Vernunft, daß er in unsern Zeiten als „Schleiermacher" des 17. Jahrhunderts bezeichnet werden konnte.

Man glaube aber ja nicht, die Buchstaben-Orthodoxie sei von solcher „Erleuchtung" erbaut oder gar entzückt gewesen. Böhme wurde vielmehr von den Geistlichen wie von der Laienheerde auf das Heftigste angefeindet. Der Gottsucher und Gottfinder galt für einen Atheisten! Richtiger hätte man ihn einen theologischen Sensualisten genannt. Nicht einmal ruhig sterben ließen sie ihn: das Abendmahl wurde ihm nach vielem Widerstreben gereicht. Er erklärte sterbend: „Nun fahr' ich hin ins Paradies", und verschied mit „fröhlichen Gebärden sanft und selig". Aber der Rath der Stadt mußte auf dringendes Ersuchen der mit Böhme befreundeten Aerzte die Geistlichkeit zum Grabgeleite anhalten. Das Kreuz auf seinem Grabe wurde vom Pöbel mit Koth beworfen und ausgerissen. Warum das?

Die geistlichen Zeloten wußten ganz genau, daß man das Mysterium des Glaubens nicht erklären soll; auf eine poetisch-mystische Erklärung kann leicht eine rationelle historisch-kritische folgen. Noli me tangere! — Nach Holland mußten Böhme's Manuscripte wandern, in Amsterdam erschienen sie in deutscher und holländischer Sprache.

Bei den Katholiken kam es zu einem solchen Durchbruch selbst des phantastischen Denkens nicht; ihre Schriftsteller und dichterischen Koryphäen hielten sich ans praktische Christenthum, ans Leben und Dulden; die katholische Phantasie stand im Dienste des Quietismus. So der begabte und redliche Friedrich von Spee (1591—1635), und der von ihm beeinflußte Johann Scheffler, genannt Angelus Silesius (1624—74), dessen Weisheitssprüche und christliches Braminenthum im „Cherubinischen

Wandersmann" gesammelt sind. Angelus Silesius wurde was er innerlich gewesen, auch äußerlich, nämlich Katholik.

Wir finden dieselbe quietistische Richtung im selben Zeitalter in Spanien bei den sog. Molinisten, von denen sie sich nach Frankreich auf Mme. Guyon und selbst auf Fénélon übertrug. Auch von dieser quietistischen Tendenz hat man in neuerer Zeit ein philosophisches Wesen gemacht, während sie doch nur literarisch und kulturgeschichtlich Bedeutung hat. Beide Kundgebungen, die protestantische wie die katholische, sind das erste Zirpen der Freiheit im Käfig, das erste Flügelstrecken der Gefangenen, die sich weismachen im grünen Walde zu sein.

Frankreich.

Heinrich IV. und der Zustand Spaniens. — Der Cardinal Richelieu. — Der Cardinal Mazarin und Blaise Pascal.

Heinrich IV. — Der Zustand Spaniens.

Der erste Bourbon war der ideale König der Franzosen, das Musterbild ihrer glänzenden Vorzüge wie ihrer leidigen Mängel. Er ist auch der Gründer jener französischen Politik, die Richelieu schlau und energisch ausführte und Ludwig XIV. übertrieb.

Von mittlerer Statur, kräftig und wohlgebaut, mit breiter und hoher Stirn, scharfgezeichneter Gesichtsbildung, aus der eine Adlernase hervorsprang, lebhaftem Auge, dessen wohlwollende Heiterkeit sich in strengen Ernst verwandeln konnte, mit dem bekannten Barte seines Namens und früher ergrautem Haupthaar: so sah der Hugenottenkönig aus, der Paris für eine Messe kaufte. Er trug meist dunkle Kleidung, enge Hosen, Schuhe mit Rosacen, einen Pluderrock, eine steife, runde Halskrause und Manschetten auf der Hand: alles das höchst einfach, eher dürftig als luxuriös.

Sein ganzes Wesen, mit Inbegriff der Genialität, ist biologisch und national zu erklären. Seine Großmutter, Margarethe von Valois, die Schwester Franz' I., war höchst begabt und amüsirte sich gern. Aus ihrer Ehe mit Henri d'Albret, König von Navarra, ging eine echt protestantische Tochter Johanna hervor. Diese heirathete Anton von Bourbon, der arm war. Als Johanna 1553 mit Heinrich im Schlosse zu Pau niederkam, hielt der Großvater die Gebärende zum Singen statt des Schreiens an. Dem neugebornen Pyrenäensohn wurden die Lippen mit Knoblauch eingerieben und er

bekam Wein zu trinken. Dieser Knoblauchweihe sind alle echten Bourbonen seitdem unterworfen worden, bis auf den fraglichen Heinrich V. Chateaubriand sang: L'ail est le compagnon des lis, was auch botanisch richtig ist. Als Knabe kletterte Heinrich mit barfüßigen Hirtenbuben auf den Felsen seines Heimathlandes herum, aß Schwarzbrod mit Käse, Rindfleisch mit Lauch.

Gegen alle Strapazen härtete er sich ab. Vom Griechischen hat der Knab vom Berge nie etwas behalten, als: ἢ νικᾶν ἢ ἀποθανεῖν, „entweder siegen oder sterben"; aber schon früh tränkte ihn seine Mutter mit der Amyot'schen Uebertragung des Plutarch, von der Montaigne gesagt hatte: „Das ist unser Brevier". Da der Vater schon 1562 vor Rouen starb, so war Heinrich mit 9 Jahren König — von Yvetot.

1567, mit 14 Jahren, brachte ihn die Mutter, wie früher erzählt*), ins hugenottische Lager. Es sei nur kurz daran erinnert, daß nach dem Frieden von 1570 Karl IX. auf den Gedanken gebracht wurde, seine leichtsinnige Schwester Margarethe mit dem heißblütigen Heinrich zu vermählen, daß der König in der Bartholomäusnacht seinem Schwager: „Tod oder Messe" zurief, von denen Heinrich die letztere wählte, und daß dieser fortan mit seinem Vetter Heinrich Condé in halber Gefangenschaft lebte. 1576 entwich er, schwur die Messe wieder ab und sammelte ein Heer. In seinem Lager ging es toll genug zu, und an hugenottischen Capuzinerpredigten fehlte es nicht. Seit dem Tode des Herzogs von Anjou stand zwischen ihm und dem französischen Throne nur noch Heinrich III. Die Gefahr für die Anhänger des Alten war groß: der Papst und die Ligue verschworen sich mit Philipp II., dem man Navarra und Cambrai versprach; der alte Onkel Heinrich's, der Cardinal Karl Bourbon, sollte

---

*) S. „Kulturgeschichte des sechszehnten Jahrhunderts" von K. Grün. Leipzig, C. F. Winter, 1872.

König von Frankreich werden. Heinrich III. wurde durch die Ermordung Heinrich Guise's, die Hinrichtung des Cardinals Guise und die Gefangenhaltung des Cardinals von Bourbon unhaltbar.

Da schlug sich der Béarner durch, machte ein Bündniß mit dem Könige Heinrich, marschirte mit 30,000 Mann auf Paris, und war, als der Mordstahl Jacques Clément's (1589) Heinrich III. beseitigt hatte, erbberechtigter König von Frankreich.

Seine Stellung zwischen Hugenotten und „Politikern", zwischen den alten Glaubens- und den neuen Bundesgenossen, war eine möglichst schiefe; den „Politikern" lag nichts am Calvinismus und die Seinigen mißtrauten dem Bunde mit dem Tiersparti. Aber Heinrich hatte Muth zu Thaten, die immer entscheiden, war fleißig im Cabinet und verbrachte weniger Zeit im Bette als der dicke Mayenne bei Tafel. Wie echt französisch und doch weder theatralisch im Geiste Ludwig's XIV., noch pyramidal gleich den „40 Jahrhunderten" des ersten Napoleon, lautete seine Ansprache vor der Schlacht bei Ivry (14. März 1590): „Meine Freunde, Ihr seid Franzosen, ich bin Euer König, dort steht der Feind. Fehlt Euch eine Fahne, so folgt meinem Helmbusch!" Der kühne Reitergeneral ritt den bedächtigen Strategen Alexander Farnese über den Haufen.

Am 25. Juli 1593 wurde Heinrich zu St. Denis katholisch und am 22. März 1594 zog er mit 6000 Mann in seiner Hauptstadt Paris ein. Im selben Jahre entkam er mit einer leichten Wunde dem Mordstahl Jean Chatel's; es war das vierte Attentat. 1584 schon hatte Michaud Hand an ihn legen wollen, 1589 Rougemont, 1593 Barrière. Er vertrieb 1595 die Jesuiten, erhielt die Absolution von Clemens VIII. und schloß am 2. Mai 1598 zu Vervins Frieden mit Spanien. Philipp II. gab Alles bis auf Cambrai heraus. Im selben Jahre erfolgte das Edict von Nantes, ein Akt hoher Staatsweisheit, nur offenbar nicht für den Einheitsstaat geschaffen.

Die Opposition erhob sich von beiden Seiten. Das deutsche Territorialrecht auf ein officielles Kirchenthum, je nach dem Glauben des Monarchen, war überholt; doch stellte sich später heraus, daß die Hugenotten Privilegien statt der Freiheit besaßen. Es war nicht Heinrich's Schuld, sondern durch die Entstehung des Streites und die Zeitverhältnisse bedingt.

Der König, im Religionswechsel erfahren, des Fanatismus auf beiden Seiten überdrüssig, im Herzen ziemlich indifferent gegen die hadernden Kirchenthümer, wollte seine frühern Glaubensgenossen möglichst schützen und schirmen, ihnen einen Freibrief für politische Stellung, Cultus und Unterricht gewähren, da er der ungeheuern Mehrheit der Franzosen die Gewissensfreiheit nicht zumuthen konnte. Es regte sich zwar auf den Höhen des französischen Geistes allerhand Philosophisches: Jean Bodin war erklärter Theist, also kein Christ, und Isaak Casaubonus, der große Philologe, den Heinrich an die Sorbonne berufen, zielte lange vor Leibniz auf eine Vereinigung der christlichen Confessionen, welche einer eminenten Abschwächung des Dogmatismus gleichgekommen wäre.

Der gelehrte nnd eifrige Landgraf Moritz von Hessen behauptet zwar, Heinrich habe ihm versichert, er sei im Herzen noch gut protestantisch und hoffe diesen Glauben noch vor seinem Ende zu üben. Aber Heinrich war ein vollkommener Diplomat, der stets wußte, mit wem er sprach. Grade „im Herzen" waren ihm die Neutralen, Sully, Casaubonus, de Thou, de l'Estoile, der Agronom Olivier de Serres, am Liebsten.

Das hinderte ihn freilich nicht, dem Ultramontanismus fest entgegenzutreten: er gab den bischöflichen Capiteln die seit Franz I. eingezogene Wahlfreiheit nicht zurück. Dem Papste versprach er die Publication des Tridentinum, aber ohne jegliche Zeitbestimmung. Die Jesuiten ließ er dagegen wider den Willen der Parlamente ins Land zurückkehren, eine sehr übertriebene Toleranz.

Des Königs Liebschaften bilden ein wichtiges, obzwar echt französisches Capitel seines Lebens. Gabriele d'Estrées,

Herzogin von Beaufort, war zu dieser Zeit schon gestorben, ohne nach ihrem Wunsche Königin geworden zu sein. Favoritin war jetzt Henriette d'Entragues, Marquise von Verneuil, eine geistreich boshafte Dame. Aus raison d'état ließ sich Heinrich 1599 von seiner Gemahlin Margarethe scheiden und heirathete das Jahr darauf Maria von Medici.

Maria von Medici war eine Enkelin Ferdinand's I., des deutschen Königs, durch dessen Tochter Johanna, die mit Franz von Toskana vermählt war, und sich über die Bianca Capello zu Tode grämte. Maria bekam die letztere zur Stiefmutter, lebte eingezogen, mit Studien beschäftigt, und wurde mit 27 Jahren Königin von Frankreich.

Richelieu rechnete es später dem Grand Henri hoch an, daß er sich auf Sully's Rath durch seine Heirath selbst besiegt habe. Aber Heinrich war keineswegs zu großen Opfern der Selbstbeschränkung bereit. Er ließ sich zwar das Weizenbrod gefallen, welches die Toskanerin zuerst in Frankreich einführte, fand auch Geschmack an der Erfindung des mediceischen Papstes Leo's X., nämlich an dem Fricandeau, und gab der italienischen Zuppa die nationale Taufe als pot-au-feu. Sobald aber die stolze Medici mit dem hochaufstrebenden Spitzenkragen und hochgewölbten Haar, den aufgebauschten Hüften, den Manschetten bis an die Ellenbogen und langen Hängärmeln, in Paris eingezogen war, entstand der heftigste Conflict zwischen ihr und den Maitressen des Königs. Heinrich verlangte auch in der Liebe Toleranz, und die Königin mußte die Verneuil empfangen. Seine Treulosigkeit zerstörte auch diese Ehe, obgleich Maria durchaus nicht auf den Wegen Margarethen's wandelte. Die Königin bat und flehte, vergebens. Einmal holte sie mit der Hand nach seinem Gesicht aus, Sully mußte ihr in den Arm fallen.

Daß nur die Naivität erwarten kann, in der Politik auf Dankbarkeit zu stoßen, ist eine Wahrheit alter und neuer Zeit. Etwas anderes ist es mit eingegangenen Verpflichtungen, mit eigentlichen Schulden. Auch diese nahm Heinrich auf die

leichte Achsel. Elisabeth von England sowohl, als die deutschen protestantischen Fürsten hatten sich in diesem Punkte zu beklagen: Heinrich zahlte ihnen die vorgeschossenen Gelder nicht zurück, verlangte aber nichtsdestoweniger von ihnen die Fortsetzung des Krieges gegen Spanien. Moritz von Hessen bekam nicht einmal sein Geld, trotzdem er dem Schuldner die deutsche Kaiserkrone in Sicht stellte, und Heinrich zahlte mit der Ernennung Moritzens zum General-Obersten der Deutschen in französischen Diensten, welche Stelle eine Besoldung von 36,000 Livres eintrug.

Der König Heinrich, der in so vielen Dingen als Gründer der Politik des 17. Jahrhunderts betrachtet werden muß, war auch ein Virtuose in der Zwei-, Drei- und Vieldeutigkeit seiner Ausdrücke und machte die englische Erklärung des Wortes „Diplomat": „Ein Mann, der draußen zum Besten seines Landes lügt", zur vollen Wahrheit nach Außen wie nach Innen. Die Spionage ist nie so ausgebildet gewesen wie zu Anfang des 17. Jahrhunderts, und was wir in unseren Tagen als Unerhörtes wieder kennen gelernt haben, daß eine Macht mit einer andern im tiefsten Frieden und auf etikettemäßigem Fuße steht, gleichwohl aber mit den Feinden derselben Macht conspirirt, ihre Geheimnisse erkauft und verwerthet: das sehen wir zu Heinrich's Zeit schier allseitig betreiben, von ihm selbst nicht am wenigsten eifrig.

Ein großer Uebelstand im Innern Frankreichs war die durch den langen Krieg in's Kraut geschossene Unbotmäßigkeit, die Entwöhnung von jeglichem Gehorsam. Dies hatte bei den privilegirten Classen eine wahrhaft epidemische Duellwuth zur Folge. Von 1593—1607 fielen im Duell 4000 Edelleute. Die Gesetze und deren Verschärfung erwiesen sich als machtlos. Der Cardinal Richelieu griff energischer durch; nach seinem Tode wurde das Uebel noch ärger als unter Heinrich IV.; noch 1651, zur Zeit der Fronde, mußten die gesetzlichen Drohungen drakonischer gemacht werden. Mit der

Duellwuth ging natürlich eine gründliche Verachtung der „Canaille“ parallel.

Die Selbsthülfe, die sich die adligen Aerzte ihrer eigenen Ehre gestatteten, trat in den niederen Regionen als Banditenthum auf. Nach dem Kriege gab es in Paris allein an 7000 Beutelschneider und Strolche. Während der ganzen Regierung Heinrich's erhielt sich das Unwesen der Croquants (entweder von croquer = knarpeln, oder von croc = Diebshaken, oder endlich von Crocq, einem Orte in der Marche, wo das Ding begonnen hätte), welche Sturm auf die Cassen der Provinzialregierungen liefen. Die Verbrechen dieser Banden wurden sogar volkspoetisch verwerthet. Berühmt wurden als Führer ein Capitän Guillery und ein gewisser Carrefour; der erstere wurde erst 1608 zu La Rochelle hingerichtet. Noch Richelieu hatte mit den Croquants zu schaffen.

Ferner wirkten im Innern Frankreichs die alten Zerwürfnisse, die sich jetzt kaleidoskopisch durcheinander schüttelten, in den seltsamsten Combinationen nach. Der Marschall Biron, ein Kriegsbeamter des Königs, verschwor sich mit dem protestantischen Herzog von Bouillon, den Hugenotten, dem katholischen Adel und dem Könige von Spanien gegen Heinrich IV.! Unglaublich lange ließ sich der kluge, im Talleyrand'schen Mysterium wohlerfahrene König von Biron an der Nase herumführen. Endlich machte er freilich Ernst, ließ seinen besten General köpfen und den Grafen von Auvergne in die Bastille werfen (1602).

Der Marquis von Rosny, Herzog von Sully, kommt durch die neuesten Forschungen um ein gut Theil seines früheren Nimbus. Für das Departement des Auswärtigen war er nicht zu gebrauchen, im Innern betrug er sich herb und selbstsüchtig; die Industrie erkannte er noch nicht als selbständigen Factor der Wirthschaft an. Aber in den Finanzen erwies er sich tüchtig, trug Staatsschulden ab, legte einen Staatsschatz an, diente der Communication und folglich doch der Industrie durch Anlegung von Brücken, Landstraßen und Ca-

nälen. Die Lücken des Sully'schen Systems wurden trefflich ausgefüllt durch den Oberhandelsrath, an dessen Spitze der tüchtige Laffemas stand. Durch ihn erfolgte die Hebung des Gewerbfleißes, die Verminderung der Einfuhr, die Befreiung des Handwerks von vielen hindernden Förmlichkeiten, die Herbeiziehung von Fabrikanten und Kunsthandwerkern aus Italien, die in Glas, Gold und Silber arbeiteten. Flandrische Teppiche wurden fortan in Frankreich selbst hergestellt, die Einleitung zu den Gobelins. Zum Behuf der Seidenmanufactur wurden Maulbeerpflanzungen angelegt; Monopole, Vorschüsse und Geschenke bereiteten die Lyoner Industrie vor. In der Agricultur wurden Musterwirthschaften angelegt, der Getreidehandel freigegeben, so daß starke Ausfuhr nach Spanien ging; die Viehzucht aufgebessert und deren Producte nach Italien abgeführt. Stapelplätze für den Norden wurden Amiens, für den Westen Rouen, Havre, Dieppe, Brest, St. Malo, La Rochelle, Bordeaux, Bayonne; für den Osten Lyon, für den Süden Marseille, das „Emporium ganz Europas". In Marseille wurden Getreide, Vieh, Salz, Leinwand, Waffen, Werkzeuge, Maschinen und feine Tuche verfrachtet.

Heinrich bestätigte 1604 die Gesellschaft für den ostindischen Handel, unterstützte die Forschungsreisen nach Canada, trotz dem Einspruch der Spanier. Die Colonien waren damals noch Privatbesitz; so colonisirte Champlin Canada; 1608 wurde Quebek, die Mutterstadt von Französisch-Nordamerika gegründet.

Die Bevölkerung des Königreiches war durch den Bürgerkrieg von 12 Millionen auf 10 herabgekommen, stieg jedoch unter Heinrich in 12 Jahren von 10 auf 13 Millionen. Das Land, damals sogar noch ohne die Franche-Comté, umfaßte 8000 Quadratmeilen, also fünf Sechstel seines jetzigen Umfangs. England zählte damals nur 6 Millionen Einwohner, Deutschland sollte bald von 12 auf 4 Millionen herabsinken.

Die stehende Armee von 20,000 Mann war im Frühjahr 1610 auf 70,000 Mann mit 50 Geschützen gebracht,

während man bis dahin höchstens 20 Geschütze in einer Schlacht verwendet hatte. Mit dieser Anzahl hatte Farnese operirt. Der Schöpfer der französischen Artillerie ist Sully. Die Infanterie bestand aus nationalen Elementen, von der Cavallerie wurde der Adel nach Möglichkeit fern gehalten.

Man sieht, Frankreich bewährte schon unter dem ersten Bourbon jene gewaltige Elasticität und jene staunenswerthe Reproductionskraft, die uns heute wieder überrascht. Der König wollte aber auch alle Wunden des Bürgerkrieges erst vernarben lassen, Frankreich sollte erst völlig wieder zu sich gekommen sein, ehe er zur Ausführung seiner auswärtigen Pläne schritt. Immer thätig, stets den Blick auf die Gränzen gerichtet, überall zettelnd, ohne sich zu exponiren, scheint er bis zum Jahre 1609 nur wenig erreicht, mehr geschäftigen Müssiggang getrieben zu haben. Einen Fingerzeig gab allerdings das Verhältniß Heinrich's zum Papste. Clemens VIII. war ein milder Pontifex, frei vom Protestantenhasse. Auf ihn folgte — durch französisches Geld — im Jahre 1605 Leo XI., ein Medici, der jedoch schon am 27. Tage nach der Wahl starb. Ihm folgte — auf französisches Betreiben — Camillo Borghese als Paul V. Der Ketzer hatte also zwei Päpste gemacht, kein Mensch dachte an Kaiser Rudolf.

Mit dem kleinen savoyischen Marder standen die Sachen so. Der Herzog Karl Emanuel war ein unglaublicher Gauner, beständiger Lügner und grimmiger Handelsjude. Bequemer ließ sich der Krieg als eine Unterhandlung mit ihm führen. Aber der große französische Panther brauchte einen kleinen Marder, um einen Sprung auf Italien machen zu können. Im Frieden von Lyon ließ er ihm daher Saluzzo, den Schlüssel zur oberen Halbinsel, und begnügte sich mit der Brasse in den Westalpen. Fortan handelte es sich wörtlich um ein Bündniß zwischen Heinrich und Karl Emanuel; keiner traute dem andern und Heinrich verzweifelte oft daran, den Länder-Croquant festzuhalten.

Spanien hatte es gründlich in Italien verdorben, die

Graubündner gezwungen, die Allianz mit Venedig und Frankreich aufzugeben, unter lächerlichem Vorwand Gebiete der kleinen Fürsten besetzt, diesen die Vasallenschaft dictirt, „Reunionen" versucht. Da stiftete Heinrich Frieden zwischen Venedig und dem Papst, der jetzt neutral verblieb, und schaarte Venedig, Mantua, Toskana und Savoyen um sich. So hatte seine antihabsburgische Politik für Italien im Stillen Alles vorbereitet; jetzt sollten die großen Schläge erfolgen. Deutsch-Habsburg war zu Hause beschäftigt, stak im „Bruderzwist" und war durch einen Schatten vertreten. Spanisch-Habsburg — nun, wir werden sehen.

Der Zustand Spaniens.

In Spanien herrschte nach Philipp's II. Tode dessen Sohn Philipp III. (1598—1621). Er hatte 12 Jahre zur Erlernung des Alphabets gebraucht und war so selbständigen Willens, daß er sich weigerte, nach vorgehaltenen Porträts sich eine Braut zu wählen. Er bat, der Vater möge das für ihn thun. Das Kohlenbecken durfte nicht aus dem Zimmer Sr. Majestät entfernt werden, wenn der betreffende Hofbediente nicht persönlich diese Staatshandlung vollzog. Als die schlaffe Königspuppe sich mit Margarethe von Oesterreich vermählte, gingen 100 Millionen Ducaten darauf. Nur zu einer unerhörten fanatischen Barbarei besaß er den Muth.

Unter einem solchen Könige konnte der Herzog von Lerma seine schnöde Finanz-Raubwirthschaft ungestört betreiben und nebenbei seinen Kammerdiener Calderona zum Grafen von Oliva machen. Das spanische Volk wurde unter dem despotischen Drucke zweier Regierungen die verfallende Ruine, die sich noch immer nicht aus Schutt und Gestrüpp erheben will. Philippson schildert die Spanier im Anfang des 17. Jahr-

hunderts als „stolz, hochmüthig, mäßig, leidenschaftlich, zäh, träge, abenteuernd, grausam“, als übersoldatisch und überkirchlich. Die spanische Literatur, die jetzt eine bedeutende Nachblüthe früherer Kraft erlebte und deren Reichhaltigkeit nicht beanstandet werden soll, muß denn doch mit kritischem Auge betrachtet werden. Wenn irgend ein modernes Volk des Verständnisses der Antike sich unfähig erwiesen hat, so gewiß das ganz unplastische Spanien. Nur zu Anfang der Renaissance waren etliche bildnerische Versuche aufgetaucht. Bald wußte Niemand mehr Griechisch. Religion und Staat wurden die Schiboleths der Nation. Die majestätische Sprache, in der Jehovah sich mit Mose auf Sinaï unterhalten hatte, wurde gewunden und kriechend. Breitgetretene Werke der Jesuiten über den Katholicismus, zur Verherrlichung des Papstes, vertraten die Wissenschaft. Historiker wie Hurtado de Mendoza und Mariana, der übrigens unter Philipp II. selbst kaum dem Kerker entgangen war, gab es nicht mehr. Hofchronisten traten an ihre Stelle, die Davila, Poreño Calvera. Der wildgeniale Tomaso Campanella, der das Banner der Empörung in Neapel gegen Spanien erheben wollte, sobald eine türkische Flotte gelandet sein würde, schmachtete seit 1599 im Kerker.

Dichten konnte Jeder, die Assonanzen und Reime wirbelten in der Luft. Die meisten Romanzen des Cid-Cyklus wurden erst jetzt niedergeschrieben. Sonst gingen Lyrik und Epik auf Stelzen und blähten ein Nichts auf.

Der satyrische Roman wurde zum Sicherheitsventil für die annoch feurigen Geister. Quevedo gab unserem Moscherosch das Muster, Mariana da Saavedra erfand die Schelmenromane, und der unsterbliche Cervantes reflectirte im Hohlspiegel seines Don Quixote alle jene negativen Eigenschaften des Hidalgo, die wir oben aufgeführt haben.

In den Vordergrund schob sich das Drama. Die Autos (Akte) sacramentales, das stylgerechte Mysterium; war das obligate Feststück zur Verherrlichung des Fronleichnamstages,

den die katholische Christenheit seit 1264 zur Erinnerung an das Wunder von Bolsena feierte, wo Blut aus der Hostie getropft war. Die dramatische Poesie im 17. Jahrhundert klammerte sich demnach fest an das mysteriöseste Mysterium des katholischen Mittelalters. So unbehelligt war Spanien durch die Periode der Renaissance hindurch gekommen. Es konnte das seine großen literarischen Vorzüge haben. Anderswo hatte die Renaissance den nationalen Blüthenstaub der Tradition abgestreift und die Continuität der Entwicklung unliebsam unterbrochen. Classische, dem Volksbewußtsein wildfremde Stoffe traten in vermeintlich den Alten abgelauschter regelrechter Form auf die Bühne; die zumeist improvisirten Fastnachtsspiele und die Commedia dell' arte mit ihren stehenden Charakteren litten gewaltige Noth durch die gelehrte Schulkomödie, die in der Sprache des Terenz einherstelzte. Auch die Nationalsprache kam in jenen Ländern zu Schaden und stockte in ihrer Entwicklung. Der Riese Shakespeare fuhr mit stolzen Segeln durch diesen Gegenstrom im nationalen Fahrwasser weiter; aber schon Ben Jonson zahlte der Renaissance seinen Tribut, und seit Karl II. herrschte der französisch-classicistische Zwang in der englischen Literatur für ein ganzes Jahrhundert.

Dem entging Spanien allerdings, aber es büßte die geistige Freiheit dabei ein. Um national zu bleiben, mußte es bigott bleiben; es mußte die Fenster dem jungen Lichte verschließen und sich das Dunkel durch Autos da fe erhellen. Seine Autos sacramentales waren Festlichter, angezündet an den Scheiterhaufen jener andern Autos. Dem so eingepferchten Geiste blieb die Freiheit der Erzählung, der nationalen Historie und der katholischen Legende; die Freiheit, das Menschenloos darzustellen, die Thorheiten und Schwächen der Sterblichen zu schildern. Aber die Dichter wandelten doch nur an einem langen Stricke und wußten instinctiv, wie weit sie gehen durften, um nicht den strengen Ruck des Zügels zu empfinden. Die Entremeses (Zwischenspiele), auch Saynetes (Wohlgerüche) genannt, mochten noch so burlesk sein; die Co-

medias oder Tragikomödien, drames im französischen Sinn, selbst die vollständigen Possen, die wie dramatische Saturnalien wirkten, standen unter dem Banne der Autos sacramentales: erlaubt ist, was sich mit dem Credo verträgt. Und merkwürdig, aber mehr als zufällig: die spanische Comedia war gleichzeitig mit der Inquisition aufgekommen! Eben so merkwürdig und eben so wenig zufällig ist es, daß die Hauptdichter zugleich Priester und Ordensmitglieder waren. Juan del Encino, Lope de Vega, Calderon, Tirso de Molina. Nur Cervantes, eines Kopfes höher, gehörte blos nach landesüblicher Art zu einer frommen Bruderschaft.

Miguel Cervantes, 1547 zu Ricoshombres in Galicien geboren, war darin ganz Spanier, daß er von uralten Königen abstammte. Er studirte in Salamanca und erwarb sich kriegerische Ehren. Als Don Juan d'Austria bei Lepanto (1571) die türkische Flotte angriff, eilte der fieberkranke Cervantes aufs Deck, kämpfte wacker, erhielt zwei Schüsse in die Brust und einen in die Hand. Die Linke (nicht die Rechte) mußte ihm abgenommen werden. Er machte noch zwei Campagnen mit und gerieth dann auf der Heimreise sammt seinem Bruder Rodrigo in die Gefangenschaft der Corsaren, die ihn nach Algier schleppten. Großmüthig arbeitete er dort an der Befreiung der Mitgefangenen. Theater wurde dabei in einer grausigen Höhle gespielt. 1580, nach fünf Jahren, war er frei. Jetzt half er Portugal einverleiben und die Azoren erobern. Mittlerweile entstand sein Schäferroman „Galatea", im Style Montemayor's, und das selbsterlebte, lebhafte Schauspiel El trato de Argel, der „Sklavenhandel in Algier". 1588 ist er kleiner Flottenbeamter zu Sevilla, auf zehn Jahre. Der „Don Quixote" ist von 1605. Das Jahr darauf finden wir den Dichter in Madrid, wo er in eine geistliche Bruderschaft trat, ohne Priester zu werden. 1612 veröffentlichte er seine „Musternovellen"; er hat auch 20 bis 30 Comedias und Entremeses geschrieben, von denen sich jedoch nur zwei Dramen erhalten haben, außer dem erwähnten Trato de Argel noch

das großartige „Numantia“, in welchem der Verzweiflungskampf der heldenmüthigen Stadt gegen Scipio Aemilianus, der mit Eroberung und Untergang schloß, dargestellt wird. Die Völker selbst sind hier die Helden, wie in den „Persern“ des Aeschylos; die Besiegten begraben sich unter den rauchenden Trümmern der Vaterstadt. Das Fatum ist die gewaltige Mission Roms. Schwungvolle Chöre beschließen jeden Akt. Diese Kost war aber dem gezwungenen Geschmack der Spanier zu stark und gesund. Am 23. April 1616 starb der stets dürftige Dichter, vermuthlich am selben Tage mit Shakespeare.

Die eigentliche Tiefe des „Don Quixote“ scheint keinem Spanier zugänglich geworden zu sein, so sehr man sich von jeher an den komischen Einzelheiten des Buches erlustigen mochte. Als Ludwig Tieck das Werk ins Deutsche übertrug, meinte er ein drastisches Exempel von romantischer Ironie vorzuführen, ohne zu ahnen, daß es sich vielmehr um eine Ironie der Romantik, also für ihn um die beißendste Selbstironisirung handelte. Don Quixote ist grade die Geißel über den ritterlich-hochmüthigen, ausdauernden, mäßigen, leidenschaftlichen, zähen, trägen, abenteuernden Hidalgo d. h. Spanier — denn der Spanier fing ja erst beim Hidalgo an — im Anfange des 17. Jahrhunderts, und insofern von diesem Hidalgo ein Stück in jedem Romantiker steckt, über die Romantik selbst: die sichere Armbrust trifft jedes rückwärts gekehrte Heldenthum, das über dem fixen Blick auf die Vergangenheit in den Brunnen der Gegenwart hineinstolpert, was dem ruhig zuschauenden Verstande unendlich lächerlich erscheint, da solche Helden in allem Ernste aus der Welt ein Tollhaus machen.

Wie wir im „Wilhelm Meister“ über Drama und Bühne gründlich belehrt werden, so übte auch Cervantes in seinem Roman Kritik am damaligen Schauspiel. Er traf mit seinem klaren Urtheile ganz das Richtige, wenn er den herrschenden Ungeschmack züchtigte, gegen den starken Ortswechsel auf der Bühne, gegen die barbarische Behandlung der Chronologie

auftrat und den Mangel an sittlicher Haltung betonte. Daß er den Lope von solcher Verdammung ausdrücklich ausschloß, verschlägt ebenso wenig, als daß er selbst später es dem Lope an Wundern, Abenteuern und Theatercoups in seinen eigenen Stücken gleichthat. Cervantes hat fast alle seine dramatischen Stücke als bloße Erwerbsmittel betrachtet, für Geld im Sinne des Tagesgeschmacks angefertigt. Seine Größe beruht auf der „Numantia", den „Novellen" und vor Allem auf der Hidalgomastix.

Der eigentliche Mann der Zeit und der Mode war grade im letzten Jahrzehnt des Cervantes Lope de Vega geworden. 1562, zwei Jahre vor Shakespeare, zur Welt gekommen, machte er sich, wie der britische Dichter, um das Jahr 1590 geltend. Schack hat nachgewiesen, daß die spanische dramatische Literatur von Naharro und Gil Vicente bis Virues sich leidlich parallel mit der englischen Reihe von John Heywood bis Marlow entwickelt habe. Hier aber beginnt der Unterschied und der größtmögliche Gegensatz. Zwar an Fülle und Fruchtbarkeit der dramatischen Dichter seit Lope kann es Spanien mit der ganzen Welt, noch viel mehr mit dem einzigen England aufnehmen. Die spanische Literatur zählt weit über 4000 Theaterstücke. Lope verfertigte ein Stück in 24 Stunden, machte 15 Akte in 15 Tagen, schrieb 1500 Comedias, 400 Autos, Loas (Prologe) und Entremeses, und zwar Alles in künstlichen Versmaßen. Man rechnet ihm 133,000 Bogen, täglich 5, und 21 Millionen Verse nach. Nicht lange nach Shakespeare's Tode unterbrach die puritanische Revolution das dramatische Schaffen Englands, während es in Spanien bis zum Tode Calderons (1681) ununterbrochen fortging.

Felix Lope de Vega Carpio wurde ebenfalls, und zwar als blutjunger Mensch Soldat, er ging schon mit 12 Jahren unter Don Juan nach Afrika. Später trieb er Studien zu Alcala, wo er auch auf den Raimundus Lullus und die Alchemie verfiel. Von hier ab wird er immer ausgeprägter der Antipode des Cervantes. Wenn dieser die spanische Ehre verfocht, wo

Ehre zu holen war, so sehen wir Lope 1588 auf der Armada. Nach vielen Liebschaften heirathete er in erster Ehe eine Verwandte des Cervantes, bekam ein Duell, wurde verbannt und kehrte erst 1595 zurück. Sein Sohn Carlos aus zweiter Ehe, an dem sein Herz hing, starb mit 17 Jahren; seine Tochter, die der Mutter das Leben kostete, ging ins Kloster. Lope wurde Priester und begab sich nach Toledo zu den „Sklaven des heil. Sacraments“. 1609 las er Messe, 1611 wurde er Franziscaner, später Familiar der heil. Inquisition, was die maurenfeindliche Theorie von der limpieza de la sangre — Reinheit des spanischen Blutes — einschloß. Nachdem er bereits seinen glühenden Haß gegen England durch die Dragentea (Franz Drake) bekundet hatte, erhielt er für seine Corona tragica (Maria Stuart) die Würde eines Dr. theol. und das Ritterkreuz des Johanniterordens.

Sein Wahlspruch war: „die Handlungen der Menschen nachahmen und die Sitten des Jahrhunderts malen.“ Das drückt eine durchaus passive Tendenz aus und enthält die Verzichtleistung auf selbständiges Erfassen der Welt. Das Shakespeare'sche: „der Zeit einen Spiegel vorhalten“ ist denn doch etwas ganz anderes. So passiv, ohne den positiven Gedanken der allwaltenden Nemesis, der immer hinter den Shakespeare'schen Königsdramen steht, ist denn auch bei Lope die ganze spanische Geschichte von den Cantabrern an abconterfeit, in populärer Weise in Scene gesetzt.

Was die bekanntern sonstigen Schau- und Lustspiele betrifft, so streiten sich förmlich zwei Geister in ihnen herum: unerschöpfliche Erfindung, leichter Fluß, pikante Darstellung auf der einen, Geschraubtheit, Ueberladung, gesuchte Antithese, forcirte Bildersprache, Unwahrscheinlichkeit, Mangel an festen Charakteren und schablonenhafte Wiederholung derselben Typen auf der andern Seite. Die herrschenden Mächte der Welt sind Religion und Ehre; Religion, das ist der starre Katholizismus; Ehre, das ist die Rache als ganze Sittlichkeit. Zwischen beiden gähnt eine Kluft, die nur das Spanierthum überbrücken

konnte, wie auch der Geheimerath der Inquisition mit den heitersten Ausbrüchen des Clown nur in Spanien zusammengehen konnte.

Die Erfindung ist bei Lope gradezu ungeheuer; er hat für die Weltliteratur ganze Säcke voll Samen ausgestreut, und Vieles davon ist aufgegangen. Aus der Estrella de Sevilla, „Ehre und Liebe“, glaubt man mit Schack den „Cid“ des Corneille herauszuhören, wobei natürlich die Mocedades del Cid von Guillen de Castro, das eigentliche Original des französischen Dichters, unberücksichtigt bleiben. El honrado hermano ist das Vorbild des Corneille'schen „Horace“. El castigo sin venganza, die Liebe der Herzogin von Ferrara zu ihrem Stiefsohn (verboten wegen der Erinnerung an Don Carlos) hat Byron zu seiner „Parisina“ inspirirt. La imperial de Oton behandelt den Streit Ottokar's von Böhmen mit Rudolf von Habsburg. El vellocino de oro (goldenes Vließ) wurde auch von Calderon romantisirt. Beide Stücke sammt der Judia de Toledo sind für Grillparzer zu Vorbildern geworden. La mocedad de Roldan taucht in „Klein Roland“ bei Uhland wieder auf. Was dagegen Lope aus „Romeo und Julia“ gemacht hat, beweist wieder nur die Großherrlichkeit des Briten und die Unzulänglichkeit des Spaniers. Castelvines y Monteses heißen die Capuletti und Montecchi. Als Julia für Roselo (Romeo) plötzlich entbrennt, will ihr Vater Antonio sie sofort umbringen, wovon man ihn zurückhalten muß. Nach der geheimen Vermählung bricht der Parteikampf — in der Kirche aus. Roselo predigt Frieden und schlägt eine Heirath übers Kreuz vor, erschlägt aber Octavio, den Bewerber Juliens. Graf Paris, jetzt zum Bräutigam ausersehen, begleitet den Roselo, der nach Ferrara geht. Als ihm Paris den neuen Heirathsplan mittheilt, erklärt Roselo, sich in Ferrara mit einer Andern rächen zu wollen! Roselo macht wirklich in Ferrara die Cour. Erst als er von Juliens Vergiftung hört, glaubt er an ihre Treue. Er kehrt zurück und wird dahin aufgeklärt, es sei nur ein Schlaftrunk, er möge in die Gruft

gehen. . . Roselo kommt, Julia erwacht, das Licht des Dieners erlischt; dieser redet Possen. Die Liebenden entfliehen auf ein Schloß ihres Vaters; sie wollen verkleidet das Weite suchen, als Vater Antonio, eben selbst neu vermählt, erscheint. Antonio ist im Zimmer, durch die Spalte der Decke läßt sich Julia als Geist vernehmen! Natürlich endet das Ganze in Herrlichkeit und Freuden. Es ist wie eine Parodie Shakespeare's.

Auch Molière nahm bekanntlich das Brauchbare wo er es fand. Schack führt die Versöhnungsscene im „Tartuffe“ auf den Perro del hortelano von Lope zurück und erblickt in der Ecole des maris starke Reminiscenzen an des Spaniers Discreta enamorata und El mayor imposible. Ja zu Konstantinopel im Serail wurden spanische Stücke von vertriebenen Moriskos aufgeführt! Die Opfer der Glaubens- und Ehrenwuth als Darsteller der koscheren Comedias des Geheimenraths der Inquisition! — —

Soweit wir die spanische Dramatik bisher überblickten, sahen wir als Zweck Unterhaltung, Rührung, Interesse am Pikanten, niemals die Stellung eines Problems, das nicht etwa schon im Katholicismus gelöst wäre, lauter Cassenstücke des „Directors“. Die gelungene Kleinmalerei des Idylls und der Farce erinnert lebhaft an das Genre der spanischen Maler neben ihren heiligen Autos.

So sah äußerlich und innerlich das Spanien aus, dem gegenüber der König Heinrich Frankreich zum Sprunge vorbereitete. Wer aber damals Spanien sagte, der hatte die habsburgische Linie in Deutschland mitgenannt. Wie es um diese zur Zeit der Union und Liga stand, wissen wir bereits. Was Heinrich in Deutschland beabsichtigte, läßt sich kurz also fassen: den Habsburgern die Kaiserwürde entziehen und im Nothfalle gegen eine spanische Candidatur die seinige aufstellen;

sodann eine antihabsburgische Partei in Deutschland mit Frankreich verbünden. Der Krieg lag schon 1606 in der Luft; nur sagte Heinrich dem in Paris anwesenden Christian von Anhalt, den Zeitpunkt zu bestimmen behalte er sich vor. Auch beschäftigte den König sehr ernstlich der Gedanke einer größern politischen Union gegen Habsburg, zu welcher Savoyen, Venedig, Niederland und vielleicht England herbeizuziehen wären. Bekanntlich war das lange Jahre hindurch auch Gustav Adolfs Plan.

Die Bildung der protestantischen Union gereichte dem Könige zu großer Genugthuung. In Betreff der Jülich'schen Erbschaft nahm er sich auf Fürsprache seines Freundes Moritz von Hessen des Brandenburgers lebhaft an, gedachte jedoch auch Pfalz-Neuburg und Zweibrücken zu betheiligen.

An sofortigem Einschreiten in Deutschland hinderte ihn zunächst sein Mißtrauen in die Thatkraft der deutschen Fürsten, bei denen „Alles in windige Zusammenkünfte auslaufen werde, wobei nichts Rechtes geschehe;" sodann aber seine diplomatische Thätigkeit zwischen den Generalstaaten und Spanien. Vielleicht reflectirte er auf eine Secundogenitur in den Vereinigten Niederlanden, als sein geschickter Agent Jeannin 1609 den 12jährigen Waffenstillstand vermittelte, was jedenfalls Holland in eine gewisse Abhängigkeit von Frankreich brachte. Richelieu legt dem Könige Absichten auf Flandern unter: Spanien sollte dieses Land einem jüngern Sohne abtreten, dem dann Heinrich eine seiner Töchter gegeben hätte. Der Sultan der Osmanen wurde gegen Rudolf II. gehetzt; Achmet I. nahm Pest ein. Zwischen England und Spanien ließ man es ebenso wenig zum guten Einvernehmen kommen.

Als die Jülicher Affaire in Scene ging, traf Heinrich ernstliche Anstalten. 10,000 Mann, die er in Holland hatte, rückten an die Gränze; nach Flandern zu wurden gleichfalls Truppen concentrirt. Brandenburg und Neuburg buhlten um seine Gunst. Von Berlin aus ließ man ihm sagen, der Dauphin solle deutscher König werden. Heinrich that bei dieser

Gelegenheit die berühmte Aeußerung: „Wäre ich Kaiser von Deutschland, so fiele in Europa kein Kanonenschuß ohne meinen Willen.“ Erzherzog Albert zu Brüssel entließ Offiziere und Soldaten nach Jülich zur Unterstützung Leopolds und drohte den Generalstaaten mit 10,000 Mann. Die Verhältnisse wurden sehr gespannt; noch aber hielt Heinrich an sich.

Da erfaßte den 55jährigen König die alte südfranzösische Galanterie und Courtoisie, und die Leidenschaft trieb ihn vorwärts. Er verliebte sich in die 17jährige Margarethe von Montmorency, die er einem Strohmanne, seinem Vetterssohne Condé zur Ehe gab. Der Strohmann aber nahm die Sache ernst und flüchtete seine Gemahlin vor dem Ungestüm des Königs nach Brüssel, wo der verliebte König allen Ernstes ihre Auslieferung betrieb. Als ihm diese natürlich verweigert wurde, gerieth er in höchste Aufregung. Jetzt sollte den deutschen Fürsten geholfen werden, jetzt trieb Heinrich die Holländer an: die Spanier müssen aus Belgien hinaus. Er will das Felsenschloß erobern, wo der ungefüge Drache seine verwunschene Prinzessin bewacht. Und, o Wunder, die junge Frau war einverstanden, sie war bereit sich entführen zu lassen!

Zu Schwäbisch-Hall auf dem Unionstage kam der Vertrag mit Frankreich zu Stande; alle Befehlshaber wurden ernannt: gegen Jülich wird der König in Person mit 40,000 Mann marschiren; in Deutschland commandirt Fürst Christian von Anhalt die Armee der Union; Lesdiguières rückt an der Spitze von 25,000 Mann in Italien ein; La Force steht mit 10,000 Mann in Navarra. Der Herzog von Bouillon ist Adlatus des Königs, Sully Großmeister der Artillerie. Bedeutsam genug war die Wahl: lauter Hugenotten an der Spitze der Truppen! Am 17. Mai 1610 gedachte Heinrich von Paris abzureisen.

Die Jülich-Cleve'sche Erbschaft gab den willkommenen Anlaß zum Kriege wider Habsburg in Deutschland wie in Belgien. Savoyen sollte sich auf Mailand stürzen. Für

Richelieu und dessen verschiedene Nachfolger ist es mindestens so charakteristisch wie für Heinrich IV. selbst, daß der Cardinal vom Könige wissen will, er habe Savoyen durch Mailand entschädigen, Nizza und Savoyen aber für sich nehmen wollen.

Dem Könige von Spanien waren daheim, nicht ohne Heinrichs Zuthun, die Hände gebunden. Die Moriskos oder gewaltsam getauften Nachkommen der Mauren waren in beständiger geheimer und offener Gährung begriffen. Schon 1606 hatte die französische Politik im Osten Spaniens geschürt; Geld und Offiziere waren den Empörungslustigen versprochen worden. Valencia sollte erstürmt und vernichtet werden. Schon damals hatte der König den Plan, im Bunde mit Holland, Savoyen und der Türkei Philipp III. zu bekriegen. Spanien aber entdeckte die Verschwörung und machte kurzen Proceß mit den Verschwornen wie mit den Anstiftern. Im Jahre 1609, gerade als der große Krieg geplant wurde, begann die erbarmungslose Vertreibung aller Moriskos mit dem Königreich Valencia. Eine Menschenjagd sonder gleichen wurde auf Alt und Jung, auf Männer und Weiber angestellt, bis man jedes Individuum zweifelhaften Blutes entweder zusammengehauen oder in die bereitstehenden Schiffe gepfercht hatte, welche die Opfer der frommen Raserei hülflos auf der afrikanischen Küste aussetzten. Valencia hatte nur den Anfang gemacht, die Reihe kam auch an die andern Provinzen. 1614 war eine halbe Million Menschen entweder im Aufstande gefallen oder vertrieben, der sechszehnte, aber der beste, fleißigste Theil der spanischen Bevölkerung — Alles im Namen der heiligen katholischen Religion! Richelieu, der doch Cardinal war, nannte das den „kühnsten und barbarischsten Beschluß aller vergangenen Jahrhunderte."

Spanien hat sich von der fanatischen Unthat nie wieder erholt. Unser Zeitgenosse Garrido erzählt, daß zu Ende des 16. Jahrhunderts in Sevilla 16,000 Seidenwebstühle standen, welche 130,000 Arbeiter beschäftigten: zu Ende des 17. Jahrhunderts standen noch 300 Stühle, daneben aber 62 Klöster

und 14,000 Priester. In Toledo wurden Ende des 16. Jahrhunderts jährlich 435,000 Pfund Seide gewoben, was 38,484 Personen beschäftigte: Ende des 17. war Alles verschwunden. Segovia zählte Ende des 16. 6000 Tuchwebstühle und lieferte das beste Tuch in Europa: zu Anfang des 18. mußten Fremde in Segovia weben und färben lehren.

Man sieht, das Jahr 1609 war gut gewählt. Am folgenden 14. Mai hatte der König den Fuß sozusagen im Steigbügel, um die concentrirte französische Kriegsmacht über die Gränze zu führen — die Königin Marie sollte erst noch feierlich gekrönt werden, ehe der König ins Lager abreiste —: da traf ihn Ravaillac's Mordstahl. Ravaillac, der fünfte Attentäter auf die Person des Königs, war ein Schulmeister aus Angoulême, den die Jesuiten fanatisirt und zu einem „göttlichen Werke" aufgereizt hatten. In Brüssel hatte man sich schon vorher in die Ohren geraunt, was geschehen würde. Das böse Schicksal konnte übrigens auch in den Sternen gelesen werden. Der Pfälzer Camerarius hatte dem Könige etliche Jahre vorher das Horoskop gestellt: „Gewaltsamer Tod". In Paris herrschte Bestürzung, alle Thüren wurden geschlossen. Das Parlament ließ das Buch von Mariana: De Rege et Regis Institutione öffentlich verbrennen, den Ravaillac aber zerreißen. Der gute König Heinrich war gefallen, aber die Bahn war dem großen Cardinal sowie dem Sonnenkönige vorgezeichnet; sie hatten nichts mehr zu erfinden, nur die Gelegenheiten zu finden, bei denen Heinrichs Pläne auszuführen wären. Individueller und incarnirter war Alles bei dem Béarner, dem liebenswürdigsten und verschlagensten aller französischen Herrscher, einem König, anmuthiger und gefälliger als das abstracte Staatsprincip des Cardinals, dem Unterthan menschlich näher als der Staatsfürst Louis. Auf dem Pontneuf, der großen Verkehrsstraße von Paris, steht sein Reiterbild.

Es bleibt uns jetzt noch ein Wort über den bekannten „großen Plan“ Heinrichs IV. zu sagen. Seinen wirklichen Plan haben wir soeben kennen gelernt; aber sein Minister und Großartilleur, der Herzog von Sully, hat in seinen Oeconomies d'Estat einen politischen Roman entworfen, dessen Held sich füglich unter die Paladine Karls des Großen setzen dürfte. Sully's fabelhafter Roy ging nämlich mit nachstehender Idee um: das Kaiserhaus auf Spanien und Indien zu beschränken, die deutschen Vorlande Oesterreichs unter die Nachbarn zu vertheilen; Oesterreich an Ungarn zu geben und aus beiden ein Wahlreich zu machen; die Türken und Russen aus Europa zu vertreiben; Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitz zu einem Wahlreich zu vereinigen; aus der Schweiz mit der Franche-Comté, dem Elsaß und Tirol eine Gesammtrepublik zu bilden; Sicilien an Venedig, die Lombardei an Savoyen, Neapel dem Papst zu geben; den Rest von Mittelitalien (Toskana) zu republicanisiren. So hätte denn Europa bestanden aus sechs Erbmonarchien: Oberitalien, Spanien, Frankreich, England, Schweden und Dänemark; aus fünf Wahlreichen: Ungarn-Oesterreich, Polen, Böhmen, Kirchenstaat und Deutschland; endlich aus den vier Republiken: Niederland, Groß-Schweiz, Venedig, Toskana.

Die drei christlichen Glaubensbekenntnisse, so verfügte der Dichter weiter, soll man dulden, wie es Gott thut. Ein oberster Gerichtshof steht über sämmtlichen Staaten. In ihnen allesammt herrscht freier Handel. Eroberungen fallen mehr an Republiken und Wahlreiche als an Monarchien. An die Stelle des Habsburgers wird zunächst Maximilian von Bayern zum deutschen Kaiser gewählt.

Der Leser wird selbst diesen Traum des politischen Hugenotten Sully beurtheilen und auch das Goldäderchen von Sinn nicht verkennen, welches sich durch das Gestein von Unsinn hindurchzieht. Vor Allem muß man bedenken, daß der Roman lange nach der amtlichen Thätigkeit Sully's, als dieser mit der Regentin schmollte, niedergeschrieben wurde. Obendrein

schob Sully seine polemische Utopie bald dem verstorbenen Könige, bald der englischen Elisabeth unter.

M. Ritter in den Abhandlungen der bayerischen Akademie hat die Geschichtsfälschung Sully's zuerst aktenmäßig dargethan. Philippson, der jüngste Historiker dieser Epoche, führt aus, daß Sully seine eigene Rolle und Wichtigkeit schon in der Darstellung der Hugenottenkriege übertreibt, daß er überall dabei gewesen sein will, wo es nachweisbar nicht der Fall sein konnte. Die Oeconomies d'Estat seien zwischen 1635 und 1638, also 25—28 Jahre nach dem Tode Heinrichs abgefaßt, und hätten nur die Gloriole der guten vergangenen Zeit und namentlich des Verfassers selbst im Auge gehabt. Uebrigens sei die Erfindung nicht einmal originell, da bereits d'Aubigné, der Hugenott, in seiner „Allgemeinen Geschichte" Heinrichs Plan dahin formulirt habe: Krieg gegen Mailand, Eroberung Belgiens, die Welt von Spanien befreien, ohne Vortheil für sich.

Bedeutende Kunstleistungen dürfen wir in dieser Zeit großer Unruhe, der politischen Zweckmäßigkeit und des sich vorbereitenden Militarismus in Frankreich nicht grade erwarten. Die Architektur der Renaissance verließ bereits ihre strengen Formen. Heinrich ließ zur Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre die „große Galerie", sowie den „Pavillon der Flora" bauen. Den Künstlern wies er Wohnung im Louvre an. Auch das berühmte Stadthaus, der spätere „Palast der Republik", wurde in Angriff genommen. Der Pont-neuf wurde erbaut. Die einzig würdige Schöpfung war das Thor am Waffenplatze zu Fontainebleau durch Franz Jamin. Alles Uebrige ging aufs Massenhaft-Groteske. Die Bildhauerei repräsentirte Francheville, ein Schüler Giovanni's da Bologna, der selbst ein Schüler Michel Angelo's gewesen; vom geistigen Großvater zum Enkel sank die Bildnerei bis zur gutgemachten

Dürftigkeit. Die Malerei, die in Italien noch ihre bolognesische Nachblüthe feierte, war bei den Franzosen technisch virtuos in der Form, aber gezwungen im Inhalt, und leistete, wie immer in Perioden des beginnenden Verfalls, nur noch Ansehnliches im Porträt. Martin Fréminet mit seinen Fresken in der Dreifaltigkeitscapelle zu Fontainebleau bewahrte noch Michel-Angelo's'ke Zucht; Simon Vouet, der bei Heinrichs Tode 28 Jahre zählte, rettete sich aus der falschen Antike in einen gesunden Realismus. Noch ein ernster und gestrenger Meister kam nach, hielt sich aber fern vom Vaterlande, wo das Grand Siècle mit seinen Decorationsbildern und seiner flachen Nachäffung der Renaissance immer deutlicher heranprahlte.

Der französische Geist schlug exacte Richtungen ein. Franz Viète erfand die Buchstabenrechnung und ihre Anwendung auf die Geometrie, was mit Unrecht dem Cartesius ausschließlich zugeschrieben wird. Charles Duchesne führte die Chemie in die Arzneikunde ein und verfaßte die erste Pharmakopöe. Olivier de Serres war Agronom. Als Philologen glänzten Scaliger, Mercier des Bordes und Casaubonus. Den philosophischen Skepticismus führte Charron entschiedener zu Ende als Montaigne. Charron (1541—1604), der Schüler Montaigne's, Rechtsgelehrter, dann katholischer Geistlicher, schrieb das Buch: De la Sagesse. Auf das Que sais-je? Montaigne's folgte jetzt das Je ne sais. Das heißt: Ich glaube, das mangelhafte Denken führt mich zum Glauben. La Popelinière begründete in der „Geschichte der Geschichten" die historische Kritik. Hexerei und Aberglauben grassirten natürlich, aber schon vor Thorschluß des 16. Jahrhunderts war es zum Streit zwischen Capuzinern und Aerzten gekommen.

In der schönen Literatur dieselbe Scheidung des Neuen vom Alten und die Anbahnung der Verstandesherrschaft. Der geistreiche Mathurin Regnier (1573—1613) steht als Janus da, aber sein Thema war die schablonenhafte Satyre ohne Individualisirung. Er spottet gar lustig über die so nichts können als proser de la rime et rimer de la prose. Das trifft

denjenigen zuerst, von dem Boileau später sagte: Enfin Malherbe vint. Malherbe (1555—1628) hat in steifleinener gereimter Prosa Alles was er wollte verschönt: Heinrich III., die Liga, Heinrich IV., die Regentin Maria, Ludwig XIII., den auftauchenden Richelieu und dessen Feinde. Er reimte auch die verschiedenen Mätressen des Béarners auf Bestellung an. Alles hübsch abgemessen, gezirkelt, castigirt und castrirt.

Der Schäferroman verdrängte den Ritterroman, die Mignardise die Aventüre. Die „Asträa" von Honoré d'Urfèz war dem schäferlichen Könige selbst gewidmet. Im satyrischen Roman trieb Bervalde de Verville Unfläterei, rabelaisische Frechheit; aber der König hatte durch die weitgehendste Toleranz gegen persönliche Angriffe das Thor geöffnet.

Das erste ständige Theater zu Paris war das „Théâtre du Marais" in der alten Rue du Temple, im Jahre 1600 errichtet; dazu kam unter Heinrich auch das Theater im „Hôtel d'Argent". Italienische und spanische Truppen gastirten in der französischen Hauptstadt. Der Dramatiker Alex. Hardy war langweilig trotz Malherbe, machte aber Schule; aus dieser gingen Rotrou, Corneille und Racine formell hervor. Larivet leitete Molière ein. Jean Passerat ist der Vorläufer Lafontaine's; trotz allem Sprachzwang, trotz aller Zustutzung des im 16. Jahrhundert noch so üppigen Idioms, zeitigte Passerat doch hübsche und naive Blüthen.

Laissons, laissons regrets et pleurs
A la vieillesse!
Jeunes il faut cueillir les fleurs
De la tendresse.
En ce temps joli de mai,
Ores que le ciel est plus gai
Aimons mignonne!
Ne combattons point le désir,
En ce monde n'a de plaisir
Qui ne s'en donne.

Etwa auf Deutsch:

„Laßt Kummer und die Thränen laßt,
Ihr Jungen, den Alten!
Pflückt Blumen, die in zarter Hast
Zum Strauß sich gestalten!
In diesem wunderschönen Mai —
Der Himmel ist so wolkenfrei —
Liebt Euer Schätzchen!
Verbannt den Wunsch nicht aus der Brust,
Es senkt sich immer nur die Lust
Auf ein bereites Plätzchen.“

Solche Ausnahmen wurden immer seltener. Die Verengung des nationalen Geistes war zugleich eine Ausschließung des Bürgerstandes von der schöngeistigen Atmosphäre. Die „Gesellschaft“ wurde exclusiv und die Pflege der Literatur den „Salons“ übertragen. Margarethe de Rambouillet eröffnete den Reigen. Die Individuen verfielen einer gestrengern Sonderung, eine peinliche Abstufung trat an die Stelle der frühern Anarchie. Die Universität wurde durch den Erzbischof von Bourges, Reinald de Beaume, reorganisirt; aber ein eigentliches Schulwesen hatten nur die Hugenotten, die auf ihren Versammlungen jedesmal ein förmliches Budget des Unterrichts auswarfen und ihre Akademien zu Montauban, Saumur, Nismes, Montpellier und Sédan in Flor erhielten.

Die Sitten verschlechterten sich, zu dem Brigantenthum und der Duellwuth gesellten sich Schlemmerei, Liederlichkeit, Kindesmord. Der Luxus war empörend: ein Taschentuch für die Gabriele d'Estrées kostete in heutigem Gelde 18,000 Mark, das bloße Obst bei der Taufe eines Sohnes des Connetable 6800 Mark. Und man kann von den damaligen Franzosen der höheren Stände dreist, wenn auch derb sagen: Sie soffen allerweil.

Der Cardinal Richelieu.

Beim Tode seines Vaters zählte der Sohn der Maria Medici neun Jahre. Schon bei Lebzeiten König Heinrichs war der diplomatische Plan aufgetaucht, den Prinzen mit der spanischen Prinzessin Anna zu verloben. Nach dem Tode des Königs ging die vom Parlament zur Regentin ernannte Königin bereitwillig auf die spanische Insinuation ein; es existire jetzt kein Grund zur Feindschaft mehr zwischen beiden Staaten, meinte sie.

Im Jahre 1611 fand die Verlobung der elfjährigen Kinder wirklich statt. Mit 14 Jahren wurden sie verheirathet. Der Leibarzt d'Hérouard berichtet in seinem Tagebuche, Maria habe mit dem Knaben folgende Unterredung gehabt: Mais vous ne scauriez pas faire des enfants. — Excusez-moi. Madame. — Et comment le scavez-vous? Mr. de Source (der Hofmeister) me l'a apprins. — Der kleine König bewies jedoch bald eine tiefe Abneigung und später einen förmlichen Widerwillen gegen seine Gemahlin.

Das Vorbild der berühmten „spanischen Heirathen“ unter Louis Philippe war mit dieser Heirath des jungen Bourbon und der Tochter Philipp's III. noch nicht vollendet; die Regentin verlobte gleichzeitig ihre Tochter Elisabeth mit dem zukünftigen Philipp IV., der an Mannhaftigkeit noch tief unter seinem Schwager stand.

Diese erzkatholische Doppelheirath regte die Reformirten in Frankreich gewaltig auf; sie mußten durch den Vertrag

von St. Ménéhould in ihren Privilegien bestätigt und so begütigt werden.

Methodisch zerstörte die Regentin das Finanzwerk Sully's. Sie brauchte Geld. Die 40 Millionen des Staatsschatzes schmolzen auf 5 zusammen.

Schon im Jahre 1611 verabschiedete sich Sully vom „Tempel der Moneta“ und zog sich verdrossen auf seine Güter in Poitou zurück.

Im Jahre 1614 sollte der 13jährige Ludwig mündig gesprochen werden. Die Regentin faßte einen großen Entschluß, als sie die Generalstaaten zusammenberief. Heinrich IV. hatte sich immer vor ihnen gedrückt. Die Parlamente oder Gerichtskammern ließ er sich weit lieber gefallen, und diese letztern bildeten sich ein oder behaupteten wenigstens, über den Ständen zu stehen.

Frankreich stand vor einer Wendung seiner Geschicke: absolute Regierung oder Mitwirkung der Stände, besonders des dritten. Das Königthum konnte die freche Uebermacht des Adels und des Klerus dadurch brechen, daß es gemeinsame Sache mit dem Kern der Nation machte. Der Adel, an die Gewaltthätigkeiten des Krieges gewöhnt, die geringe Staatsmacht verachtend, trieb Bauernschinderei. Ein Baron von Zéraur ließ zwei Bauern einsperren, täglich mit Riemen peitschen, siebenmal Pistolen mit Salz geladen a posteriori in sie hineinfeuern und zuletzt einen hängen. Ein Marquis von Canillac mißbrauchte seine Bannrechte dergestalt, daß die Bauern hungern mußten; dann bestrafte er sie, weil sie nicht aßen. Ein Graf von Montvallat war unerbittlich im Jus primae noctis, strafte alle Verbrechen mit schweren Geldbußen und ersann Verbrechen, um seinen Beutel zu füllen. Wie der Adel den Bauernstand zur Empörung trieb, im Limousin, Quercy, Périgord, in der Normandie, und dann die Aufstände im Blute erstickte, so empörten der Klerus, und namentlich die Jesuiten, durch ihre Lehre vom Königsmord und von der Oberhoheit des Papstes über jede weltliche Macht

das Bürgerthum. Hugenotten und besonnene Katholiken einigten sich in antipfäffischer Gesinnung.

Für uns Heutigen, die wir die Kluft von 1614 bis 1789 überschauen, bietet die Versammlung der Generalstaaten, die im erstgenannten Jahre im Augustinerkloster zu Paris zusammentrat, ein denkwürdiges Schauspiel. Es waren da 140 Geistliche, 132 Adlige, 192 Abgeordnete vom Bürgerstande, die letztern fast lauter Justiz- und Finanzbeamte. Die Repräsentanten des dritten Standes schlugen bald den richtigen Ton an. Jean Savaron aus Clermont in der Auvergne sprach zu den Finanzen: 6 Millionen gingen auf Pensionen und Gnadengehalte, in der Guyenne und Auvergne aber esse das Volk Gras!

Es wurden auch tief einschneidende, staatsgrundgesetzliche Anträge gestellt auf: Unabhängigkeit der Krone, Unverletzlichkeit des Königs, Heiligkeit der allgemeinen Unterthanenpflicht. Adel und Klerus widersetzten sich natürlich, um ihre „Freiheiten" zu salviren. Beide wollten sie nichts von den „jüngern Brüdern" hören, die doch nur ihre Untergebenen seien. Das konnte nicht anders sein; aber unter den Gegnern der bürgerlichen Anträge befand sich auch der Bischof von Luçon in Nieder-Poitou, Richelieu mit Namen, der die Verwaltung der Königin vertheidigte und nur darüber Beschwerde erhob, daß kein — Prälat in der Regierung sei. Ganz kanonisch erklärte er: Das Heil des Staates hange von der Beschützung der heiligen Dinge ab. Der künftige Reformator war also mit 29 Jahren noch ganz feudal-klerikal. Die Königin ließ sich durch hierarchische Drohungen — gab man ihr doch zu verstehen, der junge König sei als Sohn eines Ketzers nicht regierungsfähig — einschüchtern. Die Reichsstände erklärten den 13jährigen Ludwig, eigentlich aber das Königthum selbst, für volljährig. Als sie sich zur eingehenden Kritik der Finanzverwaltung anschickten, wurden sie auf — 175 Jahre vertagt.

Das überkluge Kind beging im folgenden Jahr seine Vermählung mit Anna von Oesterreich. Ein Bild aus seiner

Jünglingszeit stellt ihn also dar: Langes Lockenhaar, Schnurrbart, Henriquatre, ein weiter, aufliegender Spitzenkragen, kurze Schooßjacke mit aufwärts gehenden Manschetten, goldverbrämte Kniehose, Stulpenschuhe. Nichts vom Vater im Gesichtsausdruck, eher etwas Weibisches von der Mutter. Die spanische Anna wird uns so vorgeführt: glatt gebauschtes Haar (anderswo auch gelockt), der Spitzenkragen in zwei großen Flügeln hinten aufschwingend (anderswo herabfallend), gelbliche Hängemanchen um weiße Aermel, weißes Kleid mit Rosacen besetzt; Gesichtsausdruck unbedeutend, doch nicht unschön, lebhaft sinnlich.

Die Regentin Maria hatte es dennoch mit den Mächtigsten im Lande verdorben. Ein hoher Adel, gemischt aus Hugenotten und Katholiken, die Condé, Epernon, Guise, Montmorency, Bouillon, wurden mißvergnügt und aufsässig, weil sie vom Regiment verdrängt waren und weil die Regentin unwürdige Italiener mit dem höchsten Vertrauen beehrte. Diese Italiener waren vorzüglich die erste Kammerfrau der Königin, Leonora Dosi, Gai oder Galigai, und deren Mann Concino Concini, der als Marquis d'Ancre zum Marschall von Frankreich, zum ersten Kammerherrn und Statthalter von vier Provinzen befördert wurde. Condé und Rohan, der Schwiegersohn Sully's, Feldherr und Staatsmann, der „zweite Coligny“ der Hugenotten, zogen gegen die Königin zu Felde. 1616 kam der Vertrag von Loudun zwischen den streitenden Parteien zu Stande, welcher den Hugenotten große Concessionen eintrug. Der Marschall d'Ancre ließ im Zorn den Prinzen von Condé in die Bastille werfen. Wieder wurde gerüstet und der durch Concini als Staatssecretär ins Cabinet eingeschobene Bischof von Luçon rieth zum Angriff gegen die rebellischen Vasallen. Concini aber hatte einen Fehler begangen, indem er den 16jährigen König als Kind behandelte. Ludwigs Günstling, Albert von Luynes, plante den Mord des Emporkömmlings; der König stimmte beim Vogelheerde zu. Am 14. April 1617 wurde Concini im Hofe des Louvre

das Bürgerthum. Hugenotten und besonnene Katho[illegible] einigten sich in antispäñischer Gesinnung.

Für uns Heutigen, die wir die Kluft von 1614 bis [illegible] überschauen, bietet die Versammlung der Generalstaaten im erstgenannten Jahre im Augustinerkloster zu Paris [illegible] sammentrat, ein denkwürdiges Schauspiel. Es waren 140 Geistliche, 132 Adlige, 192 Abgeordnete vom Bü[illegible] stande, die letztern fast lauter Justiz- und Finanzbeamte. Repräsentanten des dritten Standes schlugen bald den [illegible] tigen Ton an. Jean Savaron aus Clermont in der Auv[illegible] sprach zu den Finanzen: 6 Millionen gingen auf Pens[illegible] und Gnadengehalte, in der Guyenne und Auvergne abe[illegible] das Volk Gras!

Es wurden auch tief einschneidende, staatsgrundgese[illegible] Anträge gestellt auf: Unabhängigkeit der Krone, Unverle[illegible] keit des Königs, Heiligkeit der allgemeinen Unterthanenp[illegible] Adel und Klerus widersetzten sich natürlich, um ihre „[illegible] heiten" zu salviren. Beide wollten sie nichts von den „jün[illegible] Brüdern" hören, die doch nur ihre Untergebenen seien. [illegible] konnte nicht anders sein; aber unter den Gegnern der bü[illegible] lichen Anträge befand sich auch der Bischof von Luço[illegible] Nieder-Poitou, Richelieu mit Namen, der die Verwaltung [illegible] Königin vertheidigte und nur darüber Beschwerde erhob, [illegible] kein — Prälat in der Regierung sei. Ganz kanonisch erk[illegible] er: Das Heil des Staates hange von der Beschützung [illegible] heiligen Dinge ab. Der künftige Reformator war also [illegible] 29 Jahren noch ganz feudal-klerikal. Die Königin ließ [illegible] durch hierarchische Drohungen — gab man ihr doch zu [illegible] stehen, der junge König sei als Sohn eines Ketzers [illegible] regierungsfähig — einschüchtern. Die Reichsstände erklä[illegible] den 13jährigen Ludwig, eigentlich aber das Königthum se[illegible] für volljährig. Als sie sich zur eingehenden Kritik der Fin[illegible] verwaltung anschickten, wurden sie auf — 175 Jahre vert[illegible]

Das überkluge Kind beging im folgenden Jahr [illegible] Vermählung mit Anna von Oesterreich. Ein Bild aus se[illegible]

[illegible]

[illegible] Concini an Staats[illegible] [illegible] Bischof von Luçon rieth zum Angriff gegen die [illegible] Vasallen. Concini aber hatte einen [illegible] [illegible] den 16jährigen König als [illegible] Günstling, Albert von Luynes, plante den [illegible] [illegible]: der König stimmte beim [illegible] [illegible] 1617 wurde Concini im Hofe des Louvre

durch drei Pistolenschüsse getödtet. Die Mörder, sagt man, hätten ihm das Herz aus dem Leibe gerissen, dasselbe geröstet und verspeist. Der Pöbel grub sogar die Leiche wieder aus, schleppte sie durch Paris, zerriß und verbrannte sie unter der Bildsäule Heinrichs IV. Angesichts dieser bartholomäischen Tigerhaftigkeit rief der junge Ludwig: „Jetzt bin ich König!" Die Galigai aber wurde als Hexe justificirt.

In der That verbannte Ludwig jetzt seine Mutter nach Blois und machte den Luynes zum Pair und Herzog. Der Bischof von Luçon folgte der Königin in die Verbannung, wurde jedoch von Blois in sein Bisthum und später nach Avignon verwiesen. Im Jahre 1619 befreite der Herzog von Epernon vermittelst einer Strickleiter die Königin aus ihrem Exil und führte sie nach Angoulême. Richelieu brachte einen Vergleich zwischen Mutter und Sohn zu Stande; aber schon im folgenden Jahre kam es zum Kriege zwischen der mit den störrischen Großen jetzt verbündeten Königin und den Truppen ihres Sohnes. Da stiftete Richelieu den Frieden von Pont de Cé (1620) und trat wieder in den Staatsdienst, wo ihn der zum Connetable beförderte Luynes protegirte. Die Königin Maria zog in Paris ein.

Und wieder fühlten sich die Hugenotten beleidigt und verletzt, als das ganz reformirte Béarn zur Krone geschlagen und katholisirt wurde. Der Krieg begann auf's Neue, aber die Hugenotten hatten kein Glück mehr. Im Laufe des Jahres 1621 fielen ihre sämmtlichen Festungen mit Ausnahme von Montauban und La Rochelle. 1622 wurde das hugenottische Heer bei Vie in der Normandie vernichtet. Die Regentin oder eigentlich Richelieu schloß mit ihnen den Frieden von Montpellier. Das Edict von Nantes blieb in religiöser Hinsicht unangetastet, nur wurden den Hugenotten alle Sicherheitsplätze bis auf Montauban und La Rochelle entzogen und ihre berathenden Versammlungen waren für die Zukunft an die königliche Bewilligung gebunden.

Der Herzog von Luynes war zu seinem Glück vor seinem Sturze gestorben.

Durch das Wirrsal des königslosen Frankreichs sehen wir zu verschiedenen Malen eine Hand huschen, nesteln und lösen, plötzlich auch weiter ausgreifen? Wessen ist diese Hand?

Armand Jean du Plessis auf Schloß Richelieu in Poitou, wurde am 5. September 1585 in Paris geboren. Er sollte ursprünglich Militär werden und wäre dann wohl ein zweiter Farnese geworden. Da es sich aber um das so zu sagen erbliche Bisthum Luçon handelte, welches der Familie zu entgehen drohte, wurde Armand ein eben so eifriger Theologe, der im Jahre 1607 mit 21 Jahren, nach eingeholtem päpstlicher Dispens, die bischöfliche Weihe erhielt. Luçon war das kleinste und ärmste Bisthum im Lande.

Der jugendliche Bischof, den Heinrich IV. in glücklicher Vorahnung „meinen Bischof“ nannte, ergab sich eifrigst der Theologie. Durchaus katholisch geberdete er sich, schielte jedoch nach dem Hofe, hielt Fastenpredigten in Paris und fand großen Beifall. Das blieb sieben Jahre lang alles. Erst in den Generalstaaten von 1614 sehen wir ihn politisch auftreten. 1616 half ihm Concini in den Steigbügel, warf indessen bald neidvolle Blicke auf den Staatssecretär. 1618 zu Avignon in der Verbannung, wurde er wieder Theolog und verfaßte den Instructeur chrétien. Als er den Frieden von 1620 vermittelt hatte, bewarb er sich um den Cardinalshut. Der König unterstützte den vertrauten Rathgeber seiner Mutter keineswegs, aber der Einfluß der Königin-Mutter siegte in Rom. Richelieu erhielt mit 36 Jahren den Purpur, im Jahre des Friedens von Montpellier, der deutlich seine Hand verräth.

Feudalistisch und katholisch, scheinbar zur spanischen Partei gehörig, dabei streng monarchisch und vor allen Dingen geschmeidig, gewandt und ehrsüchtig: so war der Mann beschaffen, der am 26. April 1624 von Ludwig XIII. an die Spitze der Regierung gestellt wurde und der das von Standesprivilegien innerlich, von der spanischen Macht äußerlich ein-

geschnürte Frankreich auf der von Heinrich IV. angedeuteten Bahn weiter führen sollte. Man darf nicht vergessen, daß der König von Spanien Herr von Belgien und von der Freigrafschaft war und daß der nahverwandte kaiserliche Habsburger den Arm in den Elsaß und bis nach Lothringen streckte, daß endlich Spanien und der Kaiser über Italien verfügten.

Da meldete sich im Rathe Europas der Cardinal-Minister. Am 10. Juni 1624 schon schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß mit Holland; im August zahlte er dem Mansfeldt drei Millionen Subsidien für den protestantischen Krieg; im November durchkreuzte er den Plan einer Heirath des Prinzen Karl von Wales mit einer spanischen Prinzessin, machte eine Verbindung Karl's mit Henriette Marie, der Tochter Heinrich's IV., populär und nöthigte den Papst zum Dispens. Dazwischen wurde der Beschluß gefaßt, die spanisch-päpstlichen Truppen aus dem seit 1620 besetzten Veltlin, der Brücke zwischen Oesterreich und Spanisch-Italien, hinauszuwerfen und das katholische Gebiet an das protestantische Graubündten zurückzugeben.

Seine innere Politik stand natürlich im engsten Zusammenhang mit der äußern: die Krone Frankreich, durch die Königin Marie und den Titularkönig Ludwig in den Koth gerathen, sollte wieder in der Höhe glänzen, jeden andern Staatsfactor weit überstrahlend. Der Cardinal war so wenig ein Ketzerhasser wie Clemens VIII. und im Grunde Urban VIII.; nur sollten ihm die Hugenotten, wie der gesammte hohe Adel, seine politischen Kreise nicht stören. Auf die Frage: wie viele Messen erforderlich seien, um eine Seele aus dem Fegfeuer zu befreien, antwortete er einst: so viele wie Schneeballen, um einen Backofen zu heizen. Frankreich nahm er, wie er es vorfand, als gewohnheitsmäßig katholisch, der Bürgerkriege überdrüssig. Jetzt sollte es gehorchen lernen, und wehe denen, die sich seiner einheitlichen Staatspolizei widersetzten! Es war die Theorie, die der Großsiegelbewahrer Marillac im sog. Code Michaud niedergelegt hatte.

Die kirchlich-confessionelle Politik, die der unglückselige Ferdinand II. und sein spanischer Verwandter als Regierungsmittel im Bagagewagen nachschleppten, war überwunden. Sie machte eben der Raison d'Etat Platz.

Als der Papst Urban VIII. dagegen protestirte, daß das katholische Veltlin einer ketzerischen Regierung zurückgegeben werde, antwortete Richelieu: er werde nicht gestatten, daß Unterthanen sich dem Gehorsam gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit entzögen. Als der Papst sich weigerte, der Henriette de France den Dispens zu einer Heirath mit dem ketzerischen Stuart zu ertheilen, betonte Richelieu: es gelte auch den Vortheil des Papstes; wenn übrigens der Dispens nicht rechtzeitig erfolge, so werde die Heirath doch vor sich gehen.

Richelieu hatte die Macht und den Einfluß der Königin Maria ausgenützt bis zum Cardinalshute. Dann gab er sie auf und ließ sich vom Könige bitten, sein Herr zu werden. Der Sohn Heinrichs IV. war grade so regierungsbedürftig wie sein Land; auch er zerrte hin und wieder an der Kette, trug sie aber im Ganzen gelassen und mit Anstand. Der skeptische Menschenkenner Larochefoucould sagt uns in seinen Memoiren:

„Ludwig XIII. war von schwächlicher, durch die Strapazen der Jagd vorzeitig abgenützter Gesundheit; sein Unwohlsein vermehrte noch seine Düsterkeit und üble Laune; er war finster, mißtrauisch und haßte die Menschen. Er wollte beherrscht sein, und ertrug doch die Herrschaft nur mit Ungeduld. Sein Verstand erfaßte nur Einzelheiten, gab sich nur mit Kleinigkeiten ab; vom Kriegswesen verstand er nur so viel, wie ein einfacher Offizier. — Der König ist von Natur eifersüchtig, und diese Eifersucht, durch jene des Cardinals noch gespornt, hätte hingereicht, ihn gegen die Königin zu erbittern, wäre sie auch nicht kinderlos und von so grundverschiedener Gemüthsart gewesen."

War Ludwig zur persönlichen Initiative untauglich, so bewies er wenigstens die Fähigkeit, seinen Minister zu be-

greifen. Er ging auf Richelieu's Pläne ein, discutirte sie und faßte den Entschluß, den ihm der Cardinal übrig gelassen hatte. Gelang einmal ein Plan nicht, so war er dem König mißlungen und Richelieu entschädigte ihn durch eine neue Idee, die er ihm soufflirte. Der König, oder vielmehr das Königthum, war ja Herr geworden; die Reichsstände blieben vertagt, die Provinzialstände erhielten Vormünder an königlichen Intendanten; die Parlamente wurden durch Kissensitzungen kirre gemacht. Notabelnversammlungen wurden unter Richelieu noch zweimal berufen, als er grade wichtige Bestätigungen gebrauchte.

Alles das schließt nicht aus, daß der Cardinal vollauf zu thun hatte, die Ohrenbläsereien seiner Feinde, der königlichen Verwandten und des Adels beim Könige zu pariren; daß er stets auf seiner Hut sein mußte, und daß er, sein ganzes Verhältniß zum Könige zusammenfassend, sagte: „Sechs Fuß Erde (das königliche Cabinet) machen mir mehr Mühe als das ganze übrige Europa."

Wie nach Außen nahm der Cardinal auch nach Innen feste Position. 1626 verordnete er die Schleifung aller Festungen und festen Schlösser des Adels, die nicht an der Gränze lagen. Drei Jahre später untersagte er streng den Mißbrauch der Frohnden und Bannrechte, bei Strafe sofortiger Confiscation der Herrengüter. Unbarmherzig verfuhr er gegen das Duell, und als zwei Grafen sich am hellen Mittag zu Paris öffentlich schlugen, ließ er sie auf dem Grèveplatz hinrichten.

Schon mußte sich der gestrenge Cardinal, wenn er in den Straßen erschien, von 100 Arkebüsieren begleiten lassen, welche Zahl später verdoppelt wurde. Ueberhaupt wuchs sein Train mehr und mehr zu dem eines Großwessiers an. Er wußte, was Imponiren bei seinen Landsleuten heißt, und betrachtete die dazu erforderlichen Mittel als Sache der Staatscasse.

Hugenotten und Katholiken — wie schon unter Heinrich — verschworen sich gegen den Vertreter der einheitlichen Staats-

macht. Der Herzog von Rohan und sein Bruder, der Prinz von Soubise, trotzten in Waffen. Richelieu stellte sich die Frage, ob ein Staat im Staate zu dulden sei, der über 700 Kirchsprengel, 200 feste Orte, 4000 adlige Herren und 25,000 Soldaten verfügte.

Die Antwort war, daß sich der Cardinal auf England und Holland stützte, um der Hugenotten Meister zu werden! Ein holländischer Admiral schlug seinen Glaubensgenossen Soubise und trieb ihn nach England. Die Tatze war gezeigt, es folgte der halbe Friede von 1626, der das Edict von Nantes im Gnadenwege bestätigte, aber die Aufnahme eines königlichen Intendanten in La Rochelle stipulirte.

Die spanische Seeherrschaft, durch Holland und England tief erschüttert, dazu der Untergang der deutschen Hansa, erweckten damals allerhand oceanische und baltische Gelüste in Dänemark, in Schweden, bei Wallenstein und sogar bei dem Pater Lamormain. Noch ehe die Wallenstein'sche Wetterwolke über Niederdeutschland herfuhr, ließ sich der Cardinal zum Intendant général de la navigation et du commerce ernennen.

Am meisten machte ihm zu schaffen der hinterlistige und feige jüngere Bruder des Königs, Gaston von Orleans, der bei der Kinderlosigkeit des königlichen Paares Aussicht auf den Thron hatte. Diesen hetzte der Marschall Ornano; Verschwörer waren auch die natürlichen Söhne Heinrich's IV., der Herzog von Vendôme und der Graf von Chalais. Da fuhr die Tatze wieder heraus, ergriff den Ornano und steckte ihn in's Gefängniß; ergriff den Chalais und schleppte ihn auf's Schaffot. Ornano starb im Kerker, Vendôme wurde freigelassen. Das gab vorläufig Ruhe.

Der neue Flotten- und Handelsminister schaffte die Stellen des Großadmirals und des Connetable ab, rüstete aber selbst zu Wasser und zu Lande. Noch war das königliche Frankreich flottenlos, als der Streit um La Rochelle an seiner Westküste entbrannte. Das Versprechen, die feste Burg St. Louis,

welche die Hafenstadt beherrschte, abzutreten, war nicht gehalten worden; Karl I. Stuart versprach den Hugenottenführern Rohan und Soubise Hülfe, und 1627 brach der letzte Hugenottenkrieg aus.

Der Cardinal selbst leitete die Belagerung der Seeveste. Der Herzog von Buckingham, der prahlerische Günstling des englischen Königs, machte mit der Flotte einen verfehlten Angriff auf die Insel Ré in der Front von La Rochelle. Um jede Zufuhr von der Seeseite abzuschneiden, verwandelte sich der Cardinal in einen Ingenieur, ließ einen großen Damm im Meere aufwerfen und hungerte die todesmuthige Stadt aus. 15,000 Menschen gingen in La Rochelle zu Grunde, 100 waren noch waffenfähig; nach 14monatlicher Belagerung mußte sich (1628) der tapfere Bürgermeister Guiton ergeben. Das Jahr darauf schloß England Frieden und Richelieu erließ das Edict von Nismes: freie Religionsübung der Berechtigten, aber keine Festungen mehr. Der Staat im Staate hatte sein Ende erreicht.

Wie sich die Dinge verschoben hatten, geht am Deutlichsten aus dem Umstande hervor, daß die Spanier für's Leben gern den Hugenotten zu Hülfe gekommen wären! Holländische und englische Schiffe hatten dem katholischen Cardinal früher gegen die hugenottischen Rebellen gedient; jetzt wäre der katholische König fast ihr Bundesgenosse geworden! Der Cardinal hatte so wenig gegen die Personen der begabten Hugenotten einzuwenden, daß er sie ohne Bedenken im öffentlichen Dienst verwendete, so den Prinzen Rohan, die Generale de la Force, Châtillon, Turenne, Schomberg, den Seehelden Duquesne und den gelehrten Valentin Conrart, den Gründer der französischen Akademie.

In den Memoiren des Cardinals lesen wir: „Als ich die Geschäfte übernahm, theilten die Hugenotten das Reich mit dem Könige; die Großen benahmen sich als wären sie keine Unterthanen, und die Befehlshaber in den Provinzen, als wären sie unabhängige Herren. Jeder maß seine Verdienste

nach seiner Kühnheit, die Unternehmendsten galten als die Weisesten und waren oft die Glücklichsten. Auswärtige Verhältnisse und Bündnisse wurden vernachlässigt, das öffentliche Wohl sah sich überall dem persönlichen Vortheil nachgesetzt und die königliche Gewalt gering geachtet." Die Hugenotten waren ihm Etat contre Etat, infidèles sujets du Roi, mauvais Français.

Noch während der Belagerung von La Rochelle that Richelieu einen neuen Schachzug gegen Habsburg in Italien. Die Erbschaft von Mantua und Montferrat war streitig zwischen dem Prinzen Karl von Nevers und dem Herzog von Guastalla. Der Cardinal patronirte natürlich den französischen Vasallen, Habsburg den Herzog Ferdinand. Als der Kaiser Sequester über die Erbschaft verhängte, ging Richelieu als Generallieutenant seines Königs über die Alpen, schlug am 6. März 1628 den Herzog von Savoyen bei Susa und bemächtigte sich der Gränzfestung Pinerolo oder Pignerol. Auf dem Rückwege demolirte er die hugenottischen festen Plätze im Languedoc. Die französische Armee hatte sich mittlerweile Mantua's bemächtigt. Da sandte Wallenstein, auf der Höhe seiner Macht, aber bereits von der Liga und Richelieu moralisch unterminirt, dem Kaiser Ferdinand 20,000 erprobte Krieger aus Mecklenburg. Die Franzosen wurden in Mantua eingeschlossen, die Festung erstürmt und verwüstet, und Oesterreich war im Besitze der Erbschaft.

Richelieu zog zum andern Male mit großem Gefolge über die Alpen, und gleichzeitig heizte der Beichtvater dem frommen Kaiser so lange die Hölle, bis dieser den Wallenstein fallen ließ und dem Prinzen von Nevers im Frieden von Chierasco (März 1631) den schönen Besitz preisgab. Die festen Plätze Casale, Pignerol und Mantua wurden jetzt zu eben so vielen Angriffspunkten gegen Oesterreich-Spanien.

Was nicht durch die Waffen errungen war, das hatte der Cardinal durch ein von ihm mit besonderem Geschick verwendetes Mittel erzielt, durch die Diplomatie. Als Alles dar-

auf ankam, den übermüthigen Friedland zu stürzen, erschien zu Regensburg die berühmte „graue Excellenz", der Pater Joseph, Marquis du Tremblay, der Ferdinand II. zu behandeln wußte. Der Pater Joseph war vor La Rochelle Ingenieur gewesen, jetzt entpuppte er sich als großer Diplomat. Gustav Adolf sollte bekanntlich in Polen freie Hand bekommen: Richelieu sandte den Charnacé dorthin, der die Sache in Ordnung und den Frieden von Stuhm zu Stande brachte.

Mitten in dieser weitausgreifenden Thätigkeit —, „unausgesetzt, offen und geheim, überall zu unterhandeln", war sein Wahlspruch — wurde dem Cardinal am eigenen Hofe ein gewaltiger Stein in den Weg gewälzt.

König Ludwig XIII. erkrankte im Jahre 1630 zu Lyon, und in einer besonders schwachen Stunde entlockten ihm die beiden Königinnen, Mutter und Gemahlin, die Entlassung des allmächtigen Ministers. Der Herzog von St. Simon und der Cardinal La Valette traten eifrigst für den Bedrohten ein, dieser selbst spielte seine ganze Geschmeidigkeit und Ueberredungskunst auf, und anstatt eines Abgesetzten ging ein Neubeglaubigter aus dem königlichen Cabinet hervor. Man taufte deßhalb den 11. Nov. 1630 nach französischer Art la Journée des dupes, den „Tag der Gefoppten". Es war ein hübsches, amüsantes Zwischenspiel in der großen europäischen Staatsaction — Gustav Adolf stand auf deutschem Boden, unter Mitwirkung des Cardinals, mit Zustimmung des Papstes!

Die „Gefoppten" mußten jetzt unschädlich gemacht werden, die ganze Politik des Cardinals stand auf dem Spiele. Der Kanzler Marillac wanderte ins Gefängniß, worin er bis zu seinem Lebensende verblieb; sein Bruder, der Marschall, wurde 1632, nach dem Urtheil einer Specialcommission hingerichtet. Die Königin Marie floh nach Brüssel, später nach Köln, wo sie 1642 in großer Dürftigkeit starb. Gaston von Orleans warb Truppen und vermählte sich mit einer Tochter des Herzogs von Lothringen. Richelieu, zum Pair und Herzog erhoben, ließ alle Anhänger Gaston's für Majestätsverbrecher erklären.

Der Marschall Schomberg schlug 1632 die Truppen Gaston's; feige unterwarf sich dieser der königlichen Gnade. Richelieu schonte nothgedrungen den muthmaßlichen Thronerben, ließ aber dafür seinem Freunde und Genossen, dem Herzog von Montmorency, Statthalter von Languedoc, zu Toulouse den Kopf vor die Füße legen.

Gaston entwich nach Lothringen und cabalirte dort weiter. Habsburg betrachtete ihn als eine Macht und unterhandelte 1633 gleichzeitig mit den italienischen Fürsten, der Königin-Mutter in Frankreich und dem Félon Gaston von Orleans. Das veranlaßte den Cardinal zur Eroberung des lothringischen Landes; 1634 jedoch ließ er sich zu einer „Versöhnung" bereit finden. Er hatte genug anderweitige Sorgen.

Gustav Adolf hatte auf seinem Triumphzuge durch Süddeutschland die französische Anmaßung gebührend zurückgewiesen und den Agenten des Cardinals gedroht: „Euer König soll meiner Armee nicht zu nahe kommen, oder er muß ein Rencontre mit mir haben." Nach seinem Tode wurde der Heilbronner Bund unter französischen Auspicien geschlossen und Bernhard von Weimar unter besondere Protection — Richelieu sagt: „in französischen Sold" — genommen. Französische Truppen und französisches Geld gingen über den Rhein.

1635 schloß Richelieu ein Bündniß mit Holland und erklärte Spanien den Krieg. Graf Orenstjerna kam nach Paris und schloß einen neuen Vertrag mit Frankreich.

Natürlich nicht zum Schutze des Protestantismus hatte sich der Cardinal seit 1629 in die deutschen Händel gemischt. Während er mit Gustav Adolf verbunden war, traf er ein Uebereinkommen mit Marimilian von Bayern. Von Orenstjerna forderte er Hagenau und Schlettstadt, Trarbach und Kreuznach. Von Wallenstein, mit dem er 1633 zu Dresden wegen der böhmischen Krone unterhandeln ließ, hoffte er Unterstützung für seine Arrondirungspläne. Für den Elsaß hätte

der Cardinal den Protestantismus preisgegeben; aber Oxenstjerna ließ sich nicht erweichen.

Als der Krieg an Spanien erklärt war, zeigte sich Frankreichs Militärmacht ungenügend. Bernhard von Weimar mußte den Rückzug der französischen Armee aus Deutschland decken. Grade in dieser Zeit (1636) bestand der Cardinal eine schlimme Gefahr in Frankreich selbst. Eine große Verschwörung hatte sich zwischen dem treulosen Gaston, dem Grafen von Soissons, den Herzögen von Bouillon und Guise gebildet; die Einverständnisse erstreckten sich bis nach Spanien und Oesterreich. Gaston hatte nicht den Muth, das verabredete Zeichen zum Morde des Cardinals zu geben, „versöhnte" sich vielmehr mit seinem Bruder (1637) und ließ von diesem seine im Auslande geschlossene Ehe sanctioniren.

Die französischen Truppen waren so wenig glücklich, daß der Reitergeneral Johann v. Werth in die Picardie fiel und sogar Paris bedrohen konnte. Ludwig XIII. zitterte, er stellte seine Person, Staaten und Krone unter den Schutz der allerheiligsten Jungfrau und verordnete Gebete im ganzen Lande. Die Königin Anna correspondirte mit dem Cardinal-Infanten und andern Feinden Frankreichs. Die Correspondenz wurde entdeckt, der König mußte seiner Gemahlin Verzeihung ertheilen. Ein Pfaffe, der P. Caussin, hatte die Hände im Spiel gehabt. Nur Einer zitterte und betete nicht, sondern handelte. Er forderte Frankreich auf, sich zu ermannen und Frankreich ging bereitwillig auf seine Forderungen ein.

Richelieu, schon ganz Convent, ließ die Commandanten der festen Plätze in der Picardie, welche capitulirt hatten, hinrichten. Unterdeß strich er die Armee des gestorbenen Herzogs Bernhard sammt dem Elsaß ein.

1640 planten Gaston und Soissons abermals den Untergang des Cardinals. Die Ermordung unterblieb wieder durch die Feigheit Gastons; im offnen Felde wurden die Rebellen am 6. Juli 1641 geschlagen, und zwar bei dem neuerdings berühmt gewordenen Dorfe Bazeille, in der Nähe des noch

berühmteren Sedan. Der Graf von Soissons fiel, der Herzog von Boitillon unterwarf sich, Guise floh. Im selben Jahre ergab sich Catalonien den Franzosen und Roussillon ward erobert. Der große Menschenkenner verbitterte sich durch einen Irrthum sein letztes Lebensjahr. Ein Mann wie Ludwig XIII. konnte unmöglich an dem gestrengen, fleißigen und mit Recht mißtrauischen Cardinal persönlich Gefallen finden, und Richelieu beaufsichtigte auf's Genaueste des Königs Umgang. Da glaubte er nun, ihm durch Zuführung des jungen Henri Coiffier, Ruzé d'Effiat, bekannt als Marquis von Cinq-Mars, ein unschädliches Vergnügen zu machen. Cinq-Mars bemächtigte sich auch der königlichen Zuneigung, aber zum Nachtheile Richelieu's. Der empfohlene Günstling schmiedete einen Mordplan im Einverständnisse mit Gaston von Orleans, dem Herzog von Bouillon und Spanien; der König hatte geschwiegen und der Parlamentspräsident Franz de Thou soll um die Sache gewußt haben. Ein förmlicher Vertrag war auf dem Wege nach Madrid. Richelieu bekam den Vertrag in seine Hände. Krank lag er mit dem kranken König im selben Zimmer, und jetzt dictirte der kranke Minister dem entsetzten Könige die Maßregeln wider das geplante Attentat. Cinq-Mars wurde auf die Folter gespannt, bis er Alles ausgesagt hatte. Der Herzog von Bouillon kam mit der Abtretung von Sedan davon; Cinq-Mars aber und Franz de Thou wurden im September 1642 hingerichtet. Der jämmerliche Orleans entwischte zum letzten Male.

Wir erzählen die Verschwörung des Cinq-Mars nach französischen Quellen. Der stricte Beweis für die Abscheulichkeit, auch des Königs, ist nicht erbracht worden. Richelieu hatte über Staatsverbrecher und deren Abstrafung seine eigene Theorie, so ziemlich die aller Autokraten, selbst der berechtigten: „Vor Gericht hat der strenge Beweis der Verurtheilung vorauszugeben, aber der Staatsmann muß oft schon auf dringenden Verdacht hin unschädlich machen. Das Mittel ist gefährlich, aber noch gefährlicher ist es, dem Umsturz nicht recht-

zeitig vorzubeugen." Schon früh hatte Richelieu dem Könige beigebracht: „Verschwörungen lassen sich nicht mathematisch beweisen; man muß eher zu viel als zu wenig thun, unter allen Umständen das Wohl des Staates der Zufriedenheit der Mutter vorziehen." — So lautete die bedenkliche Weisheit des Despotismus im Kampfe mit der Anarchie.

Schier gelähmt hielt der 57jährige Staatsbändiger, die verkörperte Raison d'Etat, seinen letzten Einzug in Paris. In seiner Sänfte befanden sich Bett, Tisch und Stuhl. Achtzehn Trabanten waren beim Transport nothwendig. Der Zug bewegte sich durch eine Lücke in der Stadtmauer, über Brücken des Stadtgrabens. Als ihm der Herzog von Gramont sein tiefes Leidwesen kund that, sagte der Cardinal: „Ihr Schmerz macht mich weich, es ziemt mir nicht in der Todesstunde Schwäche zu zeigen, die ich im Leben nicht gekannt."

Der Pfarrer forderte vor der Absolution, daß der Sterbende seinen Feinden verzeihe. Der Cardinal erwiderte darauf: „Macht Euch keine Sorge, ich habe niemals andere Feinde gehabt als die des Staates und meines Herrn, des Königs."

Am 4. Dec. 1642 hauchte Richelieu sein planvolles Leben aus und der König legte in drastischer Weise die entgegengesetzten Gefühle an den Tag, die ihm sein gewaltiger Minister stets eingeflößt hatte. Der Mann, der dem gesalbten Vertreter Gottes auf Erden schreiben durfte: „Ew. Majestät halten mit zu wenig Festigkeit auf die Beobachtung der Gesetze, und doch ist der, welcher unterläßt was zur Erhaltung des Staates dient, Gott so verantwortlich wie der, welcher von seiner Gewalt tyrannischen Gebrauch macht", konnte dem Monarchen nur starre Bewunderung und unterwürfige Furcht abzwingen. Bei der Todesnachricht sagte Ludwig: „da ist ein großer Staatsmann gestorben." Dann aber meldete sich die Unentbehrlichkeit des eigentlichen Regenten von Frankreich, und fünf Monate nach Richelieu's Tode gab Ludwig XIII. das auf, was man euphemistisch den „Geist" nennt.

Er hatte kaum und zwar sehr spät für die Nachfolge im Reiche gesorgt, so daß sich die Art seiner wenigstens formalen Begegnung mit der Königin Anna gar nicht wiedergeben läßt. Auch wurden ihm von der Chronique scandaleuse seine beiden Söhne abgestritten, von denen der ältere, Ludwig XIV., im Jahre 1638 zur Welt kam. Ludwig XIII. liebte eigentlich nur die Jagd, den Fischfang und das Geplauder. Es thut wehe, einen Mann wie Hugo Grotius einen solchen König in der Widmung des „Völkerrechts" förmlich veneriren zu sehn; aber das 17. Jahrhundert auf dem Continente huldigte der Autorität.

Cardinal Richelieu, der große Erbe Heinrichs IV., ist der classische Repräsentant der Verweltlichung der kirchlichen Interessen, und insofern die richtige Mitte des 30jährigen Krieges. Weder mit Ketzern noch mit Heiden ein Bündniß zu schließen, zauderte er einen Augenblick. Das katholische Pathos sowohl als das ketzerische schauderte vor solcher Eiseskälte zurück. Der Löwener Professor Jansenius griff den Cardinal 1635 unter dem Pseudonym Alexander Patricius Armacanus im „Mars Gallicus" heftig an. Im Bunde mit Ketzern bekriegte Richelieu den allerkatholischsten und den apostolischen König und erklärte spirituell in seinen Memoiren: in Europa sei es besser geworden, quand défilait le chapelet d'Espagne, als der spanische Rosenkranz sich ausfädelte.

In dem berühmten Testament des Cardinals liest man: „die erste und beste Grundlage des Staates ist das Reich Gottes;" aber, wirft der Minister ein, „man hüte sich Heuchlern und Frömmlern zu viel Einfluß einzuräumen." In dem so acut gewordenen Streit unserer Tage: freie Kirche im freien Staat, oder Aufsichtsrecht des Staates über die Kirche, hätte sich der Cardinal-Minister für keines von beiden entschieden; er ging vielmehr auf die Vereinigung beider Interessen in einer Hand aus. Er wollte päpstlicher Legat werden und hoffte durch ein Nationalconcil eine Art französischen Patriarchats zu gründen. Auch diese Idee kam von Heinrich IV.,

und als Ludwig XIV. alle Bisthümer für Regalien erklärte, machte er wirklich den König zum Patriarchen. Die Kriegssteuer erließ Richelieu dem Klerus keineswegs, er verzichtete lieber auf dessen Gebete. Er hatte dem französischen Nationalbewußtsein richtig seine beiden Ideale abgelauscht: Einheit und Gleichheit. Die Einheit fordert und bringt die Macht, die Arrondirung bis zu den „natürlichen Gränzen", seien diese richtig oder falsch verstanden; in der Gleichheit, selbst vor dem Schaffot, in der Niederwerfung der Hochprivilegirten lag für die Menge ein Motiv, sich freier zu fühlen. Daß bei dieser Verwirklichung der Gleichheit auch Härte und empörende Ungerechtigkeiten mit unterliefen, daß die Hugenotten in Languedoc zur Zeit des Krieges gegen La Rochelle barbarisch behandelt wurden, daß der gestrenge Finanzmann mit grausamer Rücksichtslosigkeit seine Decrete durchsetzte, daß die Bestrafung des Parlamentspräsidenten de Thou über alle Gebühr hinausging: das kann weder geleugnet noch entschuldigt werden. Es erklärt sich vielmehr nur aus dem Grundsatz des 17. Jahrhunderts, den Staat, die Centralisation der öffentlichen Macht, um jeden Preis herzustellen. Das Gegenstück wurde in Spanien aufgeführt, wo die Centrifugalkraft die Oberhand gewann. Philipp IV. (1621—65), wo möglich eine noch traurigere Erscheinung als sein schemenhafter Vater, spielte den Affen seines Großvaters, und darüber krachte das Reich in allen Fugen.—

Der Herzog von Olivarez, vom herabgekommenen Adel der Guzman, brachte das Land finanziell vollends herunter. Selbst die löblichen Eigenschaften des Premier konnten den Ruin nicht aufhalten, und als er die Privilegien der Provinzen aufheben und Catalonien auf den Fuß Castiliens setzen wollte, ärntete er die Rebellion und den Abfall Cataloniens an das von seinem Lehrmeister Richelieu beherrschte Frankreich. Der Herzog von Epernon marschirte mit einem kleinen Heere auf Barcelona und die Catalonier erkannten Ludwig XIII. als souveränen Grafen von Barcelona an. Diese Herrschaft dauerte 13 Jahre, von 1640—1653.

Portugal, von Philipp II. im Jahre 1580 annectirt, ergab sich keineswegs seinem Schicksal. Es bildete sich eine Verschwörung zu Gunsten des Johann Braganza, der persönlich den Hamlet-Brutus spielte. Der Plan wurde wie nach der Uhr ausgeführt: am 1. Dec. 1640 erscholl vom Palaste der spanischen Regentin der Ruf: „Es lebe Johann IV.!“ und am 15. Dec. wurde der nationale König gekrönt. Die Bündnisse Portugals mit Frankreich, England und Holland brachten zunächst nur moralischen Vortheil; aber Portugal selbst erwies sich mannhaft genug zur Vertheidigung seiner Unabhängigkeit im Kriege von 1644—1646.

Eine Infamie der habsburgischen Politik rief allgemeine Indignation hervor. Der Bruder König Johanns, Eduard Braganza, stand in kaiserlichen Militärdiensten; 1641 wurde er verhaftet und 9 Jahre gefangen gehalten; er starb im Kerker zu Mailand, ohne andere Schuld, als daß sein Bruder an die Stelle des Königs von Spanien getreten war.

Der patriotische König Johann stellte das „restaurirte Portugal“ unter den Schutz der „Madonna von der unbefleckten Empfängniß“ — auch der Beichtvater der spanischen Königin, der Jesuit Neidhard, ereiferte sich unter Clemens X. und Innocenz XI. für dasselbe heiklige Thema — und regierte bis zum Jahre 1656. Von seinen an Spanien übergegangenen Colonien, auf welche die holländische Republik fröhliche Jagd machte, erhielt Portugal nur Brasilien zurück und behauptete sich auf der Westküste von Afrika. Holland selbst war schon seit dem Waffenstillstand von 1609 für Spanien verloren.

Auch die italischen Nebenländer verursachten der Krone Spanien Kopfzerbrechen genug. Ihren Einfluß auf Mantua und Montferrat hatte sie bereits an Frankreich und Savoyen verloren. Aber auch Toskana, Neapel und Sicilien sollten an die Reihe kommen. Hier werden wir die Hand Mazarin's am Werke sehen.

Im Innern Frankreichs war die Parole: Centralisirung

und Nivellirung gegeben. Die Ständesäle waren geschlossen, in den Provinzen befehligten königliche Intendanten, in den Städten Hofbeamte; die Parlamente oder Gerichtshöfe bezeigten sich für den Augenblick unterwürfig und beschlossen dem Hofe nach dem Munde. Redete doch der Präsident des Pariser Parlaments im Jahre 1631 Ludwig XIII. in einer Kissensitzung folgendermaßen an: „Sire, die Könige sind die sichtbaren Götter der Menschen, wie Gott der unsichtbare König der Menschen ist. Gott inspirirt sie." Mißtraute aber der Cardinal gar den Parlamentsgerichten, so setzte er besondere königliche Tribunale ein.

Den Großen im Lande war der Kopf zurechtgesetzt oder abgeschlagen. Der Rocher de bronze war stabilirt. Selbstverständlich gingen die Abgaben in die Höhe; sie stiegen von 33 Millionen auf 118 Millionen Livres.

Im Anfang hatte Richelieu Ansätze zu einer gerechtern Steuervertheilung gemacht; er empfand die Nothwendigkeit, auch in der Belastung der Unterthanen nach größerer Gleichheit zu streben. Aber der Zwang der politischen Lage, die Dringlichkeit der Bedürfnisse des auswärtigen Departements, trieben ihn, wie früher Sully, zu immer härterer Unerbittlichkeit zurück; der Autokrat huldigte, wohl oder übel, dem Grundsatz, daß die „weinende" Volksmasse am besten zu regieren sei. Die Aufstände in Bordeaux und Toulouse, die Bauernrevolten in Perigord, Saintonge und der Normandie bewiesen freilich das Gegentheil. Mit der werdenden Flotte entstand auch bei dem Cardinal das Verlangen nach größerm überseeischen Besitz. Zu Anfang der 30er Jahre erweiterte er die durch Heinrich IV. begünstigten Ansiedelungen in Canada; unter ihm wurde der Grund zu Quebek gelegt. Schon im Jahre 1626 hatte der Staatspolizeimeister von Frankreich von Rouen aus das berüchtigte Cayenne in Guayana gegründet!

Dieselbe typische Bedeutung wie für den französischen Staat hat Richelieu auch für die französische Literatur. Im Jahre 1635 erhob er eine literarische Privatgesellschaft zur

Académie française. Es war als hätte er sagen wollen: „ein königliches Tribunal für Sprache und Geschmack". Malherbe aus Caen in der Normandie entfloh seinem protestantischen Vater, ging an den Hof, besang Ludwig XIII. bei dessen Abreise zur Belagerung von La Rochelle, erklärte, das beste Französisch werde auf dem Marché St. Jean zu Paris gesprochen, eigentliche Franzosen gebe es nur von Laon bis Orleans, und erhob so das Wallonisch-Picardische zur bleibenden Schriftsprache, der er in seinen Oden Muster und Gesetz vorschrieb. Die Gründung der Akademie im Jahre 1635 erlebte er nicht.

Enfin Malherbe vint et le premier en France etc., so feierte später Boileau den Richelieu der französischen „classischen" Poesie. Die Prosa regelten und beherrschten Voiture und Balzac; der heil. Franz von Sales, Titularbischof von Genf, ein geborner Savoyer, ein milder, quietistischer Charakter, der die Schrecken der Hölle in seiner Introduction à la vie dévote verschmähte, bereitete auf Fénélon vor. Richelieu selbst schrieb correct und nicht ohne Emphase.

Die Akademie hatte zum geistigen Rector den Grammatiker Vaugelas, der ihren Sprachcodex in seinen Remarques sur la langue française und im Dictionnaire de l'Académie niederlegte. Zweihundert Jahre lang hat dieses Gesetzbuch geherrscht; erst die Romantiker unseres Jahrhunderts legten Bresche hinein.

Der Cardinal versuchte sich auch in der dramatischen Literatur, und hielt dieses Nebengeschäft, wie das so zu geschehen pflegt, für äußerst wichtig. Er war eifersüchtig auf — Corneille und legte der Akademie den „Cid" zur strengsten Prüfung vor. Im Grunde betonte ihm der Dichter die Individualität noch zu stark, obgleich die drei Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung so ziemlich der Einheit von Staat, Gesetzgebung und Gericht entsprachen. Die Akademie schlüpfte so glatt als möglich zwischen dem großen

Dichter und dem allmächtigen Patron durch; der Erstere aber profitirte von der Kritik.

Die wahre Kritik des „Cid“ sollte noch lange auf sich warten lassen; nicht zum Wenigsten hat Schack sie gefördert.*) Schack wies zuerst die eigentliche Quelle des Corneille'schen „Cid“ in den Mocedades del Cid von Guillen de Castro nach. Dieser hatte die frühere Liebe des Cid zur Ximene, von der die Romanzen nichts wußten, erfunden. Dann hat Corneille einiges specifisch Spanische unterdrückt, z. B. den hochfahrenden Prinzen Sancho und den heil. Lazarus. Sonst ist alles Gute aus Guillen entlehnt, nur die Süße der Poesie, der feine Hauch des Herzens, fehlt bei dem Franzosen. Dafür tritt ein der declamatorische Pomp, die tönende Phrase, das gesuchte Spiel der Antithesen. Die berühmten drei Einheiten, die erst unter Lessing's Richterbeil fielen, sind im „Cid“ des Corneille bis zur Albernheit beobachtet: die Beleidigung Diego's, der Zweikampf, die Verfolgung und Verheimlichung, die Flucht, die Heldenthaten, der gesetzliche Zweikampf — Alles vollzieht sich am selben Orte innerhalb weniger Stunden! Ximene hat nicht einmal Zeit, den Tod ihres Vaters zu verschmerzen; drei Stunden nachher reicht sie dem Mörder ihre Hand! Die wirklich schönen Stellen sind aus Guillen übersetzt.

Aber dergleichen war die geringste Sorge der jungen Akademie. Die Literatur wie die Politik gingen dazumal auf Correctheit und Pathos aus. Die Correctheit entsprach der Ordnung, das Pathos dem Commando. Insubordination der Großen hatte man an Condé, Rohan, Soubise, Bouillon und Guise erlebt; Unterwerfung unter die Krone von Gottes Gnaden war staatliches wie poetisches Gebot geworden.

Bei der feierlichen Eröffnung der Akademie ließ der Cardinal-Minister seinen König sagen: die Eloquence sei die edelste der Künste. Das ist die goldene Regel der französischen

*) F. v. Schack „Geschichte der dramatischen Poesie in Spanien“, 3 Bände.

Literatur geblieben bis in die opponirende Neuromantik hinein: das rhetorische Element hat Alles durchdrungen, Alles beherrscht.

Und doch wolle man nicht vergessen, daß im Spiele der Antithesen und im rhetorischen Pathos sich noch etwas anderes verbirgt als Autorität und Disciplin. Gewaltige Geister brauchten sich nur derselben Mittel zu bedienen, um dieselbe Autorität zu erschüttern, dieselbe Disciplin zu lockern. Das chaotische 16. Jahrhundert erschien in der neuen Richtung der französischen Literatur völlig abgethan, eine neue Aera eröffnet; aber die Pascal und Descartes lehrten und übten auch die Gewalt der Sprache über die Gemüther, den Stoß der Gegensätze und einer Weltanschauung, die weder mit derjenigen Richelieu's, noch mit der des vierzehnten Ludwig übereinstimmte. Der Bruch mit der politischen Tradition, wie ihn der Cardinal vollzog, konnte dermaleinst auch von unten her bewerkstelligt werden.

Es ist schon schlimm, wenn der Despotismus eine Zeitung gebraucht; das böse Beispiel wirkt ansteckend, das Volk lernt die Macht des gedruckten Wortes kennen. Seit 1631 erschien die „Gazette de France" einmal wöchentlich; der Cardinal und der nicht allzu beschäftigte König waren Mitarbeiter. Dabei sollte es natürlich sein Bewenden haben; die Preßfreiheit bestand in der Freiheit der Regierung, drucken zu lassen was ihr gutdünkte.¹ Aber konnten es nicht Zeitungen sein, so waren es geheimgedruckte, anonyme Broschüren, die den Mittagsschlaf des Cardinals störten. Meist in Paris gedruckt, trugen diese Schriften doch den Druckort „Brüssel" oder eine sonstige niederländische Stadt auf dem Titelblatt. Am Grimmigsten erzürnte ihn die „Milliade" in ca. 1000 Versen, die man jetzt auf Louis d'Epinay, einen Abt in der Champagne, und auf den Grafen d'Estelan zurückführt. Die Satyre hatte so sehr eingeschlagen, daß die Frondeurs sie im Jahre 1652 ohne Weiteres gegen Mazarin verwendeten und blos die Eigennamen zu ändern brauchten.²

Die Verherrlicher Ludwigs XIV., bestrebt allen Glanz um das Haupt ihres Idols zu sammeln, haben von den Kunstbestrebungen der Regentin Maria und des Cardinals, ganz besonders von der damaligen Förderung öffentlicher Arbeiten und der Industrie wenig oder nichts gesagt. Und doch baute sich die Regentin den Luxemburg-Palast auf dem linken Seineufer im gemischten französisch-toskanischen Styl, ein Denkmal ihrer eigenen Doppelnatur. Dort malten Rubens und Jordaens die berühmten Bilder aus dem Leben der Königin, die im Louvre am ganz verkehrten Platze sind. Maria v. Medici setzte auch den Bau des Louvre fort, gründete die Savonnerie, die später so berühmte Tapetenfabrik, und legte den botanischen Garten an; unter ihr entstand auch der Anfang des Quartier St. Germain, des aristokratischen Faubourg. Sie hatte an Sublet de Noyer einen förmlichen Minister der öffentlichen Künste.

Richelieu erbaute das Petit-Luxembourg und begann den Bau des Palais-Cardinal, des heutigen Palais-Royal. Er ließ den Nicol. Poussin von Rom kommen, der überhaupt nur zwei Jahre in Paris lebte, während deren er die Louvre-Galerie ausmalte und das Kunstgewerbe befeuerte. Die Industrie in Verbindung mit der hohen Kunst zu setzen, durch ihre Producte Geschmack und Luxus, sowie den Export zu befördern, danach die Zolltarife einzurichten: das war des Cardinals eigenster Gedanke.

In seinem Palais bewirthete und amüsirte der Cardinal den Hof; dort gab er theatralische Vorstellungen, bei denen er oft selbst als Dichter sich betheiligte. Er wußte zu repräsentiren — Ludwigs XIII. Hofhalt war bescheiden gegen den seinigen; 24 bis 36 Pagen aus den vornehmsten Familien warteten auf. Seine Musikcapelle mußte ihn auf Reisen begleiten. Er wechselte zwischen Sänfte und Carosse. Zahlreiche Köche sorgten für seinen und seiner Gäste Gaumen. Er spielte mit Geschick den Herrscher und bestimmte den zukünftigen Geschmack. Seine Vorliebe für Uniformität, Regel und grade Linie

wird am besten durch die Idee bezeichnet, eine Stadt Richelieu nach geometrischem Plane zu bauen.

Sein Vermögen bestand in 2½ Millionen Livres, von denen er die Hälfte dem Könige vermachte. Der Herzogstitel ging auf seinen Neffen über, dessen Sohne wir später begegnen werden.

Richelieu war der fleißigste Mann des Königreichs; er schlief des Nachts nur 3—4 Stunden, von 11 Uhr bis 2 oder 3; dann las er die eingelaufenen Depeschen und schlief wieder von 6—8 Uhr Morgens. Er schrieb gut Lateinisch, verstand Griechisch, Italienisch und Spanisch. Den katholischen Cultus beobachtete er in aller Form; dabei steckte er jedoch tief in den Schlingen der Astrologie und Alchymie, wie sein ganzes Jahrhundert. Die confessionelle Religion erfüllte eben die denkenden Menschen nicht mehr durchaus, und die Lücken wurden durch vermeintlich höhere Wissenschaft gestopft. Der Cardinal ließ den Alchemisten Rueil am Stein der Weisen suchen. Daneben errichtete er dann einen besondern Gerichtshof für Falschmünzer, Majestätsverbrecher und Prognostikensteller über Leben und Tod des Königs — ganz wie die römischen Imperatoren, welche eine eigene „gute" Magie betrieben, die „schlechte" dagegen mit den schwersten Strafen heimsuchten. Das laisser aller in moralischer und geschlechtlicher Beziehung hatte Heinrich IV. zu charmant in Schwang gebracht, als daß es seine bedenklichen Kreise nicht hätte immer weiter ziehen sollen. Repräsentiren lassen sich die negativen Eigenschaften eines Volksgeistes, abschaffen nicht. Richelieu war kein Rigorist, wie seine Nichte Mme. Combalet wußte; sagte man ihm doch Absichten auf die Königin Anna nach. Die Moral fällt nicht in die Competenz der Verwaltung. Der Cardinal hatte mit zwei königlichen Weibern genug zu schaffen gehabt, um die Weiberherrschaft zu verabscheuen; aber ihren großen Einfluß auf die französische Gesellschaft vermochte er nicht zu hemmen. Zudem stand die Vormundschaft Anna's vor der Thüre. Der Leichtsinn der Weiber wurde unter Mazarin noch größer als

unter Richelieu. Die Zahl der im Duell Gefallenen, sehr häufig die Opfer weiblicher Coketterie und Wetterwendigkeit, war unter Ludwig XIII. noch bedeutender als unter Heinrich IV. Die Weiber verlegten sich bereits auf die geschminkte Natürlichkeit, bei der die Wegwerfung als Hingebung figurirte; die Männer affectirten ungezwungene Höflichkeit und prahlten mit einer Würde, der das Leben „nicht eine Stecknadel werth“ ist.

Wie ein warnender Prophet steht mitten in diesem hereinbrechenden Verderben der geniale Jacques Callot (1594 bis 1635) da. Der grassirenden Emphase gegenüber grub er die Lebenswahrheit auf Kupfertafeln ein. Ist Callot schon überaus wichtig durch die getreue Darstellung zeitgenössischer kriegerischer Zustände und Vorgänge und besonders der Waffen und Costüme; läßt er uns da den Uebergang vom Ritterthum zur praktisch-nüchternen Staatsraison, den vergeblichen letzten Kampf der Individualität mit dem Uebergreifen der nivellirenden Allgemeinheit sozusagen mit Händen greifen, so wird er gradezu classisch durch die Naturwahrheit seiner Schilderungen und durch den befreienden Humor seiner Phantasiestücke. Ist es nicht höchst charakteristisch, daß sich im Angesicht von 50 Kanonen die mittelalterliche Sturmhaube hoch mit Federn blähte; daß der Küraß, die Arm- und Beinschienen gleich alten Gespenstern aus Rüstkammern umgingen? Dagegen beginnt dann der Stulpstiefel mit über's Knie verlängerter Hose, der aufgekrempte weiche Schlapphut, der Carabiner und die Ständerbüchse den unwiderstehlichen Uniformirungszwang.

Wie grausamlich getreu sind Callot's Misères et malheurs de la guerre! Welche Plünderungs-, Schändungs-, Mord- und Marterscenen! Die Justificirung fehlt auch nicht; die Lotterbuben hangen zu Dutzenden an den Bäumen, werden füsilirt, verbrannt, gerädert. Dann hinken Krüppel ins Spital oder betteln umher, und die noch immer wüthenden Bauern schlagen sie mit Dreschflegeln todt. So gestochen im Jahre

1633. Der Humor des gesunden Künstlers aber gipfelt in einer Reihe von dramatischen Scenen, die dem feinsten Charakterlustspiel zu Grunde gelegt werden könnten und die eine wahrhaft Molière'sche Laune verrathen.

Schließen wir mit zwei Urtheilen von Zeitgenossen über den Begründer der französischen Einheit. La Rochefoucauld charakterisirt ihn also: „Der Cardinal Richelieu dankte seine Erhebung einzig der Königin-Mutter. Sein Geist war durchdringend und weitsehend, seine Gemüthsverfassung herb. Er war kühn in seinen Plänen, schüchtern für seine Person. Er wollte des Königs und seine eigene Autorität festsetzen, indem er die Hugenotten und die großen Adelshäuser Frankreichs zu Grunde richtete; dann gedachte er Oesterreich anzugreifen, um eine für Frankreich so bedrohliche Macht herabzudrücken. Alles, was sich seinem Willen nicht fügte, ärntete seinen Haß; er berücksichtigte keine Gränzen in der Erhöhung seiner Creaturen und der Vernichtung seiner Feinde."

Offenbar legt La Rochefoucauld, nach seiner Art, zu viel Gewicht auf rein persönliche Motive.

Der gewiegte Cardinal von Retz, die Seele der „Fronde", äußert sich folgendermaßen: „Aus allen Dummheiten und Leidenschaften der schlechten Parteien in Frankreich, aus der Schwäche des deutschen Kaiserthums und der Unfähigkeit Spaniens bildete Richelieu ein Capital, welches er zu dem Zwecke einer unbeschränkten Monarchie verwendete."

Der Cardinal hat sich selbst in folgenden „Maximen" gezeichnet: „Unvorsichtig und unglücklich ist Eins. — Nie kann man zu vorsichtig sein und zu viel Sicherheit suchen. Man muß stets zwei Sehnen am Bogen haben, immer mehr vorbereiten als man erreichen kann. — Ich wage nichts, ohne reiflich überlegt zu haben; habe ich aber meinen Entschluß gefaßt, so gehe ich auf's Ziel los, stürze Alles um, mähe Alles nieder, und bedecke Alles mit meinem rothen Rock."

Der Cardinal Mazarin. — Blaise Pascal.

Am 19. April 1642 ernannte Ludwig XIII. einen Regentschaftsrath für seinen 5jährigen Sohn, bestehend aus der Königin Anna, dem Herzog von Orleans, dem Prinzen von Condé und dem Cardinal Mazarin. Am 14. Mai starb der König, fünf Monate nach Richelieu. Die Königin, im Bunde mit den ehrgeizigen Großen, warf das Testament um, nahm in einer Kissensitzung des Parlaments die vormundschaftliche Regierung in die Hand, ernannte den uns hinlänglich bekannten Orleans, der früher ihr Augenmerk gewesen war, zum Statthalter sämmtlicher Provinzen, und Mazarin zu ihrem Premierminister. Dieser war dem verstorbenen Könige schon lieber gewesen als Richelieu, hatte ihm auch versprochen, für die Aufrechthaltung des Testaments zu sorgen, zugleich aber der Königin entgegengesetzte Versprechungen gemacht und sich dann bei Seite gedrückt. Nach dem Tode Ludwigs erschien er nicht mehr im geheimen Rathe und bat dann um seine Entlassung. Abgesprochen oder nicht, Mazarin wurde Premierminister, der Nachfolger Richelieu's.

Auch Mazarin trug den rothen Rock, mit dem er vieles bedecken mußte; ebenso Schnurr- und Knebelbart. Aber Kleider und Frisur machen doch nicht ganz den Mann. Wir haben sein Portrait von Champaigne und von Nanteuil: er ist ein schöner Mann; unter dem rothen Käppchen quillt ein reiches schwarzes Haar hervor; die Augen sind groß und feucht, die schöne Stirn läuft in einer Adlernase aus; der Ausdruck der

Physiognomie ist ein mildes Feuer. Schlauheit paart sich in diesem Gesicht mit Sinnlichkeit; dieser Kopf scheint voller Expédients, aber ohne einen großen, herrschenden Gedanken. Es ist etwas vom Glücksritter in ihm, wie es die Cardinäle aus den Abruzzen mitbringen.

Der italienische Richelieu war nicht nur ein Italiener, sondern auch als spanischer Unterthan geboren. Er und die spanische Anna haben den spanischen Rosenkranz weiter zerpflückt. Auch die Königin Anna hatte große schöne dunkle Augen und ein reiches kastanienbraunes Haar. Sie war der zärtlichen Regungen voll, hatte sich leidenschaftlich in den englischen Herzog von Buckingham verliebt, vielleicht den Cardinal Richelieu nicht gleichgültig angesehen; eben stand, bis auf Weiteres, der Herzog von Beaufort, das Haupt der „Importans", in ihrer Gunst. Wer aber glaubte, die Frau hätte vom Kriege nicht gestört sein wollen, die Spanierin sei rasch zum Frieden mit ihrem Heimathlande geschritten, der täuschte sich. Die Königin-Regentin war Französin geworden.

Im Jahre 1630 erschien der 28jährige Giulio Mazarini in Lyon bei Richelieu, der eben mit einer Armee nach Italien zog, mit Friedensvorschlägen von Seiten Spinola's und des Herzogs von Savoyen. Er hatte ursprünglich die Rechte studirt, war dann Capitän beim Papste gewesen und hierauf Theologe geworden. Richelieu, der Gefallen an dem jungen Mann gefunden hatte, ließ ihn nicht aus den Augen und nahm ihn 1639 in französische Dienste. Auf Verwendung des Königs, seines Gönners, erhielt er 1641 den Cardinalshut. Er war also grade reif zur Nachfolge.

Die Zustände Frankreichs waren nach Innen wie nach Außen gefestigt; Mazarin hatte zwar mit einer Regentin zu schaffen, wie Richelieu; aber der kleine König redete noch lange nicht drein, brauchte nicht einmal trainirt zu werden wie sein Vater. Elsaß sammt Breisach war in französischen Händen; Turenne und Condé führten Krieg jenseits der Gränzen; waren sie in Deutschland nicht besonders glücklich, so machten

sie doch den Kaiserlichen viel zu schaffen; Catalonien diente als Faustpfand gegen Spanien; Condé erfocht noch im Jahre 1643 den glänzenden Sieg bei Rocroy in den spanischen Niederlanden und eroberte drei Monate später auf Mazarins Befehl Thionville oder Diedenhofen, das als Schanze gegen Luxemburg diente. Die Position des Cardinal-Ministers war also nach allen Seiten eine glänzende.

Aber dem Italiener fehlte der feste Entschluß, die durchfahrende Rücksichtslosigkeit seines französischen Vorgängers, das was Gustav Adolf die Mascula consilia genannt hatte. Allerdings schadete ihm auch sein ausländischer Ursprung. Wo Richelieu unschädlich machte, da unterhandelte Mazarin, und wo Richelieu unterhandelte um zu düpiren, da wurde Mazarin oft selbst die Düpe. Den Parteien in Frankreich, die den Kopf aus dem Richelieu'schen Joche gewaltig emporreckten, machte er Zugeständnisse, um sie zu begütigen und zu versöhnen; aber zweimal mußte er die Sühne persönlich auf sich nehmen. Wenn er schließlich triumphirte, so geschah es durch Geschmeidigkeit. Richelieu stahl sich in die Gunst der Maßgebenden, um Alle zu beherrschen; Mazarin mußte sich immer wieder in seine Position hineinschleichen. Richelieu konnte gehaßt werden und wurde gehaßt; Mazarin setzte sich nicht selten der Verachtung aus.

Um den Krieg gegen Spanien und den Kaiser zu führen, brauchte der Cardinal nicht nur Armeen und Feldherren, sondern auch Geld. Dieses nahm er von den Steuerpächtern, welche sich an den Steuerzahlern durch den vierfachen Betrag erholten. Oben sah man durch die Finger, die misera plebs, der Bürger und Bauer, mußten herhalten. Die Steuer in Geld war seit Sully von 2 auf 60 Millionen gestiegen, die ausgepreßte Bevölkerung nur durch Soldaten im Zaume zu halten. Die letzte Unabhängigkeit der Gesinnung im Lande bewahrte das Pariser Parlament, welches bei Steuererhöhungen nicht zu umgehen war. Unter diesem Beamtenadel fanden sich noch ehrenhafte Charaktere, Männer, die einer sittlichen Ent-

rüstung fähig waren: so die Präsidenten Molé und Bavillon, der Rath Broussel und der Generaladvocat Talon. Sagte doch der Letztgenannte der Königin Anna im versammelten Parlament: „Es bleibt Ihren unglücklichen Unterthanen nichts als die Seele, weil diese noch nicht versteigert werden konnte.“ Das Elend der Bevölkerung hatte die größte Unsicherheit zur Folge. Es existirte zu dieser Zeit in Paris ein Royaume des truands, ein „Königreich von Vagabunden“, gegen das die furchtbarsten Gesetze erlassen wurden. Aber das Parlament, in Paris wie in den Provinzen, war eine feudale und privilegirte Gerichts- und Controllbehörde; trat es für irgend etwas in die Schranken, so geschah dies immer zugleich für seine eigene Stellung, nicht selten für seine finanziellen Competenzen. Dazu kam, daß sich in den Vierziger Jahren das Parlament durch seinen Namen und die große Rolle des englischen Parliaments verleiten ließ, „legislative Gewalt“ zu spielen und die Eintragung der Steueredicte zu verweigern. Der junge König, erklärte es, könne keine Kissensitzung halten; man wehrte sich gegen Mazarins Willkür. Der oberste Rechnungshof, der Steuerhof, der große Rath und das Parlament thaten sich reichsständisch zusammen. Das improvisirte Parlament verlangte: „Herabsetzung der Taille oder Kopfsteuer um ein Viertel, Prüfung der seitherigen Finanzverwaltung, formelles Steuerbewilligungsrecht, Abschaffung der königlichen Kissensitzungen, Mittheilung der Verhaftungsgründe binnen 24 Stunden (Habeas Corpus), ordentlichen Rechtsgang, Beseitigung der außerordentlichen Gerichtscommissionen. Die Forderungen waren vortrefflich, das Forum leider incompetent.

Das Pariser Volk, immer regierungsfeindlich, tumultuirte vor dem Palaste des Königs und des Ministers. Es war in den Jahren 1646 und 1647 — der westphälische Friede dem Abschluß nahe —, Mazarin ließ seinen Finanzintendanten Emery fallen, die Taille oder Kopfsteuer wurde abgeschafft. Mazarin gab nach. Nur vor der Habeas-Corpus-Akte wußte er sich herzudrücken.

Von den Armeen liefen glänzende Nachrichten ein: Cremona war genommen, Tortosa desgleichen, Condé siegreich in Ypern eingezogen. Als Condé am 21. August 1648 den Sieg bei Lens davongetragen, hielt Mazarin es für möglich, dem Parlament einen tödtlichen Schlag zu versetzen. Der Präsident Blancmesnil und der Rath Broussel wurden verhaftet. Als jedoch Paris murrte, gab er die Gefangenen wieder frei. Die Regierung erklärte sich bankerott, Paris gerieth in Aufruhr, die Regentin entfloh am 6. Januar 1649 mit dem jungen König und dem Minister nach St. Germain, von wo sie ganze Bonbonsschachteln süßester Versprechungen in ihr liebes Paris hineinwarf: Zollschutz für Pariser Artikel — für die Bürger; Einstellung der einträglichen Aemterschöpfung und der lettres de cachet gegen Beamte — für die Bureaukraten; Abschaffung der Ausnahmsgerichte — für alle Bedrohten. Am 8. Januar aber schon erklärte das Parlament den Cardinal für einen „Feind des Vaterlandes“. Sah es nicht gerade aus, als ob man englische Revolution spielte; war nicht auch Strafford schon gefunden?

Leider bestand die Opposition nicht aus Puritanern, die sich im Nu in Eisenrippen verwandelten; die spöttische Bezeichnung, die ihr die Regierung gab, sollte sich bewähren. Die Straßenjungen, die in den Festungsgräben mit der Schleuder spielten, und die immer wieder kamen, so oft man sie auch verjagte, hießen frondeurs. Danach wurde die politische Opposition unter Mazarin benannt. Die Führer waren egoistische Krakehler, die nur das Ihrige suchten, sich von einer Seite auf die andere warfen, heute vereinigt, morgen gegeneinander kämpften, sich kaufen und betrügen ließen. Esprit war genug vorhanden — man denke nur an den Cardinal von Retz und die Herzogin von Longueville, die Schwester Condé's, die den männlichen Blaustrumpf Victor Cousin noch auf seinen alten Tag zur Verherrlichung verführte. Aber Charakter und fester Plan fehlten der ganzen frondirenden Gesellschaft. Buckle hat sie drastisch mit den heroischen Par-

venus der englischen Revolution, mit den Schneidern und Bierbrauern von Gottes Gnaden zusammengestellt, wo sie dann in ihrem windigen Nichts erscheinen. Es ist ein historischer Irrthum, hier von den Principien des Jahres 1789 zu reden; diese Opposition konnte zu Paaren getrieben werden, sie verkroch sich vor einem resoluten Quos ego.

Paul de Gondi, Coadjutor des Erzbischofs von Paris, später Cardinal von Retz, hatte es auf Mazarin's Stelle abgesehen. Als in Paris Barricaden entstanden, spielte er zuerst den Vermittler und ging dann zur Fronde über. Mazarin floh damals mit dem Hofe aus der Hauptstadt. Außer dem Coadjutor stellten sich der Prinz von Conti, Condé's Bruder, der Herzog von Longueville, sein Schwager, die Herzöge von Bouillon und Beaufort der Fronde zur Verfügung. Die Parlamente der Normandie und der Bretagne, der Provence und des Languedoc erließen Zustimmungs-Erklärungen. Turenne, der Bruder des Herzogs von Bouillon, rückte mit Truppen heran. Am 11. März 1649 kam der Vertrag von Ruel zwischen der Fronde und der nachgiebigen Königin zu Stande. Mazarin machte die Truppen Turenne's abspenstig, Turenne floh. Am 18. August kehrte die Königin mit Mazarin nach Paris zurück. Richelieu war niemals geflohen.

Der Frieden von Münster und Osnabrück war geschlossen. Condé stand zur politischen Disposition. Ludwig, Herzog von Enghien, der Sohn Heinrichs II. von Condé, war 1621 geboren, schlug am 19. Mai 1643 mit 22 Jahren die Schlacht bei Rocroy, eroberte am 20. August desselben Jahres Thionville, besiegte 1644 den bayerischen General Mercy, wurde 1647 von dem eifersüchtigen Mazarin nach Catalonien geschickt, kehrte 1648 zurück, nahm Ypern in Flandern und siegte am 20. August bei Lens. Das ist der „große Condé". — Er war von hoher Statur, durchdringendem Blick, bewies im Kugelregen das kälteste Blut und stürzte sich in's wildeste Gedränge. So herrlich der Militär, so schlecht war der Politiker. Seine störrische Selbstsucht verdarb hier alles. Beide Parteien rissen

sich um ihn. Mazarin konnte ihm nicht genug bieten. Der stolze Degen verlangte zu viel, um seinem Könige zu gehorchen! Da verbündete sich Mazarin mit der Fronde, die Königin empfing den Coadjutor. Mazarin, als guter Polizist, lockte den Prinzen von Condé in die Falle und ließ ihn am 18. Januar 1650 sammt seinem Bruder Conti und seinem Schwager Longueville verhaften. Die interessante und intrigante Herzogin von Chevreuse hatte aus Haß gegen die verbuhlte Herzogin von Longueville zu dieser Gewaltthat gereizt. Man sieht, das Ganze war ein Bürgerkrieg der Jupons.

Der Coadjutor Gondi-Retz ging für eine Weile in's königliche Lager. Die Herzogin von Condé aber, eine Nichte Richelieu's, stellte sich zu Bordeaux an die Spitze der Empörung; Turenne rückte gegen Paris, wurde jedoch bei Rethel am 15. December geschlagen. Da riefen die rebellischen Schleuderer Spanien um Hülfe an. Der Herzog von Orleans, der von Beaufort, selbst der Coadjutor fielen von der königlichen Sache ab. Condé mußte in Freiheit gesetzt werden, Mazarin das Weite suchen (Febr. 1651). Er floh nach Brühl bei Köln und agitirte von dort aus — zum andern Male auf der Flucht.

Condé war Herr des Plans, er konnte die Regentin zu Allem zwingen, selbst zur Berufung der Generalstaaten. Aber die Parlamente, die schon Heinrich IV. als Schutzwehr gegen die Reichsvertretung benutzt hatte, fürchteten nichts mehr als ihre Privilegien einzubüßen. Und dann gebührte die erste Stelle dem Herzog von Orleans, nicht dem Prinzen von Condé. Diesem wieder war der Coadjutor bedenklich*). Unterdeß

*) Der Gegensatz zwischen dem hochfahrenden Aristokraten und dem geschmeidigen Politiker ergiebt sich mit vollendeter Deutlichkeit aus folgender Apostrophe des letztern an den erstern: „Ist das Parlament nicht das Idol der Völker? Ich weiß, daß Sie es für nichts achten, weil der Hof bewaffnet ist; aber mit Ihrer Erlaubniß sage ich Ihnen, daß man diese Leute hoch anschlagen muß, sobald sie sich selbst für Alles halten. Sie fangen schon an, Ihre Armeen für nichts zu achten, und das Unglück ist,

ließ Mazarin aus der Ferne alle Minen springen, um Condé bei der Regentin zu verdächtigen. Anna cajolirte die Fronde, versprach dem Coadjutor den Cardinals-Hut und ließ 1652 den 14 jährigen Ludwig vom Parlamente für mündig erklären.

Condé war beseitigt, er pflanzte daher die Fahne des Aufruhrs zu Bordeaux auf und sammelte ein Heer; aber das Parlament frondirte nicht nur gegen Mazarin, sondern erklärte sich auch gegen Condé. Mazarin erschien im königlichen Lager des Grafen von Harcourt, mit ihm Turenne, der jetzt königlich geworden war. Das Parlament erklärte Mazarin für einen Hochverräther und setzte 50,000 Livres auf seinen Kopf. Condé schlug die Königlichen und nahm auf ein Haar den König selbst gefangen. Als er auf Paris marschirte, erklärte sich das Parlament gegen ihn; Turenne besiegte ihn bei Etampes. Am 2. Juli 1652 entbrannte der Kampf zwischen den beiden Kriegshelden in der berühmten Pariser Vorstadt St. Antoine, 2000 Todte lagen auf dem Platze.

Condé mußte weichen, aber die Thore von Paris waren geschlossen. Die Herzogin von Montpensier — wieder eine Frau — die Tochter des Herzogs von Orleans, setzte die Oeffnung der Thore für den geschlagenen Condé durch; Condé wurde Meister der Stadt. Der Pöbel demonstrirte zu seinen Gunsten, das Parlament ernannte ihn zum Oberbefehlshaber, den Herzog von Orleans zum Generallieutenant des Königreichs. Die Bürgerschaft von Paris aber unterhandelte mit dem Könige. Da warf sich Condé den Spaniern in die Arme. Er wurde geächtet, der Coadjutor gefangen gesetzt. Endlich, als das Parlament den König zur Rückkehr eingeladen hatte, holte der junge Ludwig XIV. in Person den Cardinal-Minister feierlich nach Poitiers, dem damaligen Hofsitz ein, wo dieser am 3. Febr. 1653 seinen Triumpheinzug hielt.

---

daß ihre Macht in ihrer Einbildung besteht; man kann in Wahrheit sagen, daß sie im Gegensatz zu allen andern Mächten, wenn sie auf einen gewissen Punkt gekommen sind, Alles können, was sie zu können glauben."

Wie sticht da Mazarin gegen Richelieu ab! Und wo ist in allem dem das geringste Anzeichen von einer entschiedenen Politik, von reformatorischem Ernst? Die Gegensätze, die auf einander prallten, gehörten durchaus der Vergangenheit an; Alle suchten sie nur den besten Platz an der Sonne für sich; im Grunde verlangten Alle nach einem Herrn, der sie reichlich dotiren würde. Dieser Herr wuchs heran.

Als Mazarin nach alter Gewohnheit die Steuerschraube wieder ansetzte und das Parlament gegen die Kissensitzung protestirte, erschien der 17jährige König im rothen Leibrock und grauen Hut, in hohen Stiefeln, die Reitpeitsche in der Hand, im Parlament: die Herren da hätten nur Vorstellungen zu machen, sonst aber zu gehorchen. Widerspänstige Räthe wurden exilirt, die Macht des Parlamentsadels war gebrochen, 1655.

Was wurde aus der kunterbunten Opposition des feudalen und Beamten-Adels, aus der Fronde? Turenne war zum Gehorsam zurückgekehrt; Condé, am 21. März 1654 als Hochverräther zum Tode verurtheilt, irrte mit seiner stolzen Gemahlin in Spanien umher; seine Schwester Longueville ging in's Kloster Port-Royal, sein Bruder Conti söhnte sich mit dem Hofe aus und heirathete eine Mancini, eine der fünf Nichten Mazarin's, die alle an blaues Geblüt kamen. Retz ließ sich begnadigen, zog sich nach Rom zurück und starb als Abbé von St. Denis (1679). Versunken und vergessen! Und da wäre jemals das Zeug zur Herstellung eines Rechtsstaates, zu constitutioneller Reform gewesen? Der übrige Adel lernte bald apportiren, kroch zu Kreuze und ging allerunterthänigst zu Hofe, wo wir ihn finden werden.

Sobald Mazarin es blos mit dem Auslande zu thun hatte, befand er sich im richtigen Fahrwasser. Er verstand trefflich das Schüren in fremden Ländern, das Aufhetzen der Unterthanen gegen ihre Tyrannen; natürlich wurde den Ersteren kein Versprechen gehalten, nur die Letzteren sollten in Verlegenheit gesetzt werden. So hetzte er 1646 die Sicilianer und

Neapolitaner zum Aufstande, nachdem die Franzosen den Stato degli presidj an der toskanischen Küste erobert hatten. Unter dem schmählichsten Steuerdruck, der die leeren Cassen in Madrid füllen sollte, brach am 20. Mai 1647 der Aufstand in Palermo aus; das Volk ward Meister der Stadt. Der Vicekönig Don Fajardo de los Velez floh in's Castel a Mare. Da stellte sich der sicilianische Adel auf die Seite der Regierung, der Volksführer Giuseppe Allesi oder da Lesi erlag im Kampfe und der Nachfolger des vor Kummer gestorbenen Vicekönigs, Cardinal Trivulzio, stellte die Ordnung in grausamer Weise her. Mazarin rührte sich nicht. — Nicht besser ging es der bedeutenderen Revolution in Neapel, die im Juli 1647 unter dem durch Romantik und Musik so unkenntlich gemachten Fischer Thomas Aniello (Masaniello) ausbrach. Nichts war berechtigter als der Kampf gegen die sogenannten indirecten, in der That aber sehr directen Auflagen auf Lebensmittel, die Marktsteuer oder gabella. Das Volk rief zu Anfang in ungekünstelter Naivität: Fuori le gabelle, evviva il Re! Der Statthalter, Herzog de los Arcos, hatte, wie der sicilianische, nur den Adel auf seiner Seite. Er sah sich genöthigt, mit dem Haupte der Volksgemeinde zu unterhandeln und schloß einen förmlichen Vertrag mit ihm ab. Nachdem ein Mordanfall auf den armen Fischer mißlungen war, suchte man ihn beim Volke zu verleumden. Der Herzog nahm ihn in seine Kutsche, wodurch er in Mißcredit gerieth. Als es um seine Reputation geschehen war, ließ ihn der Vicekönig am 16. Juli 1647 in der Carmeliterkirche durch vier Schüsse niederstrecken.

Jetzt erhob sich das Volk von Neapel zum andern Male und erzwang am 2. September eine neue Capitulation. Da erschien der zweite Don Juan d'Austria, ein Halbbruder Philipps IV., mit 22 bemannten Kriegsschiffen. Nach zweitägigem Straßenkampf waren die Truppen besiegt und die Republik wurde proclamirt. Held des Volkes war diesmal Gennaro Annese.

Jetzt mischte sich ein ganz unberufener, unleidlicher Prä-

tendent ein, der Herzog Heinrich Guise, in dessen Komödiantenkopf die Rolle des schweigsamen Oraniers spukte. Es war ihm nicht einmal recht, daß die Neapolitaner den König von Frankreich um Hülfe angingen. Freilich langte auch die französische Flotte im Winde an und ging vor dem Sturm von dannen. Annese aber, des lothringischen Prinzen überdrüssig, knüpfte geheime Verbindungen mit den Spaniern an und ließ ihre Truppen in die Stadt. Der Herzog wurde etliche Jahre gefangen gehalten, Annese aber zum Dank hingerichtet.

Mazarin ließ auch geschehen, daß Catalonien, welches sich schon 1640 Frankreich in die Arme geworfen hatte, der spanischen Rache anheimfiel. Der Zweck, den Spaniern momentan Hindernisse zu bereiten, war ja erreicht.

Die organisirte Macht der Spanier, in Verbindung mit ihrer rücksichtslosen Perfidie, blieb Herrin über die ungeregelte naive Volkskraft: aber das System des zweiten Philipp wackelte doch eben überall. Und schon waren die Tage von halb Flandern und der Freigrafschaft Burgund gezählt. Le chapelet d'Espagne défilait . . .

In Deutschland handelte es sich seit 1654 um die Thronfolge im Reiche, da der älteste Sohn Ferdinands III., der im vorhergehenden Jahre zum römischen König gewählt worden war, plötzlich starb.

Mazarin suchte sofort die Karten zu mischen. Als der Kaiser nun selbst 1657 starb, ohne daß ein römischer König vorhanden war, als Bayern und die Pfalz, die 7. und die 8. Kur, sich wegen der Reichsverweserschaft in die Haare geriethen, da blühte Mazarin's Weizen. Mit Schweden vereint, arbeitete er gegen den zweiten Sohn Ferdinand's III., den späteren Leopold I., und befürwortete einen Frankreich ergebenen Fürsten. Als aber die Protestanten Unrath witterten und hinter der Maske Ludwig XIV. als Kaisercandidaten vermutheten, wählten sie mit den Katholiken Leopold zum Kaiser. Sofort, noch im Jahre 1658, stiftete der Cardinal den „Rheinischen Bund“ zwischen den drei geistlichen Kurfürsten, Bayern, Hessen,

Braunschweig-Lüneburg und Schweden. Der Receß besagte, daß auch Frankreich in den Bund aufgenommen sei; Jedermann verstand, daß dem Kaiser der Weg zu den von Frankreich neugewonnenen Ländern verlegt werden sollte. War doch in die Wahlcapitulation Leopold's I. die Bestimmung des Westphälischen Friedens wieder aufgenommen: der Kaiser dürfe den Spaniern in Flandern nicht zu Hülfe kommen.

Ganz im Sinne Richelieu's behandelte Mazarin das ketzerische England, trotzdem daß der Erz-Hugenott Cromwell am Ruder der Republik stand. Die Stuart's wurden aus Frankreich verwiesen und im März 1657 kam das erste Bündniß zwischen den Westmächten zu Stande. 6000 Engländer „in neuen rothen Röcken" landeten auf der französischen Küste und erregten das Staunen des jungen Königs Ludwig. Sie schlossen sich an die 20,000 Mann, welche Turenne führte. Object der Expedition waren die drei Küstenstädte Gravelingen, Mardyk und Dünkirchen; die beiden letztern für England, dessen Flotte das Meer beherrschte, das erstere für Frankreich. Als die Franzosen die vereinigten Truppen im Innern des Landes gegen Montmédy und Cambray verwendeten, anstatt die Häfen zu nehmen, schrieb Oliver einen Brief an seinen Gesandten Lockhart in Paris, mit dem stricten Auftrage, dem Cardinal den Kopf zurecht zu setzen, und nun ging es sofort gen Mardyk und Dünkirchen. Noch im Jahre 1657 wurde Mardyk genommen und am 14. Juni 1658 wetteiferten die englischen mit den französischen Truppen in der Schlacht auf den Dünen, deren Preis Dünkirchen war. Dünkirchen wurde englisch, Dixmuyden, Gravelingen, Oudenarde, Ypern kamen in französische Hände.

Da wurde Philipp IV. mürbe und erbot sich zum Frieden. War doch dieser 24jährige Krieg selbst so heruntergekommen, daß sich zuletzt nur noch zwei Franzosen gegenüber standen, die beiden Kämpen aus dem Faubourg St. Antoine: Turenne auf französischer, Condé auf spanischer Seite. Auf der Fasaneninsel des Bidassoaflüßchens — die Unterhändler

konnten sich, jeder auf nationalem Grunde stehend, umarmen — kam der sogenannte „Pyrenäenfriede" zu Stande, 1659. Frankreich behielt seine Eroberungen in Flandern und bekam noch Avesnes, Philippeville und Marienburg dazu. Nach Spanien zu bildeten fortan die Pyrenäen die Gränze, Catalonien war schon seit 1652 für Frankreich verloren; nur die Grafschaft Conflans im Gebirge kam zu Frankreich. Condé wurde amnestirt und zum Statthalter von Burgund gemacht. Der Herzog Karl von Lothringen durfte in sein Land zurückkehren, mußte jedoch mehrere Plätze abtreten, die Befestigungen von Nancy schleifen und den Franzosen eine Etappenstraße in den Elsaß einräumen. Die Einverleibung erfolgte 75 Jahre später.

Mazarin konnte sich in der That mit diesem Vertrage sehen lassen. Am stolzesten aber war er auf den Artikel, welcher die Tochter Philipp's IV., Maria Therese, seinem Könige zur Braut gab. Der spanische Minister, Don Luis de Haro, der Nachfolger des Herzogs von Olivarez, machte allerdings Umstände wegen der Erbschaftsrechte der Prinzessin auf Spanien; er verlangte feierlichen Verzicht. Frankreich gab Alles zu, mit dem geheimen Vorbehalte, daß kein Vertrag einem Grundgesetze des Reiches Abbruch thun könne. Ludwig XIV. hatte zu der spanischen Prinzessin ein saures Gesicht gemacht, weil auch er in eine Mancini verliebt war; aber Onkel Mazarin lehrte ihm, wie Richelieu seinem Vater, die Raison d'Etat.

Am 28. Februar 1661 erst wurde der Pyrenäenfriede ratificirt. Neun Tage nachher starb der Cardinal, gleichsam als habe er auf der Welt nichts mehr zu thun. Er hatte Manches für Frankreich geleistet und sich selbst nicht vergessen; er hinterließ 20 Millionen Livres. Der Kunst starb ein Patron in ihm; die Wissenschaft verdankt ihm die Bibliothèque Mazarine, deren Oberbibliothekar Gabriel Naudé war, der Verfasser der „Apologie der großen Männer, so der Magie verdächtigt wurden", von dem der höchst competente P. Bayle

urtheilte: er sei l'homme de France qui avait le plus de lecture, „der belesenste Mann Frankreichs"!

Mazarin selbst glaubte an Zauberei, er hatte den Bischof von Evreux ausdrücklich wegen seines Eifers gegen die Hexen belobt.

Die 18 Jahre von Mazarin's Regierung waren nicht dazu angethan, die künstlerische Production in Frankreich zu fördern, dem schöpferischen Genius eine wohnliche Stätte zu bereiten. Was unter Richelieu begonnen hatte, das konnte sich höchstens fortsetzen, und so lassen wir denn Corneille sich auswirken, um ihn erst unter der Sonne von Versailles weiter zu prüfen.

Die ganz verstandesmäßige Richtung der Poesie in ihrem Kampfe mit den letzten Velléitäten freier Phantasie füllt die beiden Cardinalsären aus; der Zwiespalt zwischen den Excentricitäten der Nachfolger Ronsard's und der kritteligen Sylbenstecherei der Malherbianer währte von 1627—1660. Das Verstandesmäßige, Präcise, Klare, Akademische, welches der Poesie übel zu statten kam, wirkte um so fördernder auf die Prosa ein. Aus der Cardinalszeit stammt jenes Französisch, welches sich der gesammten Diplomatie bemächtigt und die Sprache Frankreichs zur Weltsprache erhoben hat. Der Deutsche namentlich verdankt dieser Sprache bis in die neueste Zeit größere Klarheit der Exposition und durchsichtigeren Satzbau. Hier ist mit der Anerkennung um so weniger zu geizen, je fremder uns die Abzirkelung des gezählten Verses und die kalte Begeisterung der Poeten anmuthen. Sagen wir daher ein Wort von den bei Richelieu erwähnten Gründern der neuen französischen Prosa.

Jean Louis de Balzac (1594—1654) aus Angoulême wird der „Malherbe der Prosa" genannt, auch der „Kaiser unter den Rednern". Er schrieb Briefe, die aber zu Excursen und Essais sich ausdehnten, und Betrachtungen über Menschen

und Dinge enthielten. Richelieu, den er mit vollen Backen pries, bewunderte ihn dafür, und drückte durch sein Lob den Stempel auf den werdenden „akademischen Styl". Der absolutistisch-katholische, aber wohlgemessene Schwung des Bischofs Bossuet bildete sich da heran.

Der zweite Prosaiker, der ebenfalls noch unter Mazarin abschloß, war Voiture (1598—1648). Er repräsentirt die zweite Seite der französischen Prosa, den Ton der Causerie. Die Causerie ist die Verbindung zwischen der Akademie und dem Salon, beides echt französische Institutionen, so französisch wie ihre Verbindung. Die „Briefe" Voiture's sind die gewölbte Brücke vom Tempel der „40 Unsterblichen" zum Hôtel Rambouillet; indem sie die Damen zum Mitreden in der Literatur und Kunst anleiteten, proclamirten sie indirect den großen und übergroßen Einfluß des weiblichen Geschlechts auf Gesellschaft und Staat, der diese und die folgende Periode der französischen Geschichte charakterisirt.

Mazarin hätte kein Italiener sein müssen, wenn er versäumt hätte, die Verbindung oder Verkoppelung von Poesie und Musik, welche so geheimnißvoll-verlegen „Oper" oder das „Werk" genannt wird, aus seinem Heimathlande nach Frankreich einzuführen. Seitdem sich zu Chor und Gesang das verbindende Recitativ gesellt hatte, um das Jahr 1600, war das „Werk" fertig und machte „Furore". In Venedig allein wurden von 1637—1680 350 verschiedene Opern aufgeführt. In dem erstgenannten Jahre brachte Mazarin die Oper nach Paris. Wenn all' das damals Gesungene nur noch historisches Interesse hat und blos den Geschichtschreiber der Tonkunst beschäftigt, so hat dieses Wesen doch für uns die große Bedeutung, daß mit der Religion auch die Musik verweltlicht wurde. Die Oper begrub die Kirchlichkeit der Musik, ja vertrieb allmählich die kirchliche Musik aus ihrem eigenen Hause, aus der Kirche, wovon man sich noch zur Stunde in Italien überzeugen kann.

Auch in der bildenden Kunst ging ein ganz ähnlicher

Proceß vor sich, der nur verstanden sein will. Das religiöse Element, welches in der Plastik die Würde der strengen Form, die göttliche Ruhe der Gestalt genannt werden kann, war zwar schon im Cinquecento durch das Charakteristische Michel Angelo's gestört worden und aus Giovanni da Bologna's „Sabinerinnen" schmachtet uns bereits das Malerische entgegen. Wie sollte sich dieser Uebergriff aber erst im 17. Jahrhundert ausbilden! Die Gewandstatuen drückten die reine Form gewaltsam nach Innen, die Draperie rief förmlich nach dem Pinsel, ja die Gewänder rauschten musikalisch im Winde. Welche virtuose Mache lebt in Lorenzo Bernini (1598—1680); aber was ist seine von Apoll verfolgte Daphne anders als ein schönes Gemälde in Marmor, bei dem uns nur der Marmor genirt, den wir gern mit beiden Armen in die Fläche eindrücken möchten, um blos die geschwungenen Lineamente übrig zu behalten? Algardi's „Attila" in St. Peter ist Ziermalerei in Reliefform.

Frankreich ging eigentlich in der Cardinalszeit noch an dieser Wendung der Plastik vorüber, die sich erst unter Ludwig XIV. mit der gesammten Spätrenaissance ausbilden sollte. Der französisch lautende Franz Duquesnoy (1594—1644) ist ein Fiammingo, d. i. Vlaeme, und man muß sagen, daß dieser Nordwestländer sich noch am besten vor der Ausartung hütete, der kanonischen Stylweise noch am treuesten blieb.

Was hinter der pittoresken Plastik lauerte, das trat in der Malerei des 17. Jahrhunderts zu Tage, nämlich der Naturalismus. Es kommt nur auf das Verständniß dieses Ausdrucks an, um ihn als richtige Bezeichnung für die gesammte Malerei des Jahrhunderts anzuerkennen. Der Naturalismus kann die traditionelle Form der Renaissance mehr oder weniger beibehalten und der Hereinziehung des Natürlichen, Wirklichen, Gegenwärtigen weniger oder mehr Platz einräumen. Im letzteren Falle, wenn er der Natur selbst größeren Einfluß gewährt, scheint er plötzlich etwas Neues zu sein, was doch nur insofern

der Fall ist, als er Gegenstände malt, für die er keine classische Form vorfindet und die er nach und für Stimmung, also nach musikalischem Princip darstellt. Wenn uns die Welt der Töne schon im Marmor von ferne anklang, so ist die gemalte Landschaft durchaus tönend. Das Jahrhundert des Ueberganges schreitet eben vernehmlich auf die Welt der blos gehörten, nicht mehr gesehenen Klangfiguren, der Melodie und Harmonie zu.

Die Bologneser Schule, die bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts reicht, wird die eklektische genannt, und dieser Name ist aus einem ganz andern als dem vermeintlichen Grunde richtig. Die Schule wählt nämlich beständig zwischen der classischen Form des 16. und dem naturalistischen Drang ihres eigenen Jahrhunderts, nimmt von jener, folgt diesem, und sagt uns zuletzt das Wort des Räthsels. Greifen wir nur einen der Caracci heraus, den Neffen des Stifters der Akademie zu Bologna, Agostino (1560—1609), der den Wendepunkt trefflich bezeichnet. In seiner „Maria mit dem Leichnam Christi" (Borghese zu Rom) tritt uns das Pathologische fast auf Rubens' Art entgegen; hier greift die Natur schon weit über die Regel hinaus. Und derselbe Maler hat vortreffliche Genrestücke und gute Landschaften geleistet. Der große Domenichino (1591—1641) malte Fresken, auf denen die Heiligen durch naturalistische Figuren aus dem Volk, das Märtyrerthum durch die Genauigkeit der Anatomie in Schatten gestellt werden, eine Wendung, welche gleichzeitig Rembrandt im „Anatomen Tulp" nur viel energischer und rücksichtsloser ausdrückt. Domenichino's „Kreuzigung Petri" (im Vatican) ist ein naturalistisches Wunderwerk, das unsere heutigen „Realisten" zur Verzweiflung bringen muß. Und wie wächst die Landschaft in seine Bilder hinein, bis sie endlich das Menschenvolk überwuchert hat und statt der Daphne nur noch der Lorbeer blüht! — Der später so sanfte gazene, verwehende Guido Reni (1575—1642) war in seiner ersten Periode fast roh natürlich, während der fleißige Guercino (1590—1666) mit seinem

tiefen Schatten und seinem starken Pinselstrich für sich allein eine naturalistische Akademie bildet.

Guercino's Ton ist schon beinahe neapolitanisch; nur noch markirter, satter in der Farbe, südlicher, sind die Caravaggio und Spagnoletto. Von den Heiligen sind wir zu Gaunern und Zigeunern, von idealer Ekstase zur Gemeinheit des Stoffes, von der Gloriole zum schwärzesten Schlagschatten gekommen.

Die Spanier erhielten ihren Anstoß von zwei Seiten her, von Italien und von den Niederlanden. In dem Tieflande an der Nordsee war ja die naturalistische Bewegung durch Rubens zur Höhe der Classicität geführt worden, und die Wirkungen dieses vielleicht größten Genies in der Malerei waren von dem Maler-Diplomaten theilweise persönlich in Madrid selbst ausgeübt worden. Nachdem nun der niederländische Naturalismus im Verlaufe des 17. Jahrhunderts seine letzten großen Blüthen in Philipp Wouvermans (1620 bis 1668), dem Virtuosen des Jagd- und Schlachtgetümmels, in den Schöpfern der Thierwelt Albert Cuyp (1606—72) und Paul Potter (1625—54), in den Land- und Seeschaften Jan van Goyen's (1596—1655), den Mond- und Nachtgeheimnissen des Artus van der Neer (1618—1660) und endlich in dem gewaltigen Naturdichter Jakob Ruysdael (1625—81) getrieben, verklang dort auf dem Boden der ersten bürgerlichen Freiheit der Sommernachtstraum in höchst lebendiger „todter Natur“, in Blumen-, Frucht- und Traubenkränzen.

Angestoßen von italienischem Naturalismus und der Rubens'schen Urkraft, bildete sich die heißkatholische, südlich empfindende, farbenglühende Schule von Sevilla. Eine überbolognesische Ekstase entfaltet Zurbaran (1598—1662) mit vollem Palettenfeuer, während Alonso Cano (1601—1667), auch ein Plastiker in Holz, noch mehr die akademische Form beobachtet. Alles geht dann auf in dem Meister der Schule, in Velasquez (1599—1660), dem genialen Portrait- und Pferdemaler, dem Urheber pastosester Genrebilder und ver-

ständnißklarer Landschaft, der großen Einfluß auf die Hofporträtmaler in Madrid ausübte.

Esteban Murillo endlich (1618—82), ein Zeitgenosse Calderon's, ist die Vollendung der naturalistischen Classicität der spanischen Malerwelt. Er ist in der That nach einer Seite der spanische Raffael, der Maler der „Madonnen mit Heiligen"; aber er ist doch der Raffael des 17. Jahrhunderts, d. h. bei aller Ent- und Verzückung, bei aller Verhimmelung seiner Gestalten, die ihm vom national-kirchlichen Standpunkte dictirt war, schleicht sich ein höchst realistisches Element in seine Bilder, ein geheimer Erdgeschmack, ein Duft der Wirklichkeit, der sich dem transcendenten Wesen verrätherisch anhängt. Denn wo die Kirche nicht befiehlt, fern vom Rauche der Autos da fé, siehe, wie fest er die Wirklichkeit packt, wie drall er den Bauernburschen, wie naturgetreu den zerlumpten Buben, die gegenseitige Lauserei zu fassen versteht! Und grade von diesen Gegenständen ist er ausgegangen, als Naturalist hat er begonnen. Der bekannte „Johannes mit dem Schaf" (Madrid), durch den Stich allbekannt, bezeichnet etwa den Vereinigungspunkt seiner scheinbar verschiedenen Tendenzen. Da sind Fels, Laubwerk und Blumen, uns an die Natur zu erinnern; da sitzt in halber Nacktheit ein langlockiger hübscher Junge; da steht das Lamm in voller Naturwahrheit. Nur greift der Junge mit gespreiteter Rechten an seine Brust, nur hält er mit der Linken das bebänderte Kreuz auf des Lammes Rücken; nur blickt er fromm empor, wie das fromme Schaf auf zu ihm. Der Naturalismus macht sich mit Gewalt geltend.

Kommen wir zu Frankreich, welches Veranlassung zu diesem Excurse gab. Von der gesunden, farbenreichen Naturwüchsigkeit Simon Vouet's war schon bei Richelieu die Rede; die Ergänzung Vouet's, etwa im Verhältniß Alonso Cano's zu Zurbaran, ist sein Schüler Eustache Lesueur (1617—65), der die Mazarin'sche Periode ausfüllt. Der Porträtist Mignard gesellt sich zu ihm. Dann aber entfloh die Kunst aus Frankreich, vollendete ihre historischen Anfänge

unter milderer fremder Sonne, und überließ dem immer stärker hervortretenden Despotismus eines Einzelwillens die akademische Schablone der Spätrenaissance. Ludwig XIV., der sich trotz der Allongeperücke gern classisch gerirte, schalt die niederländischen Genrebilder des magots, chinesische Affereien; er ahnte nicht einmal, daß diese magots ein Naturgesetz und ein neues Lebensgesetz enthielten.

Der Künstler aber, der zur Verschmelzung von classischer Form und Naturalismus bestimmt war, der jedoch vorher den Staub von seinen Füßen schüttelte, war Nicolaus Poussin (1594—1665) aus der Normandie, ein Landsmann Corneille's. Die Kunstgeschichte hat schwere Arbeit mit ihm, theils wegen der Ungleichheit seiner Arbeiten selbst, theils wegen der vielen auf seinen Namen gemachten Fälschungen. Indeß bleibt genug sicher, um sagen zu können, wessen Frankreich jetzt fähig gewesen wäre, hätte man ihm nicht den Athem genommen; und grade aus diesem Grunde ist Poussin ein wichtiges kulturgeschichtliches Moment.

Poussin bewahrt getreu die Tradition der Renaissance, die edle Form, die er in keines Menschen Dienst geben mochte. Er ist der Fortsetzer der Schule von Fontainebleau, der Plastiker Jean Goujon und Jean Cousin, und er versteht, wie keiner vor ihm, das Wesen landschaftlicher Luft von jenseits der Alpen. So vermochte der den größten Theil seines Lebens in Rom verbringende Meister den Menschen mit der Natur in Eins zu setzen, den idealen Menschen aus einer idealen Natur als deren Blüthenkrone hervortreten zu lassen. Joviale, freudetrunkene Kinder, umgeben und gefolgt von Hunden und Ziegen, beladen mit Blumen, jagen durch's Gesträuch, hinter dem alten Silen her, der seinerseits vom Safte der bacchischen Rebe erglüht. Eines der Kinder ist im Schlummer hingesunken: das Weinlaub hängt noch an den Schläfen, ein letztes Kichern hat sich Grübchen in die Wangen gegraben, die Erschöpfung lächelt aus quellenden Gliedern. Die Einfachheit und Strenge des Meisters ruht auf einem Untergrunde von

Fülle und Ueppigkeit (Albertina zu Wien). „Dionysos und Midas" (München) ist das vollendetste Bild Poussins und zeigt jene Verbindung von Form und Natur auf ihrer Höhe. Der Normanne thut entschlossen den Schritt, vor welchem Bolognesen, Neapolitaner und Spanier lange gezaudert hatten: er setzt die Heiligengeschichten vor die Thür und holt den Menschen herein. Poussin ist durch und durch Nordfranzose, ein Trouvère der Malerei; aber er rettete sein Pfund nach Italien, aus der Zerfahrenheit der Cardinalszeit, zu den Füßen Domenichinos. Corneille hat etwas von Poussin, die Strenge, oft Herbe der Form, aber Corneille verharrt in der Antithese, welche Poussin häufig bezwingt. Poussin ist mehr als Corneille. Er wanderte aus und zeigte der freien Wissenschaft den Weg über die Gränze, während die Poesie im Lande blieb, zuerst versteifte, dann von den Brosamen der königlichen Tafel zehrte.

Blaise Pascal.

Wir können diese Periode französischer Geschichte nicht schließen, ohne eine Frage, die sich jedem aufmerksamen Leser aufgedrängt haben muß, aufzuwerfen und nach Kräften zu beantworten: Was war denn aus dem hugenottischen Geiste geworden, den der Picarde Calvin einst so mächtig entflammt, der grade die Gebildeten und Denkenden der Nation, den Adel, das Bürger- und Handwerkerthum, so tief ergriffen hatte? Wir haben gesehen, wie der Staat im Staate entwurzelt, wie die festen Plätze der Hugenotten, zuletzt das muthige La Rochelle, erobert wurden. Dieses politische Nivelliren trug der katholischen Kirche zahlreiche Convertiten ein; der Rest verharrte in sectirerischer Abgeschlossenheit, bis die Quälereien des 14. Ludwig die Reihen abermals lichteten und endlich die Aufhebung der Edicte von Nantes und von Nimes der Sache den Gnadenstoß versetzte. Nachher war Calvinismus gleich-

bedeutend mit Empörung, und wurde als solche grausam genug geahndet. Dagegen regte sich schon unter Richelieu, wesentlich im Zusammenhang mit der Philosophie des Cartesius und angesichts des stets frecheren Jesuitismus, ein ketzerischer Gedanke im Schooße des Katholicismus selbst.

Die Philosophie des Cartesius (1595—1650) gehört zwar ganz unserer gegenwärtigen Periode an, kann jedoch aus sachlichen Gründen nur im Zusammenhange mit dem abstracten Denken im ganzen Jahrhundert begreiflich gemacht werden. Reden wir daher hier nur von den praktischen Anknüpfungspunkten, die der große Logiker und Mathematiker der Literatur und ihrem kirchlich-religiösen Zweige bot. „Ich denke, also bin ich": das stellt den Gedanken an die Spitze, läßt Alles aus meinem Denken folgen. Ich beginne zwar mit dem absoluten Zweifel, aber nur um desto fester auf die Thatsachen meines Bewußtseins zu bauen. Mein Geist hat nämlich eingeborne Ideen, die unmittelbar aus ihm herfließen; diese sind wahr, weil sie meines Geistes sind. So ist die Unendlichkeit eine wahre Idee, weil ich sie denke; Gott ist nur der Begriff dieser Unendlichkeit, ich kann ihn denken, muß ihn als angebornen Begriff denken, folglich i s t er.

Man sieht leicht, daß bei aller Grundlosigkeit und Unstichhaltigkeit der Argumentation dieses beständige Vorausstellen des Denkens den Verstand in Thätigkeit setzen mußte, und daß mit diesem Grundsatz die Verstandesmäßigkeit der ganzen folgenden französischen Literatur auf's engste zusammenhängt, daß Boileau, Lafontaine, Racine, Fénélon in dieser Weise Kinder des Descartes genannt werden können. Man sieht aber auch ebenso leicht, daß es nur darauf ankommt, was ich Alles in meinen Geist hineinlege oder darin vorfinde, um es logisch wieder daraus hervorgehen zu lassen. Wenn ich drei Viertel des Katechismus als „angeboren" annehme, so sind drei Viertel des Katechismus logisch begründet, wahr. Das war auch das Recept Pascal's und selbst Bossuet's, wo sie positiv auftreten.

Es ist auf den ersten Anblick befremdlich und doch unleugbar, daß diese Einwirkung des Cartesius in derselben Linie mit der des Calvin erfolgte, daß Cartesius die Wirkung Calvin's wieder auffrischte und erklärlich macht. Der Verstand war in der reformatorischen Zeit wesentlich durch Calvin vertreten, Keiner hatte so unerbittlich die Consequenzen des Augustinus gezogen: die Prädestinationslehre ist ein Verstandesoperat. Aus dieser Quelle kann sowohl der Skepticismus als die Orthodoxie Stärkung trinken; das Je ne sais des Charron heißt ja auf der Kehrseite: folglich glaube ich! In Pierre Bayle ist der schärfste Verstand des Skepticismus mit unerschütterlichem Glauben eng verbunden.

Dieser Geist Calvin's nun, gewissermaßen neubelebt durch den Discours de la méthode (1637) und die Méditations (1641) des Cartesius, erweckte in der katholisch gebliebenen Kirche Frankreichs und der spanischen Niederlande eine neue Unruhe der Geister. Zuerst wurde davon ergriffen ein Professor der Universität Löwen, Cornelius Jansen, derselbe, den wir schon gegen Richelieu's Verweltlichung des religiösen Pathos eifern sahen. Und wieder war es der heil. Augustinus, dieser mächtigste aller Kirchenväter, der den Löwener Professor auf Grundsätze über Sünde und Gnadenwahl brachte, wie sie den Franziscanern und Jesuiten durchaus nicht behagten, während die Dominicaner augustinisch angehaucht waren. Jene Feindschaft war sehr natürlich. Wurde Ernst mit der Sündhaftigkeit des Menschen und mit seiner Wiederherstellung durch das historische Ideal gemacht, so mußte der Sündenvergebungskram der Mönche und das Beichtstuhl-Börsengeschäft der frommen Väter ins Stocken gerathen. Und diese Selbsterrettung des Menschen ist auch politisch sehr bedenklich; für jede Despotie giebt es nichts Störenderes als die Selbsthülfe.

Die Jansenistische Bewegung erfaßte viele ernste und viele enttäuschte Gemüther in Frankreich, Frauen sowohl als Männer. Im Jahre 1626 erneuerte die 19jährige Angelica Arnauld, die übrigens den Papst über ihr Alter belog, die

Schwester eines gelehrten Theologen, das Kloster Port-Royal de Paris, welches sie dem ernsten Nachdenken über das Erlösungswerk ausschließlich widmete. Madame de Longueville fand hier später die ersehnte und verdiente Ruhe. Die Männer gründeten Port-Royal des Champs in der Nähe der Hauptstadt; hier stand Duvergier de Hauranne, bekannt als Abbé de St. Cyran, an der Spitze; hier wohnten Arnauld, der Bruder Angelica's, Nicolle, in seinen letzten Lebensjahren auch Pascal. Obgleich collectiv gearbeitet wurde, erfuhr man doch, daß Arnauld das Buch De la fréquente communion geschrieben hatte. Die Jesuiten agitirten nämlich, im Interesse unausgesetzten Einflusses, für sehr häufige Communionen mit vorhergehender Ohrenbeichte. Nicolle war der Verfasser einer auch sonst berühmt gewordenen Schrift: Sur les moyens de conserver la paix parmi les hommes, das nicht nur von Bayle, sondern auch noch von Voltaire gelobt wird. Sodann gingen Lehrbücher aus dem philosophischen Kloster hervor: Grammaire générale et raisonnée (1654), etliche Jahre später die „Logik“ nach Cartesischen Principien. Die Ketzerei blieb nicht unbeachtet; im Todesjahre Richelieu's, 1642, verdammte die Pariser Sorbonne den „Augustinus“ des Jansen; Duvergier de Hauranne wurde ins Fort von Vincennes gebracht, wo er das Jahr darauf starb. Im Jahre 1653 verdammte Innocenz X. fünf Sätze des „Augustinus“.

Die classische Figur unter diesen Augustinern der Cardinalszeit, der Epigonen des Calvinismus, ist der große Mathematiker und Prosaist Blaise Pascal aus Clermont in der Auvergne.

Ein interessanteres Spiegelbild der gesammten geistigen Zustände Frankreichs in der Zeit von Richelieu bis zur Selbstregierung Ludwigs XIV. ist nicht zu finden.*)

Er wurde geboren am 19. Juni 1623, grade als Riche-

*) S. „Pascal, sein Leben und seine Kämpfe“, von Dr. J. G. Dreydorff, Leipzig, Duncker und Humblot, 1870.

lieu sich zur Regierung Frankreichs anschickte. Das Hexenthum griff sofort in sein Leben ein; als er zwei Jahre zählte, that ihm ein altes Weib die Auszehrung an. Nur durch heftige Bedrohung vermochte man die Hexe dazu, das Uebel auf eine Katze abzuleiten. Die Mutter Pascal's allein verhielt sich ungläubig.

1631 zog die Familie nach Paris. Der Vater, ein tüchtiger Mathematiker, war der Lehrer des Sohnes, der gründlich lernte. Mit seinem früh entwickelten Verstande beherrschte er stets den Stoff und verhielt sich kritisch zu ihm. Wahrhaftigkeit, von der wir ihn nur einmal abweichen sehen, war seine große Tugend. Schon als 12jähriger Knabe kam er in die Gesellschaft der Mersenne, Robval, Le Pailleur, der Vorläufer der Akademie der Wissenschaften, die erst 1666 von Colbert gegründet wurde.

Der 17jährige Blaise trat in Verbindung mit Descartes, dem er eine Abhandlung über die Kegelschnitte überschickte. Bald hernach erfand er die Rechenmaschine, auf die er ein Patent durch den Kanzler Séguier erhielt. Später sandte er sie in pompösem Selbstbewußtsein an die Königin Christine von Schweden.

Ein sehr inniges Verhältniß bestand zwischen Blaise und seiner zwei Jahre jüngern Schwester Jaqueline. Auch diese war ein Wunderkind, sie dichtete mit allem Abgeschmack des herannahenden grand siècle die seltsamsten Dinge: 1638 auf die Schwangerschaft der Königin mit dem künftigen großen König; bald darauf kam die Dreizehnjährige mit einem Epigramme sur le mouvement que la Reyne a senti de son enfant, nieder:

Cet invincible enfant d'un invincible père —
S'il remue un peu seulement,
C'est à nos ennemis un tremblement de terre..

Dabei spielte Jaqueline noch 15jährig mit ihrer Puppe, dankte aber zugleich Gott, daß er ihr die Blattern zur Prüfung geschickt! Im 16. Jahre besang sie die „unbefleckte Em-

pfängniß"! Durch das Komödienspielen brachte sie den Vater mit Richelieu in Berührung.

1646 — Mazarin regierte — that der Vater, der als Intendant nach Rouen versetzt war, einen bösen Fall und verletzte sich den Fuß. Die beiden Chirurgen, die ihn behandelten, waren Schüler von St. Cyran; sie arbeiteten nicht nur am Fuße des Vaters, sondern auch an der Bekehrung des Sohnes Pascal. An dem Sohne glitt noch die ganze Jansenistische Reflection über „Seinwollen und Seinkönnen" spurlos ab. Er war mit 23 Jahren einfach orthodox und hatte seinen großen Verstand nur auf exacte Wissenschaft gerichtet. Zwischen 1646 und 48 machte er Entdeckungen über den Druck der Atmosphäre und das Gewicht der Quecksilbersäule. In dieser Zeit traf er auch persönlich mit Cartesius zusammen. Im September 1648 stellte er mit Périer die Versuche der Höhenmessung auf dem Puy-de-Dôme an.

Jaqueline war bereits bekehrt, Blaise aber noch so rechtgläubig, daß er den Capuziner Jacques Forton zu Rouen, der über den Köhlerglauben hinaus „speculirte", förmlich verklagte.

Von 1649—54, von seinem 26sten bis zum 31sten Jahre — es ist die Zeit der Fronde — findet der Biograph eine dunkle Partie im Leben seines Helden. Während Jaqueline die Consequenzen aus ihrer abenteuerlichen Geistesverfassung zog und ins Kloster Port-Royal ging, wurde Blaise durchaus weltlich, studirte eifrig den Montaigne, erklärte: „Vergnügen ist unseres Daseins Zweck", und bewegte sich zwischen den Magneten Liebe, Ehrgeiz und Spiel. Er beanspruchte gerichtlich sein Erbtheil vom Vater, knauserte mit der Schwester und war sehr besorgt, das Kloster möchte ihm etwas von dem Seinigen nehmen.

Er wandelte die Wege des heil. Augustin, durch die Nacht der Sünde zum Lichte der Erkenntniß. Im Jahre 1654 war er Jansenist. Veranlassung zu dieser Um- und Einkehr mag die unglückliche Liebe zu einer vornehmen Dame

gewesen sein; sein Sturz auf der Brücke von Neuilly und seine wunderbare Rettung kann ihm auch wohl einige Paulinische Erleuchtung gebracht haben. Kurz, im September 1654 sitzt er Beichte bei Jaqueline.

Am 23. November 1654 legt er sein Sündenbekenntniß vor dem Jansenisten de Sacy ab, wendet sich ausschließlich zu Christus und schwört zur Askese. Wörtlich heißt es: „die Welt und Alles vergessen außer Gott. Gänzliche Entsagung, gänzliche und sanfte Unterwerfung unter Jesus Christus und meinen Gewissensrath.“ Der katholische Pietist war fertig. Aus dem Je ne sais des Charron zog Pascal den Schluß: Wenn man nichts weiß, kann man Alles glauben. Il faut croire ou désespérer. Blaise Pascal legte den Stachelgürtel an, der ihn zur rechten Zeit zwickte. Er tödtete das Fleisch ab.

Die Jansenisten freuten sich gewaltig der Bekehrung des gelehrten und berühmten Mannes. Ein Jahr vorher war die Verdammung der fünf Sätze im „Augustinus“ erfolgt; die Bulle war in Port-Royal nicht unterschrieben worden. Dogmatisch aber konnte ihnen der Neophyt nicht helfen; das Publicum äußerte sich auch sehr gleichgültig über diese „Reibereien unter Theologen.“

Wenn man denn auf beiden Seiten katholisch bleiben wollte, so war ein Kampf nur auf dem Gebiete der Moral möglich, welches die Jesuiten allerdings gräßlich verwüstet hatten. Und diesen Wurf gethan zu haben, ist die unsterbliche That Blaise Pascals. Seine Lettres écrites à un provincial, gewöhnlich kurz les Provinciales genannt, sind ein unvergleichliches Muster von Polemik und zugleich ein Denkmal der französischen Prosa: Schärfe und Klarheit, neben Feinheit und Eleganz; sprudelnder Witz, beißende Ironie, saftiger Humor. Unter dem Namen L. de Montalte richtete Pascal seine Briefe an einen Freund in der Provinz. Der erste ist vom 23. Januar 1656 und behandelt die Sorbonne und ihr Urtheil über Jansenius; auch 2 und 3 sind noch dogmatischen

Inhalts, 3 behandelt den Proceß Arnauld's vor der Sorbonne. Dann geht's an die Jesuitenmoral, an die berüchtigte Casuistik. Das alttestamentliche Vertragsverhältniß zwischen Gott und Mensch ist durch den stellvertretenden Tod Jesu ins Christenthum hinübergeführt worden, sagten die Jesuiten. Da ist Leistung und Gegenleistung. Findet die Leistung durch Stellvertretung statt, so muß Gott. Ein Rechtsverhältniß erfordert Advocaten, d. i. Casuisten, die den einzelnen Casus zum Vortheil ihres Clienten auslegen. Der 5. bis 11. Brief sind das Furchtbarste, was je gegen die Jesuiten geschrieben worden; die neuern und neuesten Angriffe nehmen sich gegen diesen entwurzelnden Orkan wie schmeichelnde Zephyrlüfte aus.

Durchaus richtig heißt es vom Jesuitismus, er habe nur die Erhaltung der Kirche, ihre Allgemeinheit im Auge, nicht ihre Heiligkeit. Daher die Concessionen an die Weltlichkeit, an die Sünde. Erklärte doch der P. Gury in seinem Moralsystem noch 1868: „Sage nicht, daß man aus Noth „stehlen“ dürfe; denn alsdann hört es auf Diebstahl zu sein!“

Es gilt Gott und den Teufel zugleich zu betrügen. Bei dem letzten dünnen „Vielleicht“ des Jenseits, bei der entfernten Möglichkeit der Dinge, die da kommen mögen, packt der Jesuit das Weltkind. Mit dreifacher Distinction sucht er es zu umgarnen: 1) Man kann überhaupt nicht leicht in schwere Sünden verfallen; 2) die Absolution für die unvermeidlichen Sünden ist nicht allzuschwer; 3) die neue Frömmigkeit ist federleicht, der Teufel wird zuerst betrogen, dann Gott. Wenn man Gott nicht absichtlich beleidigen will, so ist ja die Sünde nur eine „philosophische“. Freilich bringen nach Escobar viele „philosophische Sünden“ am Ende doch ins kleine Feuer; auch kann man nicht immer wissen, ob die Sünde groß oder klein war; endlich ist aber die Hauptsache, ob man jetzt und in Zukunft noch etwas von der Welt genießen darf. Was in der Vergangenheit gesündigt worden, davon habe ich jetzt nichts mehr, viel wird es nicht gewesen sein können! Regt sich das Gewissen, so muß man den „heulenden Pudel“ hinausjagen.

Faust war ein höchst einfältiger Mensch, wozu brauchte er den Pact zu unterzeichnen? Seine Genüsse konnte er ja „in verdienstlicher Absicht" erstreben. „Wo wir die verbotene Handlung nicht verhindern können, da reinigen wir wenigstens die Absicht, und so verbessern wir das schlechte Mittel durch die Lauterkeit des Zwecks." So rechtfertigt sich der Mord in tausend Fällen; nach Lessius, Escobar, Hurtado, Diana, Molina, Tanner, Sa, darf man zum Zweikampf herausfordern, nicht um sich zu rächen — das wäre unchristlich —, wohl aber, wenn kein anderes Mittel übrig bleibt, sein Leben oder seine Ehre zu vertheidigen. Man darf selbst den Feind rücklings oder aus einem Hinterhalte tödten; allerdings nicht „verrätherischerweise" — das wäre unchristlich —, aber unser Feind muß sich dessen von uns versehen, so daß es ganz unmöglich ist, ihn „verrätherischerweise" zu tödten! Todtschlagen darf man den Verleumder, todtschlagen für eine Ohrfeige, auch für eine blos angebotene; todtschlagen den, der uns bestohlen hat oder bestehlen will, doch nicht für jede Kleinigkeit, die Sache muß wenigstens einen Thaler werth sein!

Besonders wird noch nachgewiesen, daß selbst die Doppelzüngigkeit erlaubt sein und der „heimliche Vorbehalt" eine schlechte Handlung legitimiren kann. Eine ungeheure Rolle spielt der Probabilismus oder die sittliche Wahrscheinlichkeitsrechnung; so muß z. B. der Priester, der selbst anderer Meinung ist, absolviren, sobald man ihm die Ansicht eines Doctor gravis entgegenhält; eine lange Reihe von Sünden wird mit freisprechenden Autoritäten aufgeführt. Uebrigens sind alle Beichtiger lax und die Frömmigkeit gar leicht. So muß man zwar Gott lieben, aber nach Suarez genügt es, wenn man es vor der Todesstunde thut. Vasquez sagt: in der Todesstunde; Andere: bei der Taufe, noch Andere: an den Festtagen; Hurtado de Mendoza: alle Jahre einmal; Pater Conink: alle 3 oder 4 Jahre; Henriquez: alle fünf Jahre; Filiutius: nicht einmal so oft; Anton Sirmond: nicht einmal bei jedem Empfang eines Sacraments, da Buße und Beichte es auch thun. Suarez

meint schließlich: zu jedem andern Gebot sei man verpflichtet, ohne irgend eine Neigung zu Gott, vorausgesetzt, daß man ihn nicht haßt.

Ueber den Mariencultus und dessen Begründung gehen wir aus Rücksichten des Anstands weg. Doch können wir uns nicht versagen, an dieser Stelle ein Beispiel jener lebhaften Dialectik mitzutheilen, wie sie Pascal an dem Gegner übte. Er fingirt nämlich einen Dialog zwischen sich und einem Jesuitenpater, den er zu Tode hetzt. Dieser Pater citirt ein Buch des P. Barry: „das Paradies, erschlossen für Philogia, durch 100 Andachten zur Mutter Gottes, alle leicht zu üben.“ Man braucht nur die Jungfrau zu grüßen, sobald man ihr Bild sieht; man giebt den Engeln Auftrag, die Heilige von uns zu grüßen, oder man sagt ihr jeden Morgen „Guten Morgen!“ jeden Abend „Gute Nacht! — und das Paradies ist offen.

Da das aber für viele noch zu schwer ist, so räth der P. Barry, einen Rosenkranz in der Form eines Armbandes oder ein Bild der Jungfrau am Leibe zu tragen. Das kann doch Jeder, und der P. Barry hat erlebt, daß eine Frau, die den täglichen Gruß übte, ihr ganzes Leben in Todsünden lebte und darin starb, und doch gerettet wurde, so daß der Herr sie expreß vom Tode erweckte. Noch mehr, durch solchen leichten Cult kann man seine weltlichen Pflichten der Jungfrau übertragen. Erhebt z. B. Jemand auf deinem Todesbette noch Ansprüche an dich, und sollte sich dein Herz darüber beunruhigen, so weise Jenen getrost an die Jungfrau Maria!

Nach Anhörung dieses Banditen-Katechismus fragt nun Pascal seinen Interlocutor: Aber, mein Pater, wer Ihnen da näher auf den Leib rücken wollte, der könnte Sie in die schönste Verlegenheit bringen; denn wer steht uns gut dafür, daß die heilige Jungfrau wirklich für jene Forderungen gut steht?“

„Der Pater Barry steht dafür gut,“ antwortete der Jesuit; „denn er sagt selbst: Was das Glück und die Vor-

theile betrifft, die für euch hieraus erwachsen, so stehe ich euch gut dafür und bin Bürge für die Himmelsmutter."

Pascal: „Aber, mein Pater, wer steht denn gut für den Pater Barry?"

Jesuit: „Wie so? Der gehört ja zu unserer Gesellschaft. Wissen Sie noch nicht, daß die Gesellschaft Jesu für alle Bücher und Schriften unserer Väter einsteht? Das müssen Sie sich merken, denn das ist wichtig. Es ist eine Regel unserer Gesellschaft, wonach es jedem Buchhändler verboten ist, irgend ein Werk unserer Väter ohne die Gutheißung der Theologen unseres Ordens und ohne Erlaubniß unserer Obern zu drucken. Dies Gesetz wurde gegeben durch Heinrich III. (von Frankreich) am 10. Mai 1583 und bestätigt durch Heinrich IV. am 20. December 1603 und durch Ludwig XIII. am 14. Februar 1612. Demnach ist unser ganzer Orden für die Bücher eines jeden Einzelnen unserer Väter verantwortlich. Diese Einrichtung ist der Gesellschaft Jesu ganz eigenthümlich, und daher kommt es, daß von uns kein Buch erscheint, aus dem nicht der Geist der Gesellschaft spräche."

Pascal hätte jetzt fragen können: Wer denn für die Gesellschaft Jesu einstehe? Die Antwort darauf hätte ihn in die Enge getrieben, da sie offenbar lauten mußte: der Papst im Namen der heil. Kirche. Pascal weicht daher geschickt aus, indem er sich an das Reglement Heinrich's III. hält und so den Staat, welcher den Orden duldet und anerkennt, verantwortlich macht.

Alles was auf geschlechtliche Verhältnisse Bezug hat, unterdrücken wir mit Ekel; besonders interessant mögen die Details für Adel und Höflinge gewesen sein; der Pariser Ehebrecher schenkte ja seiner Mätresse geweihte Kerzen, prachtvolle Andachtsbücher, theuere Crucifixe.

Im 15. und 16. Brief gibt der schneidige Kritiker schon etwas klein bei; er wehrt die jesuitische Verleumdung von sich ab, behauptet seine Rechtgläubigkeit, und fällt leider von der Wahrheit ab, indem er versichert, nicht mit Port-Royal in

Verbindung zu stehen. Bei der heiklen Frage nach den fünf von der Curie verdammten Stellen im „Augustinus“ hilft er sich mit jesuitischer Sophistik: die päpstliche Verdammung beziehe sich ja nur auf den ketzerischen Sinn der Stellen, in welchem sie sich allenfalls ausdeuten ließen. Man könne also die Bulle unterschreiben.

Leider wurde grade im Jahre 1656 das Formular der Abschwörung bedeutend verschärft. Aber die Jansenisten klammerten sich fest an die Kirche, wie heftig sie auch gegen die Jesuiten opponirten. Der Abbé von Saint-Cyran hatte schon gesagt: Lieber die größte Unordnung in der Kirche als die Scheidung von ihr!

Der Wunderglaube ließ gleichfalls die Jansenisten nicht los. Die Wirkung, welche der heilige Dorn auf das Augenleiden einer Nichte der Pascals, Margarethe Périer ausübte, wurde zum göttlichen Ereigniß aufgebauscht; auf dieses Zeugniß von Oben für die Wahrheit des Jansenismus machte Jaqueline ein erschreckliches Gedicht. Auch Blaise war tief ergriffen; das Wunder wurde ihm zum wesentlichen Merkmal der Religion. Hier ist der Keim zu seinen frommen Pensées zu suchen, in denen er, meist trocken reflectirend, keine Spur des früher sprudelnden Geistes verrathend, ganz Jansenist, pietistischer Katholik, Augustiner wird.

Richtig und praktisch antworteten die Jesuiten auf das Wunder des heiligen Dorns mit einem Rabat-joie des Jansénistes („Freudenlöscher der Jansenisten“): das Wunder sollte sie gerade bekehren; an und für sich beweise es nichts, die Kirche stehe ohnedies fest.

Betrachtet Pascal die Sache ganz genau, so sind die Jesuiten doch die Brüder der Jansenisten in der Einen Kirche; die Ketzer hingegen sind abgeschnittene Glieder, unrettbar verloren. Es wäre zu wünschen, sie seien wie die Jesuiten!

Am 14. October 1660 ließ Mazarin auf Befehl Sr. Majestät die „Provinzialbriefe“ durch Henkershand verbrennen. Das wurmte Pascal tief, aber er blieb in der Kirche und er-

klärte namens seiner Schwester Jaqueline: „Vielleicht wird man uns von der Kirche ausschließen; aber wer weiß nicht, daß Niemand gegen seinen Willen von ihr ausgeschlossen werden kann? Da Christi Geist das einzige Band ist, das uns mit ihm und unter einander vereinigt, so können wir wohl der äußern Zeichen, aber niemals der Wirkung dieser Vereinigung beraubt werden, so lange wir nur die Liebe bewahren, ohne die Niemand ein lebendiges Glied dieses heiligen Lebens ist“.

Die ganze Opposition Pascals im Namen des Jansenismus war keine dogmatische, kirchliche, sondern eine lediglich gegen die verderbliche Moral der Jesuiten gerichtete. Die Bedeutung der Lettres à un provincial liegt mithin auf ethischem, moralphilosophischem Gebiete; sie bildeten den Anfang jener Neutralisation des neukatholischen Kirchenthums, dem man später zurief: faccia da se! Aber selbst zu dieser ethischen Richtung gab Pascal nur den ersten Anstoß; seine ehrliche Moral war grade so unbrauchbar für den wirklichen Menschen, wie die Jesuitenmoral abscheulich genannt werden muß. Oder vielmehr: die Jesuiten codificirten alle Neigungen, Strebungen, Abfindungen, Schönfärbereien und Unterschleife der zeitgenössischen Menschheit, deßhalb machten sie Furore und regierten die Welt; Pascal aber nahm den Menschen augustinisch, spiritualistisch, überspannte die Forderungen an diesen gedachten Menschen und verlangte anthropologisch Unmögliches; seine Moral eignete sich nur für Schwärmer, Mystiker, Weltflüchtige, für Gespenster oder für Ausgelebte.

Ein Kind, welches Vater und Mutter nicht ohne Widerwillen beisammen sehen konnte — man denke an die Jugendgedichte der Jaqueline — konnte nie der Urheber eines gesunden Moralgesetzes werden. Ein Mann, dem die Ehe „die niedrigste Art menschlicher Gemeinschaft“ war, bestätigte nur das Horoskop, das man bereits dem Kinde stellen konnte.

Ja, wenn's Weinen und Dulden thäten! Wenn die Menschheit insgesammt und für alle Zeiten aus lauter Aposteln und

Märtyrern bestehen könnte! Aber die Entwicklung des Geschlechts bedarf des Thuns, des Eingreifens in die reale Welt, des entschlossenen Gestaltens der verhaßten Materie.

Der Probabilismus der Jesuiten war die schamlose Verherrlichung der Möglichkeit, der Möglichkeit der Möglichkeit. Aber der Wahrscheinlichkeits-Calcül, den Pascal und Fermat begründeten, angewandt auf die ewige Seligkeit, auf die Wahrheit der Religion; die Behauptung, daß die geringste Wahrscheinlichkeit dieser Wahrheit den Menschen zum Glauben zwinge: was ist das anders als jesuitischer Probabilismus, wenn auch in weniger schmutziger Gestalt?

Wenn eine Religion, so sagt Pascal, unendliche Belohnungen und Strafen verheißt, so ist es die Pflicht des weisen Mannes, sie anzunehmen, nicht blos wenn die Wahrscheinlichkeiten dafür überwiegen, sondern auch wenn die dagegen sprechenden Wahrscheinlichkeiten nicht unendlich sind!

Was hier Pascal von den Jesuiten unterscheidet, ist einzig die Voraussetzung, die Prämisse der Gesinnung. Und in der Verschiedenheit der Voraussetzung, in der Gesinnung, können wir, nachdem die Bildung neuer Kirchenthümer aufgehört hatte, allein die Bedeutung der Sectenstreitigkeiten noch erkennen, handle es sich um Gomaristen und Arminianer, oder um Jesuiten und Jansenisten.

Die bereits erwähnten „Pensées" sind ein theologisches Tagebuch, welches sich gegen Atheisten und Religionsverächter wendet, und ganz im Geiste einer neuern Religionsphilosophie der Vernunft die Mission ertheilt, der Cicerone ins Land des Glaubens zu sein. Sehr schmeichelhaft ist das Compliment für die erstere, nur sie habe den Punkt zu bestimmen, wo sie sich unterwerfen müsse. Thue sie dies nicht am rechten Orte, so handle sie abergläubisch. Der heilige Dorn war also für Pascal der richtige Punkt. Und doch konnte ihm dieser Punkt zu Zeiten so imaginär werden wie der geometrische Punkt.

Pascal starb am 19. August 1662, ein Jahr nachdem Ludwig XIV. die Regierung Frankreichs in höchsteigene Hände

genommen. Am Thurme von St. Jacques-la-Boucherie wurde eine Bildsäule errichtet: „dem Mathematiker und Physiker Blaise Pascal". Victor Hugo sagt in „Notre-dame de Paris": Ceci tuera cela, in unserm Falle Mathematik und Physik — das Dogma der Weltentfremdung. Pascal brachte es mit aller Mathematik und Physik nicht dahin. Er starb als christlicher Skeptiker: „Es kann nichts Gewisses außer der Religion geben, und doch ist diese selbst nicht gewiß". Retten wir uns in die Askese!

England.

Die Genesis der Revolution. — Jakob I. — Karl I. bis 1642. — Oliver Cromwell bis zum Tode des Königs. — Die Republik auf vier Jahre. — Holländische Zustände. — Mylord Protector. Die Wiederkehr der Stuarts.

Die Genesis der englischen Revolution.

Was sich in England in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zugetragen, ist längere Zeit als eine Episode angesehen worden, die ohne inneren Zusammenhang mit der nationalen, ganz besonders aber mit der europäischen Entwicklung verlaufen wäre. Die great rebellion, wie die Engländer kritiklos sagen, erschien wie ein blutig leuchtendes Meteor zwischen dem Ende der Elisabeth und der glorious revolution, wie die Einsetzung des Oraniers sehr übertrieben betitelt wurde; wie ein Meteor, das den Himmel eine Weile occupirte, alle Welt entsetzte und dann spurlos in die unendliche Nacht hinabtauchte. Der Schluß aus dieser Anschauung der Dinge hätte logisch lauten müssen: Eigentlich könnte man sich das Ding ganz wegdenken, diesen tollen Fanatismus, diesen Königsmord, der durch andere Morde vergolten wurde, diesen ganzen Fiebertraum, der anno 1660 mit Einem Schlage in das nüchternste Erwachen überging.

Es ist nur zu befürchten, daß bei solcher Auffassung die ganze folgende englische und europäische Geschichte, und namentlich die französische Revolution eben so unverständlich bleiben würden.

Das äußerliche Aneinanderreihen der Ereignisse giebt uns nämlich durchaus keinen Aufschluß über deren Ursprung und nothwendigen Verlauf. England, das unter der Elisabeth nicht grade durch allzu große Freiheit verwöhnt worden war, überwirft sich mit den Stuarts, gleich mit dem Sohne der

Maria, legt sodann dem König Karl den Kopf vor die Füße, erklärt sich zur Republik und erhebt den kühnsten, ehrgeizigsten, verschlossensten Helden der Revolution zum Protector. Dieser, auf der Höhe des Ruhmes und der Gewalt angelangt, stirbt, und drei Jahre nachher kehrt ein zweiter Karl Stuart heim, als wenn nichts vorgefallen wäre, und herrscht 25 Jahre ohne erheblichen Widerstreit; sein Bruder und Nachfolger aber hat nur drei Jahre Frist, bis er vor seinem eigenen Tochtermann das Weite suchen muß. Und mit diesem Staatsstreich ist die Aera der Revolutionen in England geschlossen. — Das ist der Gang der Ereignisse, aber das verräth uns nichts von der Federkraft des inneren Getriebes.

Nach der gewaltsamen Herstellung einer gewissen nationalen Einheit in Spanien, Frankreich und England — Deutschland und Italien blieben anarchisch, Schweden constituirte sich auch politisch durch die Reformation — durch die nützlichen Tyrannen, die wie Poch- und Stampfwerke der Geschichte arbeiteten, war ein zwiefacher neuer Geist über Europa gekommen: der Geist der Wissenschaft und des ernsten persönlichen Glaubens, Renaissance und Reformation. Die eine trat friedlicher, die andere ungestümer auf; aber unter beiderlei Gestalt erneuerte sich die Menschheit, durch die Renaissance mehr im Süden und Westen, durch die Reform mehr im Norden und Nordwesten. Die Eine legte Beschlag auf die ästhetische Empfindung und das logische Denken des Menschen; die Andere redete ihm mit schroffem Tone in's Gewissen. Die Eine sprach als Ariel, die Andere als der Geist des alten Hamlet.

Die Reformation, die sich in Deutschland mit der philologischen Renaissance paarte, gab hier das Signal zur individuellen und territorialen Selbstigkeit und sprengte den ohnehin lockern Reichsverband, wie es der Münster'sche Frieden besiegelte. Aber sie war doch zugleich das in die Erde gelegte Samenkorn, das innerhalb der vorläufigen Anarchie zum Bewußtsein vom Menschen in der Gemeinschaft heranwuchs. Die äußerliche und als solche untergeordnete Staats-

form mochte dabei unbeachtet bleiben; aber die Macht und Herrlichkeit des Individuums über den Staat selbst und die menschenwürdige Gestaltung des letzteren wurden im Princip angestrebt. Die wissenschaftliche Staatslehre der Neuzeit hat ja nur das Geheimniß jenes Keims an den Tag gebracht. Es ist durchaus richtig, was die neukatholische Schule seit Görres gesagt hat: die Reformation war der zweite Sündenfall und die Mutter aller folgenden Revolutionen. Der Sündenfall ist die einzige Möglichkeit der Erkenntniß; nur durch das Heraustreten aus dem Stande der herkömmlichen Unschuld werden wir „wie Gott, erkennend das Gute und das Böse".

Eben so klar ist, daß die Reformation da, wo sie als theoretische That auftrat, rein um ihrer selbst willen stattfand, auf ihre praktischen politischen Consequenzen am längsten warten lassen mußte. Deutschland hat vom Anfang des 16. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, volle 150 Jahre, nichts anderes gethan, als sich mit Reformation und Gegenreformation beschäftigt, und dann hat es wieder 100 Jahre zum Ausruhen gebraucht. Der rheinisch-fränkische Bauernkrieg, der Schmalkaldische, der 30jährige Krieg waren ohne kirchlich-religiöse Motive unmöglich. Nicht einzelne Männer, nicht Luther und die Fürsten, das ganze Volk selbst trug die Schuld an dieser Einseitigkeit; es wollte und konnte nicht zwei Dinge zugleich vornehmen.

In Frankreich wirkte die Renaissance nach ihrem ästhetischen Inhalt von Italien aus direct auf Literatur, Kunst und Leben; die Reform nur indirect durch Vermittlung des politischen Individualismus. Diese Reform ergriff nur einen Theil des Volkes, eine Fraction, die sich zur Faction ausbildete und als solche mit der unitarischen Monarchie in Conflict gerieth, von der sie unterdrückt wurde. Der Gegensatz zum Individualismus oder zur Freiheit, das Gefühl der Gleichheit, der Demokratismus, erhob in Paris sein fanatisches Haupt und widersetzte sich im Bunde mit der Ligue und Spanien dem sonderbündlerischen Hugenottenthum. Der alte po-

litische Geist der Commune erwachte, Stephan Marcel stieg aus dem Grabe des 14. Jahrhunderts wieder herauf. Heinrich III. entfloh vor diesem Geist und Heinrich IV. mußte zu seinem Symbol, der Messe, schwören. Heinrich IV. und sein Nachfolger Richelieu bändigten den Dämon; aber sie vermochten dies nur, indem sie der Einheit und Gleichheit, den Lieblingsgenien der Franzosen huldigten. Der Nationalgeist hatte mit den hervorragenden Hugenottenspitzen gehadert; aber er beugte sich vor der auf Alle vertheilten Gloire, der leuchtenden Blüthe des Ganzen, vor der Thatkraft des Béarners und dem ehernen Richtmaß des weltlichsten aller Kirchenfürsten. Man sagt, Frankreich sei und bleibe katholisch; man sollte sagen: Frankreich ist wesentlich égalitaire. Der deutsche Dichter meint: „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten". Der Franzose spottet gern seiner Ketten, wenn er nur gelegentlich seinem Herrn damit ein Charivari in die Ohren rasseln kann. Die reformatorische Idee wird sich in Frankreich erst viel später in politischer Form ihre Geltung verschaffen und wieder mit der katholischen Egalité zu schaffen bekommen.

England verhält sich zu dieser reformatorischen Idee ganz anders als Frankreich, aber auch ganz anders als Deutschland. Es ist eben das Land der Normanno-Sachsen mit keltischem Bodensatz. Die kirchliche Reform beginnt hier noch höher in der Gesellschaft als in Frankreich, echt normannisch, im Haupte des Herzogs oder Königs; von da senkt sie sich in die Glieder des Staates hinab, tiefer und intensiver, als es diesem oder einem anderen Haupte lieb war, bis in die Arme und Fäuste, ja bis in den Magen. Sie traf auch in England auf einen ganz anders gearteten politischen Organismus als in Frankreich oder Deutschland, auf eine praktisch seit dem 13. Jahrhundert sich ausbildende, durch lange Kämpfe und politische Klugheit sich festigende staatliche Gliederung. Gleich der Esche Ygdrasil hatte das Mitrathen vor dem Mitthaten seine Wurzeln durch drei Schichten der Bevölkerung hinabgewuchert und begann eben den Scheidefels zur vierten Schichte

zu sprengen. Nach dem hohen Gefolge des erobernden Herzogs, der königlichen Tafelrunde, nach der kleinadligen Gentry, der Masse der gepanzerten Reisige, und nach den privilegirten Municipien, dem corporativen Städtethum, kam die Reihe jetzt an den Bürger als solchen, zunächst an den Wohlhabenden, der sich fühlte und Andere seine Existenz fühlen lassen wollte.

Ein so unverfänglicher Zeuge wie Mr. Edw. Hyde (nach der Restauration Lord Clarendon) erklärt uns in seiner „Geschichte der Rebellion“ an einem Beispiele vortrefflich diesen Proceß. Warum schlug unter Karl I. in der Grafschaft Somerset die parlamentarische Stimmung gegen den königlichen Adel durch? „Es waren da, sagt er, Leute niederen Standes, die durch gute Wirthschaft, Tuch- und andere blühende Manufactur, sehr große Vermögen erworben hatten; nachdem sich diese in die Besitzungen der Gentlemen hineingearbeitet, wurden sie ärgerlich, daß sie sich nicht in derselben Achtung und Reputation fanden wie die, deren Güter sie besaßen, und deßhalb waren sie beständig darauf aus, sich zu Ansehen zu bringen.“ Diese Leute wurden jetzt Lieutenants bei der Miliz, und umzingelten plötzlich den Marquis von Hertford; ihre Armee war 12,000 Mann stark. Die Parlamentsarmee unter Essex zählte 8000 Mann. — Das ist ein ganzes Capitel Geschichtsphilosophie.

Die Plantagenets waren, wohl oder übel, allezeit Mehrer der Freiheit gewesen: Johann ohne Land, Heinrich III., die drei Eduarde. Was sich da allmählich in Zuständen und Köpfen festgesetzt hatte und was nur zeitweilig zu verdunkeln war, lautete: Der König steht an der Spitze des Staates als ausführende Macht, die beiden Häuser des Parlaments bilden den hohen Rath der Nation; nur durch dieses Parlament kann der König zu Geld und Soldaten kommen. „Der König im Parlament“, so hieß die geheiligte Formel für die Zusammengehörigkeit von Executive und Legislative. Gegen das ältere statutarische Recht standen als Eisbrecher das altsächsische Ge-

meinrecht und das Genossengericht. Diese Dämme und Wälle mochten periodisch vernachlässigt werden, vorhanden waren sie immer. Als der reformatorische Gedanke die Gewissen wachrief, belebte er zugleich das Bewußtsein der angebornen, nie veraltenden Rechte, welche die Stuarts zu untergraben trachteten. Hier konnte die Freiheit Posto fassen, ohne eines neuerfundenen Naturrechts zu bedürfen. Freilich lag auch der Hader nahe zur Hand; die Auffassung der alten Rechte konnte verschieden sein. Der politische Theil der „Rebellion" bewegte sich um den Satz: „Der König im Parlament". Welchen Auslegungen war dieser Satz nicht unterworfen! wie viel Blut hat diese Exegese gekostet!

Die widerwärtige Tyrannei Heinrich's VIII. und noch mehr die wohlwollende Regierung Eduard's VI. hatten dem religiösen Befreiungsdrange eine Concession gemacht; die bigotte Reaction der blutigen Maria ging vorüber wie ein Unwetter; der glorreiche Despotismus der Elisabeth entschädigte für manchen Zwang. Aber neben der officiellen Reformation entwickelte sich frühzeitig ein calvinistisches Sectenthum, von Schottland, Frankreich und Genf her angefacht und durch die Verfolgung nur energischer um sich greifend. Schon unter Eduard VI. weigerte sich der zum Bischof von Glocester berufene edle Hooper, das aaronische Gewand anzulegen; unter Elisabeth starb er auf einem Bett von glühenden Kohlen, „wie ein Kind auf Rosen schlafend". Man nannte die Secte spöttisch „Puritaner", was auf eine lateinische Uebersetzung der griechischen „Katharer" oder Ketzer hinauskommt; sie aber haben den Namen mit Freuden aufgenommen und zu Ehren gebracht.

Und ebenfalls schon unter Elisabeth lebte und wirkte Browne (1582—1616), der Vater der Independenten, denen selbst der Puritanismus mit seiner Presbyterialkirche noch zu enge war, gleichwie das Vaterland selbst; die schaarenweise nach Holland auswanderten und dann nach Neu-England hinüberzogen, wo sie lauter kleine Demokratien gründeten.

Die in England Verbleibenden erschienen der Regierung wegen ihres Princips der freien Religionsgemeinde viel gefährlicher als selbst die Puritaner; es fanden Verfolgungen und Hinrichtungen statt.

Unter Jakob nun traten die beiden mühsam zurückgestauten Strömungen in Bewegung: das reformatorische Princip, bisher staatlich verkrüppelt und verkümmert, verlangte sein volles, aber auch sein bürgerliches Recht; zu ihm gesellte sich die Erinnerung an die Freiheiten und Privilegien der Gemeinen. Aus dieser Doppelströmung entstand jener Wirbel, den man die englische Revolution nennt. Ganz andere Könige als Jakob und Karl hatten sich einst der wachsenden Städtefreiheit als Stütze ihres Regiments bedient und ihre Freude daran gehabt: was wollten doch diese Stuarts, diese Eindringlinge, Sohn und Enkel der papistischen Maria!

Der Feind, auf den die Doppelströmung traf, trug ebenfalls einen Doppelkopf: nicht nur witterte England in Jakob und noch mehr in Karl, nach der spanischen Freite und dem französischen Heirathscontract, den tridentinischen Katholicismus; sondern es erfuhr auch deutliche Stöße des politischen Katholicismus, des bon plaisir, welches französische Kleider- und Regierungsmoden in England einzuführen trachtete. Die seltsame Hallucination, als sei England Frankreich, der englische freeholder und yeoman dasselbe mit der nivellirten keltischen Hörigenmasse, der englische Adel grade so unter die Füße zu treten wie der Rest der fränkischen Allodbesitzer, erboste die englische Selbständigkeit. Und ließ sich denn ein Princip spalten — den einen Theil giebt man preis, den andern hält man fest? — wird der Summus episcopus nicht auch absoluter Herr über den Beutel sein wollen? kann der absolute König die Gewissen frei lassen? Aus solchen Zweifeln entstand die große Revolution von 1640 und als matter Nachschlag die kleine, die glorious.

Die große Revolution ist die schärfste und gediegenste Ausprägung des reformatorischen Gedankens: Luther zu Pferde

und Calvin als Musketier; die drastische Consequenz des Bannbullenbrandes und des Regierungssturzes in Genf; zugleich auch die Ueberwindung beider Standpunkte und der Bau des Brückenbogens, der fragmentarisch ins jenseitige 18. Jahrhundert hinüberdeutet.

England hat die löbliche geschichtliche Gewohnheit, sog. „Diversionen“ zu machen und die beate Welt jedesmal dann aufzurütteln, wenn sie des süßen Glaubens lebt, es sei Alles zu Ende. Nur dieser beaten Welt jedoch erscheint dasjenige als „Diversion“, was im Grunde logische Folgerung ist und nur augenblicklich nicht als solche erkannt wird. Die Menschheit würde nie erfahren haben, was die Reformation in ihren Flanken trug, ohne den deutschen Bauernkrieg und die englische Revolution. Diese erst ist der wahre Abschluß der Bewegung des 16. Jahrhunderts; sie riß weite Löcher in den mystischen Nebel, der die Menschheit umhüllte; sie lüftete das Symbol und ließ dessen geheimste Bedeutung herausflattern; sie zerstörte die Illusionen und stellte den ernüchterten Menschen auf den realen Boden tellurischer Wirklichkeit.

Dieses gewaltige Geschehniß, wichtiger als die ganze bisherige Geschichte der Völkerwanderer, wird sich in drei Aufzügen vor uns entrollen.

Jakob I.

Jakob VI. von Schottland, als Kind der Verwirrung empfangen, wurde am 29. Juli 1566 geboren. Schon mit Einem Jahre war er König. 1589 heirathete er die schöne dänische Prinzessin Anna, die er von Bergen in Norwegen heimholte. 1603 starb Elisabeth, nachdem sie den Sohn der Maria Stuart zum Erben eingesetzt hatte. Jakob, der sich nie viel um seine Mutter und deren Schicksal gekümmert, ließ

jetzt auch die Königin Elisabeth vorher begraben, ehe er sich nach London bemühte.

Der trotzige Adel Schottlands und der starre Calvinismus der Synodalkirche hatten ihm sein Stammland verleidet. Schon 1599 war sein bischöfliches Glaubensbekenntniß als „Basilikon Doron“ (die Königsgabe) veröffentlicht worden; 1603 erschien die Schrift als Programm des Doppelherrschers in drei Auflagen. Auch den Katholiken wurden gute Worte gegeben. In England, dem Lande der Verheißung, wo Jakob auch zu Gelde zu gelangen hoffte, herrschte frohe Erwartung bei Bischöflichen und Katholiken.

Des neuen Königs äußere Erscheinung war freilich wenig empfehlend. Schon auf der Reise mißfiel er. Seine Lippen entsprachen den spanischen Wülsten an Wamms und Hosen; seine Zunge war zu dick für den Mund, dieser war nicht im Stande, die starken Libationen Jakobs zu fassen, die vielmehr theilweise auf die Brust abflossen. Der König fürchtete sich, seine Kleidung war stets wattirt und er trug noch Unterkleider. Die Kniehose war ein dickes Polster. Die Beine, die erst mit sieben Jahren stehen gelernt, blieben immer hülfsbedürftig. Ein hoher Hut mit weißer aufstehender Feder vollendet auf einem seiner Porträts die Steifigkeit der ganzen Erscheinung; anderwärts trägt er einen weichen Schlapphut mit einem Wald von Federn; unter dem Hut ein mädchenhafter Teint, sehr wenig Bart, unstäte, fast schielende Augen. Die ganze Gestalt ist wie eine Caricatur Philipps II. Im Gegensatz zur spanischen Mode trugen sich die englischen Stutzer französisch; so besaß der Herzog von Buckingham (früher George Villiers) 27 gestickte Anzüge à 35,000 franz. Livres. Im Gegensatz endlich zur spanischen wie zur französischen Mode, war die puritanische die Tracht der Zukunft: taillenloser, dunkler, meist brauner Knöpfrock mit einfachen Aermeln; kragenartiger Ueberwurf, ein Halstuch, das in breiten Bäffchen auf der Brust endigte; die graue Strumpfhose ohne Besatz, das Haar gestutzt; plumpe Schuhe, ein Filzhut ohne Schmuck.

Als Jakob I. nach London kam, hieß er den französischen Gesandten, den Marquis von Rosny, die Trauer für die verstorbene Königin ablegen; den Grafen Southampton setzte er in Freiheit und gab ihm so wie dem jungen Essex die confiscirten Güter zurück. Die Recusanten mußten monatlich 20 Pfund zahlen, das Geld ging an schottische Lieblinge. Frankreich beherrschte ihn, so lange Rosny anwesend war; nachher kam die Reihe an Spanien. Philipp III. cultivirte seine Freundschaft.

Schon im Jahre 1604 fing der byzantinische König auch in England an zu theologisiren. Wie er in Schottland auf die Hexen erpicht gewesen, so beschäftigte ihn in England die Ketzerei. Er berief eine Synode nach Hamptoncourt, um die Puritaner mit den Anglikanern zu versöhnen, disputirte selbst, distinguirte, concludirte, ein scholastischer Fechtmeister. Die Puritaner konnte er jedoch nicht zu seinem Lieblingssatze bekehren: No bishop, no king. Da zuckte Jakob die Achseln, wandte sich um und concludirte: „dann werden wir sie hängen!" Die Hauptconclusion erfolgte in der Austreibung von 300 erklärten Puritanern und in dem Erlaß von 141 Canones, die eine Masse von Strafandrohungen im Sinn der Episkopalen enthielten. Dieses Werk der sog. Convocation, d. i. des geistlichen Parlaments von England, welches die bischöflichen Privilegien noch einmal, neben den Bischöfen im Hause der Peers vertrat, mißfiel dem weltlichen Unterhause, welches seine Spitze vielmehr gegen die Papisten kehrte und lebhaft an das Statut der Elisabeth erinnerte, wonach Niemand in England besitzen, amtiren, Forderungen eintreiben könne, der in einem überseeischen (katholischen) Seminar studirt habe.

Der staatsrechtliche Streit war schon früh in Lebensgröße vorhanden. Das Parlament behauptete: ein Gesetz entstehe durch Uebereinkommen der Gemeinen, Zustimmung der Lords und Einwilligung des Königs. Jakob nannte das „vermessen". Das Parlament antwortete mit „Unkenntniß", der König sei

„übel berichtet“. Jakob replicirte: die Privilegien des Hauses hingen von der Gnade des Königs ab. Das Parlament duplicirte mit dem „angeborenen Recht der Engländer.“ Da lag die Wurzel eines unabsehbaren Streites, der einmal, früher oder später, voraussichtlich mit Gewalt entschieden werden mußte.

Da die Katholiken sich gleichfalls getäuscht sahen, so verlegten sie sich nach alter Gewohnheit auf's Complottiren. Bereits im Jahre 1604 bildete sich das Monstercomplott, die berühmte „Pulververschwörung“, zu dem Zwecke, beide Häuser des Parlaments und die ganze königliche Familie in der Eröffnungssitzung in die Luft zu sprengen. Nur die kleine Prinzessin Elisabeth sollte verschont und zur katholischen Königin gemacht werden. Im Complott waren ihrer zunächst Fünf: Guy Fawkes, ein Officier eines in Flandern stehenden, von Jesuiten beeinflußten englischen Regiments, der über den Canal herüber kam; Robert Catesby aus Northampton; Thomas Percy, ein Verwandter des Herzogs von Northumberland; Christopher Wright aus York; Thomas Winter aus Huddington. Zu diesen gesellten sich noch ein Bruder Wright's und ein Bruder Winter's. Die Seele des Geheimbundes war der Jesuiten-Provincial Henry Garnet; Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Vorhabens schlug er mit dem casuistischen Satze nieder: Im Kriege kämen auch Unschuldige um! Die Verschwornen nahmen das Sacrament aus der Hand des Jesuitenpaters Gerard, der — natürlich — später gar nicht wußte, um was es sich gehandelt.

Percy miethete ein Haus nebst Garten dicht bei Westminster. Während des Tages wurde die Mine gegraben, bei Nacht der Schutt in den Garten geschafft. Als ein Keller unter den Lords leer wurde, miethete ihn Fawkes sofort. Das Pulver wurde mit Reisig und Steinen bedeckt. Dann warteten die Verschwornen vom Januar bis zum September 1605.

Unterdessen nahm die Strenge gegen die Katholiken zu; es erfolgten nächtliche Haussuchungen, Vermögensconfiscatio-

nen, Hinrichtungen; hochgestellte Katholiken wurden für bürgerlich unfähig erklärt.

Die Zahl der Mitwisser um das Complott vermehrte sich, es gelangten Warnungen an Mitglieder beider Häuser. Catesby beichtete dem P. Greenway, den er bat, den Provincial zu consultiren. Dieser ertheilte dem Pater einen strengen Verweis, daß er die Beichte Jemanden mitgetheilt, und erklärte: jetzt müsse der Verschwörer von seinem Plane abgebracht werden! Lord Mounteagle erhielt einen Warnungsbrief von seinem gleichfalls mit verwickelten Schwager Tresham; der Brief ging an den Minister Lord Cecil Burleigh.

Am 5. November Morgens um 2 Uhr wurde Fawkes im Keller unter den Lords arretirt. Es fanden sich zwei Orthoft und 32 Barils Pulver vor. . . . Das Verhör fand in Gegenwart des Königs — wie bei den Hexen — statt. Wozu so viel Pulver? frug ein Schotte. „Um die schottischen Bettler in ihre heimischen Berge zurückzuschleudern.“ Der gelehrte Jakob sah darin einen „englischen Scävola“. Die Jesuiten Gerard, Greenway und Garnet wurden in die Verfolgung gezogen: das Jesuitencomplott lag deutlich vor. Am 30. Januar 1606 wurden acht Verschworne hingerichtet, Gerard und Greenway hatten sich auf's Festland gemacht, Garnet's Haupt fiel. Im Ganzen beschwerten sich die Protestanten bitter über die königliche Milde.

Ein neuer bindender Eid für die Katholiken wurde festgestellt, den Papst Paul V. natürlich verdammte. Der gelehrte König aber schrieb eine lateinische „Apologie des Eides der Treue“. Dennoch wehrte Jakob dem jetzt hervorbrechenden Fanatismus gegen Alles was katholisch war nicht ohne Staatsklugheit. Nur durfte seine theologische Unfehlbarkeit nicht angetastet werden. Es fanden Verfolgungen statt, von denen der französische Gesandte sagte: Blos der Dünkel, mehr von der Theologie zu verstehen als alle Doctoren der Welt, ist Schuld daran.

Lord Robert Cecil, Graf von Salisbury, der Sohn und

Erbe William Cecil Burleigh's, des Elisabethischen Staatsmannes, hatte den verwegenen Gedanken, den schottischen Jakob mit der Rolle Heinrichs IV. zu betrauen, ihn zum Moderator Europas zu machen. Dazu fehlte dem Jakob nicht mehr als Alles.

Die seltsame Mischung von Verstand und Aberwitz, von Theolog und König, von Trinker und Schriftsteller, die den Namen Jakob führte, liebte auch den Sport. Zweimal wöchentlich fanden Hahnenkämpfe statt; sein Hahnenmeister bezog ein Gehalt von 200 Pfd. St., wie der zweite Staatssecretär. Der Jagd lag er häufig vom Morgenroth bis Sonnenuntergang ob. Gesandte und Minister mußten bei solchen Gelegenheiten wochenlang auf Audienz warten.

Die Königin Anna war klug genug, nicht in des Gemahls politisch-kirchliche Unfehlbarkeit hineinzureden. Sie widmete sich den Hoffesten und Mummereien. Bei Maskenzügen (court masques), die unter Jakob die Blüthe ihres tollen Aufwandes entfalteten, erschien sie als Göttin, Nereide, Sultanin. Dichter und Maschinisten nahm sie in Anspruch. Wenn der Gemahl der Posse auf dem Volkstheater verfiel, so lachte sie unbändig; die Schauspieler stellten ihn nämlich dar über Hunde und Falken fluchend, Bediente prügelnd, wenigstens einmal täglich sich betrinkend. Noch lebte old merry England. Was aber das Trinken betraf, so that Anna darin gleichfalls das Ihrige. In der „Königin von Saba" war sie einst nicht im Stande, den allegorischen Tanz auszuführen. Es kam vor, daß Glaube, Liebe, Hoffnung nicht auf ihren Füßen stehen konnten.

Nichtsdestoweniger behauptete Jakob: seine Gesundheit sei die Gesundheit Aller — quand le Roi a bu, la France est ivre — und hielt sich alles Ernstes für den „göttlichen Viceregenten auf Erden".

In einem Gespräche mit den Bischöfen Neile und Andrews stellte der König die Frage: ob er seinen Unterthanen Alles ohne Parlamentsbeschluß abnehmen könne. Neile antwortete: „Gewiß, Ew. Majestät sind ja der Athem unserer Nase."

Andrews, ein geriebener Schotte, meinte: „Ew. Majestät können wenigstens meines Mitbruders Neile Geld nehmen, denn er hat es selbst angeboten."

Auch auf dem socialen Gebiete flogen bereits revolutionäre Funken auf. Im Jahre 1607 gab es in Northampton, Warwick und Leicester eine Empörung wegen Einzäunung der Gemeindetriften, die so der allgemeinen Nutznießung entzogen wurden. Unter Anführung eines Capitän Pouch rissen die Verletzten die Einhägungen nieder. Die Rädelsführer der Expropriirten wurden hingerichtet, die Regierung bewies sich conservativ — gegen die ungerechte Neuerung. Wir stoßen hier, beiläufig bemerkt, auf das dritte Motiv der großen Rebellion, auf das sociale. Vor der Hand möge man diese Einhägung des Gemeindelandes im Gedächtniß behalten; wir werden ihrer und dessen, was damit zusammenhängt, später noch im Besondern gedenken.

Jakob, unter dem Schottland und England durch Personalunion vereinigt waren, dachte schon 1604 lebhaft an die völlige Verschmelzung beider Länder unter dem Titel von Großbritannien; er wollte die Abschaffung der feindseligen Gesetze auf beiden Seiten, die Beseitigung der Gränzzölle, die Einführung des Heimathsrechts der Schotten in England, der Engländer in Schottland, und der allgemeinen Handelsfreiheit zwischen beiden Ländern. Allein er stieß hüben wie drüben auf unüberwindliche Nationalvorurtheile; sein englisches Parlament verwarf den Plan. Er disputirte — seine Hauptleidenschaft — mit den Mitgliedern und sagte: aus Liebe zu den Engländern sei er in England; darauf erwiderte ein Abgeordneter: Aus Liebe zu den Schotten möge er nach Schottland gehen; je weiter von der Gottheit, desto sicherer vor dem Blitz. — Die Vereinigung Schottlands mit England war einer stärkern Hand vorbehalten.

Der göttliche Viceregent auf Erden ließ gern seine goldene Sonne scheinen über seine auserwählten Lieblinge; am liebsten hätte er Gold in ihren Schooß regnen lassen. Nur

waren die Versprechungen und Anweisungen des bischöflichen Sultans oft schwer zu realisiren. Die Beschenkten umringten den Wagen des Schatzmeisters und forderten schreiend das Ihrige. Lord Cecil mußte wohl oder übel zu Zollerhöhungen, Länder- und Titelverkäufen seine Zuflucht nehmen. Der irische Boden wurde an englische Colonisten versteigert; ein Baronetstitel kostete anfangs 1095 Pfund, ein Baron 10,000, ein Viscount 15,000, ein Count 20,000 Pfund. Bei aller Adelsschöpfung fehlte dennoch häufig das Geld: das elende Metall war das einzige Temperament der königlichen Willkür.

Seinen Finanzwünschen zu entsprechen, hielt Jakob für die erste Pflicht des Parlaments. Machten die Gemeinen Einwürfe, erhoben sie Bedenken, so fuhr der König aus: sie mischten sich in Dinge, die weit über ihr Begriffsvermögen gingen, und nahm so ein Patent auf die spätere Erfindung des „beschränkten Unterthanenverstandes". Dann aber gab er wieder launig gute Worte. So verlangte er im Jahre 1610 Subsidien mit dem naiven Zusatze: er werde so liberal gegen sein Volk sein, wie dieses gegen ihn! Als aber Cowell das absolute Regal des Königs nach römischem Recht lehrte, unterdrückten die Gemeinen das Buch und riefen die Lords zu Hülfe. Dem Könige fehlte die Energie der Bosheit, er reflectirte sich immer auf halbem Wege wieder zurück.

Bei den Zollerhöhungen sprach er von der Gottähnlichkeit der Könige: sie können schaffen und vernichten, erhöhen und erniedrigen, Leben und Tod geben; ihnen gebühren die Neigungen der Seele und die Dienste des Körpers der Unterthanen. Nachdem der Theolog gesprochen, fügte der Advocat hinzu: doch wolle er jedesmal seine Gründe angeben. Als ob ein Gott mit Gründen plaidirte!

Früh traf den Hochfahrenden ein schweres Mißgeschick in der eigenen Familie: sein ältester Sohn Heinrich wäre der Mann nach dem Herzen Lord Cecil's geworden, der rechte, antispanische König. Schon ihm sprach der Vater von einer spanischen Braut; Heinrich aber wies das zurück, er wolle

lieber eine Savoyerin, deren Vater sich zu den deutschen Unionsfürsten hinneigte. Leider starb der Prinz schon im Nov. 1612 am hitzigen Fieber. Im Januar 1613 heirathete die schöne Prinzessin Elisabeth, die einzig überlebende von vier Töchtern, auf Lord Cecil's Betreiben den jungen Friedrich von der Pfalz. Sie war naiv und selbstbewußt zugleich: als sie im weißen Kleide mit der goldenen Krone auf den langen Zöpfen die Estrade der Capelle zum Altare hinaufschritt, kicherte sie erst und lachte dann laut. Sie lachte einem kurzen Glanze und einem schmählichen Sturz entgegen.

So willkürliche Anläufe Jakob auch machte, dem Parlament den Herrn zu zeigen, so verwegen er im Raptus der göttlichen Macht Lords in den Tower, Gemeine in gewöhnliche Gefängnisse setzen ließ: immer wieder berief er ein Parlament, wenn auch mit dem Vorbehalt, es bei erster Veranlassung aufzulösen. Er war der Dilettant auf das göttliche Recht, der mit dem Volksrechte ein loses Spiel trieb, dabei aber dieses Recht nicht zu leugnen wagte.

Seine Unselbständigkeit glich auf ein Haar derjenigen Ludwigs XIII. von Frankreich; wie dieser bedurfte auch er der Günstlinge, besonders der jungen, und diese bedurften der Fähigkeit angenehm zu schmeicheln. Sein erster Mignon war Robert Carr, 22jährig, der vielverspottete Graf von Rochester, zuletzt Herzog von Somerset, auf dem der Verdacht der Giftmischerei lastete. George Villiers, der spätere Herzog von Buckingham, zählte erst 21 Jahre, als er sich in des Königs Gunst einschlich; bei der Hochzeit der Prinzessin Elisabeth wurde er zum Mundschenk ernannt. Francis Bacon wurde die juridische Stütze der königlichen Willkür und befleckte seinen europäischen Namen mit der Schmach der Bestechlichkeit als Kronanwalt. Der Philosoph und Großwürdenträger widerstand nicht der Tripotage und verfolgte im objectiven Rechtsleben das Princip des persönlichen Nutzens. Als Francis Bacon die königliche Machtvollkommenheit deducirt hatte, machte ihn Jakob zum Baron von Verulam und Viscount von St.

Albans und erhob den ungetreuen Hüter des Rechtes zum Großsiegelbewahrer, der 1617 vom Könige und den Parteien zugleich dotirt wurde. Der brave Coke dagegen, der für die Landesgesetze eintrat, mußte das Lordkanzleramt in Ungnaden verlassen.

Der Hauptstein des Anstoßes lag für König Jakob im religiösen Pathos, sowohl in Schottland als in England. Stieß er dort auf den eingefleischten Calvinismus, so hier auf die Puritaner. Jenen beleidigte er tödtlich durch die episkopale Reaction, diese durch die Kirchenjustiz seiner Hohen Commission und die Heirathswerbungen für den Prinzen Karl von Wales.

In Schottland gab es kein Bischofthum mehr, die 13 Titularbischöfe waren nur Pfarrer an ihren Kirchen; das Synodalsystem war bis in seine letzten Consequenzen durchgeführt. Da ließ der König, wie zum Versuch, gegen Ende des Jahres 1606 einen Vorsitzenden der Synode erwählen. Dann gingen drei Bischöfe nach England, um die Weihe zu empfangen; diese drei wurden dotirt, erhielten das Präsentationsrecht, suspendirten Geistliche, setzten sie ab, hielten Visitationen und zwangen jeden Pfarrer zur Ablegung des Suprematseides und des Gelöbnisses des Gehorsams gegen den Bischof. Aus dieser jakobitischen Saat ging unter Karl I. die schottische Revolution auf.

In England arbeitete der gewandte und gelehrte Bischof Lamb oder Laud einer noch viel gründlichern Revolution vor. Der orthodoxe Calvinismus ergrimmte mehr und mehr über das, was er bei Laud den Abfall von der reinen Lehre und die Katholisirung der Kirche nannte. Man beschuldigte den neuen Erzbischof von Canterbury des Arminianismus und diesen der Coketterie mit dem willkürlichen Königthum. Weit gefährlicher als die immer noch royalistischen Schotten aber waren die puritanischen Dissenters in England, hinter denen die Brownisten oder Independenten lauerten, welche wiederum den socialpolitischen Levellers die Wege bahnten. Die Entschiedenen nahmen

das englische Königthum beim Worte: „Kein Bischof, kein König!“ Opfer- und aufopferungsfähig, wie sie sich unter Jakob zeigten, warteten sie ihren Tag ab.

Der Gedanke, seinem Kronprinzen eine spanische Prinzessin zur Frau zu geben, datirt bei Jakob aus dem Jahre 1616. Da der protestantische Stuart im Reiche der Philippe nicht für vollangesehen wurde, so erschien Jakob in Madrid als der Bittende. Die Prinzessin konnte nur gegen eine hohe Morgengabe verabreicht werden. Jakob begann damit, daß er etliche tausend katholische Geistliche aus dem Gefängniß entließ. Zugleich wurden zwei Unitarier (Eingottgläubige) verbrannt, den dritten rettete das Murren der öffentlichen Meinung. Dann versprach Jakob den eidverweigernden Katholiken Begnadigung, wenn sie im Laufe der nächsten fünf Jahre darum nachsuchen würden. Jeder Recusant, der Bürgschaft stellen könne, sollte aus dem Gefängniß entlassen werden. Endlich — in Erwartung der spanischen Prinzessin — wurde der katholische Privatgottesdienst in Aussicht gestellt. Dieser demüthigen Haltung gegen den alten Erzfeind fiel auch der seltsame Mann zum Opfer, den wir in der Elisabethischen Zeit als Schwärmer für die gealterten Reize der Königin kennen lernten, der Seefahrer und Verfasser der ersten Weltgeschichte, Walter Raleigh. Seit 1603 saß er wegen der letzten Verschwörung im Tower; 1615 ward er ohne Begnadigung entlassen, 1616 ging er als Befehlshaber einer Flotte nach Centralamerika. In seiner Abwesenheit griff Cpt. Keymis das spanische S. Tomás de Guiana (Angostura) an und nach der Rückkehr Walters, im Jahre 1618, ließ Jakob den kühnen Freibeuter den Spaniern zu Gefallen enthaupten.

Das Parlament remonstrirte 1621 gegen die verdächtige Annäherung an Spanien. Jakob löste zu Anfang 1622 das Haus der Gemeinen auf und ließ die Grafen Oxford und Southampton, die Unterhausmitglieder Coke, Philips, Pym, vor den königlichen Rath laden, dann theils in den Tower, theils in das Gefängniß der Fleet, theils in Privatgewahrsam setzen.

Im März 1623 traf Prinz Karl mit dem gespreizten Muscadin, dem Herzog von Buckingham, in Madrid ein. Natürlich hatte der Papst wegen des Dispenses mitzureden. Unter dem 20. Juni 1623 schrieb der künftige König von England aus Madrid an Gregor XV., er wolle Alles thun, um Frieden und Eintracht zwischen den Christen herzustellen; der Vater der Zwietracht habe verderblichen Hader gesäet. Der Papst möge des Prinzen Eifer daran erkennen, daß dieser eine katholische Prinzessin heirathen wolle, deren Religion er also nicht verabscheuen könne! Lope de Vega hat damals den Prinzen von Wales angesungen. England aber erglühte in immer heftigerm Haß gegen Katholicismus und Jesuitismus, sowie gegen das katholisirende anglikanische Bischofthum.

Ein öffentlicher und ein geheimer Tractat waren zwischen England und Spanien im Zuge; der letztere versprach mit aller Feierlichkeit, daß künftighin in England kein Strafgesetz irgendwann und irgendwie mehr gegen die Katholiken zur Anwendung kommen solle; daß die Kinder aus der projectirten Ehe bis zum 10. Jahre unter der alleinigen Aufsicht der Mutter stehen, und falls sie katholisch bleiben wollten, dadurch der Thronfähigkeit nicht verlustig gehen würden; der Königin wie den Katholiken überhaupt wurde der Privatgottesdienst eingeräumt. Gleichzeitig wurde der pfälzische Schwiegersohn angehalten, den Grafen von Mansfeldt und den Fürsten von Braunschweig aus seinen Kriegsdiensten zu entlassen; die englischen Besatzungen in den pfälzischen Städten zogen ab, die Pfalz wurde an Maximilian von Bayern ausgeliefert.

Die ganze Intrigue zerfiel durch das anmaßende Betragen des Herzogs von Buckingham am Madrider Hofe. Der Herzog von Olivarez fand es unanständig, daß der englische Thronfolger so vertraut mit dem Parvenu umging, und der englische Muscadin schnaubte vor Wuth, daß der spanische König mit dem englischen Prinzen und dem Gesandten Grafen Bristol in einem Wagen fuhr, während er selbst mit Olivarez in einem andern befördert wurde. Durch diese Etikettenfrage wurde

Buckingham antispanisch und leistete vermöge seiner Eitelkeit England einen großen Dienst. Daß er der alten buckligen Herzogin von Olivarez den Hof gemacht und dadurch Anstoß erregt habe, ist wohl erst nach Analogie seiner spätern Narrheiten mit der französischen Königin Anna erfunden worden.

Im Februar des folgenden Jahres 1624 leugnete der Prinz von Wales in England öffentlich und hartnäckig ab, irgend ein Versprechen hinsichtlich der Religion gemacht zu haben. War dies seine erste Lüge, so war es jedenfalls nicht seine letzte.

England hatte Opfer gebracht und nichts dafür erhalten. Auch die Hoffnung Jakobs, Spanien werde für seine zweimal entthronte Tochter, die länderlose Kurfürstin von der Pfalz, etwas thun, war natürlich zu Schanden geworden. Ging es nun so nicht, so sollte es anders gehn. War keine spanische Prinzessin zu haben, so doch eine französische, und den Spaniern zum Trotz wurden jetzt Recusanten und Nonconformisten wieder verfolgt.

Auf ihrer Rückreise von Madrid nach London waren Karl und Buckingham nach Paris gekommen, Karl hatte dort die Prinzessin Henriette Marie, die Tochter Heinrichs IV., Buckingham aber die Königin Anna gesehen.

Richelieu, der die Hand schon zu Madrid im Spiele gehabt, schloß am 22. November 1624 den Ehecontract zwischen Karl Stuart und Henriette Marie ab. Die Bedingungen zu Gunsten der Katholiken waren theilweise dieselben wie die mit Spanien abgekarteten, ein schlimmes Angebinde für den, der das Jahr darauf König von England werden sollte: alle wiederverhafteten Katholiken sind in Freiheit zu setzen, die Strafgelder den Recusanten zurückzugeben; katholischer Privatgottesdienst ist erlaubt; nur soll das katholische Glaubensbekenntniß von der Thronfolge ausschließen. (Die Hand des Cardinals!) Die französische Brautwerbung war zum Abschluß gebracht worden durch den Incroyable Buckingham, und da sich hier die Gelegenheit bietet, sowohl die Minister zweier Könige zu charakterisiren,

als auch die französische Hof- und Damenwelt à jour zu beleuchten, so sei es gestattet, die betreffenden Zustände und Vorkommnisse nach den Memoiren des Herzogs von La Rochefoucauld zu schildern. Zuerst war Lord Holland als außerordentlicher Gesandter von England nach Frankreich gesendet worden, um über die Vermählung seines Königs mit Marie Henriette zu verhandeln. Am Hofe begegnete er einer vornehmen Dame, der intimsten Freundin der Königin, der Herzogin von Chevreuse, einer Frau, die La Rochefoucauld folgendermaßen schildert: „Madame de Chevreuse avoit beaucoup d'esprit, d'ambition et de beauté; elle étoit galante, vive, hardie, entreprenante; elle se servoit de tous ses charmes pour réussir dans ses desseins, et elle a toujours porté malheur aux personnes qu'elle y a engagées.“

Diese Dame faßte ein Faible für Lord Holland und trotz der Anwesenheit des Herzogs von Chevreuse am Hofe entspann sich eine Liaison zwischen den beiden, die „pour honorer leur passion“ wie sich La Rochefoucauld ausdrückt, zwischen der Königin und Buckingham ein ähnliches Verhältniß zu gestalten suchten. Buckingham oder wie La Rochefoucauld nach dem Gehör schrieb: „Bouquinquam, wurde von ihnen eigens zu diesem Zwecke nach Frankreich gelockt, seine ganze Mission dazu geplant und herbeigeführt. Ist Lord Holland als „jeune et bien fait“ geschildert, so kommt Buckingham noch ungleich besser fort; es heißt von ihm in den Memoiren, er sei: „jeune, libéral, audacieux, et l'homme du monde le mieux fait.“

Er ließ sich nach Frankreich entsenden, um im Namen seines Königs und Herrn sich Madame antrauen zu lassen. Die Königin erschien ihm noch liebenswürdiger als seine Einbildungskraft sie ihm ausgemalt hatte, und er erschien der Königin als der Mann, der vor aller Welt der Liebe am würdigsten sei. Sie benutzten gleich die erste ceremonielle Audienz, um Angelegenheiten zu besprechen, die sie näher angingen als jene der Krone, und waren gänzlich von ihrer Leiden-

schaft beherrscht. Diese glücklichen Anfänge wurden jedoch bald gestört.

Selbst der hohe Glanz des Hofes von Frankreich wurde „par l'éclat du duc de Bouquinquam“ in den Schatten gestellt. Der Stolz und die Eifersucht Richelieu's wurden durch das Benehmen der Königin gestachelt; er theilte dem Könige mit, was er wußte oder doch zu wissen glaubte, und beide beeilten die Hochzeit so viel nur möglich, um des Herzogs ledig zu werden. Dieser wieder that alles Mögliche um länger zu verweilen und benutzte jede ihm durch seine Stellung als Gesandter zugängliche Gelegenheit die Königin zu sehen, „sans ménager les chagrins du roi“. Er war „hardi et entreprenant“ und die Königin entzückt von ihm; sie liebte ihn heißer, als sie jemals geliebt, hatte jedoch beschlossen, dem Könige treu zu bleiben. Es ist kein Zweifel, daß des Herzogs Leidenschaft durch das Schmeichelhafte einer so glänzenden „bonne fortune“, die alle Höfe Europas beschäftigte, gespornt ward; nichtsdestoweniger aber muß er die Königin doch auch bis zum Wahnsinne geliebt haben, da er, nachdem er Amiens verlassen hatte, auf dem Wege nach England ohne jeglichen Vorwand nochmals zurückkehrte, nur um sie noch einmal zu sehen.

Die Königin war schon zur Ruhe gegangen; er trat ein, warf sich vor ihr auf die Knie, brach in Thränen aus und faßte ihre Hände; die Königin war nicht minder bewegt; ihre Ehrendame, die Gräfin von Lannoy, trat auf ihn zu, ließ ihm einen Stuhl bringen und bemerkte ihm, daß man nicht auf den Knien mit der Königin spreche. Sie war Zeugin der übrigen Conversation, die nur von kurzer Dauer war. Die Königin verlassend, bestieg der Herzog sein Pferd und schlug wieder den Weg nach England ein.

Richelieu, eifersüchtig auf den Vorzug, welchen die Königin Buckingham gab, und davon unterrichtet, daß dieser früher ein Verhältniß mit der Gräfin von Carlisle gehabt, benutzte diese zur Spionin.

Der Cardinal wußte den stolzen und eifersüchtigen Sinn dieser Frau durch die Uebereinstimmung ihrer Empfindungen und Interessen mit solchem Geschick zu lenken, daß sie der gefährlichste Spion des Herzogs von Bouquinquam wurde. Er liebte die Pracht und schmückte sich sehr zu allen Festlichkeiten. Die Gräfin von Carlisle, die ihn scharf beobachtete, bemerkte bald, daß er mit besonderer Vorliebe diamantene Nadelstifte trug, welche sie nicht kannte, und sie zweifelte nicht daran, daß er dieselben von der Königin erhalten habe. Um ihrer Sache sicher zu sein, wußte sie jedoch während eines Balles den Herzog bei Seite zu nehmen und ihm unbemerkt die Stifte abzuschneiden, um sie dem Cardinal zu senden.

Buckingham wurde desselben Abends noch des Diebstahls inne, combinirte sogleich, wer ihn vollzogen und ließ alle Häfen Englands schließen. So rasch als nur möglich, ließ er ganz gleiche Stifte anfertigen und sendete sie der Königin durch einen besonderen Boten, ehe die Häfen noch geöffnet wurden, um der Gräfin Carlisle zuvorzukommen. La Rochefoucauld fügt noch hinzu, daß Buckingham später die englische Flotte nur im Einverständniß mit der Königin nach La Rochelle zum Schutze der Hugenotten geführt habe. —

Am 8. April 1625 verschied der rechtgläubige anglicanische König „wie ein Cherub“; „der weiseste Narr in Europa“, nach Sully's Ausdruck, machte dem Prinzen Platz, der für ihn mitzahlen sollte. Die Verachtung hatte ihm folgendes Distichon gewidmet:

> Rex erat Elisabeth, nunc est regina Jacobus.
> Error naturae sic in utroque fuit.

Zu deutsch:

> König war unsere Beß, dann kam die Königin Jakob;
> Offenbar hat sich Natur so in Beiden geirrt.

Wir haben Walter Raleigh's Fahrt nach Central-Amerika erwähnt. Seine erste That, die Besitzergreifung und Taufe

Virginiens, unter welchem Namen ganz Neu-England mitbegriffen wurde, bedurfte natürlich der weiteren Ausführung. Die Besiedelung des neuen Gebietes erwies sich jedoch als äußerst schwierig und stockte von 1590—1602 ganz. Unter Jakob I. bildeten sich dann zwei Gesellschaften zu diesem Zwecke, die von London und die von Plymouth. 1607 wurde Jamestown am nödlichen Ufer des Jamesflusses gegründet; aber 1612 waren von 500 eingewanderten Personen nur noch 60 am Leben — bis 1618 waren nur zwei englische Frauenzimmer im Lande. Jakob ließ 90 „Jungfrauen", 1619 noch 60 weitere hinbringen und an den Meistbietenden, im Durchschnitt zu 15 Pf., versteigern. Der Tabaksbau hatte seit 1616 begonnen und zur Negereinfuhr veranlaßt. Auch der Vernichtungskrieg gegen die Rothhäute war im Schwange. 1624 waren von 9000 Eingewanderten nach 2000 übrig.

Die Holländer waren seit 1607 gleichfalls in der westlichen Hemisphäre thätig. In holländischen Diensten hatte der Engländer Hudson zuerst Nowaja-Semlja angelaufen und sich dann nach Nordwesten gewendet. Der Fluß Hudson führte von ihm den Namen. So faßten Holländer zuerst Fuß auf dem Boden des spätern New-York. 1610 trat Hudson in englische Dienste und entdeckte die Hudsonstraße und die Hudsonbai.

Unter Jakob siedelte sich auch in England das an, was man damals Luxus nannte. In des Shakespearianers Massinger Lustspiel „City Madam" erfahren wir, daß die Kaufmannsfrau an Feiertagen in Atlas ging, eine Goldkette und eine Sammthaube mit reichem Besatz trug. Doch konnte dieser patricische Staat wenigstens im Lande selbst producirt werden; der höfische Luxus aber erforderte französischen und toskanischen Import: anstatt der Haube falsches Haar, in gepuderten Locken zum Kranze gebunden, der mit Diamanten und orientalischen Perlen besetzt war; reiches Halsgeschmeide, Schleifen aus „Hungerland" (Ungarn); spanische Quelliokrause, gestickte Unterröcke. Die Damen affectirten Unwohlsein, um

ihre Nachtmäntel von 40 Pfd. Sterl. im Preise zu zeigen, trugen reichgestickte Pantoffeln, Rosen, die ein Vermögen kosteten. Man servirte auf Silber, bewegte sich nur zu Wagen von einem Orte zum andern. Zum Wochenbette wurden drei fürstliche Zimmer hergerichtet: das erste mit Arazzi, für die Dienerschaft, das zweite in rothem Sammt, für geringere Besucher; das dritte in Scharlach von tyrischer Färbung, für die vornehme Welt. Und doch bediente man sich erst seit 1608 beim Essen der Gabel, die der Engländer Coryale (Furcifer) mit aus Italien brachte. Bis dahin hatte es für weibischen Luxus gegolten, beim Essen nicht die Hände zu gebrauchen.

Große Kunst wurde auf lebendige Pasteten verwendet, auf das Einbacken von Kaninchen, Häschen, Eichhörnchen, die beim Zerlegen davonliefen. Ein weiterer Luxusartikel, an dem Jakob seine selbstgefällige Gelehrsamkeit übte, war der Tabak, damals bekanntlich vielerorts Gegenstand der Sanitäts- und Staatspolizei. Jakob richtete zweimal eine Attake gegen das Höllenkraut, zuerst 1603: A counterblast to tabacco, „Ein Gegenpuff wider das Schmauchen"; dann 1619 den Misocapnus, sive de abusu tabacci lusus regius, „Rauchfeind oder über den Mißbrauch des Tabaks, ein königlicher Essay".

Im ersteren Angriff lesen wir folgende Erbaulichkeiten: „Der Rauch macht eine Küche aus den inneren Theilen des Menschen, indem er sie mit einer schmierigen und öligen Art von Ruß besudelt, wie man das bei mehreren starken Tabakrauchern nach ihrem Tode gefunden hat. Eine Sitte, ekelhaft dem Auge, schädlich dem Hirn, gefährlich für die Lungen, und mit ihrem schwarzen stinkenden Rauche so ähnlich wie nur möglich dem gräßlichen stygischen Qualm des bodenlosen Abgrundes."

In dem zweiten Angriff kommt es noch stärker. Es sei eine Schande, den barbarischen Wilden Amerikas nachzuahmen. „Der Tabak ist das leibhafte Bild und Muster der Hölle, dieweil er an sich alle Laster der Welt hat, die zur Hölle führen. Rauch, und das sind alle Eitelkeiten der Welt.

Er ergötzt, wie die Freuden der Welt, den Weltmenschen. Er macht trunken und toll, wie die Eitelkeiten der Welt. Wer raucht, kann dem Tabak nicht mehr entsagen, wie die Freuden der Welt den Menschen bezaubern. Der Tabak ist wie die Hölle, stinkend, ekelhaft." Dem Teufel, wenn sie ihn zu Gaste laden müßte, würde Se. Majestät vorsetzen: Ein Schwein, eine Stange Brustwurzel und Senf, eine Pfeife Tabak zur Verdauung. „Wenn also noch Scham in Euch ist, o Bürger, so gebt die heillose Sitte auf, durch welche Gottes Zorn geweckt, die Gesundheit zerstört, das Hauswesen zerrüttet, das Volk heruntergebracht und vor dem Auslande lächerlich gemacht wird."

1605 bereits hatte zu Oxford eine Disputation in Gegenwart des Königs stattgefunden. Die Majorität hatte den Tabak verdammt, ein Dr. Cheywell aber rauchend die Tugenden des Höllenkrauts vor dem Könige gepriesen!

Jakob, durchaus ein Gegner des Satans und Freund einer gefüllten Kasse, erhob den Zoll auf Tabak von 2 d. per Pfd. auf 2 sh. 10 d.; Raucher niederen Standes ließ er durchprügeln, Vornehme barfuß mit geschornem Bart in's Elend gehen.

Im Geschmack zeigt uns die jakobitische Periode eine fast radicale Umwandlung. Der Einführung stets neuer Genüsse, dem Aufkommen immer fremderer Bedürfnisse ging eine Italianisirung der Formen parallel. Das Mobiliar ließ allen Schwung, alle Schwellung fallen und strebte nach der graden Linie. In der Baukunst wurde der echt nationale Elisabethische Styl verabschiedet und dem englischen Wesen eine unpassende Spätrenaissance auferlegt. Das englische Castle, das pittoreske Landhaus (my house is my castle) mit seinem bequemen Nebeneinander der durch Gänge und Galerien verbundenen Räume, seiner vorherrschenden Halle, seinen dominirenden Erkern, spitzen Dächern und Giebeln, mußte seit Anfang des Jahrhunderts dem Palladio-Style der Villa weichen, der doch nur unter einem andern Himmel Sinn hatte. Sein Vertreter in England war der berühmte Architekt Inigo Jones.

Der offene Hof, das Atrium, verdrängte als gedeckter Salon die Halle, welche nur noch den Eingang bezeichnete. Ein reguläres Rechteck trat an die Stelle der malerischen und bequemen Unregelmäßigkeit. Wenn das Castle von innen heraus gewachsen war, so sollte die Villa jetzt durch eine imposante Façade von außen, durch Porticus, Freitreppen, Gesimse und Balustraden mit Vasen und Statuen wirken. Was sonst zur Seite lag und die verschiedenen Vorkommnisse des Haushalts schon im Interesse des Geruchsinns trennte, Küche, Wäscherei, Vorrathskammern, Dienerraum, das wurde jetzt in's Souterrain zusammengezwängt. Der Comfort, das wesentliche Attribut Alt-Englands, wurde verscheucht, das englische Haus verwälscht.

Aehnlich arbeitete die schöne Literatur auf ihre künftige „Classicität" hin. Shakespeare war weder in der ethischen Tragödie, noch im historischen Drama, noch im romantischen Schauspiel zu überbieten. Auch die Fülle des grobkörnigen Witzes und der „ungeheuren Heiterkeit" war ausgegossen. Auf seiner Bahn konnte sich der Nachwuchs nur durch die Gunst eines anspruchs- und kritiklosen Publicums erhalten. Wenn aber der britische Aeschylos, Sophokles und Aristophanes vorweggenommen waren, so blieben noch Menander, Plautus und Terenz übrig. Von regelrechter Komödie hat Shakespeare nur die „bezähmte Widerspenstige" aufzuweisen. Ganz entsprechend nun der nach-elisabethischen Zeit, dem ruhigeren Wellenschlage des öffentlichen Lebens, unter dessen Oberfläche in der Tiefe ein gewaltiger Strudel fast unbemerkt aufkochte, gestaltete sich auch die poetische und besonders die dramatische Welt: Nachklänge und immer freiere Echos des Gewaltigen, daneben das verstandesmäßige Sittenlustspiel: lachend die Wahrheit über die Thoren sagen.

Ben Jonson hat diese letztere Wendung am Ende eines Prologs so ausgedrückt:

„Klatscht Ihr doch sonst so willig
Meerwundern, seid denn heut für Menschen billig."

Verlassen wir den hohen Kothurn, schnallen wir uns den salonfähigen Soccus an! Benjamin Jonson (1574—1637), zehn Jahre jünger als der mit ihm befreundete Shakespeare, leistete sein Bedeutendstes unter König Jakob, an dessen Hof er die „Masques", opernhafte Declamations- und Singspiele, aus dem früheren Zwischenspiel hervorgegangen, dirigirte. Accommodation war das Stichwort der Poesie geworden. Der Hofdichter Jonson verfaßte 1615 eine „Masque", „Herstellung des goldenen Zeitalters", natürlich durch Jakob, wie Beaumont zwei Jahre vorher „die Vereinigung von Themse und Rhein" zu Ehren der Prinzessin Elisabeth und des Pfalzgrafen gedichtet hatte. 1619 ließ sich Jonson von Jakob auch noch als Poëta laureatus krönen.

Die Tragödien Jonson's: „Catilina" und „Sejan" sind schon darin verfehlt, daß die Helden bloße Verbrecher sind, die uns durch kein edles, wenn auch noch so verfehltes Bestreben Sympathien abnöthigen. Am wenigsten Sejan, während Richard III. als Einzelner und als Glied in der Königsreihe sein Pathos hat. Kalt und pointirt sind die Charaktere Jonson's, kein menschliches Rühren erwecken die Begebenheiten.

Wichtiger sind Jonson's Lustspiele, besonders durch eine scharfe Analyse typischer Thorheiten, bei deren Schilderung der Dichter eine frappante Kenntniß des menschlichen Herzens, oder besser des angekränkelten Vorstellungsvermögens an den Tag legt. Der Begründer dieser Anatomie war der Bischof von Norwich, Joseph Hall, der schon 1597 seine Satyren unter dem Namen „Virgidenarium" herausgab. Da lernen wir z. B. den bramarbasirenden Stutzer-Sykophanten kennen, der beständig die eine Hand am Degen hat, während er mit der anderen die Zähne stochert, obwohl er seit langer Zeit kein Mittagessen gesehen. In der That sind einzelne Lustspiele Ben Jonson's noch heute vortrefflich zu nennen, weniger das sehr künstliche Everybody in his humour oder das Gegenstück: Everybody out of his humour, als der Volpone or the fox (1605), Epicoene or the silent woman (1609),

the Alchimist (1610), zu denen wir noch the devil is an ass (1616) hinzufügen. Kulturgeschichtlich von besonderm Werth sind der „Alchemist" als Verspottung der Zeitkrankheit, Gold zu machen und den Stein der Weisen zu suchen, und der „dumme Teufel" als lebendiges Beispiel der grassirenden Projectenmacherei. Das Uebel im Volpone ist weniger an die Zeit gebunden, es heißt: Erbschleicherei, und diese wird in streng moralischem Abschluß bestraft.

Im „Alchemist" tritt uns neben den verschiedenen Gimpeln, die auf den Leim gehen, Herr Epikur Mammon als Träger des Luxusbedürfnisses entgegen:

„Luftschwell'nde Betten will ich, keine Polster,
Flaum ist zu hart. Dann mein ovales Zimmer
Mit Bildern angefüllt, wie sie Tiber
Von Elephantis nahm und Aretin
Nur kühl nachahmte; meine Spiegel
Künstlich und tief geschnitten, die Figuren zahllos
Mir abzuschildern, wenn ich unter Schaaren
Von Nymphen nackt lustwandle; will mir Nebel
Von Dünsten schaffen, die den Saal durchwürzen,
Daß wir uns drein verlieren; meine Bäder
Wie Gruben, um hineinzutaumeln; dann
Entsteigen wir der Fluth und trocknen uns
In Fadensommer und in Rosen." —

Speisen will er:

„Zungen von Karpfen und von Murmelthieren,
Die Füße vom Kameel, in Sonnenwasser
Gesotten und in aufgelösten Perlen;
Und essen will ich diese Brüh' mit Löffeln
Von Bernstein, deren Stiel mit reichem Schmuck
Von Diamanten und Karfunkeln prangt.
Mein Stallknecht soll Fasanen speisen, Schnepfen. —
Und dafür ruf' ich meinen Koch und sag' ihm:
Da hast Du Geld, geh' hin und sei ein Ritter!"

Charakteristisch ist — von 1610 — die Verspottung der Puritaner, des „Pastors Trübsal Heiligung und seines Küsters Ananias", die als Heuchler und Betrüger dargestellt werden.

„Nicht fortan
Bedürft Ihr's, fromme Weiber zu verführen,
Noch Jagd zu machen auf verfall'nde Wechsel,
Recht auf Moment und Stund', und dann zu sagen:
Durch Gottes Fügung sei's geschehn. Braucht nicht
Ein derbes Mahl am Abend zu verschlingen,
Um nächsten Tags erbaulicher zu fasten,
Während die Schwestern und die Brüder gläubig
Des Fleisches Lüste kreuz'gen. —
Noch müßt Ihr unaufhörlich das Theater
Verlästern." — —

Ben Jonson hatte die richtige Ahnung: dem Theater wie dem Luxus erstand der dunkle Engel der Vernichtung.

Die Projectenmacherei im „Alchemist" giebt das Vorspiel dessen, was nach 1660 eintreten sollte, des Nützlichkeits-Realismus:

„Wein aus Rosinen —
Von welcher Traube
Mir die Rosine fällt, den Wein bereit' ich —
So drück' ich Euch
Den Preis des Weins herab, Sir, durch ganz England,
Unter die Hälfte."
„„Doch wenn die Rosinen
Um so viel höher steigen, Herr, wie dann?""
„Dann fabricir' ich ihn aus Heidelbeeren.
Es kommt auf Eins, ist nur mehr Kunst dabei,
Die Kosten sind geringer." —

Oder:

„Der Mann nimmt's mit dem Teufel selber auf
Und seinen Werken, operirt durch Schrauben,
Durch Hebel und Mechanik. Der! er hat
Maschinenpflüge, die mit Segeln gehn
Und vierzig Morgen ihm auf einmal pflügen!
Hat Mühlen, die das Wasser meilenweit
Ausspei'n! Das ganze Krähenmoor ist unser."

Da haben wir die ganze nach England verpflanzte, gut ausgeschlagene Holländerei.

Merkwürdig ist noch, daß der spätere Poet Dryden unserm Jonson zum Vorwurf macht, er habe die Sprache

etwas zu sehr romanisirt. Das sollte doch erst im 18ten Jahrhundert seine Höhe erreichen. Ben Jonson, der unter Karl I. eine erhöhte Pension bezog, wofür er God save the king dichtete, sonst aber wenig mehr producirte, starb 1637 am Schlagfluß. Der correcte Poet hinterließ eine Grammatik der englischen Sprache — die Opitzerei auch in England!

Das siamesische Paar Fletcher (1576—1625) und Beaumont (1586—1615) machte 51 Theaterstücke in Compagnie. Bei ihnen wie bei dem schon erwähnten Massinger (1584—1640) gerieth in den Trauerspielen die Moral ins Schwanken; maßlose Leidenschaften erstickten bei allen dreien das „Mitleiden" und ließen nur den „Schrecken" übrig. Bei Lichte besehen, sind ihre Helden gar nicht tragisch, sondern krank. Fletcher's und Beaumont's Sprache wird geschnörkelt, in Flittergold gekräuselt; Massinger hält sich im Durchschnitt reiner. Im Lustspiel entwickeln alle drei viel Witz; aber schon geht die Ungenirtheit in Zweideutigkeit über, bis James Shirley (1594—1666), der unter den Cavalieren kämpfte, vollkommen unanständig wurde und so die Periode Karls II. einleitete. Er war Verfasser des „Spielers", den Garrick wieder zu großen Ehren brachte. Dem Thomas Heywood, der „die Hand oder doch einen Finger" in 220 Schauspielen gehabt, schlossen die Puritaner 1642 das Theater vor der Nase zu.

Dieser drakonische Proceß wird erklärlich sowohl durch die herbe Lebensanschauung der Calvinisten, als auch durch die wachsende Unanständigkeit und Unfläterei, in der sich die Dichter ergingen und an der sich das Theaterpublicum weidete.

Neben der dramatischen ist von andern Dichtungsarten nicht viel zu sagen. Doch wird Einiges durch Vergleichung mit dem Auslande sowie als Andeutung für die kommende englische Entwicklung wichtig.

Schon in der Shakespeare'schen Periode hatte Daniel (1563—1609) das Ovidische Heroiden-Wesen abgethan, das in Deutschland erst in der „zweiten schlesischen Schule" sich

ausspukte; zum Ueberfluß ließ der beängstigend fruchtbare Drayton (1563—1631), der mit 39 Jahren 100,000 Verse geliefert hatte, in den „Heroischen Briefen" allerhand fingirte Liebespaare mit einander briefwechseln. Auch die Schäferei war in England bereits im Anfang des 17ten Jahrhunderts abgegriffen. Die Sonettenspielerei, die Form unserer Fleming und Gryphius — Jeder dichtete, wie in Spanien — grub sich bei Beginn der Revolution in die Erde, um nach der Restauration in der Perücke wieder hervorzukommen. Interessant ist es, daß Sir Henry Wotton (1568—1651), einer der frühesten Gesandten überhaupt, von Jakob bei der Republik Venedig accreditirt — nach seiner eigenen Erklärung an honest gentleman sent abroad to lie for the good of his country — ein berühmter Sonettist war, der auch die Winterkönigin Elisabeth mit 14 schwülstigen Guirlanden krönte.

Drayton legte seine Mischung von Topographie, Beschreibung, Lehre und Empfindung im „Polyalbion" nieder, und that in der „Nymphidia oder der Feenhof" so lichtelfenhaft und elegant als möglich. In Drayton macht die Poesie Englands einen förmlichen Abschluß, indem dieser Poet in einer Elegie die ganze Periode von Chaucer bis Ben Jonson resumirte. Die Naturpoesie war allerdings auf lange Zeit, eigentlich für immer todt; die gelehrte, bewußte Kunstpoesie trat an ihre Stelle; nur hier und da rebellirte noch ein Volksdichter.

Wie wir bereits constatirten, mußte die Ausartung der Schaubühne den puritanischen Zorn herausfordern, das Theater behielt daher für die kommende religiös-politische Bewegung nur eine negative Bedeutung. Anders war es mit der Lyrik, die dem Puritanismus verwandte Töne anschlug. Der Vetter des Dramatikers Fletcher, Giles Fletcher, der schon 1613 verstarb, ist der Verfasser eines episch-lyrischen Gedichts: „Christi Victorie und Triumph im Himmel und auf Erden, über und nach dem Tod", welches in vier Gesängen die Menschwerdung und Versuchung Christi, dann die Kreuzigung und

Auferstehung behandelt. Das war puritanischer Ton, der von ferne John Milton, den Homer dieser Welt ankündigte.

Wie Giles ein Vorläufer des Miltonischen Zeitalters, so war sein Bruder Phineas der des darauf folgenden Baconischen. Er verfaßte nämlich die „Purpurinsel“ (der Blutumlauf), eine anatomisch-physiologische Darstellung des menschlichen Organismus. Hier sind wir bei Dr. Harvey angelangt, der 1619 den großen Blutumlauf entdeckte und darob einen großen Theil seiner ärztlichen Kundschaft verlor, weil ihn die Weltkinder nicht verstanden und den Frommen vor ihm graute. Erst nach der Restauration, im Baconischen Zeitalter, kam er zu Ehren.

Die Gelehrsamkeit meldete sich als zweiter Todtengräber der Poesie. Bacon starb 1626, aber er hatte den Ton für die zweite Hälfte des Jahrhunderts angegeben. Selden vertrat die gelehrte Jurisprudenz; die Geschichtschreibung erhob kritische Ansprüche; die Philologie begann Sätze und Wörter zu zergliedern. Was Wunder, daß auch die Poesie realistisch wurde und nach technischen Wörterbüchern zu arbeiten begann, wie es geschehen durch John Donne (1573—1631), Dechant zu St. Paul, den Samuel Johnson im 18ten Jahrhundert den Führer der „metaphysischen Poeten“ nannte.

So zeichnet die Literatur den Gang der Dinge und wird von diesem selbst erklärt: Untergang der hochpoetischen Welt, des kühnen Wagens und Gewinnens, der Intuition; Heranmarsch des Verstandes und Witzes, dem sodann die Glaubensinbrunst auf Jahrzehnte den Garaus macht; Raketen, aus den Zelten des Verstandes ins Lager des Glaubens hinübergeworfen, und andere Signale, welche die religiöse Bewegung noch überfliegen und die Zeit der Forschung und Entdeckung, die Zeit des Utilitarismus zum Voraus ahnen lassen.

Karl I.

Jakob starb, als der spanische Krieg, die Folge des unterbrochenen Hochzeitfestes, im Zuge war. Für ihn wie für sich selbst verantwortlich wurde sein Sohn und Nachfolger Karl I., der im Jahre 1600 geboren war. Schon als Prinz von Wales hatte dieser seine Verlogenheit und seine Intrigantennatur gezeigt. Er leugnete dem Parlament seine in Madrid gemachten papistischen Versprechen ab; er intriguirte mit Buckingham gegen den Gesandten zu Madrid, den Grafen Bristol, und verklagte beim Pairshofe den Grafen von Middleesser, der seinem Brautführer im Wege stand. Dieser geldgierige Verschwender tyrannisirte nicht nur den König Jakob, sondern trug auch große Schuld an dem verderblichen Eigensinn Karls I. Jakob sagte bei Gelegenheit der erwähnten Intrigue bekümmert zu seinem Sohne: „Bei Gott, Ihr seid ein Narr und werdet baldigst diese Narrheit bereuen und finden, daß Ihr eine Ruthe flechtet, mit der Ihr selbst gepeitscht werdet." Nach Jakobs Tode ging das Gerücht, Buckingham habe ihn vergiftet, was Milton in seinen Streitschriften sogar dem König Karl zur Last legt.

Buckingham war nach der Rückkehr aus Spanien vom Parlament „unser Heiland" genannt worden. Auf der Hochzeit mit Henriette de France stolzirte er wie ein Pfau in einem Anzuge von 500,000 Fr. einher. Einige Jahre später hieß er „die Ursache aller Uebel, an denen das Königreich leidet, der Feind des Volkes." Doch beweist es sehr große Kurzsichtigkeit und bedenkliche Schönfärberei, wenn der spätere Kanzler Lord Clarendon sagt: „England war nie glücklicher, als unter diesem Könige; alles Uebel kam von der bösen Lust dieses jungen Mannes (Buckingham)." Ein „König im Parlament" hat auch seine Verantwortlichkeit, und an Warnungen hat es diesem Könige nicht gefehlt.

Die Erscheinung des neuen Königs war minder unschön,

als die seines Vaters; Karl Stuart hatte ein längliches Gesicht mit großen feuchten Augen, trug langes, gescheiteltes Haar und beobachtete eine gewisse Würde im Auftreten. Doch fehlten ihm die krummen Beine Jakobs so wenig, daß sogar auf dem großen Reiterbilde van Dyck's das Knie keine ganz normale Bildung zeigt. Bei minderer geistiger Begabung war der Sohn treuloser als der Vater; der barocke Humor ging ihm ab.

Karl berief sein erstes Parlament auf den 2. April 1625. Das berühmte Wag- und Tonnengeld (auch Tonnen- und Pfundgeld genannt), die fiscalische Steuer auf den Waarenumsatz, welche frühern Regenten auf Lebenszeit bewilligt worden war, gewährte das Parlament diesmal nur auf ein Jahr. Der König löste das Parlament schon am 12. August auf.

Das zweite Parlament kam am 6. Februar 1626 zusammen. Der König hatte Subsidien nach Deutschland zu zahlen, lag im Kriege mit Spanien und beabsichtigte eine Diversion nach La Rochelle zu Gunsten der Hugenotten, zu der ihn der tolle Buckingham beredete, welcher, dem Verbot Richelieu's zum Trotz, sich den Zutritt zur Königin Anna erzwingen wollte. Das Parlament drückte den Daumen auf den Beutel und zog einen Sack voll Beschwerden hervor. Hier hat Clarendon Recht, wenn er das Zeitalter „hartnäckig, kritisch und ungeduldig" nennt. Er hätte hinzufügen können: bürgerlich wohlhabend und kirchlich unzufrieden.

Die Freeholders auf dem Lande und die Bürger in den Städten empfanden den Muth des Besitzes, die Gewissen das Pochen der zurückgetriebenen Reformation. Die Gemeinen repräsentirten damals dreimal so viel Vermögen als die Peers, und London war presbyterianisch gesinnt.

Die Religiösen im Parlamente verlangten ein Comité wegen des königlichen Caplans Dr. Montague, der angeklagt wurde, keinen Unterschied zwischen der Hochkirche und der katholischen zu sehen; sie nöthigten zugleich den König, seinen Heirathscontract zu brechen und Katholiken zu verfolgen. Die Politiker klagten den Herzog von Buckingham an, für 284,395

Pfd. St. Krongüter an sich gerissen zu haben. Seine Bestrafung wurde „das größte Hülfsmittel“ genannt. Allein die Lords opponirten gegen seine Verhaftung. Als aber Bristol, der frühere Gesandte in Madrid, Buckingham des Hochverrathes anklagte, weil er den Prinzen in Spanien hätte katholisch machen wollen und sein Vaterland durch Unanständigkeit und schmutzigen Liebeshandel entehrt habe: da war es Zeit. Buckingham wurde in aller Eile noch Kanzler der Universität Cambridge, dann löste der König das zweite Parlament auf und suchte die Popularität für sich und den Großwessier im Kriege mit Frankreich. Hier sollte die Scharte ausgewetzt werden, die sich Lord Wimbledon auf der Expedition gegen Cadix geholt hatte; hier wollte man in Vergessenheit bringen, daß es englische und holländische Schiffe gewesen, mit denen Richelieu den seemächtigen Hugenotten zu Leibe gegangen war. Das Murren der Protestanten darüber, daß Christian von Dänemark im niederdeutschen Kriege von England verlassen blieb, sollte sich in laute Anerkennung verwandeln.

Buckingham ging mit der Flotte nach der Insel Ré vor La Rochelle, wo er mit einem Verluste von 2000 Mann zurückgeschlagen wurde. Die Wag- und Tonnengelder aber wurden auf einen Rechtsgrund hin, der sich auch für andere Länder und Zeiten empfohlen hätte, weiter eingetrieben: das Parlament, sagten die königlichen Sophisten, würde sie bewilligt haben, wenn es noch versammelt gewesen wäre! Strafgelder erhöhten das Einkommen der Regierung. Man machte Zwangsanleihen, citirte die Widerstrebenden vor den Geheimen Rath, warf sie ins Gefängniß. Die City von London mußte allein Schuldbriefe im Betrage von 12,000 Pfd. einlösen; Soldaten und Matrosen wurden ohne parlamentarische Zustimmung gepreßt.

Nach der Niederlage von La Rochelle schrieb Karl eine solche Zwangsanleihe von 171,000 Pfd. aus und versprach dafür ein Parlament; wo nicht, „so werde er einen Weg einschlagen, der schneller zum Ziele führe.“ Aus Furcht nahm

er dann die Proclamation zurück, decretirte aber andre widerrechtliche Auflagen. 78 Personen, die wegen Zwangsanleihe festsaßen, mußte er freilassen. Im Volke ging die Abneigung bereits in Haß über.

Am 17. März 1628 kam das dritte Parlament zusammen. Die Thronrede war drohend, aber die Opposition organisirt; vier Männer tauchten als Führer auf: Edw. Coke, Thomas Wentworth, Denzil Hollis und Mirabeau-Pym. Sie stellten fünf Subsidien in Aussicht, aber sie wollten dafür die Freiheiten der Nation anerkannt wissen: die Habeas-Corpus-Akte für immer und je, gegen jede willkürliche Verhaftung, und keine Steuererhebung ohne Zustimmung des Parlaments. Das ist die Petition of Right vom 8. Mai 1628. Die Peers wollten die „souveräne Gewalt" des Königs hineinbringen. Da rief im Unterhause Alford: „Was heißt souverän? Bodin sagt: frei von jeder Bedingung. Da hätten wir also eine legale und dann noch eine königliche Gewalt. Geben wir dem König, was das Gesetz giebt, nichts mehr!— Mirabeau-Pym: „Wir reclamiren die Gesetze Englands. Wo ist die besondere Gewalt? Weder in der großen Charte, noch in irgend einem Statut." — Wentworth: „Nehmen wir das an, so lassen wir die Dinge schlimmer als sie waren. Wir schreiben etwas ins Gesetz, was nie darin war." — Die Petition wurde von beiden Häusern ohne den Zusatz angenommen. Der König aber verclausulirte seine Zustimmung: soit fait droit comme désiré, mit den Worten: „nach dem Gesetz und Herkommen des Königreichs"; er glaubte sich verpflichtet „zur Aufrechthaltung der Rechte und Freiheiten, wie der königlichen Prärogative." Die Gemeinen präparirten ihre Remonstranz, im Parlament gab es Aufruhr. Der Sprecher wollte Niemanden gegen die Minister reden lassen. Thränen der Wuth wurden vergossen. Es fiel Buckingham's Name. Endlich zeichnete der König einfach: Soit fait droit comme désiré — es galt den Kopf des Herzogs!

In diesem Parlament saß ein unscheinbarer Mann aus

Huntingdon, ein etwas plumper, unbeholfener Yeoman oder Freigrundbesitzer. Als er den Namen „Buckingham“ und diesen als die Wurzel alles Uebels bezeichnen hörte, horchte er hoch auf, meldete sich aber nicht zum Wort.

Bald regnete es neue Beschwerden; es handelte sich um die Religion — unser Yeoman wird wieder hoch aufgehorcht haben —, um die schlechte auswärtige Politik, den Verlust der Seeherrschaft, die Abnahme der Schifffahrt. Zwei Remonstrationen erfolgten in einer Woche: gegen den Herzog und gegen die Erhebung des nicht bewilligten Wag- und Tonnengeldes. Da vertagte der König am 26. Juni das Parlament.

Karl glaubte Luft zu haben. Er ernannte Laud zum Bischof von London, kaufte den grimmen Thomas Wentworth, machte ihn zum Baron, später zum Grafen von Strafford, und zog ihn in den Geheimen Rath. Mirabeau-Pym rief ihm nach: „Auf Wiedersehen in Westminster!“ Auch Buckingham erhielt seine Warnung: sein Arzt Dr. Lamb wurde ermordet. In London las man Inschriften auf Mauern: „Wer regiert das Reich? — Der König. — Wer den König? — Der Herzog. — Wer den Herzog? — Der Teufel. — Der Herzog sehe zu, sonst wird er bedient werden wie sein Doctor.“

Buckingham begab sich zur Flotte und wurde am 23. Aug. 1628 zu Portsmouth durch den Lieutenant John Felton ermordet, der wegen Nichtbeförderung in Trübsinn verfallen war: dem Parlamente war er entgangen.

Die Wiedereröffnung des Parlaments am 20. Januar 1629 war tumultuarisch. Der König hatte die Petition of Right nach der ersten Ausgabe ausfertigen lassen — eine offenbare Fälschung! Am 2. März gab es furchtbaren Lärm: Hollis brachte heftige Anträge ein wider Papismus, Arminianismus, Erhebung des Tonnengeldes. Der Sprecher will ihn nicht reden lassen. Die Versammlung hält Sprecher und Sergeant fest, um einen Protest gegen Tonnen- und Pfundgeld zu berathen. Der König schickt den Hauptmann der Garde, 9 Mitglieder sollen verhaftet werden: Elliot, Selden,

Hollis, Hobart, Hayman, Coriton, Tong, Valentine, Strode. Der Hauptmann fand sie nicht. Sie weigerten sich, Bürgschaft für ihr gutes Verhalten zu leisten. Das gar nicht versammelte Parlament wurde wider allen Fug und Gebrauch aufgelöst. Es war nach des Königs Aeußerung „der Sitz des Uebels“. Kein Parlament mehr! „Insolenz“, davon zu reden! Es folgte die Criminalklage gegen Elliot, Hollis und Valentine.

In dieser zweiten Hälfte der Session, am 11. Februar 1629, nahm jener massive Landwirth aus Huntingdon zum ersten Male das Wort. Es war im Religionsausschuß. Mühsam löste sich seine schwerfällige Zunge wider die Bischöfe Neile von Winchester und Laud von London, die ein paar papistische Prediger schützten und beförderten. Es war wie das Knarren der Erddecke, welches den Punkt anzeigt, wo die eigentliche Eruption stattfinden wird. — Nach der Auflösung des Parlaments konnte der Krieg draußen unmöglich weiter geführt werden. Es wurde also Frieden geschlossen: 1629 mit Frankreich, das sich vor der englischen Rivalität nicht mehr fürchtete; 1630 mit Spanien. Höchst interessant ist es, daß der spanische Unterhändler, der diesen Frieden vermittelte, Niemand anders war als der belgische Malerfürst P. P. Rubens, der in ruhmreichster Thätigkeit bereits an die Fünfzig streifte. Von Madrid, wo er die Sache mit König Philipp besprochen hatte, reiste er als „Secretär des geheimen Raths für Belgien“ über Brüssel und Dünkirchen nach London, wo er am 5. Juni 1629 anlangte. Karl, der als Kunstfreund schon in kronprinzlichen Zeiten mit Rubens in Verbindung gestanden hatte, beschied diesen sofort nach Greenwich. Der König, im Punkte der Pfalz etwas zäher als sein Vater, bestand wenigstens auf Auslieferung der von den Spaniern besetzten festen Plätze an seinen Schwager Friedrich. Rubens erklärte sich ohne Vollmacht; aber brieflich rieth er in Madrid zur Annahme der königlichen Forderung, da die Minister vermuthlich mehr verlangen würden als der König. „Denn wenn an andern Or-

ten die Geschäfte mit den Ministern beginnen und mit des Königs Wort und Unterschrift endigen, so beginnen sie hier zu Lande bei dem König und enden bei den Ministern."

Dem fügte leider der Diplomat in dem herrlichen Künstlerkopfe später die Clausel bei: Man könne sich ja eine Frist von einem oder zwei Jahren bewilligen lassen, die dem Könige von Spanien „triftigen und gerechten Grund darbieten würde, sich der Restitution zu entziehen!" Die Auspicien für England verschlechterten sich indessen so sehr, daß Rubens an Olivarez von einem Bündnisse Englands mit Spanien gegen Frankreich schrieb und Karl für fähig hielt, die Holländer zu einem Abkommen mit Spanien zu bewegen oder sie doch im Stich zu lassen, „indem ihre Land- und Seemacht, ebenso wie ihre Insolenz dermaßen zunehmen, daß sie allen Königen und Fürsten Europas furchtbar werden." England habe am meisten Ursache, sich vor ihnen zu fürchten, da ihre Macht zur See die englische weit überwiege, „so daß es fast von ihnen abhängt, sich eines Tages zu Herren dieses Königreichs zu machen, mit Hülfe der Puritaner, die ganz zu ihrer Verfügung stehen, die sich höchst mißvergnügt über den König zeigen, im gewissen Sinne sich schon im Aufstande wider ihn befinden und den größten Theil der Nation bilden." So Meister Rubens über das Land Meister Rembrandt's, am 22. Juli 1630. Am 15. Nov. hatte der „Fürst der Maler und Gentlemen" die Genugthuung, den Frieden geschlossen zu sehen; im Texte kein Wort von den pfälzischen Plätzen; Philipp IV. gab nur eine Erklärung ab, nach welcher Kurfürst Friedrich vom Kaiser die Aufhebung der Reichsacht vorher zu erlangen habe, wozu Spanien seine guten Dienste — versprach. Einstweilen entluden die Engländer ihren Zorn gegen Rubens.

Wenn diesmal etwas von der Eroberung der sieben holländischen Provinzen gemunkelt worden war, von denen England einen Theil erhalten sollte, so zeigte Karl später seine Unstätheit, als er mit den flandrischen Provinzen Spaniens liebäugelte, die der Spanier überdrüssig zu sein schienen.

Seit 1633 hielt Graf Strafford als Statthalter von Irland die „grüne Insel" gewaltsam in Ordnung. „Durch"! war seine Parole, wie auch die des Bischofs Laud. Ein Ereigniß in Schottland aber, von wo das Wetter losbrechen sollte, reckte sich gleich einem Zeigefinger und Fingerzeige in die Zukunft: im Jahre 1631 zogen 6000 Schotten unter dem Herzog von Hamilton und Alexander Lesley zu den Fahnen Gustav Adolfs nach Deutschland, den Religionskrieg einzuüben.

Henriette Marie war nach Buckingham das größte Unglück ihres Gemahls. Er liebte sie und sie machte ihn sich unterthan. So lange Buckingham lebte, hielt dieser sie noch ziemlich fern; nach dessen Tode war sie König. An trockenem Stolze überbot sie noch ihren Gemahl. Karl regierte nach ihrem Kopfe, und sie war eitel und unbesonnen genug, mit ihrer Herrschaft zu prunken. Selbst nachdem sie England verlassen hatte, leitete sie die königlichen Entschlüsse; der König hatte ihr versprochen, das Land solle die Wohlthaten des Friedens ihr verdanken. Und die Königin war eine Papistin, eine halbe Medici und eine Fremde.

Vor der Hand brauchte die Renaissance-Prinzessin Geld, Geld wurde in jeder denkbaren Weise gemacht: Monopole ältester Art frischte man auf; der Verkauf von Salz, Seife, Kohle, Eisen, Spitzen, Wein, Leder, Stärke, Federn, Karten, Häringen, Butter, Würfeln, Filz, Tabak, Fässern, Bier, Liqueur, Pottasche, Leinwand, Lumpen, Hopfen, Knöpfen, Därmen, Brillen, Kämmen, Salpeter, Pulver rc. rc. wurde mit Accise belegt. In London und Westminster führte man Heu- und Strohwagen des Fiscus ein. Der königliche Wald wurde von 6000 auf 60,000 engl. Meilen ausgedehnt; furchtbare Strafen trafen die geringste Ausschreitung der Privaten. Der Mißbrauch wurde dann wieder um Geld gestattet. Die Richter verwandelten sich in Sklaven der Willkür. Neben der Sternkammer zu London hatte Heinrich VII. noch eine Nordkammer zu York eingesetzt: beide arbeiteten jetzt um die Wette. So kamen, abgesehen von den Freiheitsstrafen, 6 Millionen Pfd.

in Geldstrafen zusammen. Strafford selbst, um sich gegen eine heftige Klage auf Amtsmißbrauch zu schützen, schickte 6000 Pfd., die Lord Cottington dem Könige übergab! Und Strafford ging frei aus! Ein hoher Adel wurde durch die höchsten Strafen gegen Beleidigungen von unten geschützt; so kostete es 4000 Pfd., den Herzog von Suffolk a base lord genannt zu haben. Trotz alledem war ein Theil des hohen Adels nicht gut königlich, sympathisirte vielmehr mit dem Bürgerthum. Ein um so festerer Anker sollte das Bischofthum und der bischöfliche Klerus sein.

Laud hatte denselben Wahlspruch wie Strafford: „Durch!“ Er ist bestraft worden wie Strafford, obgleich ihm vielleicht weniger Willkür vorgeworfen werden konnte als jenem. Aber Laud hatte tieferen und gründlichern Haß gesäet und ganz anders nachhaltige Leidenschaften geweckt als der trotzige Parvenu Wentworth.

Alle Dissenters von der Hochkirche, welchen Namen sie führen mochten, glaubten sich seit Heinrich VIII. um die Reformation betrogen. Die Artikel Eduards und Elisabeths erschienen ihnen wie das Linsengericht, um das sie das Erstgeburtsrecht hingegeben. Calvin mit seiner schroffen Prädestinationslehre, mit seinem verzweifelt entschiedenen aut—aut, welches die Rücksichtslosigkeit der Berufenen, Christ wider Belial entflammte; aber auch Calvin mit seiner Einheit von Kirche und Staat, mit seiner verwegenen Anticipation, daß der geistige Mensch das bürgerliche Dasein zu bestimmen habe, mit diesem Hebraismus, der die Schotten ganz, und England gewiß zur Hälfte ergriffen hatte: das war der Sturmbock, der gegen das Laud'sche System herangeschleppt wurde. Die Puritaner verlangten den vollen Ernst der calvinischen Hieropolitik, und diesem Ernst sollte keinerlei Verbrämung und Aesthetisirung des Cultus Abbruch thun. Sie waren im innersten Herzen empört über das was Laud „die Schönheit der Heiligkeit“ nannte. Ein

Kreuzdorn im Auge war ihnen der farbige Kirchenschmuck, die Coketterie mit der Mutter Gottes, die Erhöhung und Privelegirung des Altars, der doch nur ein Tisch zu ebener Erde sein durfte. Sie erklärten die Verneigungen, Elevationen und Adorationen für gotteslästerlichen Papismus; sie hörten mit dem äußersten Mißtrauen Cölibat und Ohrenbeichte anpreisen. Da fehle nur noch die Messe! riefen sie entrüstet.

Wer nicht anglicanisch oder gar katholisch dachte, der nahm Theil an diesem grimmigen Ernste. Der calvinische Geist beherrschte die öffentliche Meinung, bestimmte selbst solche, die unter andern Verhältnissen gradaus gedacht hätten, alle ihre Gedanken durch die Retorte des Theologismus hindurch zu quälen. Nationen und Perioden werden oft durch solche auferlegte Bewußtseinsformen in die gewundensten Gedankenlabyrinthe hineingezwängt, und es ist dann nur dem leichtfertigsten Spott und der gröblichsten Unkenntniß aufbehalten, solche Qual des gewundenen Bewußtseins für eitel Heuchelei zu erklären, so viel Scheinheiligkeit sich auch durch den modisch gewordenen Ton beigesellen mag. Daß die aus dem tiefsten Bedürfniß des Gewissens gegen einen ihnen widerwärtigen Zustand Opponirenden nicht immer kurzweilig oder gar geistreich sind, ist völlig Nebensache; daß sie sich untereinander streiten, in Gemäßigte, Radicale und Ultras spalten, natürlich; denn wenn es sich einmal vom Berufensein handelt, so giebt es Berufene, Berufenere und Berufenste.

Die englische Hochkirche hatte nicht nur in der Kirchenverfassung und in der Liturgie vieles von der „ephesischen Göttin" beibehalten; sie war auch seit den Tagen des Königs Edward, wie früher („Kulturgeschichte des 16ten Jahrhunderts") erwähnt, vom Calvinischen Glauben mehr und mehr abgegangen und hatte sich in Bezug auf Gnadenwahl lutherischen Grundsätzen zugeneigt; die kirchliche Färbung des Lutherthums aber vertrug sich mit dem Episkopat. Der Bischof Laud repräsentirte vollkommen diese Nüance; er war im Princip „liberaler" als die Calvinisten, aber er haßte und verfolgte sie als Theologe.

Laud hatte schon unter Jakob auf eine allgemeine christliche Allianz, auf die bekannte Leibniz'sche Vereinigung aller Confessionen speculirt. Die Calvinisten aber wollten erst wissen, wer denn eigentlich Christ sei, wo das wahre Christenthum sitze, und da sie sich die Antwort selbst gaben, so waren die Andern Ketzer, Heiden, Verdammte, die da wandelten in der Finsterniß.

Laud war, wie das Hochkirchenthum vielfach noch heute, herzlich weltlich; er verabscheute die Sabbatharier und begünstigte das Theater. Wenn das Accommodement mit dem Himmel einmal gemacht ist, so kann man ja das Gaudeamus singen, der Mensch ertrüge sonst das Leben nicht. Die Puritaner dagegen wollten beständig in der Betrachtung des Heilswerkes leben, das Urchristenthum erneuern, wachen und beten, ihrer Sache gewiß bleiben. Sie waren die Consequenteren.

Der ganze Streit gehört eigentlich in die Thebais oder nach Asien; seit aber die Germanen einmal in die christliche Atmosphäre hineingewandert waren, mußten sie den Proceß ohne Erbarmen durchmachen, und insofern sind die englischen Puritaner die letzten Märtyrer der Völkerwanderung.

Wenn David Hume findet, daß schon seit 1621 sich unter Jakob eine antikönigliche Partei im Unterhause gebildet habe, so fällt das auf ein Jahr nach mit dem Ursprung der geschlossenen antibischöflichen Partei zusammen. Schon 1622 trat Laud der puritanischen Auslegung des Bekenntnisses entschieden entgegen; er verbot zu predigen, „über die tiefen Punkte der Prädestination, Gnadenwahl, Verdammung, oder über die Allgemeinheit, Wirksamkeit, Widerstehlichkeit und Unwiderstehlichkeit der göttlichen Gnade.“

In der parlamentlosen Zeit ging der Bischof von London scharf gegen die Non-Conformisten vor. Er suchte sie in den Burgen des Provinzialadels, wo sie auf Hugenottisch als Capläne angestellt waren, in Privathäusern oder auf freiem Felde, wo sie predigten; französische, holländische, deutsche Industrielle dieser Richtung ließ er austreiben. Er hatte eine all-

gemeine Kirchenvisitation angeordnet und Bischof Wren von Norwich legte seinen Pfarrern 897 Fragen vor. Fünfzig Geistliche genügten nicht und wurden abgesetzt. Die geistlichen Gerichte nahmen inquisitionelle Formen an, die angeschuldigten Priester wurden in der rohesten Weise angefahren: „Narren, Idioten, unverschämte Bursche!" Die Strafgelder flossen in die königl. Casse. Gegen die Subscriptionen zu Gunsten der Dissenters wüthete der Bischof, was Confiscationen und neue Strafgelder einbrachte. Barbarische Leibesstrafen wurden verhängt und ausgeführt, so an dem Geistlichen Leighton, Verfasser der Schrift: „Appell ans Parlament oder Sions Klage gegen die Prälaten." Leighton wurde ausgepeitscht und an den Pranger gestellt; dann schlitzte man ihm die Nase auf, brandmarkte ihn im Gesicht und schnitt ihm ein Ohr ab. Eine Woche später wiederholte man die Execution. Dazu 10,000 Pfd. Buße und lebenslängliches Gefängniß! Das Verstümmeln der Ohren und Nasen ist echt byzantinische Erfindung und auf demselben Holze mit dem Cultus der „Majestät" gewachsen.

Dagegen wurde die katholische Tendenz, von der man doch abgefallen zu sein behauptete, offenbar begünstigt. Bücher, welche bewiesen, daß die englische und die katholische Kirche sich nicht fern ständen, durften dem König und dem Bischof gewidmet werden. Der Papst bot, ganz in diesem Sinne, im Jahre 1631 dem Bischof Laud den Cardinalshut an! Wir glauben, der Papst irrte sich; es handelte sich weit mehr um das göttliche Recht des obersten anglicanischen Bischofs, des Königs, der seinen Supremat vor allem in der Krone und nur bedingungsweise in der Mütze erblickte, als um das göttliche Recht des römischen Bischofs.

Beide Parteien warfen sich den „Aberglauben" an den Kopf, und zwar beide, philosophisch betrachtet, mit gleichem Rechte. Wenn die Puritaner bei den Anglicanern Papismus, Prälatenthum, die Fleischpastete auf Weihnachten verdammenswerth fanden, so rügten die Anglicaner dafür die Omina, Vorher-

sagungen und sogenannten „Urtheile" der Puritaner, d. h. den Glauben an die directe Einmischung Gottes in die Bestrafung der Menschen, welche den Frevel begingen, sich dem Puritanismus zu widersetzen. Auch darin waren sich beide Parteien gleich, daß sie jedes Unglück, welches dem Gegner passirte, seinem Bekenntniß, seiner Auffassung der göttlichen Dinge in die Schuhe schoben.

Die Anglicaner waren Aristokraten, welche sich die Rangordnung im Himmel so abgestuft dachten wie auf Erden; die Puritaner dagegen Demokraten, welche es alle zusammen im Jenseits besser haben wollten als das vornehme und niedrige Gesindel der Unberufenen; für sie floß dort Milch und Honig, aber die Philister mußten hinaus!

Die Spannung wuchs, der calvinistische Geist antwortete auf Verfolgung und Hohn mit gesteigerter Entschiedenheit und ausgeprägterer Heterodoxie, oder mit dem Aufgeben des Vaterlandes; die Brownisten wanderten schaarenweise aus, sie gingen nach Holland, der Freistätte des 17ten Jahrhunderts, Viele auf den Vorschlag ihres beredten Predigers Robinson nach Neu-England. Die Strandreden der Zurückbleibenden und die Erwiderungen der Abziehenden erhoben sich bis zum prophetischen Paroxysmus. Israel zog aus Aegyptenland, Pharaon blieb dahinten. Das auserwählte Volk begab sich in das Land der Verheißung, das ihnen der Herr angewiesen hatte.

Auch minder fanatische Naturen fanden das Leben in England unerträglich. Graf Warwick, die Lords Brook, Say, Scale wanderten nach Nordamerika aus. Selbst Pym hatte dort schon eine Besitzung erworben.

Lange ließ der König den Exodus zu, bis er sich im Jahre 1637 ausrechnete, es seien bereits 12 Millionen Pf.-St. außer Landes gegangen! Da kam der Befehl, die Menschen, d. h. die Pfunde, an der Küste zurückzuhalten. Acht Schiffe lagen grade segelfertig auf der Themse; es wird berichtet, auf einem derselben hätten sich befunden Pym, Haslerig, Hampden und Cromwell, der Mann aus Huntingdon. Doch ist Neal in seiner „Geschichte der Puritaner" wohl die einzige Quelle für

die letztere Angabe und insbesondere für die Nennung des letzten Namens.

Die Zurückbleibenden nahmen den Kampf unter den ungünstigsten Bedingungen mit Heldenmuth auf. Im Jahre 1632 veröffentlichte William Prynne seine „Histriomastix", die Schauspieler- oder Gauklergeißel. Man muß sich den erwähnten sittlichen Verfall der Bühne und die Weltflüchtigkeit der Calvinisten gegenwärtig halten, will man das Erscheinen und die Wirkung eines so monotonen, langweiligen und bornirten Buches verstehen, in welchem Quadern von Gelehrsamkeit zum Monument des trübsten Fanatismus aufgeschichtet sind.

Der Advocat Prynne bildete allerdings nur den Schluß einer Bewegung, die schon älter als ein halbes Jahrhundert war. Schon vor Shakespeare's Auftreten, im Jahre 1575 hatten Lordmayor und Aldermen der City von London die Aufführung von Schauspielen wegen der daraus hervorgehenden Unordnungen und Unzuträglichkeiten untersagt, dem Theater die Schuld an Tumulten, Zank und Schlägerei gegeben, die Aufführungen als Gelegenheiten zur Verführung von Mädchen erklärt, unkeusche, unschickliche, unsittliche Reden und Handlungen in den Stücken gefunden und behauptet, daß die Schauspiele Ihrer Majestät getreue Unterthanen vom öffentlichen Gottesdienste und der Heiligung des Sonntags abzögen. Shakespeare selbst mußte am Rande der City spielen, wo die drei Theater der Elisabethischen Zeit sicher vor Verfolgung waren. „Maß für Maß" aber ist schon der Protest gegen die Gewalt, die frommer Eifer der Natur anthun wollte. Lord Angelo, ein Puritaner, der zu Falle kommt! Wenn die Theater und Schauspieler unter Elisabeth und Jakob noch leidlich gute Tage hatten, so verdankten sie dies neben der vornehmen Gesellschaft besonders der Abneigung der Regierungskreise gegen den unbequemen Zelotismus. Aber schon unter Jakob kam es dazu, daß puritanische Handwerksgesellen und Kaufmannslehrlinge die schmucklosen Schaubuden zertrümmerten und daß das Parlament mit der Hand auf dem Geldbeutel

die Schließung der Theater bei Trauerfällen oder drohenden Seuchen erzwang oder eine strenge Censur durchsetzte, welche sogar das Wort „Gott“ strich. Was dann den religiösen Eifer unter Jakob und besonders unter Karl zur Wuth entflammte, waren die erwähnten „Masques,“ in denen, entgegen dem bisherigen Theatergebrauch, Frauenrollen auch wirklich von den Töchtern Evas gespielt wurden. Im Jahre 1629, als Karl auf elf Jahre recht den König zu spielen begann, traten in Blackfriars französische Schauspieler auf, die auch Schauspielerinnen mit sich führten. Aber die Puritaner erhoben ein solches Geschrei über das „unzüchtige, schamlose, unweibliche, gottlose Wagestück,“ und die jungen englischen Schauspieler, die schon ihre Frauenrollen und ihre Stellung in Gefahr sahen, secundirten so kräftig, daß der französische Versuch ins Wasser fiel. Die Reibungen hörten deßhalb jedoch nicht auf, besonders da Laud das Theater begünstigte und im Jahre 1631 gar im Palaste des Lord-Bischofs Williams von Lincoln der Shakespeare'sche „Sommernachtstraum“ aufgeführt wurde.

William Prynne hatte bereits 1628 in einer eigenen Schrift die langen Locken der Cavaliere in die Hölle verdammt und den kurzen Haarschnitt der Puritaner in den Himmel erhoben. Zu Anfang 1633 erschien nun sein dicker Quartant „Histriomastix“ mit 1038 Seiten, vier Citate aus St. Cyprian, St. Lactanz, St. Chrysostomus und St. Augustin auf dem Titelblatt. Er bewies aus 71 Vätern und kirchlichen Autoren von anno 1200, aus 150 fremden und vier heimischen, papistischen und protestantischen Schriftstellern späterer Zeit, aus 40 heidnischen Philosophen, Historikern und Dichtern, aus apostolischen, kanonischen und kaiserlichen Constitutionen, aus englischen Statuten, Magistratsverordnungen, Universitätsgutachten, Schriftstellern und Predigern, daß die Schauspiele als wahrer Pomp des Teufels, dem wir doch durch die Taufe entsagen, sündlich, heidnisch, liederlich, gottlos und höchst verderblich seien und daß man sie immer so betrachtet habe; daß der

Beruf der Schauspieldichter und Schauspieler, das Schreiben, Aufführen und Besuchen von Schauspielen gesetzwidrig, infam und des Christen unwürdig seien.

Ein allgemeiner Aufruhr durchtobte die theatralische, die geistliche und die politisch-reactionäre Welt. Die Herren der hohen geistlichen Commission fühlten sich besonders getroffen, und W. Prynne wurde vor die Sternkammer gefordert. Das Urtheil lautete: das Buch wird von Henkershand verbrannt, der Verfasser soll, aus der Reihe der Advocaten gestoßen, zweimal, in Westminster und in Cheapside, am Pranger stehen, an jedem Ort ein Ohr verlieren, 5000 Pf. Strafe zahlen und auf unbestimmte Zeit im Kerker bleiben. Das Bürgerthum in Stadt und Land wurde nur um so erbitterter.

Auf diesem Punkte gingen in England zwei Welten immer diametraler auseinander. König Karl, der Parlamentlose, liebte die Kunst und die Künste. Er begünstigte die Dichter und las den Shakespeare. Die Gemäldegalerie, die er gesammelt und die nach seinem Tode hauptsächlich nach Madrid ging, bewies daß er Geschmack und Verständniß besaß. Er lud bekanntlich den Maler Anton van Dyck, diese wunderbare Verschmelzung von Rubens und Tizian, zu sich nach London. Van Dyck hat den König und seine Familie und so manchen Genossen des höfischen Kreises, so viel an ihm lag, unsterblich gemacht. Aus dem Van Dyck'schen Geiste ging der vorzügliche Porträtmaler William Dobson hervor, der zwei Jahre vor dem König starb. Der Neapolitaner Antonio Verrio bemalte auf Karls Geheiß die Decken im Schlosse zu Windsor. Der bereits genannte englische Palladio, Inigo Jones, wurde jetzt direct gegen Prynne in's Feld geschickt.

1634, ein Jahr nach Prynne's Verurtheilung, ließen nämlich die vier londoner Juristencollegien, die Amtsbrüder des Gefangenen, von dem Dichter James Shirley eine große „Masque," den „Triumph des Friedens" anfertigen. Inigo Jones entwarf und leitete die prachtvollen Aufzüge, deren Kosten auf 20,000 Pf. berechnet wurden. Die „Masque"

bewegte sich von Ely und Hottonhouse nach dem verwaisten Westminster. König und Königin waren entzückt; das Stück mußte im Bankettsaale von Whitehall wiederholt werden. Bis in den Winter 1640/1 währte in diesem Palaste der fröhliche Spuk dramatischer Darstellungen. Doch waren es nicht blos Masques, die der König liebte, er schätzte auch den Dichter Massinger und dessen ernste Dramen. Die Königin sah man sogar in Blackfriars, trotz des Bannes, den die Rigoristen auf die öffentlichen Bühnen gelegt hatten. Im Jahre 1637 stand Prynne wieder vor seinen Richtern; Lord Finch entdeckte mit cynischer Brutalität, daß er noch Ohren habe, die man ihm abschneiden könne. Sie waren ihm nämlich vor vier Jahren wieder angenäht worden. Abermals wurden sie ihm jetzt abgeschnitten und zwar wieder „von Rechtswegen“. An demselben 30. Juni wurde dieselbe Grausamkeit vollzogen an den Geistlichen Henry Burton und Dr. Bastwick. Bastwicks tapfere Frau fing die Ohren in ihrer Schürze auf und küßte ihren Mann, der am Pranger solches um der Wahrheit willen erduldete. Prynne aber rief der Masse zu: „Christen, nicht um unserer Freiheit willen sind wir hier, sondern wegen der Eurigen. Wachet über diese und haltet fest!“

Etliche Monate später kam die Reihe an den Allerexaltirtesten, an John Lilburne, der auch weiterhin von sich reden machen wird. Vor der Sternkammer verweigerte er Schwur und Antwort. Er ward hinter den Karren gebunden und vom Henker durch die Straßen von Westminster gepeitscht. Er warf Worte der Ermuthigung in die dicht nachdrängende Menge. Als er am Schandpfahl festgebunden war, redete er weiter. Man stopfte ihm den Mund. Da zog er Broschüren aus der Tasche und warf sie ins Publicum. Man band ihm die Hände. Schweigend und unbeweglich stand er da. Starr betrachtete ihn die Menge. Richter, die von nahen Fenstern aus das Schauspiel seiner Schmach genießen wollten, konnten den Anblick nicht ertragen. Es war am 18. April 1638. Schon acht Monate vorher war der Klappstuhl der Jenny

Geddis zu Edinburgh der Episkopalkirche an den Kopf geflogen.

Das Jahr 1637 bildet den Höhenpunkt der königlichen Willkür und der bischöflichen Anmaßung, der rohen Grausamkeit beider. Jetzt nahm die Bewegung der Geister in Schottland politische Form an, und zu den religiösen Märtyrern in England gesellte sich ein hochpolitischer. Das Glaubensmartyrium an und für sich treibt nicht zum Handeln oder bleibt in der Emeute stecken. Nur der Politiker durchschaut die gegnerischen Zwecke und durchkreuzt sie mit den eigenen. Schottland und England, die sehr verschieden gearteten, mußten sich erst auf gemeinsamem Gebiete begegnen, ehe sie sich verstehen und verständigen konnten.

Das politische Ereigniß in England war der Fiscal-Proceß gegen John Hampden aus Buckinghampshire (1594—1643). Zu den alten, wider Recht und Gesetz angelegten Steuerschrauben hatte das königliche Belieben im Jahre 1634 noch eine neue erfunden. Se. Majestät forderte nämlich plötzlich die Stellung bemannter Kriegsschiffe von ihren Vasallen und getreuen Corporationen. Zur patriotischen Zeit der Armada hatte dieser feudale Usus einen herrlichen Erfolg gehabt. Daß ihm keine Schiffe geliefert würden, wußte der König; er begnügte sich daher mit dem äquivalenten Gelde, wofür natürlich keine Schiffe gebaut wurden. Die Summe, um welche so das octroyirte Budget erhöht wurde, belief sich auf 218,500 Pf. St. Man nannte das das „Schiffsgeld," und mit wahrer Wollust vertheidigte Strafford diese Ungebühr. Den Gutsbesitzer John Hampden, einen ruhigen, aber charaktervollen Mann von angeborner Würde, traf eine Steuerquote von 20 Schilling, die er zu zahlen sich weigerte. Er wurde vor Gericht geladen. Die Schiffssteuer, von keinem Parlamente anerkannt, von der Regierung zwangsweise erhoben, von faulen

Richtern unter harter Bestrafung der Verweigerer sanctionirt: das war ein echt constitutioneller Fall, eine classische Controverse über das Verhältniß der drei Gewalten zu einander. Hier hatte man es mit keinem polternden Fanatiker zu thun, der im Uebergefühl seiner subjectiven Berechtigung die Richter perhorrescirt, mit Prophetenstellen angegriffen und als Energumene angepsalmt hätte. Da stand vielmehr ein wohlangesehener Gentleman von weltmännischen Formen, der nicht sich, sondern sein Recht suchte, der an die Kenntniß und den Verstand seiner Richter appellirte, mit Gründen zu Felde zog, Scheingründe bequem auffing und streng sachlich ripostirte; ein Mann, der für das Eigenthum und den Besitz aller Engländer kämpfte, die Willkür als den Ruin des Staates, das Recht als das Fundament der Gesellschaft vertheidigte und dann ruhig abwartete, ob es in dem England der angelsächsischen Rechtsschöpfung und der normännischen geschriebenen Statute noch Richter gebe. Die Consequenzen der Rechtsverweigerung, die ihn nach 13tägigen Debatten am 23. Juli 1637 traf, konnten nicht ausbleiben, und blieben nicht aus. John Hampden wurde verurtheilt, aber das Urtheil traf die Gegner; erklärt doch Clarendon selbst, der Urtheilspruch gegen Hampden habe alles spätere Uebel angestiftet; denn, wie Thucydides sage: „Ungesetzlichkeiten sind schlimmer als Gewalt."

Einen Monat später brach der presbyterianische Aufruhr in Edinburgh aus. Der König haßte, wie sein Vater, den Demokratismus der schottischen Kirche. Jakob hatte dort bereits ein Stück Bischofthum eingeschmuggelt; Karl wollte dem Adel die Zehnten und Güter der Kirche zur Dotirung der Bischöfe wieder abnehmen, eine umfassende Jurisdiction — der Primas Spottiswood wurde Reichskanzler — und eine neue anglicanische Liturgie einführen. Schmeicheleien, Drohungen, Corruption, Einmischung in die Wahlen zum Parlament, Erstickung der Debatten, Fälschung der Abstimmungen, Alles war angewandt worden. 1636 glaubte man sich nahe am Ziele, die Bischöfe übten bereits die richterliche Gewalt, ein

zweiter Bischof sollte Großschatzmeister werden; von 14 Bischöfen saßen 9 im Geheimen Rath. Laud, mittlerweile Erzbischof von Canterbury geworden, meinte den letzten Streich wagen zu können. Er irrte sich. In Schottland war die Religion eine politische Angelegenheit, die Politik religiös. Keine Secten im Lande.

Als die neue Liturgie am 23. Juli 1637 im Dome zu Edinburgh eingeführt werden sollte und der Dechant eben sein Buch geöffnet hatte, warf eine Frau aus dem Volke, Jenny Geddis, ihren mitgebrachten Klappstuhl dem geistlichen Herrn an den Kopf. Dann schrie sie: „Hinaus, Du falscher Schuft! willst Du hier Messe lesen?“ Und andere Stimmen wurden laut: „Ein Papst, ein Papst! steinigt ihn!“ Als die Ruhestörer aus der Kirche entfernt waren, tumultuirten sie draußen weiter, warfen Steine gegen die Thüren und Fenster der Kirche. Die Liturgie des Bischofs Laud war unmöglich geworden, die Bewegung nicht mehr zu dämmen. Ein förmlicher Pact wurde am 18. October 1637 in der Kathedrale zwischen gepanzerten Rittern, presbyterianischen Geistlichen und einfachen Bürgern zur Aufrechthaltung des gemeinsamen Glaubens und des schottischen Rechtes geschlossen. Halb Schottland war damals in Edinburgh.

Der König gab scheinbar nach, um seine Rüstungen zu vollenden, die Schotten aber bereiteten sich zum Widerstande vor. Am 21. November trat zu Glasgow die große Assembly unter dem Geistlichen Alex. Henderson und dem Juristen Archibald Johnstone zusammen; ersterer war „Moderator“, letzterer Schriftführer. Hier wurde der zu Edinburgh erneuerte Bund, der kirchlich-politische Convent oder „Covenant“ feierlich besiegelt. Der Herzog von Argyle fiel zu den Patrioten ab. Auf dem Continent athmete man seit der Nördlinger Schlacht zum ersten Male wieder auf; die Niederlande bezeugten ihre Sympathie mit den Schotten um so entschiedener, als Laud und sein aristokratischer Anhang Arminianer waren.

Alexander Lesley, den Oxenstjerna zum Feldmarschall be-

fördert hatte, wurde aus dem deutschen Kriege abberufen; eine Proclamation an das englische Volk stellte den Sachverhalt in's Klare.

Der König Karl ließ jetzt nach Schottland marschiren, um seine ungehorsamen Unterthanen zu bestrafen. Aber die englischen Truppen eigneten sich wenig zur Execution. Graf Essex, der Oberbefehlshaber, seine Offiziere und Soldaten wollten den Schotten nichts zu leide thun. Am 18. Juni 1639 schloß der König nothgedrungen die Pacification von Berwick mit den Schotten ab, welche Sieger ohne Krieg wurden. Sie erhielten ein Parlament auf neuen Grundlagen. Dieses Parlament decretirte das ganze Episkopalsystem weg.

Die Pacification war wieder nicht des Königs Ernst gewesen. Er suchte bald Streit über die Auslegung des Vertrags, der Krieg drohte von Neuem. Aber Karl war zu mittellos, die energischen Rathschläge Strafford's zu befolgen: „diese Leute mit Peitschenhieben zu Verstande zu bringen".

Richelieu hatte seine Freude daran, der Neigung Karl's zu Spanien eins zu versetzen. So kam es, daß ein Brief der Schotten an den König von Frankreich geschrieben wurde, der in die Hände Karl Stuart's gelangte. Dieser hoffte nun fest auf die national-patriotische Entrüstung Englands und berief — nach 11jähriger Pause, nach dem ruchlosen Interregnum — ein Parlament nach Westminster. „Die langohrige, kurzhaarige Rotte des schottischen Covenant", wie Strafford sie nannte, rückte indeß in mörtelgrauen Röcken, mit blauen Kappen, Hafermehl im Habersack, über den Gränzfluß Tweed.

Der König erklärte in der Einberufungsordre, es sei sein Wunsch, „wieder einmal Bekanntschaft mit Parlamenten zu machen". Dieser Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Am 13. April 1640 trat das Parlament zusammen. Karl meinte die Tagesordnung so bestimmen zu können, daß ihm zuerst die Subsidien gegen die Schotten bewilligt würden und dann erst die Reihe an die „Beschwerden" käme. Er verließ sich stark auf jenen aufgefangenen Brief. Aber Mirabeau-Pym

brach das Eis. Viele unverantwortliche Dinge seien passirt — „trotz der großen Tugend Sr. Majestät". Die Fiction wurde aufrecht erhalten; aber Se. Majestät las durch die Blume — und löste das Parlament am 5. Mai auf.

Unterdessen ging es der königlichen Armee, bei der Strafford Generallieutenant unter dem kranken Northumberland war, sehr übel. Lord Convay ließ sich bei Newburn am 28. August von den Schotten schlagen. Der Geist der englischen Truppen war herzlich schlecht; die Soldaten machten sich einen Gewissensfall aus dem „Bischofskriege". Die Schotten hießen nicht mehr „Haferbrodesser". In London gab es Crawall. Erzbischof Laud wurde persönlich bedroht. Niemand wollte Soldat werden, man verstümmelte, ja erhängte sich lieber; wer ging, wurde verhöhnt. Bei der Armee erschlug man die papistisch gesinnten Offiziere. Endlich riß das englische Heer bei Durham aus. Strafford zog sich nothgedrungen nach Yorkshire zurück. In der Stadt York versammelte der bedrängte König am 7. September eine Art Notabeln-Parlament unter dem Namen „großes Concilium", das ihm aus der ärgsten Geldnoth half. Aber aus dem Lande brauste ihm ein Petitionssturm von Seiten der Bürger und des Adels entgegen: „Ein Parlament, ein Parlament!"

Der schottische Marquis von Hamilton, der nach dem Aufruhr von 1638 für den König unterhandelt und getäuscht hatte, erklärte jetzt: Er gehe, es kämen schlimme Zeiten. Da der König ihn aufforderte zu bleiben, erbat sich der schlaue Schotte die Erlaubniß, mit den Gegnern schönthun zu dürfen. Er sattelte zwei Pferde.

Zu Ripon traf Karl ein neues Abkommen mit den Schotten, versprach ihnen 50,000 Pf. monatlich für die Unterhaltung ihrer Armee, 30,000 Pf. den Seinigen und schloß einen Waffenstillstand — mit seinen Unterthanen! Dann reiste er in Begleitung der schottischen Commission zur Eröffnung des Langen Parlaments nach London.

Die Eröffnung fand am 3. November 1640 statt. Es waren schier dieselben Männer wie im Frühjahr, drei Fünftel des im Mai aufgelösten Parlaments, dazu alle namhaften Opponenten gegen König und Bischof. Aber es herrschte in der Versammlung ein ganz anderer Geist, ein Geist der Entschiedenheit und Entschlossenheit, dessen Motto war: das Eisen zu schmieden, so lange es heiß. Clarendon drückt den damals herrschenden Gedanken ganz unparteiisch so aus: „Man müsse jetzt ganz andere Saiten aufziehen, das Haus müsse nicht nur unten rein gefegt werden, sondern auch alle Spinnweben an der Decke und in den Ecken, damit sie keinen Staub ausbrüteten und ein ungesundes Haus machten. Jetzt sei die Gelegenheit geboten, das Land glücklich zu machen durch Erledigung aller Beschwerden; die Ursachen müßten mit der Wurzel ausgerissen werden, wenn Jedermann seine Pflicht thäte."

Jeder Abgeordnete hatte die Taschen voll Beschwerden; eine Masse von Klagen lief von Außen ein, 40 Comités waren in voller Thätigkeit. Bei den Wahlprüfungen herrschte die unerbittlichste Strenge, jeder „Monopolist", jeder illegal Begünstigte, jedes Mitglied einer ungesetzlichen Commission, alle, „die irgend ein Project betrieben oder begünstigt hatten", wurden ausgeschlossen.

Mirabeau-Pym donnerte: England sei der reinen Willkür überantwortet, der Geheime Rath mache Alles nach seinem Kopfe; Freiheit und Eigenthum, die Geburtsrechte des Engländers, seien in schwerer Noth. Der König zwar sei fromm und tugendhaft, aber Strafford — das war das versprochene Rendezvous in Westminster! — sei der Urheber alles Uebels, ein Apostat, der die Freiheit nur um so mehr verfolge, als er sie früher geliebt!

So geschah es, daß Graf Strafford, weiland Thomas Wentworth, am 11. November 1640 des Hochverraths angeklagt wurde. Pym selbst überbrachte die Klage den Peers. Strafford wanderte in den Tower, wohin ihm Erzbischof Laud

folgte. Die zwei Erzfeinde der Freiheit saßen hinter Schloß und Riegel.

Am 22. November wurden sämmtliche Beschwerden des Landes in einer großen „Remonstranz“ von 206 Artikeln zusammengefaßt, das Gesammt-Cahier der Nation. Dann ging es der Sternkammer und der hohen geistlichen Commission, sowie den Mitgliedern des Königl. Geh. Rathes ernstlich an den Kragen. Selbst Mitglieder des Ober- und des Unterhauses zitterten unter dem Damoklesschwert der Heimsuchung. Doch blieb die Anklage auf Hochverrath auf Strafford und Laud beschränkt.

Die Gefängnisse wurden geöffnet, die Opfer der Sternkammer in Freiheit gesetzt, die Steuer- und kirchenpolitischen Processe der Revision unterzogen, die verurtheilten Libellisten Leighton, Prynne, Burton, Bastwick, Lilburn u. A., die auf den Inseln im Canal im Kerker saßen, wurden zurückgerufen. Sie landeten unter Jubel, zogen im Triumph nach London; Prynne wurde meilenweit von Tausenden eingeholt, in alle seine Rechte eingesetzt und trat ins Parlament. Die Richter, die in seinem Processe gesessen, zahlten jeder 5000 Pf. Buße. Die beiden Armeen wurden nicht aufgelöst; der König erhielt die Weisung, die Papisten seiner Umgebung zu cassiren.

Der Führer der Opposition bei den Gemeinen war John Pym, ein Gentleman von Formen, vorwiegend politischer Charakter, von großer Geschäftskenntniß und durchschlagender Beredtsamkeit, ein genialer Generalstäbler. Zu seiner Seite stand der ruhig-ernste, charaktervolle John Hampden, durchaus staatsmännisch angethan. Hinter beiden folgten in zweiter Linie Arthur Haslerigh, Denzil Hollis, Alderman Pennington, Nathaniel Fiennes, W. Strode. An diese reihten sich, ziemlich selbständig, die Juristen John Selden, Oliver Saint-John, Bulstrode Whitelocke. Im Hintergrunde standen die Republicaner Henry Martin, Henry Vane, mit wenigen Genossen.

Das royalistische Centrum wurde von Edw. Hyde, Lord

Falkland, Lord Digby und dem Hofpoeten Edmund Waller befehligt.

Im Oberhause bestand der Kern der Opposition aus dem Herzog von Bedford, den Lords Say und Mandeville, dem Grafen Essex, dem Sohn des Elisabethischen Günstlings. Es schlossen sich an: der Vetter des letztgenannten, Graf Warwick, die Lords Brook, Wharton, Paget, Howard.

Was die Nüancen innerhalb der Opposition betrifft, so ist es selbstredend, daß die beiden Strömungen, die politische und die calvinistische, sich zunächst vereinigten, um das Schiff der Willkür auf den Felsen zu werfen; dennoch aber konnte schon früh ein scharfes Auge die verschiedenen Wasser unterscheiden. Pym selbst war von einer gewissen puritanischen Schattirung; als presbyterianische oder calvinistische Eiferer stellten sich dar: Henry Vane, der massive Haslerigh, der scharfsinnige Jurist Selden und der Mann aus Huntingdon, der für Cambridge im Parlament saß.

Zunächst war man einig, dem Könige keine Subsidien wider die „Rebellen“ zu bewilligen. Die englischen Commissäre befreundeten sich vielmehr mit den schottischen; der gemeinsame Haß beider Nationen richtete sich gegen Strafford. Die Schotten wurden „Brüder“ genannt, man votirte ihnen 300,000 Pfd. Die Subsidien für die Regierung wurden täglich ausgesetzt, aber eine Commission des Parlaments verwaltete sie. Die Erhebungen der Douane wurden auf zwei Monate bewilligt, immer zu Handen des Parlaments. Brauchte man plötzlich Geld, so machte das Parlament Anlehen bei seinen Anhängern, bei sich selbst — der Anfang des öffentlichen Credits. John Pym war Schatzmeister. Der König gab in Allem nach, sogar den zum Tode verurtheilten Priester Goodman überließ er dem Parlament.

Maria Medici, die Mutter der Königin, kam flüchtig nach London; das Volk beschimpfte sie, sie wendete sich um Schutz an's Parlament, welches sie mit einem Geschenk von 10,000 Pfd. fortschickte. Das Parlament erklärte, es wolle

künftig alle drei Jahre sitzen; rufe es der König nicht, so stehe dies Andern frei. Die Bürger sollten auch ohne königliches Geheiß zu den Wahlen schreiten. Endlich wurden alle Ausnahmstribunale im Königreich abgeschafft. Der König ließ machen und geschehen, das Parlament regierte England.

Bei Hofe konnte es sich nur noch darum handeln, das Parlament durch das Parlament zu beherrschen, d. h. einen Theil der Opposition ins Ministerium zu berufen. Und hier trat nun jener Unterschied zwischen den beiden Richtungen schon greifbarer hervor. Für den König waren die Politiker etwas ganz Anderes als die Religiösen. Nur von Ersteren konnte die Rede sein, also von einem entschieden liberalen Cabinet. Die reinen Politiker waren am Ende mit dem Bischofthum zu versöhnen, vielleicht widerstrebte ihnen dieses nicht gar so sehr. Also z. B. Pym Schatzkanzler, Hampden Erzieher des Prinzen von Wales, Hollis Staatssecretär. Saint-John wurde ja wirklich Generalprocurator des Königs. Der Herzog von Bedford wäre als Premier an die Spitze getreten und hätte den liberalen Adel repräsentirt.

Vergegenwärtigt man sich den Charakter des Königs, so wäre ein solches Ministerium — ein Cabinet Mirabeau unter Ludwig XVI. — eine gewaltige Concession, eine große Selbstüberwindung Karl Stuart's gewesen. Jene Männer einzufangen und zu zähmen, wie er es mit Thomas Wentworth gethan, ließ er sich schwerlich im Traum einfallen. Aber von den religiösen Eiferern fürchtete der König viel Schlimmeres, in ihnen erblickte er seine eigentlichen Feinde.

Ein kleiner Anfang wurde gewagt; die Lords Bedford, Hertford, Essex, Mandeville, Savile, Say, Bristol wurden in den Geheimen Rath berufen. Dabei blieb es.

Es ist ein historischer Aberglaube zu wähnen, tiefgehende Bewegungen seien mit einer Personenfrage zu erledigen. Pym war so wenig im Stande, die englische Revolution zum Stehen zu bringen, als Mirabeau vermocht hätte, den Convent zu

vermeiden. Die Dinge so betrachten, heißt in den Menschen nur den Verstand, die reine Vernunft thätig erblicken. Es sind noch andere Kräfte und Triebe vorhanden, die ihre Befriedigung, ja ihre Opfer haben wollen. Da ist die unersättliche Phantasie, die große Hungerleiderin, welche abgespeist zu werden verlangt und sich erst nach der Uebersättigung zur Ruhe legt. Da sind die Begierden aller Art, die heftigen Wollungen, welche ihren Saturnstag fordern, der nach ihrer Meinung ewig dauern wird, wenn er auch mit Sonnenuntergang für immer in Nacht versinkt. Bevor nicht die Erfahrung gesprochen hat, glaubt keiner dieser Gesellen an seine eigene Unmöglichkeit oder gar Abgeschmacktheit. Der Hexensabbath muß einmal aufgeführt werden. Hintennach ist es sehr leicht, das reine Facit der Bewegung zu ziehen und es „Pym" oder „Mirabeau" zu taufen. Pym und Mirabeau als geschichtliches Resultat werden erst möglich, gehen erst aus dem Schmelzofen hervor, wenn eine Masse anderer Stoffe mitverglüht worden sind. Auch muß Diamant verbraucht werden, um Fensterglas zu zerschneiden.

Die Politiker repräsentirten zudem kaum das halbe Pathos der Zeit; der Gedanke, sie auszunutzen, hatte daher nicht einmal praktische Bedeutung. Hinter und unter ihnen gährte der kirchenreformatorische Geist. Dieser Geist verlangte unerbittlich sein Recht.

Daß es aber gar nicht zum Versuche einer Abfindung kam, dafür sorgte der böse Geist des Hofes, die Königin Henriette. Nicht Pym und Hampden, sondern Hyde, Colepepper, Falkland wurden Minister; die Minorität sollte die Majorität regieren. Nicht genug damit, die Königin stiftete ein Complott in der Armee an; von den Offizieren ergingen Petitionen ans Parlament: der Reformen seien jetzt genug, man möge damit aufhören. Die Königin hatte mit dieser Erfindung nur den Independenten den Weg gezeigt, den diese mit viel größerm Glücke später betraten. Sonst hatte ihrer Liebe Müh' nur den Erfolg, daß die Politiker Morgenluft

witterten und den Entschluß faßten durchzugehen. „Durch", das hatten ja auch Strafford und Laud gewollt.

Es war im Frühjahr 1641, als Strafford wegen Hochverraths vor dem Pairshofe stand. Das ganze Haus der Gemeinen sammt den englischen und schottischen Commissären figurirte als Ankläger. Der Zudrang des Volkes zu den Sitzungen war ungeheuer; wer irgend eine Aussicht haben wollte beizuwohnen, mußte um 5 Uhr morgens in Westminsterhall sein; vor 7 Uhr schon war jeder Raum vollgestopft. Der König und die Königin wohnten in einer vergitterten Loge bei. Karl brach eigenhändig das Gitter aus. Doch wurden sie beide wenig mehr beachtet als wären sie abwesend. Nach 10 Uhr aßen viele Leute nicht blos Zuckerwerk, sondern Fleisch und Brod. Flaschen mit Wein und Bier gingen ohne Glas von Mund zu Mund: Alles vor des Königs Augen.

Pym leitete die Anklage. Für sehr gravirend galt die Aussage Sir H. Vane's, des Vaters: nach Auflösung des kurzen Parlaments (Frühjahr 1640) habe Strafford zum Könige gesagt: „Sire, Sie haben Ihre Pflicht gethan, Ihre Unterthanen nicht die ihrige. Sie sind von der Regel entbunden, können sich auf außergewöhnliche Weise Geld verschaffen, den Krieg mit den Schotten energisch weiter führen. Sie haben eine Armee in Irland, mit der Sie dieses Königreich zu Paaren treiben können." — Die Frage war: welches? Und das hatte nur Einer im Staatsrathe gehört, die Andern nicht.

Der König, der eigentlich auf der Anklagebank saß, mußte mit anhören, wie die Anklage förmlich in seinen geheimsten Gedanken und Absichten herumwühlte, wie Strafford am Ende doch nur sein Prügelknabe war.

17 Tage lang hatte sich Strafford gegen 13 abwechselnde Ankläger zu vertheidigen. Seine Rechtsbeistände durften zu den Thatsachen nicht mitsprechen und keine Zeugen befragen. Entlastungszeugen waren erst drei Tage vor Eröffnung des Processes gewährt worden. Dennoch gestaltete sich die Sache

immer günstiger für den Angeklagten, der sich vornehm, mit Maß und zuletzt mit geschickter Emphase vertheidigte. Pym war aus dem Felde geschlagen.

Aber die Gemeinen griffen zu einem andern Mittel, das zwar nicht illegal, jedenfalls aber Rechtshülfe in eigener Sache war. Haslerigh brachte eine bill of attainder, eine Anklage auf Aechtung und Tod im Unterhause ein. Diese Bill war lediglich eine Erklärung des Unterhauses darüber, was das Haus unter Hochverrath verstehe. Sie ging gegen eine Minorität von 59 Stimmen durch. Die 59 hießen „Straffordianer", ihre Namen wurden öffentlich angeschlagen.

Als die Bill dem Oberhause übergeben war, tumultuirte das Volk auf der Straße: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit"! Von den Kanzeln herab tobten die Presbyterianer. Pym denuncirte auch noch das Armee-Complott. Schrecken verbreitete sich in und außer dem Hause. Das Parlament ließ die Häfen schließen und alle Briefe aus dem Auslande öffnen. Ein Eid der Eintracht, zur Vertheidigung der protestantischen Religion und der öffentlichen Freiheiten, spielte die Rolle des schottischen Covenant. Endlich waren die Lords eingeschüchtert und die hohen Richter fanden in den Strafford zur Last gelegten Thatsachen das Verbrechen des Hochverraths. Es fehlte nur die Zustimmung des Königs.

Die Königin, welche die Enthüllungen Strafford's fürchten mochte, drang auf Bestätigung, drohte abzureisen und packte schon. Die Mehrzahl der Bischöfe theilten Karl's Gewissen in ein königliches und ein privates. Strafford selbst, ein Apostat, aber kein gemeiner Charakter, hochfahrend, aber auch stolzer Entschlüsse fähig, bat den König schriftlich, ihn zum Besten der Krone und des Königreichs zu opfern. Der König unterschrieb, er gab seinen vertrautesten Berather und Helfer auf, und am 11. Mai 1641 fiel das Haupt des Aufgegebenen. Laud blieb noch drei Jahre im Tower.

Graf Strafford's Hinrichtung war eine Buße für die Vergangenheit; ein böses Omen für die Zukunft des Königs

waren die Protestantenmorde in Irland. Ende October 1641 beging der katholische Fanatismus der Iren seine keltische Vesper, sein Morden aus Princip, das einen ganzen Monat währte und die Rache Englands auf lange Zeit herausforderte. Wie immer ist es bei solchen Vorfällen, selbst in unsern Tagen schwer, die Zahl der Opfer festzustellen und Beschönigung mit Uebertreibung auszugleichen. Der katholische Darsteller Lingard bringt nur 4000 Morde heraus, zu denen noch 8000 Tode durch Mißhandlung kämen. Clarendon, der Parteigänger des Königs, spricht von 40—50,000; May in der „Geschichte des langen Parlaments" sagt: „über 200,000 Männer, Weiber und Kinder." Milton erhebt die Zahl auf 500,000.

Der König befand sich in Schottland, nicht ohne Gedanken der Rache, ja des Complotts gegen die Urheber des Covenant und der Invasion nach England. Nie konnte sich Karl in das Unabänderliche finden und stets cabalirte er heimlich gegen sein feierlich gegebenes Wort. Der kühne Junker Montrose hatte ausschweifende Hoffnungen in ihm erregt; düstere Gerüchte langten beim englischen Parlament an, das sich grade nach sechswöchentlicher Vertagung wieder versammelte. Da erfolgte das irische Blutbad! Ein allgemeiner Schrei erhob sich gegen König und Königin, die laut als Mitschuldige bezeichnet wurden. Nannten sich doch die bewaffneten Iren „das Heer des Königs" oder „der Königin", veröffentlichten sie doch einen angeblich „königlichen Befehl". Waren nicht Argyle und Hamilton soeben aus Edinburgh geflohen, um dem Morde zu entgehen? Die Wuth theilte sich mit der Angst in die Stimmung der Gemüther.

Das Parlament griff wieder zu der allgemeinen Remonstranz oder Beschwerdenakte zurück, von der seit Anfang der Session mancher einzelne Punkt seine Erledigung gefunden hatte. Der heftige Strode eröffnete das Turnei. Es handelte sich um ein förmliches Parlaments-Programm, um einen Appell an die Presbyterianer, an das Volk insgesammt, sich

zum Parlamente zu halten, das allein gegen Papisten, König und Bischöfe helfen könne. Die Bischöfe sollten aus dem Oberhause heraus. Nach heftiger Debatte wurde die Remonstranz am 21. Nov. mit schwacher Majorität, 159 gegen 148, angenommen. Der Abgeordnete für Cambridge sagte zu Lord Falkland: „Wenn die Remonstranz nicht durchging, so verkaufte ich morgen Alles, um England auf immer zu verlassen, und viele rechtschaffene Leute hätten's gemacht wie ich.“ Hampden aber verlangte sofortigen Druck des Aktenstücks.

Der König hatte mittlerweile in Schottland eingelenkt, um seine Kraft für England aufzusparen. Alexander Lesley war Earl of Leven geworden, das neue Kirchengut wurde verschenkt; Karl fand sogar, daß Erzbischöfe und Bischöfe gegen Gottes Wort seien! In London zog er andere Saiten auf. Am 25. Nov. bewirtheten ihn Lordmayor und Aldermen in der City; er schlug sie zu Rittern. Der 26. Nov. war der entscheidende Tag des unheilbaren Bruchs: der König rief die Wachen von Westminster ab. In einer Proclamation erklärte er: die bestehenden Religionsgesetze seien zu beobachten, auf die Remonstranz werde er gelegentlich antworten.

Das Unterhaus verbot den Geistlichen, Civilämter zu bekleiden; als die Lords protestirten, drohten die Gemeinen, sie seien das Volk und würden zur Noth mit den gleichgesinnten Lords gehen, mit den Northumberland, Essex, Warwick. Dem Könige wurde verboten, Soldaten für Irland zu werben; bei der Miliz und der Ernennung ihrer Führer habe das Parlament mitzureden. Das Haus ernannte ein Comité zur Untersuchung der Wehrhaftigkeit des Landes.

Die Schutzwache blieb dem Parlament verweigert. Als die Lords vom Volke molestirt wurden, welches schrie: „Keine Bischöfe, keine papistischen Lords!“ requirirten sie Constabler; die Gemeinen aber schickten den Friedensrichter, der die Constabler gewährte, in den Tower und riefen Miliz herbei. Die Bischöfe, um deren Ausschließung es sich handelte, verließen das Oberhaus und protestirten im Voraus gegen Alles, was in ihrer Ab-

wesenheit beschlossen würde. Alle Zwölf wanderten wegen Hochverraths in den Tower.

Vor dem Palaste in Whitehall schlug sich das Volk mit entlassenen Offizieren herum. Damals kamen die Bezeichnungen „Rundköpfe“ und „Cavaliere“ in allgemeinen Gebrauch. Die „Cavaliere“ waren des Königs Leute, sie gingen nach der höfischen Mode, ihr Haar ringelte sich über die Schultern hinab; die Puritaner hatten das Haar kurz geschoren und in zahlreiche kleine Büschel getheilt. Das war lange de rigueur, das Gros der puritanischen Armee traute Keinem, der anders frisirt war.

Was der König noch zu verderben hatte, verdarb er am 3. Januar 1642, als der Generalprocurator Herbert die Verhaftung Lord Mandeville-Kimbolton's und der fünf Unterhausmitglieder Hampden, Pym, Hollis, Strode, Haslerigh beantragte. Die Anklage war heftig: Untergrabung der königlichen Macht, Errichtung einer willkürlichen tyrannischen Gewalt, Verleumdung Sr. Majestät, Verführung der Armee, Einladung einer fremden Macht (der Schotten) zur Invasion Englands, Versuch das Parlament zu verführen, Erregung von Tumulten und Krieg gegen den König.

Die Lords besannen sich. Die Gemeinen, von der Haussuchung bei ihren Fünfen benachrichtigt, erließen den Befehl, die Haussucher durch Constabler arretiren zu lassen. Dem König thaten sie zu wissen: erst müsse gesetzliche Anklage erhoben werden. Andern Tags kam der König, begleitet von seinem Schwestersohn Ruprecht von der Pfalz und gefolgt von seinen Hellebardieren, nach Westminster, die Fünf persönlich zu holen. Er setzte sich auf den Stuhl des Sprechers und ließ seine Blicke durch den Saal schweifen. „Ich sehe wohl, die Vögel sind ausgeflogen,“ sagte er, „aber Sie, Herr Sprecher, werden sie mir schicken, sobald sie kommen.“ Die „Vögel“ saßen in der City, welche sich bewaffnete. Der König ging wie er gekommen war, aber gründlich enttäuscht. Am 5. Januar begab er sich in die City auf die Suche. „Pri-

vileg, Privileg"! ruft man ihm zu; ein Pamphlet: „Israel, zu deinen Zelten!" wird ihm in den Wagen geworfen. Er speiste bei einem Sheriff und kehrte niedergedonnert nach Whitehall zurück. Das Parlament, empört über den stärksten „Bruch seiner Privilegien", gegen den Jedermann das Recht habe, sich selbst zu schützen, vertagte sich. Ein starkes Comité blieb permanent in der City, die Fünf beriethen mit. Der Gemeinderath richtete eine Petition an den König gegen seine schlechten Räthe, gegen Cavaliere, Papisten, den neuen Gouverneur des Tower, für die Fünf und die Reformen.

Die Antwort auf die Remonstranz mit der pompösen Wendung Karl's: er wünsche „ein großer und glorreicher König über ein freies und glückliches Volk" zu sein, auf die sich Clarendon etwas zugute that, verhallte im Winde. Karl saß in seinem Palaste und mußte hören, daß in zwei Tagen das Parlament mit den Fünfen in Westminster einziehen werde, begleitet von Miliz, Volk und Themsematrosen. „Auch die Wasserratten verlassen mich!" Der Zug mußte an Whitehall vorüber, die Königin war außer sich vor Zorn und Angst. Am 10. verließ der König auf sieben Jahre London, das er nur als Gefangener wiedersehen sollte. Er begab sich zunächst nach Hampton-Court. Er meinte wohl, auch französische Könige hätten ihre Hauptstadt verlassen, um später im Triumphe wieder einzuziehen. Er verwechselte eben England mit Frankreich.

Am 11. fand der große Zug statt. Hundert Boote mit kleinen Geschützen schwammen auf der Themse. Capitän Slippon, der aus holländischen Diensten zurückkehrte, führte als Generalmajor die Miliz. Die Pikenmänner trugen auf der Pike, Andere auf der Brust oder am Hute, den Protest des Parlaments gegen den königlichen Freiheitsbruch. 4—6000 Ritter, Edelleute, Freeholders waren zu Pferde aus Buckinghamshire, dem Wahlkreise Hampden's, gekommen und stellten sich dem Parlament zur Verfügung; sie brachten eine Petition gegen papistische Lords, böse Räthe des Königs, für ihren Hampden. Auch zu den Peers sandten sie Abgeordnete; dem Könige zu

Hampton-Court erklärten sie, sie seien in Hampden selbst verletzt, ihr Landsmann müsse der Anklage ledig werden.

Der König hatte nichts mehr zu sagen. Das vollzählige Parlament klagte den Generalprocurator Herbert wegen ungesetzlicher Verfolgung der Fünf an, befahl Skippon, den Tower zu hüten und durch Wachen dafür zu sorgen, daß nur die täglichen Rationen eingelassen würden; es sandte Ordre nach Portsmouth, nichts im Hafen aus- und einzulassen als auf Befehl des Parlaments; schickte den John Hotham nach Hull, das nördliche Arsenal in Besitz zu nehmen, und beschloß, alle Forts, Schlösser und Garnisonen in Vertrauenshände zu legen. Der König entfernte sich nach Windsor.

Eine neue Remonstranz ward entworfen: die Königin trägt die Schuld an Allem, ihre Umgebung soll einen Eid auf die Verfassung ablegen, die Königin vor dem Parlament schwören, sich nicht in Staatsgeschäfte zu mischen. Die Heirath der königl. Kinder muß Parlamentssache sein; doch darf die Prinzessin Marie ihren Verlobten, den Prinzen von Oranien heirathen. Neue Peers dürfen ohne Zustimmung des Parlaments nicht ernannt werden; die Ernennung zu hohen Stellen bedarf der Bestätigung des Parlaments. Die kirchliche Reform ist durchzuführen.

Unter dem 20. Jan. sandte der König eine Botschaft: sie möchten formuliren, was in Kirche und Staat zu geschehen habe, damit die „Befürchtungen und Eifersüchteleien" aufhörten. Sie antworteten mit der Beschwerde über die Anklage der Fünf.

Der Gemeinderath der City erklärte, zu einer Anleihe fehle das Vertrauen; die Umgebung des Königs, die Bischöfe, die papistischen Lords seien im Wege. Petitionen aus Middlesex, Essex und Hertford verlangten Abschaffung des Bischofsrocks, die Miliz zur Verfügung des Parlaments. Pym conferirte mit den Lords und schob ihnen die Schuld an der gefährlichen Lage zu. Er machte sie vor der Geschichte verantwortlich, wenn die Gemeinen allein England retten müßten.

Pym erhielt den Dank des Unterhauses, seine Rede wurde gedruckt. Aus dem Lande wurden die Peers aufgefordert, mit den Gemeinen zu gehen; im Unterhause unterschied man streng „gute“ und „böse“ Lords.

Die Frage wurde, wie man zu sagen pflegt, was aber solche Fragen immer sind, social. 500 Frauen kamen vor das Parlament und ließen sich nicht abweisen. Anna Stagg, die Frau eines reichen Brauers, erklärte: „Christus hat uns eben so theuer erkauft wie die Männer“ — die damalige Formel der „Emancipation“. Pym kam heraus, die Petentinnen zu begütigen. 15,000 Sackträger verlangten Ruhe und Wiederbelebung des Geschäfts, viele tausend arme Leute in und um London desgleichen. Beide Deputationen drohten mit dem Aeußersten; die Zweiten wollten, daß die „guten“ Lords mit den Gemeinen zusammensäßen! Das Haus antwortete freundlich und ließ die Peers durch Hollis bitten, in der Milizfrage mit ihnen zu gehen. Einzelne Peers wurden auf der Straße mißhandelt, Viele machten sich davon. Das Recrutirungsgesetz ging durch. Auf eine neue Petition von Surry passirte auch die bischöfliche Bill: die Bischöfe waren vom Hause der Lords ausgeschlossen.

Die Königin, der eine Anklage auf Hochverrath drohte, drang, um mit ihrer Tochter Marie nach Holland reisen zu können und sich zugleich wieder etwas populärer zu machen, auf die Annahme der beiden hochwichtigen Bills. Der König ließ wirklich die Bischöfe fallen und gab die Recrutirung aus der Hand. Auch den neuen Gouverneur des Tower, Sir John Conyer, bestätigte er auf Vorschlag der Gemeinen. Da beschloß das Parlament seine Milizordonnanz für England und Wales, mit dem Namen der Befehlshaber in blanco. Gleichzeitig wurde ein Brief an die Königin von dem über See geflohenen Lord Digby aufgefangen. Das Parlament verfügte die Anklage auf Hochverrath wider den Lord, der Krieg wider den „König“ im Schilde geführt.

Karl verschob zuerst die Antwort auf die Milizbill, bis

er Frau und Tochter nach Dover gebracht. Einzelne Grafschaften organisirten sich bereits auf eigene Faust militärisch. Dann antwortete der König: Die Ernennungen wolle er auf Wunsch des Parlaments treffen, mit Ausnahme derer für London und die übrigen Corporationen; die Selbstbewaffnung der Grafschaften aber sei illegal.

Heftige Antwort des Parlaments: die Berather des Königs seien Feinde des Staates. Wenn der König nicht nachgebe, würden sie allein vorgehen. Der König solle sich nicht weiter von London entfernen. Karl wußte nicht mehr was er antworten sollte.

Das Parlament ordnete die Vertheidigung des Reiches selbständig an, alle frühern königlichen Commissionen wurden für erloschen erklärt. Graf Northumberland erhielt Befehl, die Flotte in Stand zu setzen. Der König begab sich nach Newmarket.

Das Parlament: Der König soll sich nicht entfernen und das Milizgesetz unterschreiben. Karl: Die Miliz bekommt das Parlament „nicht für eine Stunde".

Karl ging nach York, von unterwegs erließ er eine Botschaft: Die Unterthanen brauchen keinem Befehl zu gehorchen, den er nicht unterzeichnet hat. Das Parlament soll endlich sagen was es will. Die Botschaft langte am 16. März in London an, am 15. hatte sich das Parlament in der Milizfrage für souverän erklärt.

Der Disput zwischen Parlament und König wurde immer heftiger, glücklicherweise auch immer lakonischer. Man faßte sich auf beiden Seiten immer kürzer, bis der Faden riß. Der König, der auf andere Wege dachte, wurde immer absprechender; das Parlament beharrte auf seinen „Privilegien", jeder Widerspruch war ein „Bruch" derselben. Zwar gab der König zu, es sei früher gegen die Gesetze gehandelt, Willkür geübt worden; aber jetzt vertheidige er die Gesetze eifrig. Das Parlament, fügte er dann aber hinzu, solle sich seinerseits vor Willkür hüten, und er verlange volle Genugthuung für die Unter-

schiebung böser Absichten. Er sei nicht durch sie, aber von ihnen weg getrieben worden. Wenn es in London nicht anders werde, müsse man das Parlament verlegen.

Dann entließ Karl die Lords Essex und Holland aus ihren Hofämtern, was die Peers wurmte. Das Parlament dagegen ernannte den Grafen Warwick zum Admiral, gegen Sir John Pennington, den Candidaten des Königs. Da verbot der König den Seinigen, Dienst auf der Flotte zu nehmen, wodurch diese parlamentarisch wurde. Der Generalprocurator Herbert, erst freigesprochen, dann verurtheilt, wanderte ins Flottengefängniß.

Als das Arsenal von Hull in den Tower übersiedeln sollte, beklagte sich der König über Gewalt. Wenn Ihr Priester zu Ehren der Reformation hinrichten laßt, sagte er ferner dem Parlament, so komme ihr Blut über Euch!

Einen Augenblick setzte er sie in Verlegenheit, als er erklärte, er wolle mit 2200 Mann aus den benachbarten Grafschaften nach Irland gehen, um dort die Rebellion niederzuwerfen. Endlich erfolgte der Bescheid: Nein, der König soll ihre Kriegsführung nicht stören! In Erwartung dieser Expedition hatte er die Verfügung über die Miliz auf ein Jahr hingegeben; das Parlament verlangte zwei Jahre, und der König hatte nichts erreicht.

Die ganze Lächerlichkeit der noch immer aufrecht erhaltenen Fiction malte sich in des Königs Zug nach Hull. Hier befehligte Hotham für „König und Parlament". Hotham ließ den König nicht ein, betheuerte aber vom Walle herab seine Unterthanentreue. Das Parlament lobte den Hotham wegen seiner Treue gegen den „König". Als dann der König Hotham für einen Verräther erklärte, nannte das Parlament das einen „Bruch der Privilegien"; denn Hotham gehörte zu den unantastbaren Gemeinen, welche factisch die Souveränität inne hatten. Eigentlich war Karl Stuart selbst ein Verräther am „Könige".

Zu York bildete sich allmählich ein neuer Hof um den König; ein bedeutender Theil des Adels versagte dem „König

Pym" den Gehorsam; auch bürgerliche Elemente erklärten sich gegen das Milizgesetz. Die Königin verkaufte ihre Juwelen in Holland, um Munition für das Geld einzukaufen. Skippon musterte 8000 Mann Miliz zu London; es erging ein Parlaments-Befehl an alle Grafschaften, die Maga ine zu füllen. Als sich aber der König eine Wache bildete, deren Hauptmann der Prinz von Wales wurde, und ein Regiment Landmiliz zusammenzog, so hieß das in Westminster „Eidesbruch" des Königs.

Auf Beschwerden des Parlaments antwortete der König mit „übelwollende Geister"; Karl lud den Skippon vor sich nach York, das Parlament forderte Leute aus des Königs Umgebung vor sein Forum.

In einer Declaration vom 19. Mai formulirte das Parlament sein Staatsrecht also: Der König mit dem Parlament hat die Gewalt; da aber der Fürst, der nur eine Person, dem Wechsel der Natur und des Zufalls mehr unterworfen ist, wodurch der Staat zu Schaden kommen kann: so treten, damit nicht der Urstand der Natur wiederkehre und Jeder sich selbst helfe, in solchen Fällen die Häuser des Parlaments für den Fürsten ein, wie das schon geschieht bei Minorität, Krankheit oder Gefangenschaft. — Wie aber, wenn der König sagte: Das Parlament, vom wilden Mob umlagert, ist nicht frei; damit in solchen Fällen der Staat nicht zu Grunde gehe, muß der König alle Befugnisse an sich ziehen?

Der Siegelbewahrer Littleton sah die Sache so an und ging zum Könige.

Am 26. Mai neue Declaration über das angebliche Eigenthumsrecht des Königs an Festungen und Munition. Das Parlament erklärte: Die irrthümliche Maxime, den Fürsten eingetränkt, daß die Königreiche ihnen gehören, und daß sie damit machen können was sie wollen, als ob ihre Reiche für sie da wären und nicht vielmehr sie für ihre Reiche, ist die Wurzel von allem Elend der Unterthanen, von der Verletzung ihrer Rechte und Freiheiten. Das Ganze ist dem Könige nur

anvertraut und er muß es verwalten nach dem Rathe des Parlaments. — Dagegen betheuerte der König: er beabsichtige keinen Bürgerkrieg, aber die mit ihm „im Parlament" säßen, die wollten den Krieg, und wenn sie den Krieg herbeiriefen, so geschehe es auf ihren Kopf! — Viele gingen von London nach York, besonders aus dem Oberhause; es tagten oft nur ein Fünftel der Gemeinen und 12 oder 13 Peers in Westminster.

So lange die Gemeinen mit dem König discutirten, noch irgend etwas von ihm verlangten, von seiner Existenz noch verfassungsmäßig Notiz nahmen, so lange war Karl berechtigt ihnen zu sagen, was er sagte: Sie seien wie der Papst, sie maßten sich an, Alles zu erklären, die Andern ihrer Vernunft zu unterwerfen. Auf das Quidproquo von Hull zurückkommend, spottete er: So könntet Ihr mich aus dem Königreich jagen! Er erwarte das Aergste; wenn aber die Majorität zu sich komme, dann werde sie die Unwürdigkeit empfinden, die dem Könige angethan worden, die nichtsnutzigen Anstifter einer exemplarischen Justiz unterwerfen und sie brandmarken.

Das Parlament antwortete Ende Mai mit dem Verbote jeglichen Zuzugs nach York. Keiner und nichts wurde durchgelassen. Am 2. Juni stellte das Parlament dem Könige sein Ultimatum in 19 Punkten: Das Parlament bestimmt die verantwortlichen Räthe des Königs, die höchsten Stellen im Reiche werden nur mit seiner Bewilligung vergeben. Es entscheidet über die Heirath der königlichen Kinder. Die Gesetze gegen Jesuiten, Priester und Recusanten bleiben aufrecht oder werden durchs Parlament noch verschärft. Die Milizordonnanz bleibt, der König widerruft seine Declarationen. Die abgesetzten Mitglieder des hohen Raths werden in ihre Aemter zurückversetzt oder entschädigt. Die Geheimräthe werden auf die Petition of Right und die Statuten vereidigt, die sie bei Strafe der Heimsuchung zu halten haben. Richter und Beamte bleiben nach Gutdünken des Parlaments. Das Parlament übt Justiz gegen alle Delinquenten in und außer Landes, Jeder muß sich seiner Censur unterwerfen. Das Parlament kann amnestiren.

Forts und Castelle werden nur mit Bewilligung des Parlaments besetzt. Die Wachen und Militärkräfte des Königs sind zu verabschieden. Es wird eine Allianz mit den Protestanten, mit Holland und der Pfalzgräfin geschlossen. Lord Kimbolton und die Fünf sind herzustellen. Kein Peer wird ernannt ohne Zustimmung des Parlaments. Zugleich denuncirte das Parlament den Verkauf der Kronjuwelen und verbot Geld oder Wechsel nach York zu schicken.

Offenbar brauchte das Parlament den König gar nicht; es erklärte ihn für überflüssig, und verhandelte doch mit ihm. Mit Recht erwiderte der König, daß er nach Annahme ihrer Anträge nur noch ein „Phantom" wäre. Am 17. Juni erklärte das Parlament zu Westminster das Vaterland in Gefahr; am 22. Juni that der König zu York dasselbe.

Das Parlament forderte Gold und Silber vom Lande, um Truppen zu unterhalten, da der König auf Krieg sinne. Der Zufluß des Silbers war so gewaltig, daß die Beamten des Parlaments es kaum in Empfang nehmen konnten. Auch was für York bestimmt war, wurde confiscirt. Die Peers in York verpflichteten sich dagegen, keinem ungesetzlichen Befehle zu gehorchen und Person, Krone und Würde des Königs zu vertheidigen. Das Parlament berief seine abwesenden Mitglieder bei 100 Pfd. Strafe ein; es forderte zugleich Rechtfertigung der bisherigen Abwesenheit — ein praktisches Siebverfahren.

Der König forderte die City von London zum Ungehorsam auf, das Parlament antwortete mit einer fulminanten Erklärung. Der König spottete: Warum schreibt Ihr nicht wie der König: „An unsere Getreuen und Vielgeliebten, unsere Unterthanen der City von London?" Er drohte mit Hochverrathsprocessen wegen der Vorfälle in London und Hull. Aber er rüstete keine Armee aus, weil er nicht für einen Monat zu leben hatte und Gewehre wie Munition erst von der Königin erwartete. Endlich landeten im Humber 200 Faß

Pulver, 2—3000 Flinten, 7—8 Feldstücke. Dann bot er die Landmiliz auf und ertheilte Commissionen zur Anwerbung von Regimentern. Den Oberbefehl erhielt der Graf von Lindsay, Sir James Ashley wurde Generalmajor, Prinz Rupert von der Pfalz befehligte die Reiterei. Die getreuen Lords schossen Geld für drei Monate zusammen.

Der König berief den Grafen Northumberland als Lordadmiral von der Flotte ab und beorderte sämmtliche Capitäne nach Burlington-Bay, wo sie die Befehle des neuen Oberadmirals Sir John Pennington erfahren würden. Das forderte Zeit; die Gemeinen, die den Grafen Warwick zum Lordoberadmiral ernannt hatten, ließen zwei Capitäne arretiren, zwei andere ans Land setzen, und der König hatte kein einziges Schiff. Pennington kam gefangen nach London. Newcastle blieb der einzige königliche Hafen.

Hull sollte jetzt durch königliche Miliz genommen werden, Karl erließ eine Proclamation gegen Hotham. Am 12. Juli erging die letzte Aufforderung ans Parlament, sich zu unterwerfen. An demselben Tage erließ das Parlament eine Declaration: Es sei eine Armee zu bilden „für die Sicherheit des Königs", die Vertheidigung der beiden Häuser, für Religion, Gesetze, Freiheit und Frieden. Graf Essex wurde zum Lordgeneral für „König und Parlament" ernannt, mit der delicaten Mission, „den armen geliebten König von den Verräthern zu befreien, die ihn verführt und seinen klaren Verstand umnebelt haben". Unter ihm dienten Lord Kimbolton und die Fünf als Regimentsobersten. Am 15. Juli wurde dem Könige zu Beverley eine Friedenspetition des Parlaments vorgelesen. Karl forderte darauf: Hull, die Magazine, die Flotte, die Abschaffung der Milizordonnanz, Verlegung des Parlaments an einen sicheren Ort und Antwort bis zum 27. Juli. Das Parlament verwarf die königlichen Forderungen am 26. Juli. Das Tonnen- und Pfundgeld für die nächsten sechs Monate — auch diese Spielerei hatte bis dahin gedauert — unterzeichnete der König nicht mehr; eine Ordonnanz des

Parlaments mußte aushelfen. Verschiedene Verhaftungen wurden in London verordnet.

Immer chaotischer wurde die Lage. Hotham, der Commandant von Hull, hatte im entscheidenden Augenblicke weder Muth noch Autorität; er ließ sich zur Capitulation herbei, was ihm später den Kopf kostete. Oberst Goring, der insgeheim zum Könige stand, hielt Portsmouth für diesen, heuchelte aber dem Parlament Ergebenheit, wurde Generallieutenant der Cavallerie und kündigte dem Parlament den Gehorsam, weil ihm der „König" keinen Urlaub gebe!

Der König proclamirte ein Verbot des Gehorsams gegen das Parlament und ein allgemeines Aufgebot für den 25. August zu Nottingham, wo er seine Fahne aufpflanzen werde. Die Wahl des Hauptquartiers war schlecht getroffen. Der Hafen Newcastle lag zu weit ab, York mußte preisgegeben werden. Mit 800 Reitern zog der König gegen Coventry bei Birmingham, wohin Essex mit der Infanterie unterwegs war. Die Königlichen wurden vor Coventry mit Schüssen vom Volke empfangen. Anderen Tags zogen sie sich wieder vor 1200 Mann Infanterie und etlicher Cavallerie zurück. Der Einzug in Nottingham am stürmischen Abende des 25. August war melancholisch. Der König ritt sofort nach Castle-Hill, wo das königliche Banner unter Trommelwirbel und Trompetenschall aufgehißt wurde. Auf der Fahne zeigte eine Hand auf eine Krone, darunter: „Gib Cäsarn, was ihm gebührt!" Zum Appell hatte sich Niemand eingefunden. In der Nacht blies der Wind die Fahne herab, erst zwei Tage später wurde sie wieder aufgerichtet. Trübe Aspecten!

Die nächsten Ereignisse ließen sich für den König nicht günstiger an. Ein Milizcorps von 12,000 Mann umzingelte plötzlich den königlichen Marquis von Hertfort; Essex langte mit 8000 Mann Parlamentstruppen in Sherbourne an. Ein rascher Marsch auf Nottingham hätte genügt; ein Cavallerieregiment konnte den König aus seinem Reiche jagen, ja, ein paar Milizen ihn aus seinem Bette holen!

Das Parlament hatte drei Armeen auf den Beinen: zu Sherbourne, Portsmouth und Northampton. Am 28. August bereits sandte der König eine Friedensbotschaft nach London; die Earls von Southampton und Dorset und die Herren John Colepepper und Will. Udall waren die Träger. Southampton wurde von den Peers gar nicht angenommen, mußte vielmehr sofort Saal und Stadt verlassen. Selbst Colepepper durfte die Botschaft blos abliefern, und mußte dann gleichfalls abziehen. Die Antwort lautete: Der König soll seine Fahne herunternehmen und seine Declaration, worin das Parlament und dessen Offiziere „Verräther" genannt worden, widerrufen.

Neue Botschaft des Königs durch Lord Falkland: König und Parlament sollen zugleich Declaration und Proclamation zurücknehmen. Antwort: Nein! Essex wurde zur Armee nach Northampton beordert. Proclamation ans Volk: Der König will Sicherheit für die Delinquenten; das Parlament lehnt ab um Eurer Sicherheit willen, und damit Ihr Ersatz für Eure Opfer bekommt.

Der königliche Haufen erhielt Zuzug aus den Grafschaften York, Lincoln, Stafford. Prinz Rupert stand in Leicester. Mitte September bewegte sich so etwas wie eine Armee von Nottingham nach Derby. Man wollte sich der Gränze von Wales nähern, wo royalistische Sympathien herrschten. Die Botschaften und Antworten fackelten nur noch gleich Sternschnuppen. Und in diesem Zustande hielt Karl eine Ansprache an seine Soldaten, worin er sich mit „Trajan in der Mitte seiner Armee" verglich!

Der Krieg war da und mußte seinen Verlauf nehmen. Die beiden Parteien im Parlament waren solidarisch für die Folgen, aber die Religiösen setzten gleich zu Anfang einen Hauptcoup durch. Die Theorie Prynne's wurde zur That. Am 7. September 1642 erließ das Parlament ein Verbot aller Schauspiele. „In Anbetracht," so lautete der Text, „daß die traurigen Zustände Irlands, welches in seinem eigenen Blute schwimmt, sowie die zerrütteten Verhältnisse Eng-

lands, das durch Bürgerkrieg von einem Blutbade bedroht wird, uns gebieten, mit allen Mitteln den Zorn Gottes zu beschwichtigen und zu besänftigen, welcher sich uns in diesen Prüfungen kundthut, — in Anbetracht, daß Fasten und Beten sich in solchen Fällen schon oft wirksam erwiesen haben und auch in letzter Zeit wieder angewendet wurden, — in Anbetracht ferner, daß mit dieser allgemeinen Trübsal weder öffentliche Lustbarkeiten verträglich sind, noch die Aufführungen von Schauspielen in eine Zeit der Kasteiung passen, — in Anbetracht endlich, daß das Eine ernste und fromme Bußübungen, das Andere Vergnügungen sind, welche nur zu oft leichtfertiger und üppiger Lust dienen: so haben die Lords und Gemeinen, versammelt im Parlamente, beschlossen und verordnet, daß, so lange wir in diesen unglücklichen Zuständen und traurigen Zeiten leben, alle öffentlichen Schauspiele aufhören sollen und verboten sind. Anstatt dessen wird der Bevölkerung unseres Landes anempfohlen, sich erbaulichen, den Verhältnissen angemessenen Betrachtungen hinzugeben und Versöhnung und Frieden mit Gott zu suchen, damit daraus äußerer Friede und Gedeihen hervorgehe und der Nation Zeiten des Glücks und der Freude wiederkehren."

Dichter und Schauspieler flohen schaarenweise zu der Fahne des Königs; Viele kämpften fortan unter Rupert's Cavallerie, wo sie sich tapfer schlugen; Davenant, der Poëta laureatus nach Ben Jonson's Tode, war bei der Belagerung der Stadt Gloucester, wo er zum Ritter geschlagen wurde; Th. Alleyne, Schauspieler vom „Cockpit", wurde ständiger Quartiermeister der königlichen Armee.

Als sich die edle Bühnenkunst wieder regen wollte, erging am 22. October 1647 der Befehl an Lordmayor, Friedensrichter und Sheriffs von London und Westminster, sowie der Grafschaften Middlesser und Kent: in die Häuser, wo Schauspiele, Possen und andere Mummereien dargestellt werden sollen, einzudringen, die Komödianten, so viel ihrer sind, ins Gefängniß zu werfen, die Aufsässigen aber unter den

„Schurken und Landstreichern“ mit dem Staupenschlag zu bestrafen.

Ein noch späterer Parlamentsbeschluß vom 9. Februar 1648 nennt die Schauspieler kurzweg rogues; wagen sie sich auf eine Bühne, so soll man sie auspeitschen und einsperren, die Zuschauer obendrein bestrafen. Im Fall der Recidive sollen die Komödianten als incorrigible rogues behandelt werden.

Wir haben den theoretischen Kampf zwischen König Karl und dem Parlament in möglichster Ausführlichkeit erzählt. Er bildet den Commentar zu der staatsrechtlichen Untersuchung Locke's in seiner Schrift: On government, und ist das Vorspiel zu dem, was anderthalb Jahrhunderte später in Frankreich sich zutragen sollte. Locke meinte, im Zweifel, wenn keine von beiden Gewalten nachgeben wolle, müsse die Legislative Recht behalten, nicht die Executive. Das ist doch nur in den Fällen geschehen, wo die Legislative über größere Machtmittel gebot. Wer aber daraus folgern wollte, „Gewalt gehe vor Recht“, würde tief im Irrthum stecken. Selbst die größte Gewalt kann zwar einen Zustand extemporiren, der wie ein Sieg aussieht; aber sie vermag diesen Zustand nicht gegen die öffentliche Meinung und deren Wechsel aufrecht zu erhalten, dafern sich das betreffende Volk nicht niedertreten läßt und auf der Welt weiter nichts mehr zu thun hat. Aber selbst die stärkste öffentliche Meinung ist nicht stark genug, wenn sie nicht auf dem Fundament unwandelbarer Grundideen ruht. Contra hostem aeterna auctoritas, gegen den Feind ist der Appell ewig: das gilt für und gegen Alle. Was in letzter Instanz entscheidet, das ist nicht der Sieg dieser oder jener Partei, sondern die im Volksbewußtsein reif gewordene Vernunft, der einzige Inhalt der Geschichte. Die Kämpfe, die Niederlagen, das Auf- und Absteigen der Wagschaalen, sind nur Wellenlinien, welche die Entwickelung der

Vernunft äußerlich beschreibt. Auf welcher geistigen Etappe England in dem damaligen Moment angekommen war, das müssen wir erst an der Hand der weitern Ereignisse und der typischen Helden zu erfahren suchen. Der Schein hat darüber fast zwei Jahrhunderte getäuscht und seinen Schleier fest um die Thatsachen gewoben. Lüften wir diesen Schleier; wo es nöthig ist, zerreißen wir ihn!

Oliver Cromwell bis zum Tode des Königs.

Trotz der unglücklichen Auspicien, unter denen der König im Jahre 1642 den Feldzug eröffnete, zeigte sich doch bald, daß die Parlamentarier mit des Königs junkerlich muthiger Cavallerie unter dem Herzog von Newcastle und besonders dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, der Alles einzuholen schien, was sein unkriegerischer Vater versäumt hatte, nicht fertig geworden wären. Nach den ersten Rencontres war vielmehr zu befürchten, es habe ein 30jähriger Hugenottenkrieg mit Waffenstillständen, Friedenslügen und neuen unabsehbaren Kämpfen begonnen. Offenbar reichte das parlamentarische und rein politische Rechtsbewußtsein nicht aus. Wir müssen uns daher nach dem andern Pathos umsehen, welches das Centralfeuer der ganzen Bewegung bildete und auch die richtigen Soldaten erzeugte. Wir müssen von einem der bedeutendsten und verkanntesten Männer der ganzen Geschichte reden, von Oliver Cromwell.

Kein Anderer als er war der schweigsame Landedelmann, der 1628 im Parlamente bei dem Namen „Buckingham" aufhorchte; der schwerfällige Redner gegen papistische Geistliche von 1629. Er saß 1640 im kurzen und dann im langen Parlament für Cambridge, hatte auch die Tasche voll Beschwerden, stimmte tapfer mit gegen Strafford und half resolut bei der Souveränitätserklärung des Parlaments in Betreff der Miliz. Wer war Oliver Cromwell, woher kam er, wie ging sein Lauf?

Die Cromwells stammen männlicherseits aus Wales und hießen ursprünglich Morgan op Williams. Eine Schwester des Thomas Cromwell unter Heinrich VIII., des „Hammers der Mönche“, heirathete einen Morgan, der sich nach des Königs Wunsch Richard Williams nannte und dessen Sohn den Namen Cromwell annahm. Von diesem Richard Cromwell stammt unser Oliver in grader Linie ab.

Als Heinrich VIII. die katholischen Kirchengüter confiscirte, zerschlug, verkaufte und verschenkte, erhielt der Neffe Thomas Cromwells die Benedictiner-Abteien Hinchinbrook bei Huntingdon und Ramsay. Der Großvater Olivers, Henry Cromwell, brachte seine Töchter in angesehene Verbindungen: eine Tochter wurde die Mutter John Hampdens, die andere die Mutter des Obersten Whalley. Der älteste Sohn Oliver erhielt die Stammgüter; er war seines politischen Glaubens Royalist und Gegner der Rebellion, dabei prachtliebend und verschwenderisch. Der zweite Sohn Robert wohnte in Huntingdon als Landwirth. Man sieht, die Familie war seit Beginn der Reformation auch ökonomisch an die neue Gestalt der Dinge gefesselt.

Jener zweite Sohn des Großvaters, Robert, der zu Huntingdon, und zwar in der Pfarrei von St. John ansässig war, heiratete eine Elisabeth Stuart, die Tochter von Will. Stuart Esq., entfernt verwandt mit dem königlichen Hause der Stuarts und in Ely begütert. Das Aelternpaar war conservativ gesinnt, Frau Elisabeth eine tüchtige Wirthschafterin und Mutter, die nach dem frühen Tode ihres Gatten rastlos weiter arbeitete und fünf Töchter ausstattete. Katharina wurde die Gattin von John Jones, eines „Königsmörders“; Margarethe heiratete Valentin Walton, der verbannt wurde; Jane den spätern Generalmajor Desborough; Robina den Bischof und Mathematiker Wilkins. Die Verwandte der Stuarts schenkte am 25. April 1599 dem Namenserben des Thomas Cromwell ein fünftes Kind, den Hammer des Klerus und des Königthums, welcher in der Taufe den Namen Oliver erhielt.

Das jährliche Einkommen Robert Cromwells belief sich auf 300 Pfd. Sterl., was heutzutage mindestens 2000 Pfd. bedeuten würde, gewiß eine respectable Position. Die methodischen Anschwärzer der Helden des Bürgerkriegs haben, als ob damit etwas gesagt wäre, aus Robert Cromwell einen Brauer — vermuthlich weil er, wie alle Grundbesitzer, sein Bier selbst malzte und hopfte, wohl auch den Nachbarn einen Theil davon käuflich überließ —, aus Harrison einen Metzger — weil er sein Vieh zum Verkauf mästete —, aus dem Cornet Joyce einen Schneider — diesmal mit doppeltem Recht, er zerschnitt ja das Tuch zwischen dem versöhnungssüchtigen Parlament und dem intriganten König — gemacht. Buckle aber in seiner „Geschichte der Civilisation" kehrt den Spieß um: er vergleicht die vornehmen Herren, Herzöge, Grafen, Barone, Marschälle, Bischöfe, Cardinäle der französischen Fronde mit den Schneidern, Brauern, Metzgern und sonstigen Handwerkern der großen Rebellion in England, von denen die Erstern nichts, die Letztern Gewaltiges durchgesetzt hätten.

Gar anmuthige Geschichtchen werden aus Olivers Kindheit und Jugend erzählt, wie immer Reflexe der spätern Bedeutung des Mannes. Als Knabe soll er sich mit dem gleichalterigen Prinzen Karl zu Hinchinbrook bei Onkel Oliver geprügelt haben. Träume zukünftiger Größe wären in dem Jüngling aufgestiegen. Er hätte eine Erscheinung gehabt, die ihm verheißen, er werde der „größte Mann" werden, nicht König, woran er sich später erinnert.

In der dramatischen Allegorie von Anthony Brewer: „die fünf Sinne", hat er die Rolle des „Gefühls" gespielt. Er stolperte über eine Krone und rief aus:

„War je ein Mensch so glücklich wie ich bin?
Ich bin verwandelt
In die geweihte Stimmung eines Königs.
Die Parasiten
Nennen mich Cäsar, großen Alexander.
Wie schreit' ich besser,
Wie fürstlich thu' ich sprechen, wie scharf drohn!"

Daß er sich gegen die tyrannische Schuldisciplin aufgelehnt, ist wohl glaublich.

Am 23. April 1616, dem Sterbetage William Shakespeare's, wurde Oliver in einem College zu Cambridge inscribirt. Einige Jahre später befand er sich in Lincolnsinn zu London, der praktischen Juristerei obliegend. Weil er als junger Mann seine Körperkraft übte und gut mit dem Stocke focht, hat man einen Raufbold aus ihm gemacht. Weil er heitern Temperaments und lebenslustig war und später nicht genug bedauern konnte, so lange „die Wege der Finsterniß gewandelt zu sein", „den Herrn so spät erkannt zu haben", wie die biblische Ausdrucksweise damals überall und auch in seinem älterlichen Hause lautete, so machen eine ganze Compagnie von Schmähschriften, von dem berüchtigten „Flagellum (die Peitsche) oder Leben und Tod Oliver Cromwells, des verstorbenen Usurpators" durch Thomas Heath (1660) an bis auf die jüngste Biographie von J. R. Andrews herab, aus dem künftigen Protector eine böse Range, einen Thunichtgut, der in der Kindheit ein Schulschwänzer und Obstdieb, in der Jugend, namentlich zu London, ein Liederian, Säufer und Spieler gewesen, der mit Schulden beladen nach dem Tode des Vaters heimkehrte und mit Saufgelagen und Ausschweifungen das väterliche Gut durchbrachte, den Schrecken aller Bierwirthinnen in Huntingdon und Umgegend! So eine Art Fähnrich Pistol, der sich in Eastcheap die Zeit mit Dorchen Lakenreißer und Sect vertreibt! Nur schade, daß der junge Mann nach alter englischer Sitte schon im Jahre 1620, mit 21 Jahren — er ist dem Jahrhundert stets um ein Jahr voraus — sich mit Elisabeth Bourchier, einer Gutserbin, in den Stand der heiligen Ehe begab, einen soliden Haushalt führte und nach und nach acht wohlgerathene Kinder erzielte. Jedenfalls hätte er für seine sämmtlichen Laster nur wenige Jahre Zeit gehabt.

Das aber ist richtig, daß ihm zu dem husbandman und dem father of family zu Anfang noch der priest fehlte, daß

er gegen das Jahr 1624 auf Anregung eines puritanischen Wanderpredigers Beard sehr ernst wurde, in sich ging und melancholisch dreinschaute. Die Frage nach seiner Bestimmung hienieden und jenseits pochte an seine Rippen. Bist du auserwählt oder verdammt? Lebst du wie die Blume des Feldes oder wie das Gras, das Heu wird, eine kurze Frist, um dann zu verdorren und in den Ofen geworfen zu werden; oder hast du Theil an dem Dauernden im Wechsel, hast du ein Recht, dich mit dem Ewigen eins zu fühlen, hast du Anwartschaft darauf, ein Kind Gottes zu sein?

Jedes Jahrhundert stellt dieselbe Frage, nur stets in anderer Sprache, nämlich in der seinigen. Das 18te Jahrhundert frug: bist du aufgeklärt, hast du die ererbten Vorurtheile von dir gethan und bist du bereit, die Vernunft im Staate einführen zu helfen? Das 19te will wissen: hast du dich um die Resultate der Forschung gewissenhaft bekümmert und dir dabei ein Herz bewahrt, welches im Ganzen zu leben verlangt? Erwählt sein, reif sein, bereit sein: Name ist wirklich Schall und Rauch. Die Geschichte wird allerorts und zu allen Zeiten nur von überzeugten Menschen gemacht.

Auf Grund seiner Ueberzeugung bekundete Oliver bald seine „destructiven Tendenzen“: schon in Municipalangelegenheiten zu Huntingdon machte er der Regierung Karls I. Opposition, sprach und stimmte für jährliche Wahlen der Gemeindevertretung. Man machte ihm das Leben sauer genug, aber er regalirte die Gegner grade auch nicht mit Honig.

Als der junge Cromwell anfing überzeugt zu sein, hatte sein Leben Inhalt bekommen, sein Ziel war der Richtung nach gegeben, und er hat stets Alles, Vermögen, Ruhe, ja das Leben eingesetzt, um seiner Richtung treu zu bleiben, seinem Ziele näher zu kommen. Ganz natürlich wollte er seine Ueberzeugung allgemein machen, deßhalb betheiligte er sich in Huntingdon bei dem „Feoffee-Bund“, welcher zum Unterhalt der Lecturers, der von Laud so arg verfolgten puritanischen Wanderprediger bestimmt war.

1628 saß er, wie bekannt, im dritten Parlament Karls I. Nach Schluß der halben Session mordete der Lieutenant Fulton den Herzog von Buckingham zu Portsmouth. Bei der Wiederkehr nach Westminster sprach Oliver zum ersten Male.

Dann kam das lange Interregnum, elf Jahre ohne Parlament. Oliver zog mit seiner Familie die Ouse hinab nach Saint-Yves, in die Nähe der Fens (Moräste) von Ely. Hier gerieth er in Streit mit den königlichen Commissären wegen der Austrocknung der Moräste und des spätern Eigenthumsrechtes auf den Boden. Der König nahm den größten Theil für sich in Anspruch; auch Lord Bedford verlangte ein großes Areal. Cromwell behauptete, das Gemeinland gehöre dem Volke. Den Lord Bedford fand er später ab und drainirte dann selbst. Das Volk nannte ihn dafür den Lord of the Fens.

In den 30er Jahren — wir haben das gesehen — arbeitete sich das puritanische Bewußtsein immer stärker hervor: die angestrebte Veränderung war nicht nur eine weltlich-politische, sondern auch eine geistig-religiöse; es handelte sich darum, das erkannte Gesetz Gottes zu verwirklichen, die erlangte Einsicht praktisch zu machen, das Evangelium in die Wirklichkeit einzuführen. Wie weit eine solche Uebertragung möglich ist, hängt zunächst von der Klarheit ab, zu der die Vernunft gediehen ist; sodann aber wird bei allen menschlichen Idealbestrebungen stets ein nicht aufgehender Rest von unbezwinglicher Widerstandsfähigkeit übrig bleiben; dieser Rest endlich wird um so größer sein, je mehr die theoretische Errungenschaft zu wünschen übrig ließ. Aber alle diese graduellen und absoluten Differenzen thuen dem großen und reinen Streben an sich nicht den mindesten Abbruch.

Als Cromwell 1636 in die Bischofsstadt Ely gezogen war, kam die Zeit der Leighton, Prynne, Bastwick, Burton, Lilburne und — John Hampdens. Dazwischen brach am 23. Juli 1637 die Kirchenrevolution zu Edinburgh aus; der schottische Presbyterianismus trat ins Leben und es entstand

die wichtige Frage: Wie wird sich das englische Bewußtsein zu dieser scharf ausgeprägten Denkform verhalten? Daß die schottischen Ereignisse einen lebhaften Wiederhall in England hervorriefen, haben wir bereits in Erfahrung gebracht. Aber ein gut Theil des religiösen England, und namentlich unser Oliver, ging nicht in jener präcisen Form auf.

Als Lord der Fens, als Kultivirer der Moräste von Ely, trat Cromwell 1640 ins kurze Parlament. Er hatte mit nur einer Stimme über den Royalisten Cleaveland gesiegt. Bei der Eröffnung des langen Parlaments, am 3. November 1640, war er wieder da; hier beschrieb ihn der Elegant und getreue Royalist Sir Philipp Warwick, dem schon damals das Parlament zu schriftstellerischem Amüsement diente.

Das Mitglied für Radnor notirte zum Monat November in sein Tagebuch: „Ich kam eines Montags Morgens — gut gekleidet, denn wir Hofleute wußten uns viel mit unsern guten Kleidern — in das Haus und bemerkte einen Herrn, welcher grade sprach. Ich kannte ihn nicht. Er war von sehr ordinärem Aussehen: ein grober Tuchanzug, offenbar von einem schlechten Landschneider gemacht; grobe und nicht sehr saubere Wäsche — ich erinnere mich an einen oder zwei Blutflecken auf seinem Bäffchen. Sein Hut war ohne Band. Von Statur war er ansehnlich, das Schwert lag ihm fest an der Seite. Sein Gesicht war gedunsen und röthlich, seine Stimme schrill und unmelodisch, seine Sprache voll Feuer. Der Gegenstand ertrug nicht viel Vernunft; es handelte sich um einen Diener Mr. Prynne's, der Libelle vertheilt hatte." Der junge Mann, der sich beim Parlament wegen ihm widerfahrener Unbill beschwerte, war kein Anderer als John Lilburne, der dem Manne mit dem rothen Gesicht selber zu schaffen machen sollte.

Cromwells Sprache war allerdings heftig und schroff; einmal mußte er sich vor der Barre des Hauses entschuldigen. Sein unvorbereiteter Vortrag arbeitete sich mühsam aus tieferregtem Innern hervor, strotzte von Satzverwicklungen und unausgeführten Sätzen.

Zur Ergänzung des geschriebenen Porträts des Herrn Philipp Warwick noch Folgendes. Cromwells Bildniß ist hundertfach vorhanden; noch zahlreicher sind die meist spitzigen physiognomischen Notizen in Geschichtswerken, Memoiren und Zeitungsblättern, in denen namentlich die „rothe Nase,“ die „Rubinnase“ eine große und sehr willkommene Rolle spielt. Ernstliche bildliche Aufnahmen haben wir von Adrian van der Werff, der ihn sinnend, etwas pastoral darstellt; von Cooper, wo er martialischer dreinsieht, obgleich auch hier ein tiefes Sinnen um den festgeschlossenen Mund spielt; entsprechend der Vorstellung, die man sich beim Ausbruch des Bürgerkriegs von Cromwell macht, ist ein Reiterbild: der entschlossene, massive Freigutsbesitzer zu Pferde, den weichen Hut mit schwarzweißen Federn auf dem Kopfe. Das beste Bild jedoch findet sich in der British Autography von Thane; es ist nach dem Originalgemälde des Peter van der Fans aus Soest gezeichnet, der in England als Peter Lely in der Zeit nach Van Dyck Tüchtiges im Porträt leistete. Cromwell saß dem Maler in Whitehall, kurz vor der Uebernahme des Protectorats, im Jahre 1653, und gab ihm die Weisung: „keinen Unsinn auf die Leinwand zu bringen, sondern Runzeln, Warzen und Alles zu malen.“ Forster in seinen „Leben eminenter britischer Staatsmänner“ hat seinem „Cromwell“ einen saubern Stich von Lestocks nach diesem Bilde vorgesetzt und bemerkt dazu im Text: „Es liegt darin ein Ausdruck ruhiger unverwüstlicher Ueberlegenheit. Die festgeschlossenen Lippen, die breite schöne Stirn, die drohende Braue und Nase, alles spricht absolute Herrschaft aus, und doch, wenn man ihn eine Weile anblickt, so begreift man die schlimmsten Schmähschriften der Royalisten.“

Den physiognomischen Ausdruck Cromwells zeichnet Forster im Allgemeinen also: „Die Züge gleichsam aus einem Stück knubbigen und knorrigen Eichenholzes geschnitten; die Nase groß und roth; die Wangen plump, bewarzt, gerunzelt und bleich; die Augenbrauen gewaltig und buschig; aber unter

ihnen funkelnde Augen voll Tiefe und Ausdruck, den Beschauer, wenn sie ihn trafen, durch und durch blickend; über ihnen eine edle Stirn, von der nach beiden Seiten ein lockiges Haar herabwallt; und über Allem, Alles beherrschend, jener undefinirbare Typus von Größe, auf den Dryden anspielte." —

Kehren wir zu den Begebenheiten zurück. Im Jahre 1641 beantragte Cromwell mit Haslerigh im Parlamente kurz und gut die Aufhebung des Episkopal-Systems und für das Parlament das Recht, auf unbestimmte Zeit die Befehlshaber der Miliz zu ernennen. Grade dieser Beschluß trieb den König weiter auf seiner abschüssigen Bahn. Am 10. Jan. 1642 entfernte sich der König von London; der Bürgerkrieg war in Sicht, und Cromwell dachte, es wäre gut zu Pferde zu steigen. 300 Pfd. St. steuerte er zu den freiwilligen Parlamentsgaben. Am 15. Juli brachte er den Antrag ein, den Bürgern von Cambridge die Bildung von zwei Compagnien Reiterei und die Ernennung der Hauptleute zu gestatten. Dann schickte er Waffen hin und begab sich selbst in seinen Wahlort, legte Beschlag auf das Magazin im Schlosse und verhinderte die Wegführung des Silberzeugs der Universität.

Am 14. Sept. wurde Graf Essex zum Lordgeneral für „König und Parlament" ernannt. Aber mit städtischen Milizen „für König und Parlament" zu streiten ging nicht. Im ersten Treffen zwischen Essex und den Königlichen bei Worcester ritt Prinz Rupert die Parlamentarier nieder. Am 23. Oct. 1642 kam es bei Edgehill oder Keinton zu neuem Gefecht. Die Zaghaftigkeit der Parlamentarier war groß: während die Hufschmiede aus der ganzen Gegend flohen, um die königlichen Pferde nicht zu beschlagen, hatte Essex kein rechtes Herz zum Angriff. Hampden ermuthigte ihn, aber Essex zauderte. Das Treffen blieb unentschieden. Da sagte Cromwell zu seinem Vetter Hampden: „Mit unsern armen Zapfjungen und städtischen Commis kommen wir nicht weiter. Um mit Männern von Ehre zu fechten, muß man Männer von Religion haben." Gegen den soldatischen Corpsgeist hilft nur die begeisterte Ge-

sinnung. Die Wahrheit dieses Ausspruchs bestätigte sich nach dem 12. November, wo Hollis mit seinem Regiment London decken mußte. Der Angriff der Parlamentarier auf die Stadt York mißlang. Am 13. Juli des folgenden Jahres besiegte Lord Wilmot die Parlamentarier entschieden bei Roundway-down unweit Devizes.

Unterdessen aber war Cromwell auf eigene Faust ans Werk gegangen. Er hatte die östliche Grafschafts-Genossenschaft „gegen Royalismus und plündernden Rupertismus" gegründet. Prinz Rupert hieß nämlich bei den Gegnern Prinz „Robber"; er und sein weniger bedeutender Bruder Moritz bürgerten das Wort to plunder im Englischen ein. Die Association umfaßte die Grafschaften Norfolk, Suffolk, Essex, Cambridge, Herts. Der Schutz beruhte auf einer neuen militärischen Organisation. Um die Gentry bekümmerte sich Cromwell wenig; freeholders, stämmige Bauernbursche von sächsisch-dänischem Geblüt: das waren seine Leute.

Lord Grey of Warwick führte den Oberbefehl über diese Elitetruppen; Cromwell war Capitän, sein blutjunger Sohn Oliver Fähnrich. „Auch du, Bursch Oliver, sagte der Vater, bist fähig ein Schwert zu schwingen. War jemals eine Schlacht werth geschlagen zu werden und Gottes Schlacht zu heißen, so ist es diese." Der 43jährige fromme Farmer und Drainirer schickte sich an, „gegen Fürstenthümer und König zu kämpfen."

Sein eigener Militär-Instructor war der Holländer Dalbier, in dessen Heimat protestantische Freiheitsliebe zuerst Schlachten geschlagen hatte. Grimmig exercirte Capitän Cromwell seine neuen Mannschaften zu Fuß und zu Pferde ein; die Recruten wurden angehalten, bei ihren Pferden zu schlafen, besonders aber die Thiere gut zu halten. Persönliche Ehrenhaftigkeit und Religion, nicht feudale Treue: das war der Grundsatz, den er ihnen beibrachte; niemals fliehen, die Parole. Auf allerhand Proben wurden die Bauernsoldaten gestellt: bei einem Manöver ließ Cromwell plötzlich 12 resolute Leute

aus einem Versteck auf den Trupp losbrechen, und als etliche 20 Mann erschrocken Reißaus nahmen, jagte er sie bis auf den letzten davon.

Als noch die Grafschaften Huntingdon und Lincoln zur Association getreten waren, stand die unverwüstliche Genossenschaft des Ostens fertig, deren Boden nie ein Feind betreten hat.

In dem parlamentarischen Sicherheitsausschuß zu London saßen 5 Lords und 10 Gemeine, unter diesen nur ein einziger radicaler Puritaner, Henry Martin. Der großen Mehrheit war es kein Ernst mit dem Kriege; man wollte sogar bemerken, daß die Armee des Parlaments schlecht versorgt werde. Da trat Cromwell mit seiner wohldisciplinirten Freischaar dazwischen, der er das politische Credo eingeprägt hatte: „Ihr kämpft für Gottes Sache, nicht wie die Leute sagen, für König und Parlament. Könnt Ihr nicht Euer Pistol auf den König abfeuern, so gut wie auf jeden Andern, so paßt Ihr nicht für mich!"

Bei der Parlamentsarmee gingen die Sachen fortwährend schlecht. Am 24. Juni 1643 fiel der brave Hampden in einem Reitertreffen unweit von Oxford. Im Juli warf Prinz Rupert die Schwadronen Will. Wallers und Haslerighs. Bristol wurde von den Königlichen erobert. In London selbst entdeckte man ein royalistisches Complott, in welches der Poet und Abgeordnete Edmund Waller verwickelt war. Dieser bereute und kam mit der Verbannung davon, seine Genossen wurden hingerichtet.

Da schlugen am 31. Juli die gottseligen Männer unter Oberst Cromwell bei Gainsborough den Lord Cavendish. In ihrer Wuth machten sie sogar den gefangenen jungen Lord nieder, sie, die sich doch sonst immer nach dem Kampfe so mild und fromm betrugen „wie eine Legion Mönche".

Die Zucht im Cromwell'schen Reiterregiment muß für die „Zapfjungen und Commis" des Grafen Essex etwas Verblüffendes gehabt haben. Wer fluchte, zahlte 12 Pence Strafe;

vom Trinken oder gar Plündern war keine Rede. Die Mannschaft betete jedesmal laut einen Psalm, ehe sie ins Feuer ging. Gustav Adolf mit seinen Schweden war auferstanden.

Am 20. Sept., in der Schlacht bei Newbury, war Cromwell einer der vier Reiterführer des Grafen Manchester. Da sah man die Gottseligen an der Arbeit, den Parlamentariern weit voraus. Der Feind gab die Schlacht auf, Lord Falkland, der zum König Uebergegangene, war gefallen. Leider gestattete der Oberbefehlshaber Graf Manchester den königlichen Truppen ein Manöver, durch welches sie Essex und Skippon von London abschnitten.

Am 25. Sept. wurde auf Pym's und Henry Vane's Betreiben in der Margarethenkirche zu Westminster der feierliche „Bund und Covenant" zwischen England und Schottland geschlossen und unterschrieben. 220 Parlamentsglieder waren dabei anwesend, Cromwell aber nicht. Das formelle Wesen des Presbyterianismus war nicht nach seinem Geschmack. Die englisch-schottische Synode zu London glaubte die kirchliche Reform damit abzuschließen, daß sie 2000 episkopale Geistliche absetzte, dagegen die Brownisten und Independenten ins Gefängniß warf, Alle, die den Covenant nicht unterzeichnet, für activ und passiv wahlunfähig in der City erklärte, und jegliche Lustbarkeit, sogar die uraltgewohnten Maibäume untersagte. Eine solche Engherzigkeit war nicht Cromwells Sache. Der Gegensatz war übrigens älteren Datums. Schon in der großen Remonstranz hatte man die Conformität oder Einheitlichkeit der presbyterianischen Kirche durch ganz England vom Könige gefordert. Man wollte England machen wie Schottland; die Synode sollte an die Stelle der Bischöfe treten, Laud's Zwang durch einen andern ersetzt werden.

Dagegen erhob sich der Brownismus, das Independententhum, auch Congregationalismus genannt. Als der Streit zwischen König und Parlament ausgebrochen war, kehrten viele Independenten unter ihrem Führer Robinson von Leyden nach London zurück. Sie hielten sich für die wahren „Reformatoren

der Reformation." Sie haßten nicht nur die „ephesische Göttin," die anglicanische Kirche, sie waren eben so empört über den neuen Kirchenzwang. Das Princip des Individualismus, dem Protestantismus so häufig zum Vorwurf gemacht, trat bei ihnen in aller Schärfe hervor: sie meinten jede kirchliche Gesammtverfassnng abzuschaffen und die Autonomie der einzelnen Gemeinden einzuführen.

Zum ersten Male seit der Bekehrung zum Christenthum brach sich unter einem germanischen Volke das Recht der persönlichen Ueberzeugung in religiösen Dingen rückhaltlos freie Bahn; zum ersten Male sprach die Reformation ihr letztes Wort massenhaft aus.

Dieser Subjectivismus hielt sich natürlich nicht innerhalb der religiösen Gemeinschaft: John Lilburne war der politische Thomas Münzer seiner Zeit; Major Harrison, der Mann der „fünften Monarchie" — nach Assyrern, Persern, Makedoniern und Römern die Monarchie Jesu Christi — hoffte auf ein tausendjähriges Reich, worin die Gesellschaft nur ein großes Liebesmahl darstellen würde. Es war doch nur ein Unterschied im Ausgangspunkte und in der Denkweise, wenn die radicalen weltlichen Politiker, wie Sidney, die Freiheit Roms und Sparta's zu ihrem Ideal machten, oder wenn der philosophische Harrington den Gesellschafts-Roman „Oceana" verfaßte. Und wenn denn einmal der Subjectivismus sich frei entfaltete, so stand es auch Harrington frei, in seiner Welterklärung die Cause première des 18. Jahrhunderts zu anticipiren. Alles das verschuldet das reformatorische Princip der freien Prüfung.

Mitten unter diesen vielsprachigen Bauleuten stand der christlich-heroische Cromwell, den Ton auf die Freiheit in kirchlichen Dingen legend, nicht speculirend, sondern praktisch.

Große Gefahren waren für die Sache der Rebellion herangewachsen. In den Papieren des in Irland verhafteten Grafen Antrim fand sich der Beweis einer Absprache zwischen der Königin, Antrim und Montrose, dem verwegenen Don Quixote der feudalen Monarchie: eine Armee katholischer

Irländer nach Schottland zu werfen und die schottischen Bergbewohner aufzuwiegeln. Am 5. Sept. 1643 hatte der König mit Irland einen Waffenstillstand auf ein Jahr abgeschlossen, wodurch zehn englische Regimenter in Irland frei wurden, die in Chester und Bristol landen sollten. Auf den 22. Dec. — am 6. war Pym gestorben — war ein königliches Parlament nach Oxford berufen. Es versammelten sich auch wirklich um den König 83 Lords und 165 Gemeine, während in Westminster 22 Lords und 380 Gemeine tagten.

Die Lage war kritisch, es galt ernstliche Mittel zu ergreifen und entscheidende Thatsachen zu vollziehen. Truppen hatte das Parlament genug: 21,000 Schotten, 10,500 Mann unter Essex, 14,000 unter Manchester, 6—7000 unter Lord Fairfax, zusammen an 56,000 Mann, enorm für jene Zeit. Es frug sich nur, wie diese Truppen geführt werden, in welchem Geiste sie kämpfen würden.

Als Graf Essex zur Armee ging, waren die Truppen durchaus auf dem neuen presbyterianischen Fuße. Ein allgemeines Fasten wurde gehalten. Ein Augenzeuge berichtet: „Wir brachten die Zeit von Morgens 9 bis Nachmittags 5 Uhr gottesdienstlich zu. Dr. Twisse begann mit kurzem Gebet; Hr. Marshall predigte zwei Stunden, wundervoll pathetisch und klug behandelte er die Sünden der Versammlung; Hr. Arrowsmith predigte eine Stunde lang. Dann wurde ein Psalm gesungen. Hr. Vines betete fast zwei Stunden; Hr. Palmer predigte eine Stunde lang, Hr. Seman zwei Stunden. Hierauf wieder ein Psalm. Hr. Henderson hielt eine liebreiche Conferenz über die in der Versammlung bezeigte Heftigkeit, über die Schicklichkeit, gegen Anabaptisten und Antiarminianer zu predigen. Dr. Twisse schloß mit kurzem Gebet und Segen. Gott war augenscheinlich mit dieser ganzen Uebung."

Zunächst half das gottesdienstliche Martyrium wenig. Am 15. Januar 1644 hatten die Parlamentarier bei Nantwich den königlichen Oberst Monk gefangen, der vorläufig in den Tower wanderte; dagegen nahm Prinz Rupert Bolton und Liver-

pool. Da kam es am 3. Juli 1644 in der Nähe von York, bei Long-Moor, oder Marston-Moor, zu einer großen Schlacht. Auf königlicher Seite befehligten Lord Newcastle und Prinz Rupert; dieser erkundigte sich, ob Cromwell da sei. Gegenüber commandirten die Grafen Essex und Manchester, und Cromwell als Generallieutenant des letztern. Der rechte Flügel der Parlaments-Armee war bereits geschlagen, als Cromwell auf dem linken Alles wieder herstellte. Seine „Eisenrippen", wie die Kürassierschwadronen auf dem Schlachtfelde getauft wurden, rannten Alles nieder. Cromwell nahm die Artillerie und die Fahnen des Feindes unter den Augen des Prinzen Rupert. Unter ihm kämpften seine Lieutenants Lambert, Fleetwood, Haslerigh, Overton. Die Königlichen verloren 10,000 Mann; 2150 Leiber waren zu begraben.

Nordengland wurde unhaltbar für den König, York ging verloren. Cromwell aber sagte gesprächsweise zu Lord Manchester: „Mylord, haltet Euch entschieden zu uns! Sagt nicht mehr, man müsse sich für den Frieden bereit halten, die Kammer der Lords schonen, eine abschlägige Antwort des Parlaments fürchten. Was sollen wir mit dem Frieden und den Lords? Es geht nicht gut, bis man Euch ganz einfach Hr. Montague nennen wird. Wenn Ihr Euch mit den ehrlichen Leuten haltet, werdet Ihr bald an der Spitze einer Armee sein, die dem König und dem Parlament Gesetze vorschreibt." So sprach der Mann im jovialen Gesprächston.

In einem Briefe an seinen Schwager Oberst Walton, den er über den Verlust seines Sohnes zu trösten hatte, drückte er sich feierlich-ernst also aus: „Wahrlich, England und die Kirche Gottes (nicht die presbyterianische) haben eine große Gnade von dem Herrn erfahren in dem großen Siege, den er uns verliehen, desgleichen niemals seit Anfang des Krieges war. Er hatte ganz den Anschein eines vollkommenen Sieges durch des Herrn Segen, für die Gottseligen absonderlich. Wir griffen niemals an, ohne daß wir den Feind gänzlich warfen. Der linke Flügel, den ich commandirte, bestand ganz

aus unserer Cavallerie, ausgenommen ein paar Schotten in der Nachhut, und wir schlugen alle Cavallerie des Prinzen. Gott machte sie wie Stoppeln vor unsern Schwertern. Wir griffen auch ihre Infanterieregimenter mit unserer Cavallerie an und zerschlugen was wir angriffen. Die Einzelheiten kann ich jetzt nicht erzählen; aber ich glaube, von 20,000 Mann hat der Prinz nicht 4000 übrig. Gott den Ruhm, allen Ruhm Gott!"

Wer zu lesen versteht, wird wenig Unterschied des Inhalts zwischen der pastoralen Darstellung und dem Gesprächston finden. Aber weder hier noch dort berührt Cromwell mit einer einzigen Sylbe seinen „lieben Burschen Oliver", der kurz vor Marston-Moor gefallen sein muß. An Oberst Walton schreibt er blos: „Ihr kennt meine eigenen Prüfungen dieser Art".*) Und doch wie tief empfand der Vater diesen Verlust! Noch auf seinem Todesbette rief er aus: „Das war ein Dolch in meinem Herzen!"

Sobald die Parlamentarier allein standen, ging es minder gut. Zu Anfang September wurde Essex durch den König zu einer unrühmlichen Capitulation genöthigt.

Am 27. October 1644 fand die zweite Schlacht bei Newbury statt. Der Feind erlitt eine Niederlage, aber Graf Manchester verfolgte ihn trotz allem Drängen Cromwells nicht, so daß der König nach Oxford entkam. Der Bruch zwischen Independenten und Presbyterianern wurde unheilbar. Cromwell klagte den Grafen vor dem Parlament an: Er habe den Sieg nicht benutzt, das vergossene Blut der Tapfern nicht verwerthet. Manchester replicirte mit der ungehörigen, aber durchsichtigen Insinuation, Cromwell habe ihm gesagt: „Es wird keine gute Zeit in England werden, ehe wir mit den Lords aufgeräumt haben."

*) Forster läßt den jungen Oliver erst 1648 im Kriege gegen die Schotten als Hauptmann im Regiment Harrison fallen, was wenig wahrscheinlich ist.

Den Independenten im Parlament, die in Essex und Manchester ihre Gegner erblickten, war die prekäre Lage des erstern so erwünscht wie die Anschuldigung des letztern. Die Schotten und Presbyterianer dagegen hatten es auf Cromwell abgesehen, den sie als „Brandstifter" und „Aufrührer" anklagen wollten, der gleich Strafford England und Schottland zu entzweien suche. Der Gegensatz war politisch-militärisch und kirchlich-religiös zugleich geworden. Die Presbyterianer träumten von einer Versöhnung der Gewalten auf constitutioneller Basis und von einer obligaten Staatskirche; die Independenten wollten den Streit mit dem König gründlich ausfechten, kirchliche Toleranz ausgeübt sehen und von dieser nur die Katholiken und die Socinianer (Rationalisten in Bezug auf die Person Christi) ausgeschlossen wissen.

Ueber das Rechtsverhältniß zwischen Staat und Kirche waren sich beide Parteien nicht ganz klar, so lange es nicht feststand, wer und was der Staat sei. Selbst orthodoxe Presbyterianer wußten nicht recht, ob dem Staate oder der Kirche der Primat gebühre; die Juristen unter den Independenten wollten die Kirche nicht durchaus unabhängig vom Staate haben. Milton, der aus Italien zurückgekehrt war, betonte damals das Aufsichtsrecht des Staates über die Kirche, weil sonst die Gefahr einer Inquisition zu befürchten sei.

Der größere Fanatismus war jedenfalls auf Seiten der Presbyterianer; nur ihrer Unversöhnlichkeit war es zuzuschreiben, daß am 3. Januar 1645 der 72jährige Erzbischof Laud nach dreijähriger Kerkerhaft das Schaffot besteigen mußte!

Generallieutenant Cromwell erklärte im Parlamente: allzuviele Mitglieder bekleideten hohe Posten in der Armee und deren Interesse sei es, den Krieg in die Länge zu spinnen. Das Volk sei dieses Zustandes überdrüssig. Ehrenwerthe Mitglieder müßten „entsagen". In einem wiederholten Antrage verlangte er, die jetzigen Gemeinen müßten von der Armee entfernt werden. Am 13. April wurde die Entsagungs- oder Selbstverleugnungs-Akte (Selfdenial) votirt. Das Gesetz traf

ihn selbst. Aber schon zwischen dem ersten und zweiten Antrage war er nebst Oberst Waller ins Lager entsandt worden, und als er jetzt sein Commando in die Hände des neuen Oberbefehlshabers niederlegen wollte, erklärte dieser, ihn für die Cavallerie nicht entbehren zu können. Das Haus ertheilte ihm nebst vier andern Offizieren Urlaub, der von Zeit zu Zeit verlängert wurde.

Oberbefehlshaber der reorganisirten Armee war jetzt Sir Thomas Fairfax, seit dem März 1648 durch den Tod seines Vaters Lord Fairfax. Die frühere Formel, „über die Sicherheit der Person des Königs zu wachen", blieb fort. In der Entsagungs-Akte war die Clausel angebracht: daß religiöse Personen in der Armee fechten könnten ohne den Covenant zu unterschreiben, d. h. ohne Presbyterianer zu sein. Die „Gottseligen" waren für legal erklärt. Cromwell, der als Lordlieutenant unter Thomas Fairfax der eigentliche Herr der Armee war, gewährte den Truppen die vollste Gewissensfreiheit. Jetzt erst waren die kämpfenden Gegensätze rein: Arbeit, die nach Freiheit verlangte, und Müßiggang, der die Macht behaupten wollte.

Im presbyterianischen Lager erfolgte noch in demselben Monat Februar der Gegenschlag: Abgeordnete des Parlaments traten zu Urbridge mit dem Könige in Unterhandlung. Die Partei brannte vor Begier, den König zurückzurufen; dem Könige aber dünkten ihre Bedingungen nicht annehmbar. „Da wäre ich ja nur der erste Mann in der Republik!" sagte er. Mit diesen Worten brach er den Disput ab. Die Sache mußte anders ausgetragen werden.

Am 14. Juni 1645 schlug Cromwell die Schlacht bei Naseby im Herzen Englands, dicht bei den Quellen des Shakespeare'schen Avon. Sein Feldruf lautete: „Gott unsere Stärke", der des Feindes: „Marie" (der Name der Königin). Cromwell focht wieder in den vordersten Reihen, wechselte Hieb und Schuß mit dem Feinde, verlor sogar seine Sturmhaube. Es war ein Kampf Mann wider Mann, Pferd wider Pferd.

Die königliche Armee wurde vernichtet, des Königs Correspondenz erbeutet — der Schrank des 16ten Ludwig! Die Briefe wurden sofort veröffentlicht, der König hatte niemals den Frieden ernstlich gewollt.

Cromwell schrieb nach London an den Sprecher: „Ich fühle mich persönlich verpflichtet, Euch den Sieg zu verkünden, den Gott uns verliehen hat. Die Hand des Herrn ist allein mächtig gewesen; ihm allein gehört der Sieg, mit dem wir nichts zu thun haben. Der General (Fairfax) hat Euch mit Ehren und Treue gedient, und das größte Lob, das ich ihm zollen kann, ist, daß er Alles auf Gott bezieht und lieber umkäme, als sich selbst etwas davon zuzuschreiben. Und doch hinsichtlich der Tapferkeit kann man ihm Alles lassen, was ein Mann zu leisten vermag.“ Er ist zufrieden mit Fairfax.

In dieser Zeit waren 130 Mitglieder des Parlaments neu zu wählen. Ein Viertel der spätern 58 „Königsmörder“ kam jetzt ins Unterhaus. Unter den Neugewählten erblicken wir Männer wie Fairfax, Ludlow, Ireton, Blake, Sidney, Hutchinson, Fleetwood. So war die politische Stimmung im Lande. Cromwell aber schrieb an den Sprecher Lenthall: „Ich bitte Euch inständigst, im Namen Gottes, die treuen Soldaten — die anderswo „Sectirer, Schismatiker, Anabaptisten“ heißen — nicht zu entmuthigen.“

Die königliche Armee, stets geschlagen, ohne moralischen Halt, gleichgültig gegen ihre Sache, Tag und Nacht ohne Zucht, war nur noch ein Kehricht vor dem Besen des Gewaltigen. Dieser begann jetzt in dem royalistischen Südwesten des Landes aufzuräumen. Bristol wurde unter dem Rufe: „David!“ und „Herr der Heerschaaren!“ berannt; am 11. September gab Prinz Rupert die Stadt auf, zum äußersten Zorn und bittersten Hohn des Königs. Der Prinz wurde verbannt, bald jedoch wieder zu Gnaden angenommen.

Cromwell schrieb über die Einnahme von Bristol an den Sprecher: „Daran kann man erkennen, daß Alles nur Gottes

Werk ist; der muß ein wahrer Atheist sein, der das nicht zugiebt."

Er nahm überhaupt in dieser Campagne 20 feste Plätze.

Hugh Peters, sein Feldcaplan, erklärte vor dem Parlament: „Die Nacht vor dem Sturme auf Basing-House hat der Generallieutenant lange im Gebet zugebracht; er ficht selten ohne einen Text der heiligen Schrift, der sein Schild ist." Wenn Alles Gottes Werk ist, so muß sich der Gläubige in den Willen und die Wege Gottes vertiefen, um sich würdig zum Werkzeuge des Werkes zu machen. Der wahrhaft Fromme objectivirt sich seinen Gott, und verhandelt dann, heiligen Schauers voll, mit dem flammenden Dornbusch. Er sucht sich selbst in der äußern Vorstellung. Natur und Erziehung hatten den Mann so gemacht, daß er nur auf diesem gewundenen Wege zur Selbstverständigung gelangte. Kam es dann aber zur That, so war er einfach er selbst. Auf dem Schlachtfelde gab es keine Umschreibung mehr. Schon Walter Scott hat richtig bemerkt: Nur die That befreite ihn. Der blos Ungläubige, der den Glauben nur negirt, begreift nichts von dieser Doppelnatur religiöser Menschen; der Vorwurf der Heuchelei ist das Product eines ungläubigen Zeitalters, dem der historische Sinn mangelt.

Furchtbar war der Kampf im Westen, wo alle erdenklichen Antipathien aufeinander platzten. Die Walliser waren Royalisten, die Independenten Republicaner; die Walliser katholisirend, die Independenten persönlich inspirirt; die Walliser keltisch, die Cromwellianer das reinste niedersächsische Blut. Das ging hart gegen hart, sonder Erbarmen und Gnade.

Zum Ueberfluß wurde der König noch einmal als Verräther ertappt; auf Schloß Ragland, beim Marquis von Worcester, hatte er ein Abkommen mit Glamorgan, dem Sohn des Marquis getroffen, der ihm 10,000 irische Rebellen nach Chester bringen sollte, wogegen Karl die Abschaffung der Strafgesetze gegen die Katholiken, die Freiheit des Cultus, das Recht auf Kirche und Kirchengüter, kurz den leibhaftigen

Papismus zugab! Das den frommen Eisenrippen, die Haus und Hof verlassen, Ruhe und Bequemlichkeit, Tisch und Bett geopfert hatten, täglich und stündlich ihr Leben bereit hielten im Dienste ihres Glaubens an den Herrn! Die Irländer sollen sich nur noch eine Weile gedulden, zuerst geht es an den König.

Die Armee rückte gegen Oxford, den König selbst zu belagern. Der König, aller Mittel und jeder Hoffnung bar, begab sich am 5. Mai 1646 ins Lager der Schotten nach Kelham. Er vertraute sich seinen Landsleuten an und hoffte auf gründlichen Zwiespalt zwischen Presbyterianern und Independenten, sowie auf den Haß der Schotten gegen das Parlament zu Westminster. Der französische Gesandte Montreuil hatte die Sache auf Befehl Mazarin's vermittelt, der nicht wünschte König und Königthum noch tiefer sinken zu sehen. Die Schotten aber, die den König nach Mazarins Wunsch ehrenvoll empfangen sollten, gestatteten ihm nicht, auch nur eine einzige Compagnie Soldaten mitzubringen, regalirten den Gefangenen mit langen Predigten und ließen ihm die Missethaten seiner Vorfahren sowie seine eigenen vorhalten. Daneben bestanden sie absolut auf der Synodalkirche und dem Covenant, was Karl ebenso absolut verweigerte.

Dem Könige kam bald dieser, bald jener Gedanke: einmal wollte er sich dem päpstlichen Nuntius anvertrauen, dann dachte er an die City von London, ja an die Independenten! Die Parlamentarier aber reclamirten ihren König, der bald zum Object des Streites zwischen Armee und Parlament werden sollte. Die Armee begehrte ihn als Pfand der Sicherheit gegen reactionäre Gelüste der Versöhnungspartei, als Trumpf, den sie gegen die Störrigkeit der Doctrinäre ausspielen könnte. Auch die Schotten behandelten den Träger der Krone als Pfand, als Faustpfand für die ihnen noch geschuldeten Subsidien Englands. Es „handelte" sich um 400,000 Pfd. St., die Karl den Schotten „werth" war. Fairfax brachte 200,000 Pfd. in Kisten von je 1000 und Beuteln von je 100 Pfd. Die Schotten schlugen den König los, und dieser wurde im

Februar 1647 als Gefangener nach Schloß Holdenby oder Holmby gebracht.

Auf der Reise führte man ihm Kropfleidende zu, welche bekanntlich die gesalbte Majestät einzig curiren konnte! Die City von London fand es jetzt noch am Vernünftigsten, einen Frieden mit dem „constitutionellen" König zu schließen. Die Armee aber behielt ihr Pfand im Auge.

Das Heer war nicht mehr die bewaffnete Macht des Staates, sondern eine Macht im Staate. Die Mehrheit des Parlaments und die City von London fürchteten die Gottseligen, die Heiligen, die Independenten, oder wie Cromwell sich ausdrückte, die „Wohldenkenden, die Auserwählten, die Ehrenhaften." Die Obersten der weiland Essex-Armee — Graf Essex selbst starb in diesem Jahre — liebten das reorganisirte Heer nicht, das allein gesiegt und ihre Niederlagen ausgemerzt hatte. Zu diesen Obersten gehörten Denzil Hollis, Will. Waller, Harley, Stapleton, die noch dazu strenge Presbyterianer waren.

Seit Anfang des Jahres 1647 wurde im Parlament die Frage ventilirt, was mit der Armee anzufangen sei. Am 19. Februar, drei Tage nach Holmby, beschloß das Parlament die Reduction der Armee; fast wäre Fairfax selbst beseitigt worden. Was unter den Waffen blieb, sollte presbyterianisch sein und den Covenant unterzeichnen. Die gesäuberte Armee gedachte man den unglücklichen Protestanten in Irland zu Hülfe zu schicken. Das tapfere Heer also, das noch große Soldrückstände zu fordern hatte, stand auf dem Punkte, theils entlassen, theils in Irland unschädlich gemacht zu werden. Da sagte Cromwell, der im Parlamente saß, seit es draußen nichts zu thun gab, noch dazu gereizt durch das hochmüthige Gebahren der Hollis und Genossen, zu dem republicanischen Obersten Ludlow: „Welcher Jammer, einem Parlamente zu dienen! Ein Mann sei noch so treu, der erste schlechte Jurist verleumdet ihn und er kann sich nicht rein waschen. Dient

man aber unter einem General, so macht man sich auch nützlich und hat weder Tadel noch Neid zu fürchten."

Im Lager kam dieselbe Stimmung, nur viel drastischer zum Ausdruck; es ist durchaus überflüssig, Cromwell als Hetzer dabei thätig sein zu lassen. Gegen Ende März gelangte eine „Petition der Offiziere und Soldaten" durch Fairfax ans Parlament, welche die Zahlung der Rückstände verlangte, die Einschiffung nach Irland dem freien Willen der Einzelnen überlassen wissen wollte und Pensionen für verstümmelte Soldaten, für Wittwen und Waisen forderte.

Als das Parlament die Generalmajore Skippon und Massey zu Führern der irländischen Expedition ernannte, erscholl im Lager der Ruf: „Fairfax und Cromwell."

141 Offiziere erklärten dem Parlament, sie seien nicht nur Soldaten, sondern auch Bürger; als Kämpfer für die Freiheiten des Landes wollten sie jetzt nicht in Knechtschaft gerathen. Sie verbaten sich die Bezeichnung „Feinde des Staates und Friedensstörer", womit die Armee vom Parlamente gebrandmarkt worden war, und verlangten Garantien für ihre persönliche Sicherheit und die Soldrückstände.

Die Armee hatte ihren eigenen Willen. Sie wollte sich weder beschimpfen noch nach Hause schicken lassen. Darin waren die religiösen Elemente vollkommen einig mit den ehrgeizigen Weltkindern, wie Rainsborough, Hammond, Lambert, die auch etwas für ihre Mühe und Arbeit begehrten. Lambert, der Repräsentant der Weltkinder, früher Advocat, war von Natur ehrgeizig und eitel, aber ein vortrefflicher Offizier. Ireton, die Seele der Frommen, verlobt mit Cromwell's Tochter Bridget (Brigitte), gleichfalls früher Jurist, zeichnete sich durch Hartnäckigkeit, Heftigkeit und kühne Schlauheit aus; er galt für den Schatten und das Sprachrohr Cromwell's. Harrison „suchte" wie immer „den Herrn" und gerieth dabei in die seltsamsten politischen Träume; doch hatte er das Herz auf dem rechten Fleck und schlug sich stets wie ein wackerer Degen.

Das Heer hatte sich unter solcher Anleitung und Connivenz parlamentarisch organisirt: das Haus der Soldaten wurde durch Agenten oder Helfer („Adjutators", was von den Gegnern in „Agitators" verdorben wurde), das Oberhaus durch Offiziere vertreten. Aus der Berathung dieses Parlaments, welches auf der Haide von Kentford bei Newmarket tagte, ging eine Petition hervor, die der Meinungsausdruck von acht Regimentern war; drei Soldaten brachten sie nach Westminster: Edward Sexby, Will. Allen, Thomas Sheppard. Sie wollten nicht nach Irland, diesen Anschlag nannten sie „eine perfide Falle, einen bloßen Vorwand, um die Soldaten von ihren geliebten Offizieren zu trennen, einen Deckmantel für den Ehrgeiz einiger Menschen, die, lange Zeit Knechte, von der Souveränität gekostet haben und die, um Herren zu bleiben, in Tyrannen ausarten." Die Kammer war außer sich, Cromwell sagte leise zu Ludlow: „diese Leute da kommen nicht eher zur Ruhe, als bis die Armee sie bei den Ohren herauszieht."

Endlich gab das Parlament nach, versprach zwei Monate Sold für die Entlassenen, allgemeine Amnestie und schickte die populären Generale Cromwell, Ireton, Skippon, Fleetwood ins Lager, damit sie die Eintracht zwischen Armee und Parlament herstellten (7. Mai). Cromwell ging, er sah was kommen mußte; er hatte mit den ungeberdigen Independenten seine Schlachten gewonnen. Weiter aufzureizen brauchte er wahrlich nicht; es ist vielmehr durchaus glaublich, daß seine Ermahnungen zur Ruhe seinem persönlichen Ansehen bei der Armee eine Weile schadeten. Das Parlament decretirte die sofortige Auflösung der überflüssigen Regimenter; die Armee empörte sich dagegen, ein Kriegsrath unter Fairfax beschloß, daß die Regimenter sich nicht von der Armee trennen würden.

Da warf das Parlament die Augen auf den König und stand auf dem Punkte, ihn nach London zu holen. Unter diesen Umständen fand es die Armee für gerathen, den König in ihre Gewalt zu bringen. In der Nacht des 2. Juni

sprengte ein simpler Cornet, Joyce mit Namen, eben der gewesene Schneider, mit 500 Reitern in den Schloßhof von Holmby, drang ins Gemach des Königs und forderte ihn auf mitzugehen. Als Karl Anstand nahm, dieser seltsamen Einladung Folge zu leisten, zeigte ihm Joyce vom Fenster seine 500fache Beglaubigung, und der König stieg in den Wagen, um seinem Wunsche gemäß nach Hamptoncourt escortirt zu werden. Fairfax war unwillig; Ireton gestand, er habe befohlen, daß die Armee sich des Königs bemächtige, nicht daß sie ihn von Holmby fortschaffe. Cromwell fügte hinzu, daß das nothwendig gewesen sei, weil sonst das Parlament sich des Königs bemächtigt hätte. Fairfax machte mit seinem Generalstab dem König Reverenz bei Cambridge und ließ ihn auf seinen Wunsch durch Oberst Whalley nach Newmarket bringen.

Die Armee, 21,000 Mann stark, hatte am 10. Juni ein großes Stelldichein zu Royster. Sie beschloß ein feierliches Manifest an die City von London zu erlassen, welches, obwohl in Cromwell's hastig dunklem Style abgefaßt, doch die Sachlage und Stellung der Parteien in prägnanter Weise zeichnet. Die Armee will sich nicht um die bürgerliche Regierung kümmern, sie hat auch nichts gegen die Presbyterialordnung; aber sie verlangt, neben der Sicherung ihrer Rückstände, Gewissensfreiheit! — Der Gegensatz, der früher „König und Parlament" lautete, hieß jetzt: „Parlament und Volk." In vornehmer Haltung und anständiger Form ward den „sehr ehrenwerthen und würdigen Freunden" in der City mitgetheilt, daß die Armee sich London nähern und daß sie in demselben Verhältniß Distanz halten werde, als die „sehr Ehrenwerthen" ihren Wünschen nachkommen würden. „Ihr sollt nicht denken, sagten die unterzeichneten Generale und Obersten, daß etwa die reiche Stadt hungrige Soldaten reizt; der Weg zu solchen Dingen würde durch unser Blut gehen." Was die Armee verlangt, ist „die Feststellung des Friedens im Königreich und der Freiheiten des Individuums." Gezeichnet „Thomas Fair-

far, Ol. Cromwell, Robert und Thom. Hammond, Hardreß Waller, Nathaniel Rich, Thom. Pride, Henry Ireton, Rob. Lilburn, John Desborow, Thom. Rainsborow, John Lambert, Thom. Harrison." Das Volk in Waffen verlangte: Gewissensfreiheit und Schutz gegen den neuen Kirchenzwang und die Plusmacherei der Parlamentsaristokraten, von denen sich mehrere schmählich genug bereichert hatten. Ein viel reinlicherer Gegensatz als der zwischen Gironde und Berg im folgenden Jahrhundert, besonders deßhalb, weil der englische Berg nicht zum Kreißen mit dem rabiaten Schreckenskinde kam, weil ein Mann vorhanden war, der die Fanatiker niederzuhalten und Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten wußte.

Als die Dinge in London nicht den gewünschten Verlauf nahmen, forderte die Armee die Entfernung von elf Mitgliedern aus dem Parlament; Denzil Hollis, W. Waller, Stapleton, Massey 2c., sieben alte und vier neue Parlamentarier. Sie gingen, kamen wieder, erhielten Urlaub auf sechs Monate und verloren sich endlich in Frankreich und im Tower.

Der Kampf zwischen Parlament und Armee, zwischen presbyterianischem Constitutionalismus und independentischer Demokratie war ausgebrochen. Die Armee, die durchaus nicht mit einer Soldateska zu verwechseln ist, konnte sich nicht mit den Parlamentariern vertragen. Der edle Hampden war nicht mehr, er hat die Conflictszeit nicht erlebt. Auch Pym war dahin; er bezeichnete wohl am Schärfsten die Gränze zwischen politischer und radical-religiöser Opposition. Hören wir sein Testament, das er in Form einer „Erklärung und Rechtfertigung" am 6. Dec. 1643 hinterließ: „Alle, mit denen ich in Verbindung gestanden bin, wissen, daß ich bin, gewesen bin und sterben will als treuer Sohn der protestantischen Religion, und daß mein Glaube nie befleckt worden ist durch die groben Irrthümer des Anabaptismus, Brownismus u. ähnl." Dann verwahrt sich Pym ausdrücklich gegen jeden Ungehorsam und jede Ungesetzlichkeit wider seinen König und Herrn. Das war starre Doctrin, die in der Fiction stecken blieb.

Noch schroffer charakterisirt sich Denzil Hollis. Ein trefflicher, ungestümer Redner, fügte er dem Doctrinarismus beschränkten Hochmuth hinzu. Er sah verächtlich auf die Masse herab, hielt diese Masse für radical unfähig und incompetent. Seine Memoiren eröffnete er gleich mit den Worten: „Die weisesten Männer haben es als ein großes Unglück betrachtet, daß die Diener zu Pferde steigen; das sieht und fühlt man jetzt in diesem unglücklichen Lande". Und weiterhin: „Die Blutegel haben einen tödtlichen Haß gefaßt gegen alle begüterten Leute, die mit zu starken Banden an das Land gefesselt sind, um den Krieg ewig fortzuspielen." Der Doctrinär giebt sich als Eigenthümer kund.

Ganz knöpft sich Hollis auf, wenn er von der Armee des Thomas Fairfax sagt: „sie habe nicht 1000 Pfd. Revenüen aufzuweisen aus Ländereien, die ihr gehörten. Die Obersten und Offiziere seien niedrige Handwerker, Brauer, Schneider, Goldschmiede, Schuster, ein wahrer Misthaufen. Diese Leute empörten sich gegen ihre Herren, wollten diesen und dem Könige Bedingungen vorschreiben." Der besitzende Doctrinarismus spricht von der „Canaille".

Die elf Deputirten, deren Ausschließung die Armee forderte, waren fast sämmtlich Mitglieder jenes Comité gewesen, welches die Truppen zum Abmarsch nach Irland überreden sollte. Hollis weiß ganz genau: hinc illae lacrymae. Als die vom Comité besonders Beauftragten nennt er den Grafen Warwick, William Waller, Massey und Salloway. Gegen diese richtete sich also, wie gegen ihn selbst, der Zorn der Armee.

Und der König? Er war bei der Armee, die ihn von Hauptquartier zu Hauptquartier mit sich herumschleppte, zwar unter strenger militärischer Hut gegen Entweichung, aber sonst „bequem und gefällig." Nichts mehr von der rigiden Langweilung der Schotten — dem Könige wurde der Gottesdienst nach bischöflichem Ritus gestattet; — nichts von der Aufsicht parlamentarischer Commissäre, wie zu Holmby — er durfte seine

Kinder empfangen und mit ihnen spazieren gehn. Cromwell äußerte sich gerührt über eine solche Scene. Offiziere und Soldaten begegneten ihm mit militärischer Artigkeit. Seine diplomatischen Agenten aus Frankreich hatten freien Zutritt zu ihm. Es fanden Verhandlungen statt, Ireton besonders, Cromwells Schwiegersohn, legte ihm eine Aussöhnung mit der Armee nahe.

Kein Zweifel, Cromwell war kein principieller oder formaler Republicaner; er hätte nie den Satz Cavaignacs unterschrieben: „Die Republik steht über dem allgemeinen Stimmrecht", d. h. über dem Willen der Nation. Die Henry Vane, Ludlow, Haslerig, Martin, Scott, Hutchinson waren solche Principienmenschen, die den Mann der Möglichkeiten später mit ihrem Haß verfolgten. Cromwells breiter politischer Grundsatz lautete: „Autoritäten sind Gottes Verordnungen; diese oder jene Species ist von menschlicher Einrichtung. Alle stimmen darin überein, daß es Fälle giebt, in denen es gesetzlich ist Widerstand zu leisten." Danach war das allgemeine Beste, wie Ranke sagt, für ihn leitendes Princip. Wie war aber damals, als Alles aus den Fugen wich, eine Autorität herzustellen, die natürlich mit einem Kranze von Freiheiten umgeben werden mußte? An einer solchen suchte der tiefsinnige, völlig scrupelfreie Mann. Er zerbrach sich den Kopf im Gebete darüber. Gegen eine einmal angelegte und dann consequent durchgeführte Intrigue spricht eine Aeußerung Cromwells, die gerade hier am Platze ist: „Ich weiß wohl, was ich nicht will, aber ich wußte oft nicht, was ich wollte."

Er hatte in eigener Erfahrung die Schwierigkeiten kennen gelernt, Popularität mit der Forderung des Gehorsams zu verbinden. Was er nicht wollte, entschieden nicht, das war die Fortdauer der bisherigen parlamentarischen Wirthschaft, der presbyterialen Aristokratie. Wäre der König ein Mann von Wort und nicht ein unverbesserlicher Intrigant gewesen, Cromwell hätte ihn wieder einzusetzen versucht — wenn es die Armee gestattete. Ireton schlug dem gefangenen Monarchen

sehr billige und verständige Bedingungen vor: Reform des Wahlrechts, Abschaffung der rotten boroughs (privilegirten Wahlflecken), gerechte Vertheilung der öffentlichen Lasten, Abkürzung und Erleichterung des Civilprocesses, Aufhebung einer Masse richterlicher, politischer und Handels-Privilegien, Gleichheit vor dem Gesetz, Gewissensfreiheit. Kein Wort von Abschaffung der bischöflichen Kirche, von schweren Geldstrafen für die Royalisten, von der Rechtsunfähigkeit der königlichen Partei, insgesammt lauter Dinge, die das Parlament gefordert hatte. Die vorläufigen Beschränkungen der königlichen Gewalt waren ebenfalls viel milder: Aufgebung des Oberbefehls über die Miliz und der Ernennung zu den hohen Staatsämtern auf zehn Jahre; Verbannung der sieben vornehmsten königlichen Rathgeber; keine bürgerliche und executive Gewalt für den Klerus, heiße er Bischof oder presbyteranischer Geistlicher; Ausschließung der seit Beginn des Krieges ernannten Peers; Ausschließung aller Cavaliere vom nächsten Parlament.

Der König horchte hin, schlug Abänderungen vor; er hat selbst gestanden, daß ihm die Sache einen Augenblick eingeleuchtet habe. Die Independenten schienen ihm mehr bonne foi zu haben als die Presbyterianer. Auch begriff er sehr wohl, was es heiße, daß die Independenten sich von der Botmäßigkeit gegen das Parlament befreit hatten. „Was die Armee anbelangt," sagte der König, „so betrachte ich sie als sehr zu entschuldigen; indem sie Bezahlung und Amnestie fordert, handelt sie nach dem Principe und Interesse der Soldaten. Ich halte um des öffentlichen Friedens willen für nöthig, daß man ihre Forderungen erfüllt, soweit die Gerechtigkeit es gestattet, da Niemand sie mehr achtet als ich, obgleich sie gegen mich gekämpft hat. Ich kann mich nicht enthalten, den Muth und die Tapferkeit zu schätzen, die sie oft bewährt hat, und zu wünschen, solche Leute in meinem Dienst zu haben." Dann hoffte er wieder, Presbyterianer und Independenten würden sich zerfleischen, und er werde als absoluter Herr gebietend dazwischen treten. Seit seiner Entführung von Holmby glaubte

er nicht an die Autorität des Armeecommandos über die Truppen; die Tage des Parlaments, welches gleichfalls mit ihm verhandelte, hielt er für gezählt. Und doch sagte ihm Ireton das richtige Wort. Als der König selbstgewiß die Behauptung hinwarf: Er müsse ja doch zuletzt zwischen Parlament und Armee entscheiden, erwiderte ihm jener: „Nein, Sire, wir werden zwischen Ihnen und dem Parlament entscheiden.“

Wie wenig aber der König die neuen Zustände und Menschen begriff, ging aus seinem Einfall hervor, Oliver Cromwell zu kaufen, indem er ihm das Generalcommando über die Armee und die königliche Garde, den Titel eines Grafen von Essex und den Hosenbandorden anbieten ließ. Ireton sollte Statthalter in Irland werden. Nun war ein Mann wie Cromwell überhaupt nicht zu kaufen, im Gegentheil stand sein Prestige durch die allbekannten Unterhandlungen auf dem Spiele. Die Soldaten schalten auf ihn, daß er sich dem König nähere. Fünf Regimenter murrten, darunter das Cromwell'sche selbst. Es erschien eine Drohschrift: „Wahrhafte Darstellung der Sache der Armee.“ Cromwell war auf dem Punkte seine Autorität einzubüßen. Da ließ er durch seinen Feldcaplan Hugh Peters das Einvernehmen mit seinen Kriegscameraden herstellen und dem König sagen: „Er solle nicht erwarten, daß er (Cromwell) um seinetwillen zu Grunde ginge!“

Der dünne Faden zwischen Karl Stuart und den bewaffneten Independenten riß übrigens von selbst. In einem Sattel, den ein harmloser Mensch nach Dover tragen sollte, fanden sich Briefschaften Karl's an seine Gemahlin eingenäht. Der König beruhigte darin die Königin über die Unterhandlungen mit „jenen Burschen,“ die nur zum Schein geführt würden. Keinen Hosenbandorden würde er ihnen geben, sondern „einen hänfenen Strick!“

Im Parlamente bekamen die soeben noch nachgiebigen Presbyterianer auf einmal die Oberhand; 60 radicale Mit-

glieder entflohen zur Armee, wo sie mit Jubel und Entrüstung aufgenommen wurden. Der aufgestachelte Mob der City drang nach Westminster, brach die Thüren des Parlaments ein, decretirte mit dem Hut auf dem Kopf unter wildem Geschrei seine Wünsche, die alle sofort votirt wurden, selbst die Zurückberufung des Königs! Da rückte in schönster Ordnung und strengster Disciplin, feierlichen Ernstes, am 6. August die Armee in London ein, und der Spuk war zu Ende.

Es war das Wenigste was der Armee gewährt werden konnte; denn in ihrem eigenen Schoße gährte es gewaltig. Das Independententhum theilte sich immer mehr in eine Rechte und eine Linke. Die glimmenden Funken, welche anderwärts ausgetreten wurden, schlugen unter den tapfern Heiligen in hellen Flammen auf. Schon im Anfang Januar 1648 mußte Oberstlieutenant John Lilburn, der den Generallieutenant Cromwell egoistischer Cabalen mit dem Könige beschuldigte, ad audiendum verbum vor dem Parlament erscheinen.

Der König war nach dem Einzuge der Armee in London nach Hamptoncourt gebracht worden. Im November entwich er heimlich nach der Insel Wight, wo man ihm ein Einverständniß mit dem Commandanten Oberst Robert Hammond vorgespiegelt hatte. Dieser aber wies ihm sichere Wohnung in Carisbrook-Castle an; das Parlament beschloß jede weitere Verhandlung mit ihm abzubrechen.

Die Lage wurde für beide Theile immer schwieriger, im Westen regte sich der Royalismus aufs Neue, im eigentlichen England nicht minder. Die Flotte fiel ab, setzte ihre Offiziere ans Land und schiffte nach Holland, wo die Prinzen von Wales und York, Karl und Jakob, sich aufhielten. Das Parlament, für welches der König mundtodt war, erließ den Befehl, Aufrührern keinen Pardon mehr zu geben.

Es galt noch einige große Schläge zu führen, ehe die Luft rein werden konnte. Die Presbyterianer hofften immer noch auf eine Verständigung mit dem Könige, während der

König sie nasführte, da er auf die Wälschen und Royalisten, auf Irland und Schottland baute.

Mitten in den Agitationen des Parlaments und der City, vor dem Ausbruch neuer kriegerischer Verwicklungen, besorgte Cromwell als umsichtiger Hausvater seine Familienangelegenheiten. Sein Sohn Richard sollte sich gerade mit der Tochter eines Herrn Mayor in Hursley verheirathen, was dem Vater allerhand Schreiberei verursachte. Da der irische Krieg in Sicht stand und das Geld rar war, so wies Cromwell von den 1680 Pfd. jährlichen Einkommens, die ihm das Parlament auf die confiscirten Güter des Marquis von Worcester angewiesen hatte, 1000 Pfd. auf fünf Jahre an die Staatscasse; dazu fügte er 1500 Pfd. Rückstand von der Generallieutenants-Gage und den Rest seines Einkommens als Gouverneur der Insel Ely.

Die Armee grübelte nach wie vor über die Ursache der unsichern Lage des Staates und die Mittel ihr abzuhelfen, in der Anschauungs- und Ausdrucksweise der frommen Zeit: sie forschte im Gebet nach der Quelle des öffentlichen Unglücks. Generallieutenant Cromwell forschte mit — es war im Lager bei Windsor Castle. Durch welche Ungerechtigkeit haben wir die Heimsuchung des Herrn auf uns gezogen? Die Schuld wurde gefunden in den „fleischlichen Conferenzen," welche die Armee voriges Jahr mit dem König gehabt. Major Goffe rief mit den Sprüchen Salomonis: „Kehret Euch zu meiner Strafe; siehe ich will Euch heraussagen meinen Geist und Euch meine Worte kundthun." Und die tapferste aller Armeen sammt ihrem unerschrockenen Kriegsherrn weinte, daß keiner mehr ein Wort hervorbringen konnte. Und dann entschlossen sie sich, auszuziehen mit dem Schwert in der Hand und alle Feinde niederzuwerfen, und nach der Rückkehr „den Karl Stuart, den Mann des Blutes, zur Rechenschaft zu ziehen für das Blut, das er vergossen, und das Unheil, so er aus allen Kräften angerichtet gegen die Sache und das Volk des Herrn unter diesen Völkern." So gewunden sprach sich

der an sich doch so grade Soldatenwillen aus. Der einfache menschliche Willen wendete sich aus Gewissenhaftigkeit in tiefem Ernst an den reflectirten Willen, um sich Erleuchtung und Entschluß dictiren zu lassen. Und Cromwell fand sich jetzt mitten in der Heerschaar selber wieder, reumüthig bekennend, daß er sich früher auf einen Augenblick verloren. Er wußte jetzt wieder, was er nicht wollte.

Neue royalistische Unruhen brachen im Innern Englands und in Wales aus. Fairfax zog wider die Rebellen im Innern, der Schlachtenhammer Cromwell gegen Wales. Noch lag er vor Pembroke, als die Schotten aufstanden, den von ihnen verkauften König zu befreien.

Lambert stand im Norden, als die Schotten über die Gränze brachen. Cromwell meldete ihm seinen Abmarsch, und wie Wodan in der Wetterwolke fuhr er von Westen nach Osten, dann nach Norden. Die schottische Armee unter dem Herzog von Hamilton sammt den verbündeten Royalisten wurde in der dreitägigen Schlacht bei Preston am 17.—19. August 1648 gänzlich aufgerieben.

Cromwell schrieb ans Parlament: „Die Kräfte auf beiden Seiten waren so ungleich, daß man die Hand Gottes deutlich sieht." Es standen nämlich 8600 Mann gegen 21,000. Von den letztern waren 2000 Mann erschlagen, 8—9000 gefangen. Das Volk von Lancashire machte Jagd auf die zerstreuten Reste. „Preiset den Herrn und hasset sein Volk nicht, das da ist wie der Apfel seines Auges und um deßwillen selbst Könige gestraft werden sollen. Erfüllet jetzt den Zweck Eures hohen Amtes, sucht den Frieden und die Wohlfahrt des Landes, und wer nicht aufhört das Land zu beunruhigen, soll schleunig aus dem Lande vernichtet werden."

Der Sieger rückte nach Schottland hinauf, wo der Herzog von Argyle und die Kirkpartei, den alten Lesley an der Spitze, sich in Waffen gegen die Empörung erhoben hatten. Die Bauern säuberten Edinburgh von den Königlichen, und diese

Säuberung hieß der „Whiggamore-Raid," die Bauernfegung, von dem Rufe, mit welchem die schottischen Bauern ihre Pferde antrieben.*) Seit der Zeit verstand man unter „Whig" einen Gegner des Hofes. Die Royalisten in Schottland hatten eine Lection auf Abschlag bekommen. Der Generallieutenant aber zog nach Edinburgh, die Pacification des Königreichs zu vollenden.

Als das Parlament zu Westminster sich vom Druck der Armee befreit fühlte, hatte es die presbyterianische Fahne wieder lustig geschwenkt. Es that der verlangten Gewissensfreiheit den härtesten Zwang an, indem es decretirte: Wer den freien Willen des Menschen und die Genügsamkeit der Vernunft bekenne, die Dreieinigkeit leugne, oder die zwei Naturen in Christo, oder die Aechtheit eines kanonischen Buchs, solle eingesperrt, und falls er nicht widerrufe, zum Tode verurtheilt werden.

Wie erschraken diese Fanatiker, Denzil Hollis an ihrer Spitze, als die Nachricht von den neuen Thaten der Heiligen in London eintraf! Sie nahmen eiligst ihren Beschluß vom Februar zurück, nicht mehr mit dem Könige zu verhandeln, sandten Commissäre nach Newport auf der Insel Wight, die einmal wieder 40 Tage lang in der Wüste debattirten. Der König wurde natürlich aufs Neue in der angenehmen Täuschung bestärkt, die Nation sei nichts ohne ihn, und danach stellte er seine Bedingungen. Die Presbyterianer zu London hatten es eilig; Prynne, der Märtyrer der 30er Jahre, sprach zwei Stunden lang für die Annahme der königlichen Vorschläge, die mit 140 gegen 104 Stimmen durchgingen.

Da rückte die siegreiche Armee in St. Albans ein, und getreu dem, was ihnen der Herr zu Anfang des Jahres bei Windsor Castle offenbart hatte, machten jetzt die Offiziere ihr Pronunciamento: Die Delinquenten müssen vor Gericht, vor

*) „Whig" heißt übrigens saure Molken, die Speise der armen Bauern — auch anderswo als in Schottland.

Allen der Hauptdelinquent! Nur das Volk ist souverän, der König muß von ihm gewählt werden. Es ist Zeit die Session des Langen Parlaments endlich zu schließen und ein neues Parlament nach besserm Wahlgesetz zu küren. Die Gemeinen sind nur die Diener des Volkes. — Cromwell empfahl die Schrift an Fairfax, und die Armee rückte nach Windsor vor.

Ziemlich direct erklärten die Ritter vom Degen diesmal: Sollen wir uns ewig schlagen, ewig unser Blut vergießen, weil es dem gefangenen Könige gefällt, fort und fort zu conspiriren, und dem presbyterianischen Parlament, sich beständig anführen zu lassen? Oder muß nicht allen beiden ein Ende gemacht werden?

In diesem Sinne schrieb der Sieger von Preston an den Königshüter Hammond auf Wight: „Ist salus populi suprema lex ein gesunder Satz? Werden wir auf dem Wege der Unterhandlung nicht um alle Früchte der Revolution betrogen? Ist die Armee nicht eine gesetzliche Macht? Die Heiligen haben die ganze Sache gethan."

Das Parlament weigerte sich die Remonstranz der Offiziere in Erwägung zu ziehen. Darauf aber kam Alles an, sollte das Werk der Armee nicht Stückwerk bleiben. Die Armee verbrachte einen ganzen Tag im Gebet, ein finsterer Ernst brütete über ihren Gedanken. Am 2. Dec. 1648 rückte sie nach Whitehall; „Gerechtigkeit und Blut!" Hugh Peters predigte über den Text: „Fesselt Eure Könige und legt Eure Edlen in Ketten." Nun berieth das Parlament die Remonstranz; am 5. December Morgens 4 Uhr wurde abgestimmt: 129 Ja gegen 83 Nein. Aber wer sind die 83, die es wagen, gegen die göttliche Eingebung des Heeres zu stimmen, den Rathschluß der Heiligen zu durchkreuzen? Und es wären ihrer mehr als 83 ohne den bewaffneten Druck von Außen. Dieses Parlament muß gereinigt, „purgirt" werden. Am 6. December fanden die Gemeinen das Haus militärisch besetzt. Die Obersten Pride und Rich hatten den Auftrag erhalten, vor Beginn der Sitzung die Eintretenden zu sieben, im Ganzen 100 zurück-

zuhalten und 41 davon in Gewahrsam zu bringen. Lord Grey of Groby stand neben Pride; sobald sich ein Mißliebiger zeigte, flüsterte jener diesem zu: „Das ist Einer!“ Pride commandirte: „Zurück“ oder „Zum Gerichtshof der Königin!“ — Mitten in so ernsten Dingen wirkt es komisch, wie die Engländer stets die alten Namen für abgethane Dinge beibehalten, während die Franzosen die Dinge rasch umtaufen. Hätten die Independenten die Königin gehabt, Pride würde sicherlich commandirt haben: „Zum Gerichtshof der Königin!“

Das war „Pride's Purge“ oder Purganz; unter den Verhafteten befanden sich Prynne, die Obersten Waller, Massey und Harley.

Während dieser sämmtlichen Vorfälle war Cromwell noch in Schottland. Als er nach London zurückkehrte, quartierte er sich im Königspalast von Whitehall ein; er soll dort sogar „in einem königlichen Bette geschlafen“ haben.

Eine provisorische Regierung wurde aus 7 Lords und 14 Gemeinen, den 21 „Grandees“ (große Herren) gebildet.

Auf der Insel Wight wurde Oberst Hammond durch den Oberst Hewer, den Hauptbetreiber der militärischen Remonstranz, im Commando ersetzt. In einer fürchterlichen Regennacht occupirte dieser das Haus des Königs zu Newport; die Soldaten durchräucherten mit ihren Lunten sämmtliche Gemächer. Am andern Morgen um 8 Uhr wurde der König unter tiefstem Schweigen auf's Festland nach Hurst Castle escortirt. Das war anders als zu den Zeiten des jovialen Cornet Joyce, und doch waren es erst zwei Jahre her!

Hurst Castle war ein Blockhaus, von Heinrich VIII. zur Küstenvertheidigung bestimmt, auf einer Landzunge in der See, von der Fluth umtost, mit engen dunkeln Räumen. Jede militärische Förmlichkeit hatte aufgehört; ein finsterer Capitän mit langem schwarzen Haar und Bart, ein ungeheures Schwert an der Seite, die Partisane in der Hand, machte die Honneurs.

Eines Tages hörte der König die Zugbrücke fallen. Er

fuhr zusammen. Will man ihn ermorden? Nicht so gerade; aber der fromme Oberst Harrison ist angekommen, diesmal einen gewesenen „Herrn zu suchen," den „Hauptdelinquenten" nach London zu holen.

Der enge Ring, in welchem sich König Karl Stuart seit seiner Flucht nach der Insel Wight bewegte, hatte sich zur Schlinge zusammengezogen.

Der König wurde nach Windsor und dann nach St. James in London gebracht. Das Parlament constituirte sich als oberster Gerichtshof, und am 20. Januar 1649 begann die Verhandlung, die man den „Proceß Karl's I." genannt hat. Die Zeitgenossen sowohl als die meisten Geschichtschreiber haben sich dabei durch Worte täuschen lassen, und das menschliche Rühren, welches zuletzt Alles, was Menschengesicht trägt, im Unglück in Anspruch nehmen darf, ist grade unter dem Schutze einer Begriffsverwechselung reichlich genug ausgebeutet worden.

Einen König auf Leib und Leben anzuklagen, dazu bot das ganze statutarische Recht Englands keine juridische Handhabe. In den früheren feudalen Bürgerkriegen erschlug man die Könige auf dem Schlachtfelde oder man ließ sie einfach ermorden. Eine andere Proceßordnung gab es nicht. Wollte man für diesmal schlechterdings eine legale Form, so mußte man den König als Landfriedensbrecher vor ein altsächsisches Geschwornengericht stellen. Die Souveränität der Jury ließ sich in England behaupten. Das meinten die entrüsteten Soldaten, als sie verlangten, man solle den „Hauptdelinquenten", den „großen Mörder", justificiren „wie jeden Kesselflicker". Der König selbst beschwerte sich, daß die Peers nicht im Gerichtshofe säßen; das Haus der Lords hätte er als oberster Lord anerkannt. Die 13 noch übrigen Lords des Oberhauses weigerten sich der Anklage zuzustimmen; das „gereinigte" Unterhaus erklärte sich allein für souverän und zugleich für

den höchsten Gerichtshof. Wirklich souverän war Niemand mehr als die Armee, und zwar aus eigener Machtvollkommenheit.

Die Stimmung der Armee schildert Macaulay drastisch, wenn auch nicht grade ausreichend, also: „Die militärischen Heiligen beschlossen, daß den alten Gesetzen des Reichs und der fast allgemeinen Gesinnung der Nation zum Trotz, der König seine Verbrechen mit seinem Blute abbüßen müsse. Er erwartete eine Zeit lang einen Tod, wie ihn seine unglücklichen Vorgänger Eduard II. und Richard II. erlitten hatten. Aber er schwebte nicht in der Gefahr eines solchen Verraths. Die, welche ihn in ihrer Faust hatten, waren keine mitternächtigen Meuchelmörder. Was sie thaten, das thaten sie nach der Regel, damit es ein Schauspiel sei für Himmel und Erde, damit es in ewigem Gedächtniß bleibe. Sie freuten sich selbst heftig über das Aergerniß, das sie gaben. Daß die alte Verfassung und die öffentliche Meinung Englands dem Königsmorde direct entgegenstanden, ließ den Königsmord grade für eine Partei besonders lockend erscheinen, die eine vollständige politisch-sociale Revolution im Schilde führte. Um ihren Zweck zu erreichen, war es nothwendig, daß sie vorher jedes Stück der Staatsmaschine in Stücke brachen, und diese Nothwendigkeit war ihnen eher angenehm als schmerzlich."

Die siegreichen politischen Gegner constituirten also durch eine juristische Fiction einen höchsten Gerichtshof, dem der Jurist Bradshaw präsidirte. Ein anderer Jurist, Coke, war Generalprocurator. 69 Mitglieder des Unterhauses saßen zu Gericht — die erbittertsten Feinde des Angeklagten.

Eine „Anklage der Nation von England" wider ihren König als „Tyrannen, Mörder, Hochverräther an allen Freiheiten des Landes und Urheber blutiger Kriege" wurde ihm vorgelesen. Er lehnte jede Vertheidigung ab, da das Gericht nicht competent sei. Nur war kein Competenz-Conflict zu erheben, außer bei der Nachwelt. Dreimal wiederholte sich die Weigerung des Königs. Es wurden 32 Zeugen vernommen;

dann erfolgte die Sentenz, welche Karl Stuart als Tyrannen, Mörder, Verräther und Landesfeind zum Tode verurtheilte. Redigirt war sie von Thom. Scott, Henry Martin, Harrison, Lisle, Ireton und Love, adoptirt von 62 Mitgliedern im Conclave. In der öffentlichen Sitzung vom 27. Januar hielt Bradshaw eine lange, ernste, echt präsidiale Rede an den König, in welcher er ihm all sein Unrecht vorhielt und mit der Nothwendigkeit der Abwehr das Urtheil motivirte. Als dann Karl vor der Verlesung des Urtheils sprechen wollte, ließ ihn der Präsident in seine Sänfte bringen und durch ein Spalier von Soldaten nach Whitehall tragen. Die Soldaten schrieen: „Gerechtigkeit, Gerechtigkeit, Execution, Execution!“ Aus der Masse des Volkes erhoben sich Gegenrufe: „Gott schütze Ew. Majestät, Gott befreie Ew. Majestät aus den Händen Ihrer Feinde!“ Karl stieg aus der Sänfte und sagte, zu den Soldaten gewendet: „Arme Leute! für einen Schilling würden sie eben so laut gegen ihre Offiziere schreien!“ Das war Karl's vorletzter grober Irrthum.

Am 28. transferirte man ihn nach St. James, wo er Niemanden empfing außer seinem Kammerdiener und dem Bischof Juxon. Am 29. sah er seine Kinder, die 12jährige Prinzessin Elisabeth und den 8jährigen Herzog von Gloucester. Die Execution wurde auf den 30. angesetzt, der Befehl von 59 Mitgliedern unterzeichnet: John Bradshaw, Thomas Grey of Groby, Oliver Cromwell und 56 Andern.

Am 30. Januar escortirte man den König durch St. James' Park nach Whitehall in sein altes Schlafzimmer. Juxon betete mit ihm und reichte ihm das Abendmahl. Dann schritt der König festen Fußes durch den Bankettsaal, wo einst die fröhlichen „Masques“ aufgeführt worden waren, durch eine in der Mauer angebrachte Oeffnung zum Schaffot. Zwei vermummte Henker in Matrosentracht erwarteten ihn. Der König hielt an die Nächststehenden — die Masse konnte ihn nicht hören — eine wohlpräparirte, kühle Ansprache, worin er sein Recht behauptete, alles Unglück des Volkes auf die Ver-

achtung der souveränen Rechte schob, jede Betheiligung des Volkes an der Regierung verwarf und die Rückkehr des Friedens in das Königreich davon abhängig machte.

Das war sein letzter Irrthum, wie es sein erster gewesen, ein Irrthum, der ihn zum Typus monarchischen Eigendünkels qualificirte und einer thatsächlichen Negation von Seiten des Volkes weit würdiger machte, als den schwachen, schwerfälligen Ludwig XVI.

Der Scharfrichter hob den auf den ersten Hieb gefallenen Kopf in die Höhe und rief: „Das ist der Kopf eines Verräthers!" Im Schlosse zu Windsor wurde der Leichnam beigesetzt; auf dem Sarge ließen die Getreuen die Worte eingraben: „König Karl 1648". Nach dem gregorianischen Kalender war es 1649, der Todestag der 9. Februar.

Die Urtheile über den „Königsmord" sind natürlich so verschieden wie die politischen Standpunkte. Es war eben eine geschichtliche That oder Unthat, je nachdem man die staatliche Entwicklung ansieht. Die Anhänger des Gottesgnadenthums datiren von solchen Eruptionen des empörten Gefühls alles Unheil der Folgezeiten; die Gegner der religiösen und politischen Absolutie finden es heilsam, daß ein Exempel statuirt werde. Leugnen kann man nicht, daß dieses Exempel in England gefruchtet hat.

Am Schnellsten ist jene oben berührte Sentimentalität, die dem königlichen Unglück nachseufzt, mit ihrem Urtheil fertig. Und Karl Stuart hat ihr Nahrung hinterlassen. In Carisbrook Castle auf der Insel Wight, wo er Hooker's „geistliche Politik" studirte und in Shakespeare's historischen Dramen die Nemesis nicht sah, die durch das Leben der Könige schreitet, schrieb er selbst „die königlichen Seufzer", die später von Andern unter dem Titel *Εἰκὼν βασιλική* oder „Bild des Königs" in Form eines Buches, mit Zusätzen vermehrt, herausgegeben wurden. Ein „seufzender König!" das war allerdings rührend genug. Wer aber das „Bild des Königs" näher betrachtet, der wird finden, daß es der Ausdruck der reinsten Cäsaropapie

ist. An den Prinzen von Wales heißt es: „Der höchste Ruhm des Fürsten besteht darin, die wahre Religion und alle Kirchengüter aufrecht zu erhalten; denn ich habe bemerkt, daß der Dämon der Religion sich gewöhnlich in einen Engel der Reform verwandelt und daß die alte Schlange sich in den Schein eines neuen Lebens zu hüllen weiß. Wenn gewisse Menschen fühlen, daß ihr Gewissen sie des Aufruhrs anklagt, so schließen sie ihm den Mund im Namen und Geschrei der Religion. Wenn die Frömmigkeit zu Gunsten des Friedens und der Geduld spricht, so predigen sie den Eifer.“ Karl fühlte sich eben von Gottesgnaden, die Bischöfe lehrten das als sein Recht, und ohne dieses Recht dachte er sich selbst nicht möglich.

Miß Hutchinson sagt in ihren Aufzeichnungen: „Karl machte sich kein Gewissen daraus, seinem Volke etwas zu bewilligen, wovon er entschlossen war, daß es ihn nicht länger verpflichten sollte als sein Vortheil erheischte. Denn er war ein Fürst, der weder Treu noch Glauben, weder Gerechtigkeit noch Großmuth in sich trug. Er war in seinem Eigenwillen der halsstarrigste Mensch, er wollte entweder absoluter König sein oder gar keiner.“ Miß Hutchinson scheint zu fragen: Dürfen die Könige ungestraft lügen und betrügen? Vor die letzte Alternative gestellt: Absolut oder gar nicht, hat Karl selbst gewählt. Die Thatsachen zogen lediglich die Consequenz.

War irgend ein Mann dazu angethan, seine Gegner zu verbitterten Feinden zu machen und die Feinde zu dem Entschluß zu drängen, endlich mit ihm aufzuräumen, so gewiß Karl Stuart. Er erkannte das Parlament in seinem Rechte an, und erklärte privatim diese Anerkennung für nichtig. Er schmeichelte der independentischen Armee, als er glaubte, sie als Werkzeug benutzen zu können; in dem Briefe an die Königin hießen die ruhmbedeckten Generale „jene Burschen“. Oeffentlich entsagte er jeder fremden Hülfe, insgeheim forderte er sie von Frankreich, Dänemark und Lothringen. Oeffentlich leugnete er papistische Soldaten ab, unter der Hand autorisirte er zu deren Anwerbung, gelobte seiner Gemahlin die Papisten zu

dulden und ermächtigte Glamorgan, den Irländern die Anerkennung des Papismus zu versprechen. Oeffentlich wurde Glamorgan getadelt, im Geheimen gelobt. Er trieb ein schnödes Spiel mit dem englischen Protestantismus und vernichtete sich vor Parlament und Armee selbst.

David Hume war durch seine negative Stellung zur Religion gehindert, klar in diesen Dingen zu sehen. Nicht der „Chorrock" hat den König auf's Schaffot gebracht. Allerdings galt ihm die bischöfliche Kirche, der „Chorrock", als die festeste Stütze des souveränen bon plaisir. Aber nicht die durch den „Chorrock" am Tiefsten beleidigten Presbyterianer bereiteten ihm den Tod, sondern die viel toleranteren Independenten, denen die Form der Kirche gleichgültig war, wenn sie nur ihre persönliche Gewissensfreiheit gewahrt wußten. Was den König stürzte, war also nicht der „Chorrock", sondern das neue Princip der Subjectivität, das sich unaufhaltsam und unbarmherzig geltend machte. Wenn Jeder als Christ den Bischof oder den Reverend in sich trug, so war die nothwendige Folge, daß auch Jeder als Bürger auf ein Stück Souveränität oder Königthum Anspruch erhob. Da der König alle Souveränität, auch die über die Kirche, für sich begehrte, so war kein Compromiß mit ihm denkbar, und da die Independenten die Macht hatten, so beseitigten sie den König, den sie als Räuber ihres Gutes betrachteten.

Trotz allem Scharfsinn verfängt sich Hume in einer Oberflächlichkeit. Die persönliche Ansicht, daß alle Religion Unsinn sei, ist kein Maßstab für historische Beurtheilung. Die religiöse Weltanschauung, ob Sinn oder Unsinn, ist Jahrtausende lang das Motiv der menschlichen Handlungen gewesen, und wer den Gläubigen in ihre labyrinthischen Vorstellungsgänge nicht zu folgen versteht, begreift eben nichts von ihrem Thun.

Der beste Beweis hiefür liegt in der Verwunderung Hume's, daß der „Verbrecher" Cromwell bei so „heftigem Ehrgeize und so brennender Schwärmerei" dennoch „so gerecht und mäßig" gehandelt habe!

Der katholische Historiker der großen Rebellion, Lingard, ist gerechter gegen Cromwell als der Philosoph Hume und irgend ein Engländer bis auf Forster und Carlyle; gerechter als der Protestant Guizot in Frankreich und die Protestanten Raumer und Dahlmann in Deutschland, als alle Deutschen bis auf Ranke, Reinh. Pauli und den Biographen Sträter. Lingard sagt: „Mir scheint er den religiösen Fanatismus, den er so furchtlos zeigte, wirklich empfunden, und sein erstes Emporkommen mehr seinem Eifer für die Sache und der angebornen Thatkraft, als Absichten des persönlichen Eigennutzes verdankt zu haben.“

Ueber das Wort „Fanatismus“ ließe sich rechten, wenn man nicht jedes rücksichtslose Vorgehen auf Grund einer zur inneren Wahrheit gewordenen Ueberzeugung Fanatismus nennen will. Dem Fanatismus im bösen Sinne des Wortes sind wesentlich religiöse, d. h. unklare Vorstellungen ausgesetzt, die um so wilder in's Gelag hinein zur Handlung treiben, je wichtiger die vermeintlich auf dem Spiele stehenden Interessen sind.

Oliver Cromwell ist eben der umgekehrte Hamlet der reformatorischen Periode, der die stete Selbstbeschauung durch Entschlüsse aufhebt; der aufhört, der Sklave seines reflectirenden Bewußtseins zu sein; der des Gedankens Blässe mühsam von sich abthut und die That in ihre Rechte einsetzt. Er deducirte die Nothwendigkeit der Hinrichtung des Königs nicht nur aus der Bibel und mit der Emphase der Propheten, sondern berief sich im Gespräche mit den schottischen Commissären ausdrücklich auf Mariana's Buch vom Königthum und auf die Rechtsphilosophie des gewaltigen Buchanan. Er vermittelt das religiöse Phantasiren mit dem logischen Denken. Er bildet den Schluß und Ausgang der geistigen Befangenheit, die anderthalb Jahrhunderte gedauert hatte. Auf seine Gefahr, wie Jeder, der das Rad der Geschichte in's Rollen bringt; aber mit welchem Muth, mit welcher Ausdauer, mit welchem historischen Erfolge!

Die Republik auf vier Jahre.

Die Independenten und Republicaner standen am Ziele, die Königslosigkeit war erreicht. Was für die letztern Princip, war für die erstern ein einzelner Akt der Gerechtigkeit oder Rache. Diese Verschiedenheit bildete den Samen der Zwietracht zwischen ihnen.

Die Republicaner, gering an Zahl, hätten jetzt den Freistaat organisiren, sich innerhalb der Königslosigkeit häuslich einrichten mögen. Die Independenten, die aus religiösem Gewissen den König beseitigt hatten, dachten nicht daran auszuruhen, sie zogen jetzt die gesellschaftlichen Consequenzen aus ihrem Princip der freien Persönlichkeit. Sich zwischen beide zu stellen, die Presbyterianer und Royalisten im Nacken, war eine furchtbare Aufgabe.

Die ersten Schritte wurden noch gemeinsam gethan. Während die Getreuen den enthaupteten König zu Windsor beisetzten, schaffte das Parlament das Königthum als „unnütz, lästig und gefährlich für Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes" ab, und bedrohte Jeden mit dem Tode, „der die Nachkommen der Stuarts wieder auf den Thron zu bringen versuche". Am 6. Februar folgte dem Königthum das Haus der Lords, das sich in der Katastrophe schon selbst beseitigt hatte. Cromwell stimmte gegen die Aufhebung der Lords! Niemand zwang ihn dazu, eher im Gegentheil.

Am 9. März folgten ihrem König auf dem Schaffot der Herzog von Hamilton, Graf Holland, Lord Capel. Ein neuer

Hoher Justizhof hatte sie verurtheilt, das Parlament bestätigte, während es vier Angeklagte begnadigte. Hamilton war der wetterwendische Schotte, der zuletzt die schottische Armee gegen England commandirt hatte; Graf Holland war zum Könige übergegangen; Lord Capel hatte im Langen Parlament zuerst Beschwerden vorgebracht und war später abgefallen. Er drapirte sich muthig vor dem Tode, sagt Whitelocke.

Das stolze Parlament von 1640! Mit 506 Mitgliedern hatte es seinen Einzug in Westminster und in die Geschichte gehalten; nach des Königs Tode tröpfelten noch 77 zusammen. Als die Zahl durch Neuwahlen auf 150 gebracht war, erschien selten die Hälfte, meist nur ein Drittel. Der neugeschaffene Staatsrath der Republik zählte fast eben so viele Mitglieder, nämlich 42. John Milton, der vielbewährte Publicist, der getreue Spiegel der Independenten-Bewegung in den 40er Jahren, der Religionsphilosoph der „Reformation der Reformation", zugleich classisch gebildet, todter und lebender Sprachen Meister, wurde Secretär für die auswärtigen Angelegenheiten und Sprachen und lieferte gleich sein Probestück in einem Schreiben nach Hamburg. Der Staatsrath ließ ein neues Siegel anfertigen: die Karte von England und Irland mit den beiden Wappen auf einer Seite, auf der andern das Haus der Gemeinen in voller Sitzung! Darunter die Legende: „Das erste Jahr der Freiheit durch Gottes Segen". Der Schwerpunkt lag offenbar im Staatsrath. Wer hielt den Staatsrath zusammen? Ein Mann, der immer mehr ganz England bedeutete.

Die eigentlich religiösen Hallucinationen hatten ihre Bedeutung hinter sich, die ihnen nur durch den presbyterianischen Druck des Unterhauses gegeben worden. Es handelte sich jetzt nicht um die „Antinomisten", die das Moralgesetz für erledigt erklärten; nicht um die „Familisten", welche die Sündlosigkeit der mit dem Herrn zu einer Familie vereinten Erwählten lehrten; nicht um die „Rosenkreuzer", deren Doctrin von Deutschland herstammte. Ohne actuale Bedeutung blieb so-

gar ein Visionär wie der ehemalige Cromwell'sche Reiter James Naylor, der mit Pranger, Geißelung und Zuchthaus bestraft wurde, weil er im Geleite von Hosiannah singenden Männern und Frauen mitten im Platzregen als „Friedensfürst" und „König von Israel" durch die Straßen von Bristol zog. Wichtig, brennend, gestaltete sich erst der entfesselte Subjectivismus, als er sich ins Politische und Sociale übersetzte. Der unverwüstliche John Lilburn protestirte im heftigsten Demokratenton gegen die Privilegien des neuen Staatsraths und das eingesetzte Obergericht. „Englands neue Ketten entdeckt" und „das Fuchsprellen", so lauteten die Titel seiner Flugschriften. Am 29. März wanderten die Oberstlieutenants Lilburn und Overton nebst Anderen in den Tower. Als die Soldaten des Regimentes Whalley meuterten und sich weigerten nach Irland zu gehen, griff Cromwell durch und ließ den braven Lockyer, einen Soldaten von 23 Jahren, der schon 7 Jahre gedient hatte, kriegsgerichtlich erschießen. Aber der Leichenzug selbst nahm eine verdächtige Miene an; das Begräbniß wurde zur Demonstration.

John Lilburn ruhte auch im Tower, wo er übrigens in milder Obhut des Lieutenants lebte, keinen Augenblick. Am 1. Mai erschien von ihm ein ganzer Verfassungs-Entwurf sammt der Liste der nothwendigen organischen Gesetze unter dem Titel: „Eine Vereinbarung des Volkes zu einem festen und augenblicklichen Frieden auf Grund des gemeinen Rechts". Kein Mensch soll mit dem Parlament die souveräne Gewalt theilen. Dieses wird alle zwei Jahre nach Maßgabe der Bevölkerung gewählt. Die christliche Religion wird unter Gottes Beistand zur Reinheit der Lehre, des Cultus und der Zucht reformirt, gemäß dem göttlichen Wort. Das Volk wird öffentlich, ohne Zwang, darin unterrichtet; die Geistlichkeit auf Staatskosten unterhalten; die Zehnten sind abgeschafft; Papismus und Episkopalcultus werden nicht geduldet, aber auch die Strafgesetze hören auf. Die Steuer wird gleichmäßig vertheilt. Kein Mensch darf wegen Schulden eingekerkert, zum

Militärdienst gezwungen, noch wegen der Religion von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen werden. In den Grafschaften wird das Volk sämmtliche Magistratspersonen frei ernennen. Die Gesetze, für alle gleich, wie die Gewissensfreiheit, werden in einem einfachen Codex zusammengestellt.

Welche verfrühte Weisheit in diesem hitzköpfigen Soldaten, den man einen Leveller oder Gleichmacher nannte, weil er das Princip der Herrschaft, um die sich bis dahin die Parteien — König, Presbyterianer, Armee und Independenten — gestritten, aus der Welt zu schaffen und durch eine demokratische Selbstregierung des Volkes zu ersetzen meinte!

Cromwell, der wie alle zur Gewalt Gekommenen die Pflicht der Gewalt zu empfinden begann, nämlich zu conserviren, äußerte sich über den Geist, der stets verneinte, dahin: John Lilburn müsse stets irgend Jemanden bekämpfen; fände er Keinen mehr, so würde er sich selbst theilen, und John wider Lilburn, Lilburn wider John sein. Unterdessen verordnete er ihm strengere Haft. Als Lilburn's ehemaliges Regiment meuterte, ließ er 14 herausgreifen, drei zum Tode verurtheilen und Einen davon standrechtlich erschießen. Es sollte ein Ziel gesetzt werden. Der Obercommandirende Fairfax drohte mit den strengsten Strafen gegen Insubordination. Da veröffentlichte Capitän Thomson in Oxfordshire das Programm der Rebellion: „Das Banner Englands rückt an.“ Man soll dem Lilburn keinen Finger krümmen! Cromwell rückt aus, überfällt die Meuterer, Capitän Thomson fällt für die demokratische Republik, ein Cornet und zwei Corporale werden erschossen.

Gegen die letzte Consequenz des Levellerthums wehrte sich selbst der radicale John Lilburn. Er beschränkte sich auf die politische Gleichheit und ließ die sociale oder Eigenthumsfrage auf sich beruhen. Wer aber dem Wehen des befremdenden Geistes in dieser tief erregten Zeit aufmerksam lauscht, dem kann es nicht entgehen, daß unter der Oberfläche, auf welcher die Fragen: Königthum oder Republik, geschlossene Staats-

kirche oder freie Glaubensgenossenschaft, so lärmend und so blutig verhandelt wurden, die Haupt- und Grundfrage als causa prima arbeitete. Freilich war das Bewußtsein von diesem tiefinnersten Grunde ein lediglich instinctives, seine Aeußerungen kamen auf eine Caricatur hinaus. Und das grade bildet die erschütternde Tragik jener wie auch noch der spätern Zeit, daß die besten Köpfe und gesundesten Herzen vor lauter Religion und Theologie, selbst im Kampfe gegen diese, nicht zum klaren Einblick in die reale Natur der Dinge und Verhältnisse gelangten.

Die normannische Eroberung des 11. Jahrhunderts war eine große Confiscation des englischen Grundes und Bodens gewesen. Das Doomesday-Book ist das riesigste Monument der Expropriation im Großen und der classischen Bedeutung des Krieges, der stets, wenn auch oft nur indirect oder versteckt, auf Eroberung, d. i. Plünderung ausgeht. Dennoch war der agrarische Zustand Englands bis tief ins 15. Jahrhundert hinein unvergleichlich besser als später, namentlich im 17. Jahrhundert, und, fügen wir gleich hinzu, im 17. unendlich besser, als im 18. und 19.

Man macht sich eine ganz falsche Vorstellung von der Vergangenheit Englands, wenn man hört, daß gegenwärtig der eigentliche Grundbesitz sich auf 30,000 Familien vertheile. Das ganze Mittelalter ließ einen zahlreichen Bauernstand mit mittlerem und kleinem Besitz bestehen, wenn die Besitzer auch nach feudalem Rechte tributpflichtig waren. Ferner reservirte der Staat erbweislich immer große Strecken von Ländereien zum Besten des Volkes. Außer dem Lehen oder Afterlehen hatte der Bauer Theil am Gemeindelande und Gemeindewalde, also ein Weide- und Holzungsrecht.

Der Engländer Syme in seinem lehrreichen Werke über „die ackerbautreibenden Classen Englands“ sagt uns, daß noch im 15. Jahrhundert England in ganz Europa bewundert war wegen der großen Zahl seiner Grundbesitzer und seines darauf begründeten Wohlstandes. Ja, noch am Ende des

17ten Jahrhunderts, zur Zeit des Oraniers, zählte England nach Gregory King 40,000 Familien im höheren und 140,000 im niedern Grundbesitz, ohne die 16,500 Familien adliger Eigenthümer mitzuzählen; wogegen heute die Hälfte des englischen Bodens 150 Familien gehört und in Schottland gar 19½ Mill. Hektaren von 12 Eigenthümern besessen werden!

Schon vor Ablauf des 15 Jahrhunderts änderten sich die Dinge. Bisher war man in England wohlhabend gewesen, ohne reich zu sein. Man lebte aus dem Eigenen, aber man häufte nicht in Form des Tauschwerthes auf. Als aber die flandrische Wollmanufactur stets stärkere Nachfrage nach englischer Wolle erhob, erwachte bei den Grundbesitzern die Begierde nach Reichthum. Es galt jetzt Wolle zu züchten, und da war es vortheilhafter, Weideplätze zu haben als Kornfelder. Weideplätze erfordern geringere Arbeit als der Ackerbau, und Weideplätze tragen am Meisten, je ausgedehnter sie sind. So wurden allmählich der Hände weniger gebraucht und der kleine Grundbesitz vom großen aufgesogen.

Der normannische Adel existirte nicht mehr, der neugebackene war geldgierig, vertrieb die Hintersassen massenhaft von seinen Gütern, und griff in ebenso wenig berechtigter Weise den Gemeindeboden an. Die Klagen über beide Proceduren, das Bauernschlachten und die Aufhebung der Bauernrechte, wurden schon Ende des 15. Jahrhunderts laut. Heinrich VII. erließ 1489 ein Gesetz, welches den für unsere Zeit unbegreiflichen Satz aufstellte: Grund und Boden sei nicht lediglich zum Vortheil der Eigenthümer vorhanden; sie dürften ihn nicht zum Schaden ihrer Mitmenschen ausbeuten. Unter Androhung hoher Geldstrafen wurde befohlen, daß ein bestimmter Theil des Bodens dem Ackerbau verbleibe. Ebenso untersagte das Gesetz, Bauernhäuser, zu denen ein gewisses Areal gehöre, niederzureißen. Heinrich Lancaster hieß nicht umsonst der „König der kleinen Leute". Die Reformation mit ihrem großen Besitzwechsel, ihren Confiscationen und ihrem Günstlingswesen war dem kleinen Mann sehr ungünstig, und die

Entdeckung der amerikanischen Silberminen, die sich allmählich geltend machte, brachte den Tauschwerth und dessen Anhäufung erst recht in Schwang.

Durch die Aufhebung der Klöster verfielen große Landstrecken dem Schicksale des feudalen Bodens; die neuen Eigenthümer respectirten kein Herkommen, vertrieben die Colonen und Köther und jagten eine Menge Volkes heimaths- und erwerbslos ins Land. Gegen diese ganz Schuldlosen, die von der ökonomischen Wandlung ganz allein erzeugten „Vagabunden", wütheten dann neue Gesetze mit Auspeitschung, Staupenschlag, Brandmarkung, ja mit der Todesstrafe! Hier haben wir die drei Quellen des früher unbekannten Proletariats, welches die schwere Sorge der Elisabethischen Regierung und der Anlaß zur Armengesetzgebung wurde: Ausgekaufte, vertriebene und durch die Schafzucht überflüssige Bauern. Die angelsächsischen Vaganten lebten nothgedrungen von Wilddieberei und Straßenraub. Ihr echter National- und Classenheld war Robin Hood. Die Ansiedelungsakte duldete keinen 3jährigen Aufenthalt der Vagabunden, damit kein Anspruch auf Gemeinderecht erwachse. Elisabeth ließ die Haus- und Hoflosen auspeitschen, ihr Nachfolger Jakob sie hängen. Die Armuth war ein Laster. Und schon damals erwiderten die Eigenthümer auf die gegen sie erhobenen Vorwürfe: Wir können doch mit unserm Eigenthum machen was wir wollen! Heinrich VII. sagte ihnen das Gegentheil. Heinrich VIII., der an der Verschlimmerung der Dinge großentheils Schuld war, wiederholte dennoch die Verbote seines Vaters und untersagte durch ein Decret, mehr als zwei Güter und 2000 Schafe zu besitzen. Aber das seit dem 15. Jahrhundert überall hindringende römische Recht legte der Gewinn- und Geldsucht den Satz in die Hand: Eigenthum ist das Recht des Gebrauchs und Mißbrauchs (jus utendi ac abutendi).

Im 17. Jahrhundert gab es, wie wir sahen, noch 180,000 nichtadlige mittlere und kleine Grundbesitzer. Diese selbstän-

digen Leute, welche noch zahlreicher waren als die Pächter, bildeten mit den Handwerkern der Städte den Mittelstand und Kern der Nation. Auf jene Yeomen oder Freisassen stützte sich Oliver Cromwell, unter ihnen recrutirte er seine heiligen Schwadronen, aus ihnen ging die independentische Republik hervor. Auf der scharfgezogenen Gränze zwischen annectirendem und einhägendem Großgrundbesitz und dem durch die Enclosures oder Einhägungen immer wachsenden Landproletariate schlug er seine Zelte auf. Mit jedem weitern Jahrzehnt wäre seine Schöpfung schwieriger, ja unmöglicher geworden; denn in den zwei Jahrhunderten von 1670 bis 1867 sind den englischen Gemeinden 9 Millionen Acker Landes weggenommen und vom Großbesitz eingehägt worden. Das machte den selbständigen Kleinbesitz und die auskömmliche Existenz der Feldarbeiter immer zweifelhafter, bis endlich in unsern Tagen der Cottager das vollendete Bild materiellen und folglich auch moralischen Elends darstellt. Die Flüssigkeit jener Gränze, die sich durch keine Ueberzeugungstreue festbannen ließ, zwingt uns zur Anerkennung des Cromwell'schen Heroismus, aber auch zur Einsicht in die Vergeblichkeit seines heldenhaften Mühens. Ja, es will uns einleuchten, daß keine Republik irgend eine Bürgschaft der Dauer haben könne, so lange die ökonomische Grundlage der Gesellschaft flugsandartig hin und her wogt.

Sagen wir zur Ergänzung der Ackerbauverhältnisse ein Wort vom städtischen Handwerk, welches sich selbstverständlich dem allgemeinen monopolistischen Drange nicht zu entziehen vermochte. Dasselbe Vorurtheil, welches den mittelalterlichen Grundbesitz und Ackerbau umnebelt, waltet auch in Bezug auf die Handwerkerzünfte vor. Weil wir die Entartung des Zunftwesens der französischen Revolution mit Recht verfallen sahen, weil wir selbst nur die schäbigen Ueberbleibsel dieses Wesens kennen lernten, so sind die Meisten mit ihrem Urtheil über ein schädliches und albernes Monopol rasch fertig. Da hat nun

Lujo Brentano,*) ein Schüler Engels, allen die es wollten, trefflich den Staar gestochen. Erst im 15. Jahrhundert schlich sich das Monopol in das Zunftwesen ein, während die mittelalterliche Zunft eine freie Genossenschaft von Gleichen zu Schutz und Trutz gebildet hatte. Erst jetzt machten sich Capital und Familienverbindungen bei der Aufnahme geltend. Heinrich VII. verbot zu Anfang des 16. Jahrhunderts vergebens den Vorstehern, auf eigene Faust „neue Gesetze und Ordnungen über den Waarenpreis und andere Dinge zu ihrem eigenen Vortheile zu erlassen". Heinrich VIII. mußte das auf 40 Schillinge erhöhte Eintrittsgeld der Lehrlinge auf 2 sh. 6 d. beim Eintritt und auf 3 sh. 4 d. beim Austritt ermäßigen. 1536 erließ derselbe König ein scharfes Gesetz gegen das unberechtigte Streben der Zunftmeister, sich die Concurrenz der Lehrlinge vom Halse zu halten. Wie wenig das half, geht aus der Nachricht hervor, daß unter Jakob I. von 20 bis 100 Pfd. St. für die Aufnahme des Lehrlings gefordert wurden und daß gegen Ende des Jahrhunderts die Preise auf 500—800 Pfd. stiegen! Cromwell mußte den Specereihändlern gestatten, 30 Pfd. zu erheben. Auch die Erblichkeit des Handwerks datirt erst aus dem 17. Jahrhundert. Wenn Chaucer im 14. Jahrhundert die Gilden „große und feierliche Bruderschaften" nannte, so bezeichnete sie schon vor der englischen Revolution Francis Bacon als „Bruderschaften im Bösen".

Das Coteriewesen hielt seinen Einzug. Der Geselle durfte nicht verheirathet sein, der Meister mußte es sein oder doch gleich seine Braut, am Besten aus der Sippe, dem Urtheil der Zunftherren unterwerfen. Das Familienmonopol wurde zur Macht in der Zunft. In Folge davon kam ein Classenunterschied innerhalb der bisher Freien und Gleichen auf; es gab eine livery, reiche Meister, householders, die übrigen, und Arbeiter, freemen, yeomen, bacchelors. Die Verwaltung der

---

*) Vergl. Lujo Brentano: „Die Arbeitergilden der Gegenwart". Erster Band: „Zur Geschichte der englischen Gewerkvereine". Leipzig 1871.

Zunft war schon unter Jakob I. keine demokratische mehr; ein Ausschuß aus der Livery, der sich selbst ergänzte, herrschte oligokratisch. Den Vorstehern mußte Gehorsam geschworen werden wie einem Souverän. Grade im heftigsten Revolutionsjahre 1649 opponirten die Genossen der Tuchmacherzunft laut gegen diese Erschleichung, ohne etwas durchzusetzen. Nicht umsonst kommen übrigens in der Revolutionsgeschichte die Lehrlinge der City so oft vor; auch sie hatten ein sociales Interesse am Sturze der politischen Monopole; doch verharrten sie im Ganzen, auf gut städtisch, bei dem presbyterianischen Standpunkte und machten grade in der kritischen Periode des Streites zwischen Parlament und Armee den Independenten zu schaffen. Sie wollten eben leichter Meister werden. Hatten die Londoner Lehrlinge doch schon gleich zu Anfang des Langen Parlaments, im Jahre 1641, um Schutzmaßregeln gegen die eingewanderten Fremden petitionirt, die ihnen vollends die Aussicht auf selbständige Niederlassung verdürben.

Die Londoner Lehrlinge traten zu dieser Zeit ähnlich in engere Verbände zusammen, wie die Gesellen des Continents, welche sehr beanstandete „Bruderschaften" bildeten. Sie äußerten corporativ ihre Meinung über politisch-religiöse Tagesfragen, und als die Meister ihnen den „Spieltag" nehmen wollten, setzte das Parlament den zweiten Dienstag jedes Monats fest und befahl, an diesem Tage alle Läden zu schließen.

Die englischen Gesellen ihrerseits kämpften gegen Meister und Lehrlinge zugleich. Das begann schon unter Jakob I., wo die internen Verhältnisse der Messerschmiede in der Grafschaft York regulirt werden mußten. Die Gesellen verlangten durch das ganze Jahrhundert hindurch: die Lehrlingszeit müsse siebenjährig sein, kein Meister dürfe einen Arbeiter beschäftigen, der nicht zur Zunft gehöre; Lehrlinge dürften nicht ausgeliehen werden, weil sie den zünftigen Gesellen das Brod wegnähmen; kein Meister dürfe mehr als zwei Lehrlinge halten, zu dreien gehöre ein Geselle.

Die Zunft war sichtlich in einem Zersetzungsprocesse be-

griffen; durch den Spalt, der durch sie selbst hindurch ging, brauchte nur noch das große Capital einzudringen, so verwandelten sich die Vorsteher in Großproducenten, Gesellen und Lehrlinge gemeinsam in Heloten der Lohnarbeit. Einstweilen schonte aber die Regierung den Bestand der Zünfte; denn diese waren reich, und die Krone in der Regel mittellos. Ihre Domänen hatten durch die Werthverminderung des Geldes grade so sehr an Bedeutung verloren, als die Yeomanry und der Pächter dadurch profitirten. Schon Heinrich VIII. borgte von den Zünften, dann confiscirte er ihr sämmtliches Vermögen, welches in milden Stiftungen bestand, für welche in der katholischen Zeit jährliche Gebete bezahlt werden mußten. Elisabeth, Jakob, Karl, selbst die Republik zapften die Zünfte tüchtig an, erpreßten von ihnen so viel als sie konnten.

Die in sich selbst gespaltene Zunft mit einem sich selbst entgegenarbeitenden Räderwerk entsprach nicht mehr der neu aufgekommenen Productionsweise, dem Großbetriebe. Das Capital flüchtete daher aus den zunftpflichtigen Orten in zunftfreie, wie Manchester und Birmingham, und von da an entwickelte sich in voller Freiheit die Concurrenz des Manufacturwesens nach Außen wie nach Innen, hier und dort um die niedrigsten Preise, der Waare wie des Lohnes. Der Schutz der Arbeit wurde zur verpönten Sache.

Auch diesem Processe vermochte die Revolution keinen Einhalt zu thun; sie blieb bei der politischen Mündigkeit des Yeoman wie des Zunftmeisters stehen. Schon verstand Niemand mehr das Gesetz der Elisabeth von 1562, welches den Zwölfstundentag festsetzte, den Lohn der Gesellen alljährlich in den ersten Sitzungen nach Ostern von Friedensrichtern und städtischen Magistraten für das laufende Jahr bestimmen ließ und dieselben Behörden mit der Schlichtung der Streitigkeiten innerhalb der Zunft beauftragte. Noch einmal war Jakob I. darauf zurückgekommen und hatte Friedensrichter und Magistrate mit der Fixirung des Lohnes für zünftige wie nichtzünftige Arbeiter betraut. Das Alles schwand bald wie ein

Märchen aus grauer Zeit in die Vergessenheit. Das Groß-capital und der Großbesitz, der selbst immer mehr Capital wurde, führten das große Wort; aber die Sphinx auf dem Thore der Gesellschaft wurde immer bedrohlicher und stellte stets bedrohlichere Räthselfragen.

Im Jahre 1649 murmelte die Löwenjungfrau erst leise und verworrene Worte; horchen wir aber aufmerksam hin, so wird uns das Lächeln vergehen, welches die meisten Historiker dieser Zeit, nicht grade zur Ehre ihrer Kenntnisse und Fähigkeit, zur Schau tragen. Die eigentlichen Levellers, der keckste Sproß der Independenten, gingen noch über John Lilburn hinaus; sie verlangten die Befreiung der Armuth von allen Abgaben und die Garantie der Subsistenz für jede Art von Arbeit.

Die eigentlichen Levellers sind die calvinistischen Baboeufisten, Chartisten, Socialisten, deren ökonomische Wissenschaft sich natürlich auf die Kenntniß des Punktes beschränkte, wo sie der Schuh drückte, eine Kenntniß, die dem Staatsrathe sogar noch abging. Wahrhaft rührend ist das Auftreten der Diggers, Aufhacker, Karstner. Unter Anführung ihres Propheten Everard gruben sie auf dem kreidigen St. George's Hill und auf St. Margaret's Hill bei Cobham (Surrey) den Boden um, säeten Rüben und Bohnen, 30 Mann hoch, versprachen Allen, die sich zu ihnen gesellen würden, Essen, Trinken und Kleider, und versicherten, bald viertausend zu sein. Sie übten das älteste Landesrecht, die Nutznießung des Gemeindebodens, der durch Parkanlagen so widerrechtlich verkürzt war. Das war der naive Protest gegen das alte historische Unrecht vom 11. Jahrhundert an, gegen den „Diebstahl", der „Eigenthum" geworden.

Das nicht eingehägte Land gehörte nach den Karstnern doch sicherlich der Nation oder der Gemeinde; im Princip aber, so fuhren sie fort, sei die Erde vom Schöpfer zur großen Schatzkammer des Unterhalts Aller bestimmt. Es sei der

Streit zwischen Kain und Abel, Abel brauche jedoch nicht immer erschlagen zu werden.

Etliche Friedensrichter mit den geängstigten Bauern der Umgegend und zwei Trupps Cavallerie trieben die Karstner auseinander. Der Prophet aber trat am 29. April 1649 vor den Mann Gottes Cromwell und erklärte ihm: Alle Freiheiten des Volkes seien verloren gegangen, seit Wilhelm der Eroberer ins Land gekommen; seitdem habe das Volk Gottes stets unter Tyrannei und Bedrückung gelebt, schlimmer als unsere Vorfahren unter den Aegyptern. Jetzt aber sei die Zeit der Befreiung da, Gott werde sein Volk aus der Sklaverei führen und es zu seiner Freiheit herstellen, die Früchte und Vortheile der Erde zu genießen. Jüngst habe er, Everard, eine Vision gehabt, die ihm befohlen: Stehe auf und grabe und pflüge die Erde und empfange ihre Früchte! — Ihre Absicht sei, die Schöpfung zu ihrer alten Verfassung zurückzuführen. So wie Gott versprochen, das dürre Land fruchtbar zu machen, so wollten sie jetzt die alte Gemeinschaft herstellen, um die Früchte der Erde zu genießen und den Ertrag an die Armen und Dürftigen zu vertheilen, die Hungrigen zu sättigen und die Nackenden zu kleiden. Sie hätten nicht die Absicht in irgend Jemandes Eigenthum zu greifen, noch auch Pfähle oder Gehäge niederzubrechen; sie wollten sich nur auf das beschränken, was gemeinsam und ungepflügt sei, und das nützlich für den Gebrauch des Menschen machen. Bald aber werde die Zeit kommen, wo alle Menschen freiwillig eintreten, ihre Ländereien und Güter aufgeben und sich dieser Gemeinschaft der Güter unterwerfen würden. — Als der Prophet mit seinem Collegen Winstanley vor Cromwell stand, behielten sie beide die Hüte auf dem Kopfe, weil er doch blos ihr Mitgeschöpf sei. — Selbstredend konnte ihre Mission keinen Erfolg haben.

Im Sommer desselben Jahres 1649 ließen diese wunderlichen Heiligen — 100 Jahre vor Jean Jacques — drucken: „das Eigenthum ist die Grundursache jeder Sünde; jetzt da der Tyrann von uns genommen ist, sollte es wirklich wieder dem

Wohle des Volkes dienen". Gegen diese Theorie wehrte sich der reine Demokratismus Lilburn's. Cromwell aber, der den Mittelstand auf die Bühne und zu Ansehen gebracht hatte, konnte nicht eine zweite, unfertige, aussichtslose Revolution wollen. Er ließ die Gemeindegüter in Surrey von den Everard'schen Colonisten säubern.

Im Parlament vertrat H. Martin die äußerste Richtung. Einmal ärgerte sich Cromwell so über ihn, daß er seinen Dolch in einen nebenstehenden Stuhl stieß und von „Harry Martin und seiner Bande von Levellers" sprach. Ein andermal sagte er im Scherz: „Sir Harry". Der Republicaner erhob sich und grüßte: „Ich danke Ew. Majestät. Ich habe immer gedacht, wenn Sie König werden, werde ich Ritter." Schon im ersten Jahre der Republik wurden zu Coventry Pamphlete confiscirt, die den Titel führten: „Charakter des Königs Cromwell."

Die innern Schwierigkeiten traten jedoch bald in Schatten vor der Lage Irlands und Schottlands. Das grüne Erin war seit 1641 noch nicht zur Ruhe gekommen, Protestantenmorde blieben an der Tagesordnung; die Katholiken hatten sich beständig im Einverständniß mit dem Könige gewußt oder doch geglaubt. Im Jahre 1648 hatte Graf Ormond, ein episkopaler Anhänger des Königs, auf eigene Faust die Pacification von Kilkenny mit den irischen Nativisten geschlossen, nach dem Tode Karls I. aber sogar den Prinzen von Wales sofort als Karl II. proclamirt.

Eine schwere Wolke englischen Zornes hing über dem keltischen Eilande. Auch die Schotten hatten eine Woche nach der Hinrichtung Karl's I. seinen Sohn als Karl II. zum Könige ausgerufen, unter Vorbehalt von Covenant und Bund mit England. Darüber verstand die nunmehrige englische Regierung keinen Spaß: das Parlament beschloß eine schroffe Erklärung nach Edinburgh, und der Staatsrath ließ die schottische Com-

mission, die sich eben von London nach Gravesend und dann nach Holland begeben wollte, um dem neuen Könige die Krone zu bieten, aufgreifen und an die schottische Gränze bringen. Die Spannung mit Schottland war also ebenfalls wieder da.

Der Royalismus, der — wie wir sehen werden — an den legitimistischen Höfen zu Madrid, Brüssel und Paris keine besondere Inbrunst entfaltete, bekundete sich im Auslande in einigen meuchlerischen Excessen der Privatrache. So wurde der Holländer Dorislaus, der beim Processe des Königs den Independenten juristischen Beistand geleistet hatte und dann als Ablatus des englischen Gesandten in den Haag gereist war, nächtens in einem dortigen Gasthofe von Schotten ermordet. Der Prinz von Wales mußte sich darob zu seiner Mutter nach St. Germain bei Paris begeben. Trotz der Sympathie mit den Mördern speiste er die Schotten mit ihrem Covenant trocken ab; er äugelte, wie der Vater, nach Irland. Nicht besser als dem Dorislaus erging es dem englischen Agenten Anton Asham zu Madrid; auch er wurde im Gasthofe überfallen und ermordet. Da kann man begreifen, wie sich Mazarin später erkundigte, ob ein französischer Gesandter zu London persönlich sicher sein würde. Der Frevel am Völkerrecht aber, der zu Madrid und im Haag verübt wurde, sollte den Holländern und Spaniern noch eingetränkt werden. Zunächst kam die Reihe an Irland.

Schon zwei Monate nach des Königs Tode war der Feldzug beschlossen. Cromwell, der anfänglich zögerte, nahm die Stelle eines Lordlieutenants von Irland an. Er verlangte und erhielt: die oberste Gewalt in Civil- und Militärangelegenheiten auf drei Jahre, 12,000 Mann Veteranen, 100,000 Pfd. baar in die Kriegscasse, zu seiner Equipirung 3000 Pfd., 10 Pfd. täglich als General in England, in Irland 2000 Pfd. auf drei Monate, Alles das außer der Besoldung seines neuen Amtes als Lordlieutenant-General und Generalgouverneur von Irland. Endlich bat er sich seinen Schwiegersohn Ireton als Unterbefehlshaber aus.

Am 10. Juni 1649 riefen drei Geistliche in Whitehall den Segen des Himmels auf seine Fahnen herab; Goffe, Harrison und Cromwell selbst legten die Schrift aus und der Lordlieutenant reiste ab. Sechsspännig fuhr er aus London, umgeben von einer berittenen Leibwache von 80 jungen Männern aus vornehmen Familien, unter schallendem Jubel der Bevölkerung. Man hat vielfach von „christlich-germanischer Politik" gesprochen, ohne zu wissen was man sagte. In jener sechsspännigen Staatscarrosse saß die christlich-germanische Republik; mit Cromwell verschwand sie für immer aus der Geschichte.

Der englischen Regierung stand in ganz Irland nichts offen als die einzige Stadt Dublin; alle sonstigen Städte, Vesten, Schlösser, Häfen waren zu erobern. General Monk glaubte sehr politisch gehandelt zu haben, als er mit dem Partisan O'Neil die dürftige Convention von Ulster abschloß; seine Soldaten jedoch hatten anders gedacht, ihn im Stich gelassen und zur Heimkehr nach England genöthigt.

Das Blutbad von 1641 stieg am Horizonte der Cromwell'schen Armee wieder auf; die Veteranen, denen der Herr bei Windsor Castle ihre Bestimmung enthüllt hatte, wollten auch an diesen „Delinquenten" Rache üben. Die Convention von Ulster wurde cassirt.

Cromwell landete und zog mit seinem Heere in Dublin ein. Seine erste Waffenthat war die Erstürmung von Drogheda oder Tredah am Ausfluß der Boyne. Ein für allemal stand bei Cromwell der Grundsatz fest, die Plätze zur Uebergabe aufzufordern, im Falle des Sturms aber keinen Pardon zu geben. So schreibt er wörtlich an den Commandanten von Roß unterm 17. October 1649: „Seit ich nach Irland gekommen bin, kann ich mir das Bestreben bezeugen, das Blutvergießen zu vermeiden. Ich bin vor keinem Platz gewesen, dem ich nicht erst solche Bedingungen gestellt hätte, die zum Besten und zur Erhaltung derer gedient haben würden, denen ich sie anbot. Mein Grundsatz ist nämlich, daß Volk

und Plätze, zu denen ich komme, nicht leiden sollen, es sei denn durch ihre eigene Verstocktheit."

Danach bemessen sich leicht die Anklagen der königlichen und sonst feindlichen Schriftsteller, die absichtlich oder aus Unverstand aus dem Lordlieutenant Cromwell einen blutdürstigen Tiger gemacht haben. Irland war englische Besitzung, Irland hatte jetzt acht Jahre lang rebellirt, Irland sollte einmal christlich-germanischen Ernst sehen: Unterwerfung oder Vernichtung! Kein Zweiter hätte so wenig Blut vergossen wie der gestrenge Oliver. Die Besatzung und die Bevölkerung von Tredah leisteten Widerstand; die Stadt mußte mit Sturm genommen werden. Am 11. September 1649 fand der erste Angriff statt. Er erreichte sein Ziel nicht; als Cromwell das von einer Batterie aus gewahrte, stellte er sich persönlich an die Spitze des zweiten Sturmes. Am 12. September war er Herr der Stadt. Er schrieb: „Ich glaube nicht, daß 30 der Vertheidiger mit dem Leben davon kamen. Die noch Uebrigen sind in sicherm Gewahrsam für Barbados (Zwangsarbeit in Westindien)." Das Gemetzel war furchtbar gewesen, kein Pardon gegeben worden. 1000 Einwohner kamen in einer Kirche um. Das war das erste Strafgericht über die ewig verrätherischen Royalisten und Kelten, die das theure Protestantenblut so schnöde vergossen hatten.

Trim und Dundalk ergaben sich auf bloße Botschaft. Dann marschirte das Heer von Drogheda auf Werford. Wieder gab es keinen Pardon. Weiter nach Roß, dessen Gouverneur „Gewissensfreiheit" als Bedingung der Capitulation forderte; worauf Cromwell: „Wenn Sie unter Gewissensfreiheit die Freiheit der Messe verstehen, so halte ich es für's Beste, wenn wir offen mit einander reden und ich Ihnen kundthue, daß, wo das Parlament von England Gewalt hat, solches nicht gestattet wird." Der Platz ergab sich ohne Sturm.

So praktisch aber auch der Lordlieutenant den Aufstand niederwarf, so kurz sein Befehl, so rasch die Ausführung war: immer pflegte er dazwischen zu theologisiren. Im December

1649 hatte der katholische Klerus einen Convent zu Clonmacnoise gehalten und ein Manifest an die Gläubigen beschlossen, in welchem es hieß: Das Volk möge sich nicht täuschen lassen durch den Anschein von Huld und die milde Behandlung (die also zugegeben wurde), da doch die Absicht des Parlaments sei, sie Alle zu vernichten. Sie kämen Alle auf die Tabaksinseln, ins heiße Westindien, wohin schon viele geschickt worden seien.

Darauf antwortete Cromwell in einer feierlich langen „Declaration". Zuerst opponirt er als protestantischer Theologe gegen die Unterscheidung von „Laien und Klerus". In der ältesten Kirche seien lauter Brüder gewesen. „Euer Stolz erzeugte diesen Ausdruck; um schmutzigen Gewinnstes willen haltet Ihr ihn aufrecht, indem Ihr das Volk glauben macht, es sei nicht so heilig als Ihr, und es könne für seinen Pfennig etwas Heiligkeit von Euch kaufen, Ihr aber könntet es zäumen, satteln und reiten nach Lust." Dann kommt er als Politiker auf das Massacre von 1641: „im Frieden mit England, von dem das Volk den größten Nutzen zog, wurde dieses unerhörte Bubenstück vollbracht, auf Euer Schüren, die Ihr mit Friedensstiftung und Eintracht gegen den gemeinsamen Feind prahlt! Kann da Gott mit Euch sein?" — Ihr klagt uns an, „wohlan denn, gebt uns ein Beispiel seit ich nach Irland kam, daß ein unbewaffneter Mensch ermordet, vernichtet oder verbannt worden wäre! Das Leben wird keinem Unbewaffneten anders als nach gerichtlichem Spruch und nach dem Gesetze genommen. Die Verbannung ist nur bei solchen angewendet worden, die in Waffen ergriffen, zum Tode hätten verurtheilt werden können. Und das oder Schlimmeres wird allen denen widerfahren, die auf Euer Hetzen zu den Waffen greifen. Alle, hoch und niedrig, die nicht bei dem Massacre betheiligt waren, mögen auf den gesetzlichen Schutz für Güter, Freiheit und Leben rechnen. Wer sich friedlich und rechtschaffen beträgt, wird gleiche Gerechtigkeit mit den Engländern erfahren. Und wenn der Soldat unverschämt gegen sie ist, so soll er

nach erbrachtem Beweise mit der äußersten Strenge bestraft werden. Und nun, wenn dieses Volk köpflings nach dem Rathe seiner Prälaten, Geistlichen und Leiter hineinrennt, so hoffe ich unschuldig an dem Elende, der Verwüstung, dem Blut und Ruin zu sein, die über es kommen werden, und ich werde mit Freuden die äußerste Strenge walten lassen." So war noch nie mit dem ultramontanen Klerus Irlands geredet worden.

Was die königlichen Schriftsteller wie Clarendon, Carte rc. so emphatisch den „Cromwell'schen Fluch" genannt haben, der sich auf Irland niedergelassen, bestand in folgenden Maßregeln: die Betheiligung bei dem Blutbad von 1641 wird nach regelmäßigem Proceß mit dem Tode oder mit Verbannung und Confiscation bestraft; wer Waffen gegen das Parlament getragen hat, erleidet Confiscation; jedoch wird ihm ein Drittel seines Besitzes in einer andern Gegend angewiesen. Offenbare Papisten, die sich nicht thätlich vergehen, verlieren ein Drittel ihrer Güter (Das war das Harte); alle Andern gehen frei aus.

Es darf nicht aus dem Auge gelassen werden, daß von Toleranz in unserm Sinne in dem protestantischen Staat England damals keine Rede sein konnte, daß das neue Staatsprincip sich im schärfsten Gegensatze zum Katholicismus auffaßte; war ja doch das Katholisiren bei dem Könige als Hochverrath verfolgt worden. Das Elisabethische Zeitalter war noch nicht beendet, sein Princip stand vielmehr eben erst in Blüthe. Cromwell vollendete das, wozu die Königin nicht den Glauben und den Muth besaß.

Clarendon und Genossen haben für anderthalb Jahrhunderte den Schleier der Verleumdung und Anschwärzung um diesen Martin Luther zu Pferde gewoben, um schließlich zu gestehen, daß Irland durch die neue Güterverteilung und die von Cromwell eingesetzte neue Landaristokratie glücklicher geworden sei als es früher gewesen.

Immer fest und sicher in seinen kriegerischen und poli-

tischen Maßregeln, ließ sich der Lordlieutenant nichts entgehen, was das Personal der Armee betraf. Jeden Akt der persönlichen Tapferkeit berichtete er nach London; die Hinterbliebenen der Gefallnen legte er dem Parlament warm ans Herz. Eine endemische „Landesseuche", die unvermeidliche Folge von Hungersnoth und Verwüstung, nahm den braven Oberst Horton weg; Cromwell lenkte die Aufmerksamkeit des Hauses auf dessen Sohn. Den Staatsrath ersuchte er, die vom Hause für Generallieutenant Jones votirten 500 Pfd. jährlich, auf irische Erbgüter angewiesen, sobald als möglich festzustellen. Lord Broghil in Munster hatte um 200 Pfd. gebeten, damit er seine Frau nach Irland kommen lassen könne; Cromwell unterstützte das Gesuch. Auch Oberst, dann General Robert Blake, der berühmte Admiral, wird erwähnt. Er beherrschte die irische Küste, wie Cromwell das Festland. Prinz Rupert verbarg sich mit dem Rest der abgefallenen Flotte vor ihm und marodirte noch eine Weile zur See, bis Blake ihn sammt seinem Bruder Moritz aus dem Tajo verjagte, einen Theil seiner Schiffe im Hafen von Cartagena zerstörte und den Rest bis nach Westindien vor sich hertrieb.

Die ganze irische Küste bis nach Cork, mit Ausnahme von Waterford, gerieth in die Gewalt Cromwells; auch das Innere des Landes ergab sich freiwillig oder gezwungen; der letzte militärische Akt, den er selbst leitete, war die Erstürmung des südlichen Clonmel, am 9. Mai 1650. Furchtbare Verschanzungen waren zu nehmen, der Feind focht mit verzweifeltem Muth. „Viele Leute wurden erschlagen." In der Nacht zog die Besatzung ab, die Bewohner capitulirten; man setzte am andern Morgen dem Feinde nach und erschlug noch 200 Mann.

Das Parlament sandte nach der Einnahme von Clonmel schon die zweite Aufforderung an Cromwell zurückzukehren, da die Schotten sich rührten. Er ordnete Alles auf's Beste, ehe er ging. Den irischen Offizieren, die sich ergeben hatten, gestattete er, Regimenter zu werben und sich in diejenigen Länder zu be-

geben, mit denen England nicht im Kriege sei. 45,000 „Curisees" (Kürassiere) und sonstige Soldaten gingen nach Frankreich und Spanien. Irland wurde von ihnen befreit. Die Einnahme von Waterford überließ er seinem Stellvertreter und Schwiegersohn Ireton, hielt noch eine militärische und civile Inspection über die Grafschaft Munster und bestieg die Fregatte „Präsident" zu Milford Haven.

Irland war nahezu pacificirt, aber eine Wüste voll Pestilenz. General Ludlow, der nach Ireton's Tod zu Anfang 1652 Lordlieutenant wurde, erzählt, daß die Iren schon im ersten Jahre der Rebellion durch Verbrennung der englischen Besitzungen und Verwüstung des Landes sich selbst eine Hungersnoth zugezogen hätten; daß sie Menschen brieten und aßen. Als der Krieg zu Ende gebracht war, sei eine Proclamation nöthig gewesen, welche das Schlachten von Lämmern und Kälbern für ein Jahr verbot, weil kein Vieh mehr vorhanden war. Cromwell hatte allerdings vortrefflich für seine Armee gesorgt; aber die „Landesseuche" forderte auch von ihm Opfer.

Er aber wurde nach stürmischer Fahrt zu Bristol mit allen Ehren empfangen, die großen Kanonen donnerten dreimal; bei London, auf der Hounslow-Haide, waren Fairfax mit seinem Generalstabe und Mitglieder des Parlaments zu seiner Begrüßung versammelt; in Hyde-Park standen Musikbanden und die Vertreter der City, und von da nach Whitehall begleiteten den Sieger Jubelrufe und Artilleriesalven. Damals soll Oliver auf die Worte: „Welche Menge drängt sich da heraus, Ew. Lordschaft Triumph zu sehen," launig geantwortet haben: „Jawohl, wenn sie mich aber hängen sehen könnten, würden ihrer noch viel mehr sein!" Es war der 31. Mai 1650.

Mit den Schotten mußte offenbar ein ernstes Wort gesprochen werden, deßhalb hatte man Cromwell abberufen. Die

Presbyterianer bestanden auf Karl II., aber mit dem Covenant, den der Sohn verabscheute wie der Vater. Karl zauderte, das feudal-katholische Irland wäre ihm lieber gewesen. Montrose erhob das rein königliche Banner, wurde aber von David Lesley, einem Verwandten Alexanders, geschlagen und gefangen. Wegen Verraths an der Nation und an der Synodalkirche zum Tode verurtheilt, wurde er erst gehängt, dann zerstückt; seine Glieder steckte man auf die verschiedenen Stadtthore Edinburghs. Vor seinem Tode bedauerte der tollkühne Ritter der Feudalität, nicht Glieder genug zu haben, um jeder Stadt der Christenheit einen Beweis seiner Treue zu geben!

Der zweite Karl Stuart, der solche Treue ebenso wenig verdiente wie der erste, der als Prätendent auf den christlichen Thron Mädchen und Weiber verführte, und mit der saubern Lucy Walters, bekannt als Mrs. Barlow, der Mutter des unglücklichen Monmouth, umherzog, ließ den Montrose fallen, wie sein Vater den Strafford. Am 23. Juni war er in der Bucht von Cromartin gelandet: die Schotten nahmen ihn natürlich ins presbyterianische Gebet, wie weiland seinen Vater.

Auf beiden Seiten des Tweed wurde gerüstet. Da Fairfax das Obercommando ausschlug, so ward Cromwell Lordgeneral, Lambert sein Generalmajor, Whalley Generalcommissär; Regimenter führten die Obersten Overton, Pride und der tabakkauende schweigsame Georg Monk, dem die Soldaten in Ulster den Gehorsam gekündigt hatten.

Das Parlament verkündigte ein Manifest an die Schotten, die Armee in corpore desselbigen gleichen, und Cromwell selbst erließ eine ernstliche theologische Ansprache an die Covenanter, ehe er ihnen zeigte, was seine 11,000 Veteranen vermochten. Die Schotten ihrerseits trieben Theologie mit dem sehr weltlichen Könige. Dieser mußte täglich sechs lange Predigten anhören — die Messe Heinrichs IV. war doch kürzer —; dann entfernten ihn die orthodoxen Presbyterianer aus dem Lager, weil seine Anwesenheit sie die Gottseligkeit

ihres Unternehmens bezweifeln ließe! Endlich zwang man ihn zur Unterzeichnung eines specificirten Sündenbekenntnisses für sich und seinen Vater! Sein Vater habe sich in diesen Königreichen dem Werke Gottes widersetzt und die Götzendienerei seiner Mutter Gottes Zorn auf die Familie herabgezogen! — Ein ebenso vortrefflicher Sohn wie eine brillante Acquisition für „diese Königreiche und Völker", zeigte sich Karl in seiner ganzen Erbärmlichkeit, als er weinend unterschrieb. Dann ging „eine Erklärung von des Königs Majestät an die Unterthanen in den Königreichen Schottland, England, Irland" aus (16. August).

Dieses trübe Wirrsal mußte durchhauen werden. Zwar fand der Lordgeneral die Sache nicht leicht. Die schottische Armee war doppelt so stark als die seinige; die gut verschanzten Linien zwischen Edinburgh und Leith vermochte er nicht zu durchbrechen, zog sich daher östlich nach dem Meere zu. Seine Position bei Dunbar war am 3. September eine möglichst schlechte; hätte Cromwell umgekehrt die Schotten dort getroffen, er hätte sie sicherlich ins Meer geworfen, wo dann die Schaaren Pharao's mit Wagen und Reisigen ertrunken wären. So aber sieht er die Schotten mit 16,000 Mann Infanterie und 6000 Mann Cavallerie kaum anrücken, als er seinen 7500 Fußsoldaten und 3000 Reitern zuruft: „Der Herr hat sie in unsere Hand gegeben!" An seinen Freund, den Schwiegervater Richards, Richard Mayor, schreibt er, was allerdings starken Glauben voraussetzt: er habe 10,000 Gefangene, den ganzen Train, 30 Kanonen, Kugeln, Lunten, Pulver, 200 Fahnen und 10,000 Gewehre erbeutet. Der Feind lasse 3000 Todte auf dem Schlachtfelde, er selbst habe nicht 30 Mann verloren! Genug, die gottseligen Heiligen hatten einen eclatanten Sieg erfochten, diesmal den Covenant gründlich gezüchtigt, und der Lordgeneral schrieb, fromm wie immer, aber mit großer Absichtlichkeit, ans Parlament: „Erkennet Gottes Volk mehr und mehr an, denn hier sind die Wagen und Reiter Israels. Erhebt die Unterdrückten, hört die Seufzer

der Gefangenen in England! Stellt die Mißbräuche aller Gewerbe ab, und wenn es solche giebt, die Viele arm machen, um Wenige zu bereichern. . . . Das paßt sich nicht für eine Republik . . . . Dafür setzen wir unser Leben ein. Wir drängen auch nicht. . . ."

Dann rückte die Armee nach Edinburgh. Der arme König, im Stillen erfreut über den Ausgang, dachte an Flucht nach den Hochlanden, wurde aber von den Schotten eingeholt und nach Perth gebracht. Die schottische Königskomödie war die Travestie des englischen Dramas: hier wurde der gekrönte König als Trainstück mit der Armee geschleppt, bis man ihm vor dem Königspalaste den Kopf abschlug; dort setzte man den König fest, um ihn zu krönen, während heftiger Zwiespalt zwischen den Royalisten (den „Männern der öffentlichen Resolution") und den Protestirenden oder Remonstranten ausbrach, die keinen Krieg mit England wollten. Am 1. Jan. 1651 wurde der König nach Scone in die alte Krönungsstadt gebracht, wo man ihm die Krone von Schottland aufsetzte. Karl beschwor auf's Feierlichste den Covenant. Die Royalisten hatten jetzt das Uebergewicht, die Protestirenden waren ohne Einfluß. Der neue Covenant-König trat an die Spitze der Armee.

Am 4. Februar 1651 ernannte die Universität Oxford den gelehrten Theologen und Militär Oliver Cromwell zu ihrem Kanzler. Der neue Kanzler erkrankte jedoch in Schottland und zog sich Ende Mai nach England zurück. Aus seiner Correspondenz lernen wir, daß die Cavallerie Helme trug, welche „Töpfe" hießen; daß die Kürassiere in Rücken- und Brustharnisch steckten; daß „Schnapphähne" deutsche Feuerschlösser sind, woran Stahl auf Flintstein schlägt, daß aber diese Vorrichtung zu theuer ist, um die Luntenschlösser ganz zu verdrängen. Auf 2030 Musketen kamen erst 30 Schnapphähne.

Der Lordgeneral erholte sich Anfangs Juli vollkommen, rückte wieder ein, drang nach Stirling, nahm Fife und eroberte den Sitz der schottischen Regierung, Perth. Die Schotten

überschritten ihrerseits die englische Gränze und rückten auf Carlisle. Als Cromwell das vernahm, zog er wie die Windsbraut nach — ein Brief von ihm ist aus Shakespeare's Stratford am Avon datirt — und erreichte sie am 3. Sept. 1651 Abends — wieder an seinem Siegestage — bei Worcester, südlich von Birmingham. Die schottische Armee wurde jämmerlich zugerichtet und in alle Winde zersprengt. Cromwell nannte das „einen so strammen Strauß, 4—5 Stunden lang, wie ich noch keinen sah." Der König begab sich auf seine abenteuerliche Flucht, die ihn erst am 17. Oct. 1651 zu Fécamp in der Normandie niedersetzte. Nächtens versteckte er sich in der „Königseiche" und andern romantischen Gegenständen. Zu Pferde muß er sich drollig ausgenommen haben: Hosen von abgeriebenem grünen Tuch, das Wamms von schmutzigem Leder, aufgeschlitzte Schuhe, grünwollene Strümpfe; auf dem Kopf einen alten spitzen grauen Hut, in der Hand einen Dornstock: sehet da das „Bild des Königs".

Der Covenant hatte dem armen Prinzen in Schottland nichts geholfen, in Irland dagegen gewaltig geschadet. Karl hatte den Katholicismus laut verworfen und sich als Presbyterianer bekannt. Ormond freilich wußte vom Könige: die Erklärung habe für Irland gar keine Gültigkeit, da sie ohne Zustimmung des Geh. Raths erlassen sei. Zu Breda hatte man dem Prinzen ja gelehrt: „Ehre und Gewissen seien Popanze; er thue besser, nur die Regeln der Klugheit und Nothwendigkeit vor Augen zu haben."

Die Schlacht bei Worcester hatte einen gründlichen Effect; die überseeischen Besitzungen, auch Neu-England und Virginien, fügten sich jetzt willig der neuen Ordnung der Dinge und adoptirten das „Engagement", d. h. die Regierung des Parlaments „ohne König und Oberhaus". In Schottland freilich war nur der Royalismus besiegt, nicht der Presbyterianismus. Monk blieb nach Cromwell's Abmarsch als Stellvertreter dort, Ludlow räucherte auf gut Arabisch den Feind aus seinem letzten Versteck heraus; aber selbst die besten Freunde Englands

stießen sich daran, daß die englischen Soldaten keine Covenanter seien. Die Verstimmung dauerte fort, selbst als am 13. April 1652 die Union mit Schottland, die Beseitigung des Königthums und die Absendung schottischer Abgeordneter zum englischen Parlament proclamirt worden war. Aeußerlich herrschte Frieden.

In Irland starb Generallieutenant Ireton, ein ehrlicher und uneigennütziger Mann, nachdem er Limerick erstürmt hatte, am 25. Nov. 1651 an der „Landesseuche". Er wurde in Westminster begraben. Ludlow folgte ihm als Oberbefehlshaber. In der Statthalterei wurde Lambert durch Fleetwood ersetzt, der Ireton's Witwe heirathete. Die Beruhigung Irlands schlug freilich eigenthümliche Wege ein; während die streitbaren Männer im Auslande den Reislauf trieben, wurden die Wittwen der Gefallenen und Hingerichteten nach Westindien verschifft. Noch auf Cromwell's Befehl wurden 1000 junge Leute und 1000 Mädchen nach Jamaika deportirt. Sagrado, der spanische Gesandte zu London, bemerkt im Jahre 1656 zu diesen 1000 Jungfrauen: donne di allegra vita, a fine di far propagazione. Cromwell, der vor dem alten, ewig jungen irischen Räthsel stand, hätte am Liebsten alle Irländer aus ihrem Vaterlande verpflanzt und Neu-Engländer und Waldenser zur Einwanderung auf die grüne Insel überredet.

Am 1. Mai 1654 wurde die neue Bodentheilung begonnen. In Connaught und Clare wurden 800,000 Acker Landes an jene vertheilt, denen ein Drittel ihres Besitzes fern von der Heimath angewiesen werden sollte, während die confiscirten Güter in protestantischen Besitz kamen, zur Ablohnung militärischer Verdienste und Deckung von Kriegsschulden dienten. Die Widerspänstigen plünderten die Besitzer ihrer vormaligen Güter; sie wurden davon „Tories" genannt, von dem keltischen Toruighun, Plünderungshalber verfolgen. 200 Pfd. wurden auf den Kopf eines Bandenführers gesetzt, 40 auf den eines gemeinen Tory. Im Lande herrschte vollkommener Belagerungs-

zustand. Da der katholische Cultus untersagt war, so galt es als Hochverrath, einen Priester zu beherbergen. Man bekehrte zwangsweise, sandte die Kinder polizeilich zur Erziehung nach England. Die Klöster waren ausgehobene Nester, die Nonnen wurden über See geschickt. Ja, wenn es nur keine Irländer in Irland gegeben hätte!

Wiederum hatten des Krieges Stürme drei Jahre lang den innern Hader niedergeweht und überbraust. Keiner seiner politischen und religiösen Gegner mochte den Lordgeneral entbehren, so lange es die Sicherheit und Ruhe Englands galt. Nach der Schlacht bei Worcester änderte sich das. Die inneren Zielpunkte traten wieder hervor und einander entgegen, und vor allem hatte England keine feste Verfassung.

Die Partei Lilburn war nicht ruhig geworden; er selbst spielte die Rolle eines englischen Barbès und stiftete mit größter Selbstverleugnung fortwährend neue Unordnung. Er wanderte vom Tower in die Freiheit, dann vor die Jury, ins Exil, kehrte zurück, ohne den Herrschenden einen Augenblick Ruhe zu gönnen.

Die Größen der unüberwindlichen Armee, die Grandees, wie man sagte, standen wieder gegen die Staatsmänner, die in fetten Aemtern und an der Quelle saßen. Die Staatsmänner dachten auf Reduction der Armee, wie schon einmal. Wieder petitionirten und remonstrirten die Offiziere an das Parlament, um es an seine Pflicht zu erinnern. Cromwell war natürlich durch die letzten Siege noch gewachsen; die Stabsoffiziere sagten zu ihm: „demüthig legen wir uns und unsere Ansichten zu Ew. Excellenz Füßen.“ Die Geistlichen zu Newcastle wandten sich an seine „gottesfürchtige Weisheit“, brachten ihr Ansuchen „vor Gott und Se. Excellenz.“ Er hätte ein übermenschliches Wesen sein müssen, wäre ihm kein Gedanke an Befestigung seiner Stellung gekommen. Bei der officiellen Einholung zu Aylesbury betrug er sich „wie ein König.“

Die feinen Spürnasen, die juristischen Diplomaten, wie der Staatsrath und spätere Gesandte Bulstrode Whitelocke, wollen im Winter 1651/2 die ersten königlichen Gelüste bei Cromwell entdeckt haben. Damals soll er zu Whitelocke gesagt haben: „Wie wär's, wenn ein Mann es auf sich nähme, König zu sein?“ Worauf jener meinte, Cromwell habe bald Alles außer dem gehässigen Namen; es werde dann der Streit zwischen den Häusern Cromwell und Stuart ausbrechen. — Sind diese Worte wirklich gefallen, so hat Cromwell nach seiner ungebundenen Art einmal wieder etwas hingeworfen und dann den Andern reden lassen. Auch bei einer Zusammenkunft mit angesehenen Juristen und Offizieren wurde die Frage erörtert: Ob eine Republik, ob ein monarchisches Element? Cromwell wollte nie König werden, obgleich ihm das sogar neuere Demokraten verdacht haben.

Richtig war es, daß das öffentliche Recht Englands eine pure Negation zum Ausdruck hatte, die kaum während der Uebergangszeit vorhielt. Jeder Beamte mußte sich „engagiren“ auf das Parlament „ohne König und Oberhaus“; ja die civile Befähigung, z. B. einen Proceß zu führen, hing von diesem „Engagement“ ab. Gar viele nahmen das für Tyrannei oder schrien es dafür aus, und der constitutionelle Presbyterianismus wie der reine Royalismus benutzten die Sachlage zur Bildung von „Associationen“, in denen Rüstungen und Attentate geplant wurden, welche zu Staatsprocessen und Enthauptungen führten. Einer der früheren Adjutatoren im Cromwell'schen Lager, der nunmehrige Offizier Sexby, verirrte sich in seinem revolutionären Eifer bis zur royalistischen Verschwörung: so schnappen die Extreme in einander über.

Noch einen bedeutenden Akt nationaler Politik vollzogen die eifersüchtigen Gewalten scheinbar gemeinschaftlich. Es ist dies die Navigationsakte, am 5. August 1651, einen Monat vor Dunbar, von Whitelocke eingebracht, am 9. October, fünf Wochen nach Worcester, promulgirt. Die äußere Veranlassung war der Mord des Dorislaus im Haag; man wollte den Hollän-

dern für die Beherbergung des Stuart und die Verletzung des Gesandtenrechtes eine Lection geben. Der tiefere Grund lag in der Wiederaufnahme der Elisabethischen Handelspolitik: Alles für England, Beeinträchtigung der Fremden. Die Akte verordnete: Nur Engländer dürfen kaufmännische Geschäfte in englischen Colonien treiben; Producte Asiens, Afrikas und Amerikas dürfen nur auf englischen Schiffen eingeführt werden. Drei Viertel der Bemannung müssen englisch sein; dasselbe gilt für den Export in die Colonien. Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo, Farbhölzer dürfen aus den drei Welttheilen nur nach England ausgeführt werden. Europäische Waaren, die einen großen Raum einnehmen, dürfen nur auf englischen Schiffen oder auf Schiffen des erzeugenden Landes nach England gelangen (Todesstoß gegen den holländischen Zwischenhandel). Der Küstenhandel ist nur britischen Schiffen gestattet. Seefische, die nicht von Engländern gefangen und verfrachtet sind, zahlen den halben Zoll der fremden Waare (gegen Häring und Walfisch). Das Alles bei Verlust der Schiffe und Güter.

Es war die schroffste Kriegserklärung gegen den holländischen Welthandel. Holländische Schiffe besorgten bis dahin die englische Aus- und Einfuhr, englische Matrosen gingen in holländische Dienste; in den englischen Colonien und Factoreien gebot der holländische Handelsherr. Im Nordosten Europas war Mijnherr der Erbe der Hansa. Sein Handel war bedeutender als der aller übrigen Länder zusammengenommen!

Eine neuere Principienreiterei hat in dieser Akte die Verletzung der „Handelsfreiheit“ erblickt und diese namentlich Cromwell zum Vorwurfe gemacht. Wenn nur die „Handelsfreiheit“ nicht eine Schablone allerneuesten Schlages wäre, die gerade von dem Volke ausgegeben werden sollte, welches durch die Navigationsakte erst die Fähigkeit erlangte, der Concurrenz der anderen Völker zu trotzen! Und wenn man nur erst die Nationen mit nationaler Besteuerung aufheben wollte, ehe man andern Collectiv-Individuen Vortheile zuwendete!

Holländische Gesandtschaften zogen über den Canal, die englische Regierung umzustimmen und zur Zurücknahme der Akte zu bewegen. Vergebens. Es konnte nur noch darauf ankommen, ob die englische Kriegsflotte im Stande wäre die Akte aufrecht zu erhalten. Darüber mußte der Krieg entscheiden.

Cromwell war ziemlich unschuldig an der Navigationsakte, die er im Friedensschlusse mit Holland nicht einmal in ihrer ursprünglichen Schärfe aufrecht erhielt. Sie war vielmehr die That des Langen Parlaments, auf das wir jetzt unsere Aufmerksamkeit lenken wollen. Das Rumpfparlament, das sich seit 11 Jahren so sehr verändert und so nothdürftig ergänzt hatte, kam zu der Einsicht, daß es einer neuen Versammlung Platz machen, selbst aber sterben müsse. Nur über die Todesart waren die leitenden Männer: H. Vane, Bradshaw, Martin, Harrington, Scott, Sidney, Haslerig und Blake nicht einig. H. Vane, der bedeutendste Staatsmann zur Zeit, wollte sofort einen Nationalconvent gewählt haben. Dieser kühne und weise Gedanke ging nicht durch. Die Mehrheit zog einen Uebergang von der Gegenwart zur Zukunft vor. Am 18. November 1651 beschloß das Parlament eine neue Versammlung wählen zu lassen, die mit der alten zusammentagen würde, und setzte seine eigene Auflösung auf den 3. November 1654 — weit genug — an. Dagegen erbosten sich Cromwell und seine Offiziere, weil sie darin eine Verewigung der parlamentarischen Gewalt erblickten.

Oel ins Feuer goß die Frage nach der Reduction der Armee. Das Heer zählte nach der Schlacht von Worcester über 50,000 Mann, die monatlich 120,000 Pfd. kosteten. Auf Antrag Vane's war bald darauf zur Erleichterung des Volkes ein gutes Viertel an Mannschaft und Kosten gestrichen worden. Am 12. August 1652 kam der heiklige Gegenstand abermals vor das Parlament. Sofort versammelte sich in Whitehall ein Rath der Offiziere, der am 18. eine Petition vor das Haus brachte, welche nicht nur die Militärfrage,

sondern die gesammte politische Lage ziemlich dictatorisch behandelte. Die Petenten beantragten: die Beseitigung profaner, lästerlicher und unwissender Geistlichen, ihre Ersetzung durch gottselige Männer und die Aufhebung des Zehnten; eine gründliche Reform der Gesetze und Verwaltung; die Entfernung aller schlechten Beamten; die Anstellung gottesfürchtiger Männer; Abschaffung des Mißbrauchs der Accise; Versorgung der Armen und Bedürftigen; Bezahlung der Rückstände an die Armee; Ernennung eines Comité zur Aufhebung der Monopole und überflüssigen Aemter; Unterdrückung der Vagabundage und des gemeinen Bettels durch Arbeitsbeschaffung und Unterstützung; Schutz der Militärs gegen die Abschließung der Corporationen; Fürsorge für künftige Parlamente und für die Wahl frommer, der Republik ergebener Männer.

Eine andere Petition von vielen Tausenden aus dem Volke lag dem Parlamente vor, die sich politisch weit gründlicher aussprach; sie beantragte: Herstellung der Grundrechte der Nation nach allem Elend des Krieges; des alten Landrechtes bei allen Proceduren und Abschaffung aller Ausnahmsgerichte; Entscheidung durch Geschworne in jedem Anklageproceß; Abschaffung des Eides in eigener Sache; Einsetzung von Grafschaftsgerichten, Beseitigung des beschwerlichen Reisens nach London; kurzen Proceß gegen Uebelthäter; Bürgschaft, wo es sich zieme, kostenlose Unterhaltung der Gefangenen; Aufhebung jeder Molestirung in Sachen der Religion, die unversöhnliche Unruhen, Tyrannei und Aberglauben hervorrufe; Abstellung der Zehnten und des Erstgeburtsrechtes, dieses Erbstückes der normannischen Eroberung und der Hauptstütze für königliche Tyrannei; Beseitigung des Militärzwanges; freien Handel; Wahl der Sheriffs, Friedensrichter, Constabler rc. durch das Volk; jährliche Erneuerung der Parlamente und Gemeinderäthe; Bezahlung der militärischen Rückstände, Sorge für die Armee, Anweisung wüsten Landes; endlich, zur Beschämung viel späterer Parlamente, Abschaffung der Schuldhaft und Freiheit der Presse.

Cromwell hatte seine Minen durch die Petiton der Offiziere gelegt; an der Execution hinderte ihn eine Weile der holländische Krieg, ein Seekrieg, den nicht er führen konnte. Das Parlament, in deutlicher Vorahnung des drohenden Unwetters, kam auf seinen Beschluß vom November 1651 zurück und decretirte seine Auflösung auf den 3. November 1653, um ein Jahr früher. 330 neue Mitglieder sollten zu den 130 alten kommen. Henry Vane beantragte, das alte Parlament habe dem neuen Rechenschaft zu legen und dann zu gehen. Diese Herabstimmung der parlamentarischen Ansprüche reizte die Gegner und führte die Krisis herbei.

Das Parlament, unter Vane's Führung, berieth seinen Gegenschlag, Cromwell mit seinen Offizieren tagte im Cockpit. Der Sprecher schickte sich an zur Abstimmung zu schreiten, da — es war am 20. April 1653 — erschien Cromwell im schwarzen bürgerlichen Anzuge, in grauwollenen Strümpfen, im Parlament. Die Musketiere hatte er, wie weiland der König seine Hellebardiere, draußen gelassen. Eine Weile saß er schweigend auf seinem Platze, als aber das Votum erfolgen sollte, rief er mit durchdringender Stimme: „Wir haben genug davon! Ich will Eurem Geschwätz ein Ende machen.“ Er tritt in den Saal, setzt seinen Hut auf, stampft mit den Füßen und ruft: „Es paßt sich nicht, daß Ihr hier noch länger sitzt. Ihr habt zu lange gesessen für das wenige Gute, das Ihr in der letzten Zeit gethan habt. Ihr sollt besseren Männern Platz machen.“ Und zu Harrison: „Ruf sie herein!“ Zwanzig bis dreißig Musketiere mit Kugeln in den Schnapphähnen präsentirten das Gewehr. „Ihr nennt Euch ein Parlament,“ ruft er wieder in flammendem Zorn; „Ihr seid kein Parlament!“ Die Hervorragendsten apostrophirte er, ohne sie zu nennen, aber mit treffenden Blicken: „Trunkenbolde“, „Verächter von Gottes Gebot“, „Corrupte, ungerechte Personen“! „Fort, sage ich im Namen Gottes, fort mit Euch!“ Den Hammer des Sprechers gab er einem Musketier. Harrison führte den Sprecher Lenthall von seinem Sitz herab. „Ihr habt mich

dazu gezwungen, ich habe den Herrn Tag und Nacht gesucht, er möge mich lieber treffen, ehe ich dies thäte." Zu Henry Vane im Besonderen: „Du hättest das verhüten können, Du bist ein Casuist und Haarspalter. Der Herr befreie mich von Dir, Sir Harry Vane!" Oberst Otley nahm den Hammer und die Schlüssel des Hauses zu sich. Anderen Tages las man auf der Thür: „Ein unmöblirtes Haus zu vermiethen".

Und wieder war Alles zu Ende. „Kein Hund bellte als sie gingen;" aber viele Männer murrten. Der Bauer von Huntingdon that ungestraft, was nur gewollt zu haben dem König Karl den Kopf gekostet hatte.

Cromwell hatte, gestützt auf seine Popularität, voll der besten Absichten, die er allein verwirklichen zu können glaubte, sein „Verbrechen" begangen. Auch er setzte, im Geiste der neuen Theorie, die Staatsraison über das positive Recht; auch bei ihm erzeugte die ratio status den colaphus status, den colpo di stato, coup d'état. Fortan wird er doppelt, eigentlich einzig verantwortlich.

Unter den englischen Wochenblättern, die abwechselnd vom Montag bis zum Freitag erschienen, figurirte auch das Donnerstagsblatt, der Mercurius politicus, von Marchamont Needham mit vieler Umsicht und sogar mit Geist redigirt. Darin lesen wir über Reasons of state: „Die Ordnung der öffentlichen Angelegenheiten durch Staatsgründe, nicht nach der strengen Regel der Ehrlichkeit, ist epidemisch geworden. Um jedoch nicht mißverstanden zu werden, muß bemerkt werden, daß wir hier unter Staatsraison nicht das billige Resultat der Klugheit und geraden Vernunft verdammen, denn von solchen Entschließungen hängt die Sicherheit aller Staaten und Fürsten ab; sondern jene Staatsraison, die von verderbtem Princip auf einen indirecten Zweck ausgeht; die Staatsraison, welche des Staatsmannes Raison ist, oder vielmehr sein Willen und Gelüst, wenn er die Ehrsucht als Motiv zuläßt, Beförderung, Macht, Nutzen, Rache und Opportunität, um einen Vortheil zu erzielen, wie sehr es auch dem Gesetze

Gottes oder dem Gebot der Rechtschaffenheit und dem Völkerrecht widerstreite. Staatsraison ist der souveränste Befehl und der wichtigste Gebieter. Staatsraison ist die Karte und der Compaß des Schiffes. Staatsraison ist oft die Religion des Staates, das Gesetz, das Leben eines Staates. Das was auf alle Zänkereien wegen Mißregierung antwortet. Das was Krieg führt, Steuern auflegt, Angreifer ausrottet, Angreifer amnestirt, Gesandte entsendet und regalirt. Es kann Ja und Nein sagen, handeln und ungeschehen machen, die öffentliche Straße verlegen, aus Hochwegen Beiwege machen, den weitesten Umweg in ein Abschneiden verwandeln. Ist ein schwieriger Knoten zu lösen, den weder der Theologe durch die Schrift, noch der Jurist durch ein Präcedens entwirren kann: Staatsgründe lösen ihn durch hundert Mittel, von denen die Idioten nichts wissen. Die Staatsraison kann toben wie ein Soldat, Complimente machen wie ein Monsieur, gaunern wie ein Taschenspieler, stolziren wie ein Staatsmann und ist wechselnd wie der Mond in seinen Phasen."

Cromwell gedachte jedenfalls das Resultat der „Klugheit" und der „geraden Vernunft" zu ziehen. Folgen wir ihm weiter auf seiner Bahn.

Wie standen denn die auswärtigen Aspecten, und wie hatte sich das Ausland überhaupt zu den unerhörten Vorgängen auf den britischen Inseln gestellt? Was zunächst die Völker betrifft, so war der Protestantismus auf dem Continent durchgängig ein scholastisches Petrefact geworden. Was hundert Jahre früher durch die Adern der Menschen gerollt war und den Völkerwanderern eine zweite Jugend eingeflößt hatte, das stand jetzt als faule Lache still. Daß diese Rebellion gegen den Stuart, dieses Märtyrerthum der Prynne, Bastwick, Burton mit Calvin zusammenhangen, daß die Pym und Hampden Kinder des Hutten'schen Geistes sein sollten, daß dieses ungeschlachte Bauerngenie Cromwell einen Luther zu

Pferde bedeuten könnte: das fiel weder Holländern noch Deutschen ein. Nicht einmal den Holländern, die doch ihre Freiheit auf calvinischem Pathos aufgebaut hatten und die ihre politische Unabhängigkeit grade in dem Zeitpunkt anerkannt sahen, als der Kopf eines „Verräthers" auch an ihrem Glauben dem Volke gezeigt wurde. Die holländischen Pastores warteten vielmehr in Procession bei dem Prinzen von Wales auf; das reformirte Volk tobte fanatisch gegen die „Königsmörder". In Deutschland gab der talentvollste Dichter sein Votum über die englische Sache schon im Titel eines Dramas ab: „Karl Stuart oder ermordete Majestät". Ueberall in protestantischen Ländern, auch in Dänemark und Schweden, orgelte man die langweilige, aber verständliche Melodie ab: die Religion, dieses hehre Wesen, müsse frei und rein bleiben von der Mitwirkung zu solchen Attentaten; das sei eitel Mißbrauch der göttlichen Dinge.*)

---

*) Notiren wir doch nebenher die kulturgeschichtlich nicht uninteressante Ansicht des deutschen Volksliedes über die englischen Ereignisse. Hr. v. Ditfurth theilt sie aus einem „alten geschriebenen Liederbuch" mit, und sie leistet im Lyrismus, was des Andr. Gryphius „Ermordete Majestät" dramatisch vollbrachte.

Karl:
„O Cromwell, schäme Dich, Du bist mein Unterthan,
Greif' Deinen König nicht mit solcher Bosheit an!
Kennst Du den Himmel nicht, der solches rächen kann?"

Cromwell:
„„Was Himmel, was Hölle, was König, was Knecht?
Ich führe den Degen und gebe was Recht;
Ich strafe den König und Königsgeschlecht.""

— — —

Cromwell:
„„Was schnarchet, monarchet und schmähet Ihr viel?
Ein König muß leben wie Engeland will,
Wir setzen dem König ein Schranken und Ziel.""

Karl:
— — „Pöbel."

Cromwell:
„„Was Pöbel! Es rufet ganz England gemein:
Justitia soll unsre Vertheidigung sein.
Wie lange soll Engeland rechtlos sein?""

Bedeutend kühler verhielten sich die Cabinette und zwar wesentlich die katholischen, die doch Veranlassung genug gehabt hätten, hier einen Auswuchs des bösen Protestantismus zu denunciren. Aber gerade die katholischen Minister und Diplomaten hatten von Wallenstein und Richelieu gelernt, das religiöse Pathos zu neutralisiren und den weltlichen Vortheil dafür desto besser im Auge zu behalten. Es ist daher interessant zu sehen, wie sich die Mächte, die sich während des Processes und nach der Verurtheilung des Königs mit formalen Befürwortungen begnügt hatten, nach der That gerirten, welche Haltung insbesondere der „älteste Sohn der Kirche" und der „allerchristlichste König" annahmen.

Sechs Tage nach der Hinrichtung richtete der spanische Gesandte zu London, Don Alonzo de Cardeñas, die Aufmerksamkeit Philipps IV. auf die Möglichkeit, die Gewissensfreiheit für die Katholiken von den Republicanern zu erlangen. Das konnte sich allerdings nur auf die philosophische Secte beziehen, war aber immer ein Compliment für die Republik.

Am 13. März 1649 fand zu Madrid eine Staatsraths-Sitzung über die Nachricht aus London statt, die Franzosen hätten Absichten auf Irland, was die Republikaner möglicherweise einem Bündniß mit Spanien geneigt machen könnte. Man sah in Madrid ein, daß eine englische Unterstützung der französischen Hugenotten nicht so übel wäre!

Der Statthalter der spanischen Niederlande, Erzherzog Leopold, frug in Madrid an, wie er es mit dem Prinzen von Wales halten, ob er ihm den Titel „König" geben solle oder nicht. Das kam also auf legitimistischer Seite schon sehr in Frage. Die spanische katholische Majestät condolirte dem „Neuen König von England" dürftig genug. Der Erzherzog Leopold aber erhielt die Weisung, Karl II. „Majestät" zu tituliren, den Brief jedoch vorzudatiren, vor der Ausschließung der Stuarts vom Throne! Wie wenig capitelfest!

Peñeranda, der spanische Gesandte zu Brüssel, schrieb an

Don Alonzo nach London: Karl II. sei angekommen. Ce pauvre diable a fait hier son entrée à Bruxelles avec une pompe égale à celle qu'on aurait pu mettre à recevoir son père. Peñeranda ist sehr besorgt, das englische Parlament möchte das krumm nehmen. Aber ces gens du Parlament sollen ja nicht glauben qu'on soit engagé au rétablissement de ce pauvre roi d'Angleterre." Aeußerst pikant ist es, daß die Spanier den Prinzen am liebsten den Franzosen auf den Hals geschickt hätten, während Mazarin grade die Spanier durch ihn zu compromittiren gedachte.

Aus der französischen diplomatischen Correspondenz scheint hervorzugehen, daß Mazarin schon im August 1649 Cromwell von Irland aus zum Besuch erwartete. Der französische Geschäftsträger in London, Hr. de Croullé, schreibt seinem Cardinal, Cromwell habe gesagt: „Wenn ich zehn Jahre jünger wäre, sollten alle Könige Europas vor mir zittern. Ich habe noch bessere Gründe als der verstorbene König von Schweden." Ein anderer Brief desselben Herrn de Croullé an den Cardinal Mazarin, vom 7. Nov. 1650, enthält in kurzen Andeutungen einen ganzen Band Geschichte. Jener Herr nennt zwar die englische Regierung ohne Weiteres „ces gens-ci," ist aber doch dafür, daß man einen Gesandten von ihnen mit aller Höflichkeit empfange, besonders da eine Allianz der Republik mit Spanien auf dem Tapet sei. Dann aber sind doch ces gens-ci sehr zu beachten: „Ihre neue Republik befestigt sich nach allen Seiten, ganz England lebt im Frieden, jeder Zollbreit Landes hat sie (die Leute da) anerkannt. Irland ist fast ganz unterworfen und hat so große Verluste erlitten, daß es durchaus geschwächt ist. Die Schotten sind unter sich getheilt, und es scheint, daß alles zusammen zur Befestigung dieser Leute und zum Schaden des Königs von England so wie derer, die sich ihm anschließen, ausschlägt. Obendrein sind sie mächtig zu Wasser und zu Lande; sie leben ohne Ruhmredigkeit und Prunk, ohne Eifersucht unter sich (?), sparen im Privatleben und verschwenden für die öffentlichen

Angelegenheiten, an denen Jeder wie an seinen eigenen arbeitet. Sie haben eine große Masse Geld, welches sie gut verwalten, beobachten eine sehr strenge Zucht, belohnen gut und strafen streng. Ich weiß wohl, daß sie kein Geheimniß daraus machen, alle Monarchien zerstören zu wollen und daß folglich alle Fürsten ein Interesse haben, sie zu Grunde zu richten, wozu ihre Verbrechen die ganze Welt im Allgemeinen verpflichten. Aber ich denke, daß, da man dazu noch nicht im Stande ist, es besser wäre eine Zeitlang die Augen zuzudrücken und sie zurückzuhalten, als ihnen zu stramm entgegenzutreten und sie dadurch zu Schritten zu bewegen, welche die Feinde Frankreichs nicht ermangeln würden auszunutzen . . . Uebrigens scheint der Krieg mit Frankreich beschlossen zu sein, man könnte große Summen darauf verwetten, daß vor dem Ende des Frühjahrs die Engländer eine Armee in Frankreich haben.“ Nicht so übel, ces gens-ci.

Noch pikanter, grundsätzlicher, weil grundsatzlos, ist ein Memoire des lockigen Cardinals selbst an die Königin Anna und ihren Staatsrath, aus dem Januar 1651. Hier heißt es: „Nach Ehre und Gerechtigkeit dürfte man die englische Republik nicht anerkennen, weil der König durch nichts seinen Ruf so schädigen könnte als durch Aufgebung des legitimen Königs (von England), seines nahen Verwandten, Nachbarn und Verbündeten, den er dadurch öffentlich beleidige, und daß er nichts Ungerechteres zu thun vermöge, als Usurpatoren anzuerkennen, die ihre Hände mit dem Blut ihres Souveräns besudelt haben — ein gefährliches Exempel in allen Monarchien, der Abscheu aller rechtschaffenen Leute.“ — Man sollte denken, da werde auch von einer Anerkennung keine Rede sein, da müsse Frankreich der gesammten Legitimität mit entschiedenem Beispiel vorausgehen.

Aber noch mehr, noch viel mehr. Sogar die Staatsraison, die sacrosancte Ratio status, der Gott aller politischen Künstler und Pfuscher, die brillante Erfindung des 17. Jahrhunderts, verpflichtet nach Mazarin zur Unterstützung

des legitimen Königs in Irland und Schottland; denn „wenn diese beiden Reiche erst beruhigt sind, so wird die Republik noch stolzer werden und vielleicht ihre große Macht am liebsten gegen Frankreich richten, wegen der großen Erbitterung und Eifersucht, die immer zwischen den beiden Völkern bestand und die grade jetzt durch Vorfälle zur See (die Engländer hatten französische Prisen aufgebracht) noch vermehrt worden ist“. —

Nun, so erklärt der Republik, daß Ihr sie nun und nimmer anerkennt, daß sie eine Ausgeburt der Hölle ist! Leider, fährt der Cardinal fort, „gebieten Ehre und Gerechtigkeit niemals, etwas gegen die Klugheit zu thun. Den König würde man doch nicht herstellen; wir müssen unsere Kräfte sparen, um ihm künftig nützlich sein zu können. England ist Herrin der See. Frankreich hat noch einen großen Krieg (mit Spanien) auf dem Nacken; eine Partei im Innern würde durch die Unterstützung Englands gefährlich werden. Thut man augenblicklich etwas zu Gunsten der Republik, so hindert das später nicht, günstige Umstände zu benutzen. Spanien würde zudem unsere Feindseligkeit gegen die Republik dazu bringen, sich auf jene Seite zu stellen“.

Also — da Ehre und Gerechtigkeit nichts sind — erkennen wir an! Wohlverstanden, einigen Profit müssen wir davon haben, daß wir unsern Ruf schädigen; denn „es wäre doppelt unzuträglich, eine Niederträchtigkeit zu begehen, wenn die Engländer nachher gleichgültig und kalt blieben, wenn sie am Ende noch stolzer und schwieriger in den Weiterungen würden, die wir mit ihnen auszugleichen haben“.

England soll nur einen Gesandten schicken, der dann als Repräsentant einer freien Republik behandelt werden wird. England wird uns für dieses Beispiel, welches der erste europäische König den übrigen giebt, dankbar sein. Man könnte sich sogar ein wenig darüber beschweren — holde Tartufferie — daß England zuerst sein Compliment anderswo (in Spanien, wo Asham ermordet wurde) gemacht habe. Aber achtgeben,

daß Frankreichs Annäherung nicht von England als Sporn gegen die Spanier gebraucht wird, um diese zum offenen Bunde zu treiben! „Wir müssen mit einem Worte vermeiden, die Republik anzuerkennen, ohne sicher zu sein, daß der Ausgleich folgt; denn sonst würde man sich einer öffentlichen Schande ohne jeden Profit aussetzen.“ — Die Schande ginge noch an, sogar die öffentliche, aber der Profit muß herein!

Welcher Genius des Lichts ist der brutale Oliver Cromwell gegen diesen Asmodeus der tückischen, jesuitisch-spitzbübischen Gewissenscapitulation!

Wer aber bis zur Schlacht bei Worcester noch geschwankt hatte, ob er mit der englischen Republik rechnen müsse, der zauderte von da ab keinen Augenblick mehr, ihr alle Ehre anzuthun. Toskana, Venedig, Genua, die Hansestädte, die Schweizer Cantone, die kleinen deutschen Fürsten ließen sich zu London vertreten und baten um Gegenseitigkeit. Aus Schweden, Dänemark und Portugal brachten außerordentliche Gesandte Briefe der Könige, die in feierlichen Audienzen überreicht wurden. Man drängte sich um Allianzen. Im December 1652 entschloß sich auch Mazarin durch einen außerordentlichen Gesandten „An unsere sehr lieben und großen Freunde, die Leute des Parlaments der Republik England“ zu schreiben; der Brief wurde jedoch ungelesen zurückgegeben, bis es hieß: „An das Parlament der Republik England.“

Holländische Zustände.

Wir müssen jetzt bei unsern alten Freunden aus dem 16. Jahrhundert, bei den nördlichen Niederländern oder Holländern wieder anknüpfen. Sie haben sich mittlerweile selbständig gemacht, haben jedoch dabei ihrer Physiognomie jenen mammonischen Zug noch tiefer eingeprägt, den wir bereits früher bei ihnen entdeckten.

Bis zum Jahre 1648 kämpfte die junge Republik weiter, zur See wie zu Lande, gegen Spanien und erlangte dann ihre volle staatliche Unabhängigkeit. Ihr Colonialwesen hatte schon 1596 mit der Occupation der Insel Java begonnen, die noch jetzt die milchgebende Kuh des Staates bildet. In diesem „Garten des Archipels" besaßen die Holländer ihren fünften Erdtheil, noch ehe Australien entdeckt war. 1601 entstand die ostindische Compagnie, und die Ausbeutung der Sundainseln wurde bald nach der unbarmherzigen Schablone des Monopols betrieben. Man beschränkte die Production gewisser Gewürze auf bestimmte Localitäten, die Gewürznelken auf Amboina, die Muskatnuß auf die Bandainseln, um theurer verkaufen zu können. Der Grundsatz, daß die Production um des Reinertrages willen betrieben wird, der sich in der eigentlichen Industrieperiode als Würgengel furchtbar machen sollte, herrschte in Bezug auf die Colonien schon damals in vollster Ausdehnung. Der calvinistische Mijnherr wurde ein scham- und schonungsloser Ausbeuter; er trieb in Asien Bestechung, Verrath, Meuchelmord und alle denkbare Niedertracht. Er stahl Menschen auf Celebes, um sie auf Java zu Sklaven zu machen. Auf Malacca bestach er den portugiesischen Gouverneur und ermordete ihn dann, um nicht zu zahlen. Sein Capital wuchs bergehoch und der Pauperismus oder die Massenarmuth entsprach vollkommen den aufgespeicherten Schätzen der Auserwählten.

Dieser speculative Geist, den Holland zuerst im modernen

Europa aufbrachte, führte auch, man kann nicht sagen Toleranz, wohl aber Gleichgültigkeit gegen die asiatischen Religionen herbei; nicht mehr um der Gewissensfreiheit willen, sondern zur Beseitigung der Concurrenz unterstützten holländische Schiffe den Micado in Japan beim Niedermetzeln fremder Katholiken.

Als sich die Holländer 1641 der Straße von Malacca bemächtigten, waren sie Herren der Verbindung zwischen dem bengalischen Busen und dem chinesischen Meere. Sie brachten den Thee nach Europa. Um diese östliche Laufbahn bis ans Ziel zu verfolgen, erwähnen wir gleich hier, daß Holland 1657 den Portugiesen Ceylon wegnahm und daß die Eroberung des Caplandes auf der Spitze von Afrika den Schluß bildete. Diese Spitze trägt nach dem Entdecker den Namen Cap Hoorn.

Die westindische Compagnie wurde 1621 durch Moritz von Oranien, den Sohn des Schweigsamen, gegründet. Eine Weile besaßen die Holländer Brasilien, bis sie diese Welt an das von Spanien freigewordene Portugal zurückerstatteten. In den nordamerikanischen Oststaaten hatten sie festen Fuß, New-York ist als Neu-Amsterdam von ihnen gegründet worden.

Die Ostsee war den Nachfolgern der Hansa zinsbar; sie verfrachteten die Waaren aus Rußland und den nordischen Königreichen; die polnische Weichsel lieferte das Getreide. Der Häring der Nordsee brachte ihnen jährlich große Summen ein; hierbei trafen sie auf das emporstrebende England und mußten das entscheidende Duell mit ihm ausfechten. Kaffee und Tabak kamen den Deutschen lange ausschließlich von Holland. Im Jahre 1634 bestand die holländische Handelsflotte aus 34,850 Schiffen mit 2 Millionen Tonnen; Colbert noch meinte, die Holländer besäßen allein vier Fünftel der europäischen Marinen.

Daheim verarbeiteten sie die Rohproducte zur fertigen Waare: Tabak, Zucker, Getreide, Schafwolle, Flachs. Glas und Diamanten verstanden besonders die Juden zu schleifen.

Ihre gebrannten Wasser wurden berühmt und sind noch heute bekannt; ihre Bierbrauerei florirte. Das ganze Land wurde von Canälen durchfurcht, die niedrig gelegenen Städte hatten ihre Grachten, wie Venedig seine Lagunen. Die einfache Treckschuyt, das Zugschiff, versah die Stelle des heutigen Dampfers. Aus dem Canalschlamm entstanden die Klinks oder Ziegelsteine zum Häuserbau; das Delfter Steingut wurde in jedem Haushalt unentbehrlich.

Die bürgerliche Industrie und Technik fand auch ihre Anwendung auf das Kriegswesen; Geschützfabrikation und Ingenieurkunst erreichten einen hohen Grad von Vollkommenheit. Minengraben und Bombenflug wurden methodisch gelehrt und getrieben. Im Festungsbau besaß Holland die erste Autorität an Coehorn, bis Vauban in Frankreich auftrat. Auch die Seefahrt wurde wissenschaftlich begründet, Huyghens nahm den ersten Platz unter den Nautikern ein; vortreffliche Seekarten und Beschreibungen waren an Bord der Schiffe. Der Erwerbstrieb erzeugte und spornte den Entdeckungstrieb, der vor keinen Gefahren und Schrecken erbleichte. Holland war an die Stelle des Elisabethischen England getreten; die Drake, Davy und Forbisher hießen jetzt Heemskerk, Linschot, Barendß; sie versuchten sich an der nördlichen Durchfahrt und gelangten nach Spitzbergen und Nowa-Zembla.

Bei so großartigem Handels- und Rechnungswesen mußte der Geldverkehr eine andere Form annehmen. Die erste Girobank diesseits der Alpen entstand 1609 in Amsterdam; um der stetigen Münzverschlechterung und -Beschneidung zu entgehen, deponirten die Kaufherren und Fabrikanten ihr gutes Geld in der Bank und ließen ihre Wechsel in Bankpapier zahlen. Die Antheilscheine der beiden indischen Compagnien bildeten ein Speculationspapier und wurden Gegenstand von Zeitkäufen mit Differenzen. Auch die mit besonderer Vorliebe gepflegte Tulpe, zuerst theuere und seltene, dann auch imaginäre Arten und Abarten, wurden an der Börse cotirt, bereicherten oder ruinirten den „Geber“ und „Nehmer“.

Der Handel war die Geburtsstätte des Massencapitals, welches sich durch das Geldsystem zur früher unbekannten wirthschaftlichen Großmacht aufschwang. Die Großindustrie begann ihre glänzenden Siege zu feiern und auch der Ackerbau wurde durch das Pachtwesen der neuen Großmacht allmählich unterthan. Börsen und Staatsschulden, siamesische Zwillinge, bildeten bald die Reservoirs und Pegel der vorhandenen Capitalmasse, deren Orgien im Börsenspiel gefeiert wurden. Das 17. Jahrhundert legte die Fundamente der neuen Volkswirthschaft, das 18. errichtete die Mauern und das 19. brachte den nicht unbedenklichen Bau unter Dach, ohne bis jetzt den Blitzableiter erfunden zu haben.

Die Fragen: ob Monopol, ob Freiheit der Banken, ob überhaupt freie Concurrenz oder Schutz erworbener Positionen, ob fester Zinsfuß oder freier Wucher, welche jetzt die frühere Frage: ob Glaubenszwang oder Gewissensfreiheit, nach und nach verdrängten, beschäftigten mehr als ein Jahrhundert vor der eigentlichen Gründung der Nationalökonomie das finanzielle und kaufmännische holländische Publicum.

Sehr interessant ist es, was Hr. Heinrich v. Treitschke*) anführt, daß der große Kleinmaler Franz v. Mieris an den Begründer des humanitären Völker- und Naturrechts, Hugo Grotius, geschrieben: „Der Rechtsgrund des Eigenthums ist die Arbeit", mehr als 100 Jahre vor Adam Smith! Herr v. Treitschke führt auch noch an, daß im Jahre 1656 in Holland die Civilehe eingeführt worden sei! —

Die holländische Gelehrsamkeit des 17. Jahrhunderts ist sprichwörtlich geworden. Die Philologie, die in Deutschland und England so viel durch die Bürgerkriege gelitten, setzte sich auf dem Schwemmboden der Nordseeküste zu fester Ruhe nieder. Der gesammte Grund der Bildung waren die classischen

---

*) „Historisch-politische Aufsätze", 3 Bände, denen wir manche Details entnahmen.

Sprachen und Literaturen, besonders Grammatik und Antiquitäten. Auch die nationale Poesie der Heinsius und van Vondel ruhte auf diesen Studien. Wir haben schon gesehen, daß Heinsius den Opitz erzeugte.

Die großen Rechtsfragen betreffend das Verhältniß von Staat und Kirche, die uns noch beschäftigen werden, das Völkerrecht in Krieg und Frieden: hier fanden sie fleißige und gelehrte Bearbeitung. Graswinkel und Salmasius vertraten das göttliche Recht, Spinoza, der Begründer einer ganz neuen Weltanschauung, die demokratische Freiheit und das Recht der Gesammtheit. Hugo Grotius strebte von der biblischen Politik zur rationellen und humanen.

Das eigentliche innere Getriebe des holländischen Geistes werden wir aber erst kennen lernen, wenn wir uns zu den politischen Angelegenheiten wenden und hier den Schlüssel zu gewissen intricaten, scheinbar unbegreiflichen Dingen suchen. Vorab litten die sieben Vereinigten Provinzen an dem den Republiken oft so gefährlichen Mangel der Einheit, selbst in den nothwendigsten Dingen. Der große englische Diplomat und Staatenkenner Will. Temple bezeichnete diesen Uebelstand später mit dem witzigen Ausdruck: „Die veruneinigte Regierung der Vereinigten Provinzen". Dieser Individualismus der einzelnen Provinzen — in der Schweiz „Cantönligeist" genannt, in die Geschichte Nordamerikas blutig eingeschrieben mit den Namen „Föderalisten" und „Conföderirte" — ist eine germanische Stammeseigenthümlichkeit, die vorsichtig angefaßt sein will, um zum Guten gewendet zu werden. In Holland aber kam dazu, daß wirklich selbständige Gebiete, die nur durch die spanische Herrschaft verbunden waren, sich freithätig zum Widerstande gruppirten und so immer nur einen nach Außen gerichteten Complex bildeten. Drittens gesellte sich die diesem individualistischen Wesen entsprechende calvinistische Gemeinde- und Synodalverfassung dazu, die den Localgeist noch einmal besonders verschärfte. Die Wirkungen dieser drei Factoren sind bis auf unsere Tage sichtbar geblieben und traten noch bei Be-

rathung der Eisenbahnlinien in den Generalstaaten des Königreichs Holland recht prägnant hervor.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatte der holländische Individualismus seine imposanten typischen Vertreter an den Anwälten und Lenkern der Einzelstaaten, namentlich der Provinz Holland. Da waren der gewaltige Oldenbarneveldt zu Moritzens Zeit, der alte de Witt neben Wilhelm II., die beiden Söhne des letztern, Jan und Cornelius de Witt, im Interregnum der Statthalterschaft und zur Zeit Wilhelm III. Ein harter Gegensatz bildete sich zwischen diesen Persönlichkeiten und den nach einheitlicher Macht strebenden Oraniern, ein Gegensatz, den man am kürzesten als den Kampf zwischen Staatischen und Staatlichen bezeichnen kann. Staatisch weist nämlich auf die Einzel-Staaten oder Provinzen, Staatlich auf die Einheit und die mit ihr verbundene Gewalt hin.

Unter dieser Beleuchtung bekommen auch die dogmatischen Streitigkeiten innerhalb des Calvinismus Sinn und Bedeutung. Die Staatischen waren schon früh des Krieges mit Spanien müde; sie unterstützten aus allen Kräften die Bestrebungen Heinrichs IV., den Waffenstillstand von 1609 zu Stande zu bringen. Die Staatlichen, der Statthalter Moritz an der Spitze, fügten sich nur ungern in die Waffenruhe, weil Armee und Kriegsflotte dadurch nothwendig in den Hintergrund gedrängt wurden.

Kaum war der militärische Waffenstillstand geschlossen, als der theologische Krieg ausbrach. Arminius, Professor in Leyden, opponirte der strengen Prädestinationslehre und hielt sich mehr an Zwingli und Luther; er sprach sich ferner für eine nähere Verbindung von Kirche und Staat aus, gegen die schroffe calvinistische Absonderung der kirchlichen Gemeinde. Sein Gegner und College Gomarus vertheidigte mit Heftigkeit die strenge Gnadenwahl und den Demokratismus der Kirche. Auf Seiten des Armin finden wir Jan van Oldenbarneveldt, Hugo Grotius, später auch Spinoza, der denn doch nicht so außer allem Zusammenhange mit Raum

und Zeit steht, wie die Geschichtschreiber der Philosophie meist glauben. Die Lehre des Armin war staatisch, freiheitlich, individualistisch; die des Gomar unterwarf alle Menschen gleichmäßig dem Herrn im Himmel, der einem monarchischen Element auf Erden entsprach. Verlangten ja doch auch die englischen und schottischen Presbyterianer nach einem Könige. Im Gomarismus lag eine Verbindung von Demokratie und Cäsarismus. Das politische Element in der erstern Lehre, daß Kirche und Staat nicht absolut zu trennen seien, ging, wie wir aus Spinoza's „Ethisch-Politischem Tractat" wissen, gegen die Anarchie, gegen die willkürliche Einmischung der Kirche in die weltlichen Händel und sollte den Schutzwall wider das Aufgebot des religiösen Fanatismus der Masse zu Gunsten eines Prätendenten bilden. Ganz conform mit Spinoza wollte Oldenbarneveldt die Sectirerei durch Vereinigung aller Protestanten zu einer reformirten Kirche aufheben, welche unter dem Schutze und der Oberaufsicht des Staates stände. Die Staatischen waren so die Staatsmänner, die Staatlichen dagegen speculirten auf einen Staatsherrn und auf das Staatsdienerthum. Die Staatsmänner waren kühle Rechner, selbstbewußte Intelligenzen; die entgegenstehende Partei war die der calvinischen in Genf dressirten Pfaffen, und hinter ihnen stand die gedankenlose, aber fanatische Plebs. Die Mehrheit des Volkes stand auf Seiten Gomars, und das allgemeine Stimmrecht hätte gegen die Arminianer entschieden, was dem Oranier wie gerufen kam. Die Masse huldigte schwärmerisch der allgemeinen Prädestination und auch dem prädestinirten Helden- und Herrscherthum.

Die Arminianer reichten bei den Ständen der Provinz Holland eine „Remonstranz" um Glaubensfreiheit ein; die Gomaristen antworteten mit einer „Gegen- oder Contreremonstranz", setzten aber den Glaubenszwang hartnäckig fort. Die Stände sahen sich genöthigt, Wachen zum Schutz der Remonstranten aufzubieten. Eine Generalsynode zur Schlichtung des Streites wurde nach Dortrecht berufen (1618); noch ehe diese

aber ihre Verurtheilung des Arminianismus ausgesprochen hatte, ließ Moritz den Oldenbarneveldt, der die Schutzwachen aufgeboten hatte, was nur dem militärischen Oberbefehlshaber zukomme, sammt dessen Freunde Hugo Grotius verhaften, die städtischen Wachen entwaffnen und andere Municipalbehörden einsetzen. Dann beriefen die Generalstaaten, dem Moritz zu Gefallen, einen auserwählten Gerichtshof, der die beiden Angeklagten systematisch verurtheilte, und nun ließ Moritz den 72jährigen ersten Patrioten des Landes hinrichten und den Begründer des Völkerrechts zu ewigem Gefängniß nach Schloß Löwestein bringen. Jan van Oldenbarneveldt, der neben Moritzens Vater Wilhelm vor Leyden gekämpft, der wesentlich zur Begründung der „Utrechter Union" mitgewirkt hatte, mit Wilhelm der Stifter der Republik, der größte aller Rathspensionäre der Provinz Holland, durch den Sohn Wilhelms aufs Schaffot gebracht! Wie unschuldig sind dagegen die englischen Königsmörder! Oldenbarneveldt's Wahlspruch war: „Liever verheert dann verknecht". Er wurde „verheert".

Herr von Treitschke verschmäht die in Holland selbst so naheliegende Parallele von religiöser und politischer Richtung. Er stellt vielmehr Oldenbarneveldt mit Karl I. zusammen und behauptet, die Staatischen seien überhaupt für das Altererbte gewesen. Jawohl, für die altererbte Freiheit, grade wie das Lange Parlament. Oder soll etwa Moritz von Oranien die Puritaner repräsentiren, am Ende gar die Independenten, welche den Thron umstürzten, während Moritz einen zimmerte? Wie gewöhnlich hat auch hier den historisch-politischen Heißsporn seine Vorliebe für die Macht, seine Sympathie mit den Einheits-Gründern irregeleitet. Keine historische Parallele ist ganz durchzuführen; aber die Staatischen in Holland standen doch weit eher auf dem Standpunkt der Independenten gegen den König und die Presbyterianer; nur mit dem Unterschiede, daß in der decentralisirten Union die Gemeinde den Gewissenszwang ausübte, daß die Staaten, namentlich Holland, zu Gunsten der Gewissensfreiheit moderirend einzuwirken gedachten, und daß

der oranische Prätendent grade den schroffen Calvinismus in seinen Dienst nahm, den Karl Stuart im Namen der Hochkirche perhorrescirte. Die Oranier sind vielmehr die holländischen, energischeren Stuarts in dieser kirchenpolitischen Frage; Wilhelm II., der 1625 auf seinen Vater Moritz folgte, war ja auch der Gemahl der Maria, der Tochter Karls I. Und Cromwell, der solche Dinge verstand, war stets Gegner der Oranier, stets Freund der Staatischen, der Republicaner.

Was die Parallele noch weiter verschiebt, ist der Umstand, daß die holländische Entwicklung der englischen zeitlich voraus war, daß der Individualismus der Arminianer, der auch John Milton inspirirte, der in Holland selbst den Dichter Vondel möglich machte, kurz jenes Ablenken von Genf nach Wittenberg, in den Vereinigten Provinzen nicht mit dem Aufschwunge der Geister im Kampfe gegen Spanien, sondern bereits mit einem bürgerlichen Optimatenthum zusammentraf, gegen welches die oranisch-napoleonische „Demokratie" aufgeboten werden konnte.

So sieht in Wirklichkeit der Streit zwischen den „hochmögenden Herren" der Hauptprovinz Holland und dem Prätendententhum der Oranier aus. Der Schweigsame wurde 1581 ermordet, ehe von Souveränitäts-Ansprüchen die Rede sein konnte. Moritz war Statthalter, und zwar unter englischer Controlle, und nicht einmal in allen Provinzen, da Friesland und Groningen ihr freies Wahlrecht bewahrten. Auf Moritz folgte 1625 sein jüngster Bruder Friedrich Heinrich. Dieser bezeichnet eine Periode der Eintracht, des Ruhmes nach Außen, des innern Friedens, des blühenden Handels und der aufstrebenden Wissenschaft. Der Statthalter siegte zu Lande, Peter Huyn nahm 1628 die spanische Silberflotte weg, und H e r b e r t T r o m p, eine kräftige Seemannsnatur von oranischer Gesinnung, zertrümmerte 1635 die spanische Kriegsflotte im Canal. Oranje boven! erscholl es durch das ganze Land; fünf Provinzen beeilten sich, dem Sohne des Statthalters die Anwartschaft auf die Nachfolge des Vaters zuzuerkennen.

Die holländische Diplomatie wie die holländische Wissenschaft nahmen den ersten Rang in Europa ein.

Friedrich Heinrich starb 1647, ihm folgte sein Sohn Wilhelm II. Als die Friedensverhandlungen zu Münster in Gang kamen, machte sich wieder der Unterschied zwischen Staatisch und Staatlich bemerkbar. Die Staatischen wollten Frieden, Ruhe, Handel, Industrie, Verminderung des Heeres und der Flotte, Abschwächung der militärischen Präponderanz; die Staatlichen hatten nicht so große Eile mit dem Frieden. Als dieser geschlossen und verkündigt war, begannen auch die innern Reibungen aufs Neue. Wilhelm mußte sogar die Stadt Amsterdam belagern und starb im Momente des Einzugs, 1650. Sein Sohn, der spätere Wilhelm III., wurde erst nach des Vaters Tode geboren. Deutlicher als seine Vorgänger hatte Wilhelm II. die oranischen Endabsichten verrathen, als er mit Mazarin den Plan entwarf, die spanischen Niederlande zu Frankreich zu schlagen, ihn selbst aber zum Könige von Holland zu machen!

In die Zeit des Interregnums fallen die Händel zwischen der Republik der Vereinigten Provinzen und der Republik England. Die Hochmögenden, auch die Lövesteiner genannt, waren Herren im Lande. Sie erklärten 1651 das Verfahren des verstorbenen Statthalters für ungesetzlich und spielten sich auf den Venetianischen Senat hinaus. Der Bau des prächtigen Rathhauses zu Amsterdam wurde begonnen; die Provinz Holland sollte ihren Dogenpalast erhalten. Das Jahr darauf berieth man die Ausschließung der Oranier von der Statthalterschaft. Das war völlig Cromwells Idee, der sich im Frieden mit Holland diesen Beschluß verbürgen ließ.

Man sollte denken, die englischen Republicaner hätten gern in Frieden und Freundschaft mit der einzig nennenswerthen Schwesterrepublik in Europa gelebt; aber gerade das oranische Interesse stand dem zunächst im Wege. Die Ermordung des Dorislaus schrieb man in England auf oranische Rechnung. Dazu kam die über jede politische Form hinausgreifende maritime

Eifersucht. Die Navigationsakte enthielt die Kriegserklärung, wenn Holland nicht abdanken wollte.

Beide Republiken waren dem reformatorischen Geiste entsprungen; aber der politische Aufschwung trieb sie beide aufs Meer, und während sie beide der innern Freiheit neben einander genießen mochten, konnten unmöglich beide zugleich die See beherrschen. England strich die faulen Stuarts aus der Geschichte und knüpfte bei der großen Tudor wieder an. Es handelte sich um die Begrüßung der Flagge, um die Fischereigerechtigkeit, um das Durchsuchungsrecht. Henry Vane sagte ganz richtig: „Entweder müssen beide Republiken Eins werden, oder Holland muß unsere Magd sein."

Der Seekrieg fing sozusagen von selbst an: die Schiffe beider Staaten fanden nebeneinander nicht Raum auf dem Meere. Von Aufhebung der Navigationsakte konnte bei den stolz gewordenen Engländern keine Rede sein. Holland hatte Spanien zur See ausgestochen; es frug sich sehr, ob England ihm gewachsen war. Die Holländer hatten sich in Amerika und Indien geübt, kühnere Fischer gab es nicht, ihre Kriegsflotte manövrirte so gelehrt wie ihre Landarmee. England hatte weniger, aber größere Schiffe, hohe Ambition und stärkere Leidenschaft. Englands Stern war im Aufgang begriffen und Robert Blake der Cromwell zur See.

Vor jeder Kriegserklärung lieferten sich am 12. Mai 1652 unweit Dover die holländische Flotte unter Tromp und die englische unter Blake das erste Treffen mit 43 Schiffen gegen 23. Die Sache ging gnädig ab, Blake hatte 50 Todte, Tromp ein Schiff verloren. Am 21. Juni traf Blake an der schottischen Küste 600 holländische Fischerbarken, die von 12 Kriegsschiffen begleitet waren. Von diesen bohrte er drei in den Grund und nahm die übrigen neun weg; die 600 Barken entließ er nach Erhebung des Zehnten, verbot ihnen aber strengstens, ohne Erlaubniß des englischen Staatsraths sich wieder in jenen Gewässern zu zeigen.

Die Kriegserklärung Englands an Holland datirt erst

vom 7. Juli. Der holländische Admiral Tromp stieß am 5. August bei den Orkaden auf Blake. Ein Sturm zerstreute das holländische Geschwader und am andern Morgen sah sich Tromp auf dem Admiralschiff „Brederode“ in der Mitte von schwimmenden Trümmern. Er mußte heimkehren. Blake, der sich in die kleinen Shetlands-Buchten geflüchtet hatte, litt weit geringern Schaden, verfolgte den fliehenden Feind, ohne ihn zu erreichen, segelte höhnend die holländischen Küsten entlang und kehrte stolz mit den aufgebrachten Schiffen und 900 Gefangenen nach Yarmouth zurück.

Tromp gab seine Entlassung, der populäre Ruyter trat an seine Stelle. Auf der Höhe von Plymouth traf er die englische Flotte unter Ayscough am 10. August und zwang sie zum Rückzug. Merkwürdigerweise war Ayscough des Royalismus verdächtig, weßhalb das Parlament ihn auch sofort in anständige Pension schickte. Ruyter aber dachte präcis wie Cromwell: „Nur wenn es Gott gefällt Muth einzuflößen, trägt man den Sieg davon; das ist ein Werk der Vorsehung, worüber sich die Menschen keine Rechenschaft geben können.“

Holland hatte sofort ein neues Geschwader unter Cornelius de Witt ausgerüstet. Dieser vereinigte sich mit Ruyter und am 8. Oct. trafen sie Blake, der den Kampf suchte, nordwestlich von Dover. Ruyter wollte erst einige Schiffe ausbessern, aber Blake hatte Ordre gegeben, drauflos zu gehen. Aller Muth der Holländer wurde zu Schanden vor dem englischen Ungestüm. Am andern Morgen segelten die Holländer ab, ohne einen zweiten Schlachttag zu wagen.

Holland griff wieder zu Tromp, dem sich Ruyter unterordnete; die Flotte wurde vollkommen hergestellt. Blake dachte nicht an einen Winterfeldzug und war überrascht, gegen Ende November von der Annäherung einer holländischen Flotte zu hören. Sie kam am 29. Nov. zwischen Dover und Calais in Sicht, 173 Schiffe stark, denen Blake nur 37 entgegenzusetzen hatte. Der Kampf des folgenden Tages war der hef-

tigste des ganzen Kriegs; Wunder der Tapferkeit geschahen auf beiden Seiten. Ein Nebel und die Nacht trennten endlich die Kämpfenden; aber Blake war unfähig den Kampf fortzusetzen. Er zog sich in die Themse zurück. Da geschah es, daß der siegreiche Tromp, einen Besen am Hauptmast, durch den Canal fuhr. Die Generalstaaten glaubten gewonnen Spiel zu haben und England blokiren zu können.

Blake bat um seinen Abschied, der ihm ehrenvoll verweigert wurde. Das Parlament stellte die Flotte her, gab dem Admiral zwei militärische Capacitäten an die Seite, Monk und Dean, und zwei Monate nach seiner Niederlage segelte Blake mit 60 Kriegsschiffen aus der Themse. Am 18. Febr. 1653 traf er zwischen Cap Hague und der Halbinsel Portland die holländische Flotte mit 75 Segeln, die 250 Kauffahrer escortirte. Tromp auf dem „Brederode“ that dem „Triumph“ Blake's starken Schaden. Der Kampf dauerte den ganzen Tag mit abwechselndem Glück, unter fester Siegeshoffnung auf beiden Seiten. Am andern Morgen fuhr Tromp canalwärts, um seine Handelsschiffe in Sicherheit zu bringen. Blake erreichte ihn am Mittag, und der Kampf entbrannte auf's Neue. In der zweiten Nacht entfernten sich mehrere holländische Schiffe, am dritten Tage griff Blake zum dritten Male an. Tromp retirirte der holländischen Küste zu, mit Verlust von 17 Kriegsschiffen und 40 Kauffahrern.

Unter solchen Aspecten nach Außen, auf der Höhe des holländischen Krieges, angesichts der Doppelbewerbung Frankreichs und Spaniens um die Gunst der „königsmörderischen Republik“, getrieben von dem unwiderstehlichen Drange, die entscheidende Macht in Eine Hand zu bringen, gab Oliver dem abgestandenen Langen Parlament den Laufpaß. —

Mylord Protector. — Die Wiederkehr der Stuarts.

Nach der Auflösung des Langen Parlaments stand nur noch Ein Mann da, der England bedeutete; dieser Mann aber befand sich in der allerschwierigsten Lage. Er hatte nunmehr Alle gegen sich, außer dem Rathe seiner Getreuen, meistens Offizieren, und den dunkeln Ehrenmännern der Gewissensfreiheit ohne Bischöfe, Presbyter und Covenant. Die Republicaner aus Princip hatte er vor den Kopf gestoßen; die Männer der fünften Monarchie sahen einen starken Arm über sich; die Levellers schrien Verrath. Die Flotte besaß ihre eigenen Helden, sie war nicht Cromwell's Werk, wie die Armee, und grade die Flotte war von dem scheidenden Parlament absichtlich gepflegt worden, damit sie ein Gegengewicht gegen die Eisenrippen bilde.

Die Offiziere auf Blake's Flotte wollten an der schottischen Küste ein Pronunciamento gegen die Aenderung der Dinge in England erlassen; aber der Admiral erklärte ihnen: „Wir haben uns nicht in Staatssachen zu mischen; verhindern wir die Fremden uns zu demüthigen!"

Der Republikaner Ludlow sagte principgerecht zu Cromwell: das Volk muß unter seiner eigenen Beistimmung regiert werden. Cromwell erwiderte: „Und wo sollen wir solche Beistimmung finden? In der Partei der Priester, Bischöfe, Independenten, Wiedertäufer, Leveller?" Er hatte auch Recht, das Land war in lauter Parteien zerfahren, von denen keine die allergeringste Aussicht auf eine Mehrheit bot. Es wurde ein Staatsrath von 13 Personen eingesetzt, bestehend aus Crom-

well als „Generalcapitän", vier Rechtskundigen und acht Offizieren. Dann berief der Generalcapitän sein erstes Parlament, das „kleine" genannt, oder eigentlich, er ernannte es selbst aus den Gottseligen im Lande, aus jener Mittelschichte, aus welcher vor 11 Jahren die ganze Bewegung hervorgegangen war. Cromwell beabsichtigte eine puritanische Notablenversammlung zur Seite zu haben, mit der er in Freundschaft die nöthigen Gesetze vereinbaren könnte. Von 155 Berufenen — 139 aus England, 16 aus Wales, 6 aus Irland, 4 aus Schottland — erschienen 138, darunter viele Personen von „Vermögen und Kenntniß", „Gentlemen mit Grundbesitz und Credit", wie die Gegner ärgerlich zugestanden. Blake war Mitglied, ebenso Thomas Scott und Ashley Cooper, der spätere Lord Shaftesbury.

Am 4. Juli 1653 fand die Eröffnung statt. Der Generalcapitän sprach lange und gründlich, aber ohne Vorbereitung und ohne jede Aehnlichkeit mit irgend einer Thronrede oder Botschaft der Welt, immer unlogisch, wenn die Schablone zum Muster genommen wird, stets logisch, wenn man des Redners Gedankenfabrik kennt. Der Geist, der die Freiheit mit Muth und Kraft errungen und sich von Extremen ferngehalten hatte, sollte bei der Gesetzgebung thätig sein. Gewiß war die Ernennung eines Parlaments ein Akt despotischer Willkür, aber der über diese Versammlung ausgegossene Spott ist nicht zur Hälfte berechtigt. Man glaubte Alles mit einem Witz über den Vorsitzenden, den Lederhändler Preisegott Barebone (Bloßknochen) abzuthun, der auch, weil er den Bibelspruch: „Wenn Christus uns nicht erlöst hätte, so wären wir alle verdammt" seinem Namen vorsetzte, kurzweg „verdammter Barebone" genannt wurde. Nun ist aber „Preisegott" nur die Uebersetzung von Timotheus, Gottlieb, und der Familienname war nicht Barebone, sondern Barbone. Richtig ist, daß nie ein solches Parlament war, noch auch wiederkommen wird. Den ganzen ersten Tag verbrachte es im Gebet; nie hatten „Ehrenwerthe" die Nähe Christi so empfunden.

Die Mitglieder riefen abwechselnd bei Beginn der Sitzung den Herrn an und erklärten Bibelstellen, bis die Versammlung beschlußfähig wurde.

Aber es saß in diesem Parlamente der Heiligen, über das sich sogar General Ludlow, das reinste Weltkind, sehr beifällig äußerte, nicht nur ein tiefsittlicher Ernst, sondern auch viel gesetzgeberische Weisheit in Bezug auf die weltlichen Dinge. Diese Heiligen hatten höchst positive Gedanken und strebten gründliche Reformen an, die für den Moderator schier zu radical wurden. Der große Stürmer und Dränger an der Spitze der Regierung wollte das Errungene befestigen, sich aber nicht zu weiterer Zerstörung fortreißen lassen.

Das Parlament trat am 4. Juli 1653 zusammen. Nach dem „Regierungs-Instrument" sollte es bis zum 3. Nov. 1654 tagen, drei Monate vorher aber ein anderes Parlament wählen, welches 12 Monate sitzen würde. Eigentlich hatte sich also Cromwell der souveränen Gewalt begeben, weßhalb er auch von „Entlastung" sprach.

In der Eröffnungsrede pries Cromwell das Parlament der Heiligen, d. h. er pries sich eigentlich selbst; denn der „Herr", der sie zusammengebracht, war Niemand anders als er. Er war dabei so naiv, daß er die Stelle aus dem Jesaias citirte: „Dieses Volk habe ich selbst gebildet, daß sie mich preisen."

In Bezug auf die Wahlart sagte er: er wünsche, daß Alle geeignet sein möchten zu berufen; dazu aber müßten erst Alle Heilige sein. Vor der Hand ist er der General-Wähler, der Erzheilige. Der große Gedanke der Toleranz schlägt mächtig in dieser Rede durch: „Ich möchte lieber einem Gläubigen schlecht begegnen, als einem Ungläubigen." Auch die Presbyterianer müsse man lieben!

Grade vor der Eröffnung des Parlaments hatte Cromwell die Nachricht von einem Siege über die holländische Flotte erhalten. Es war die vorletzte Schlacht, Holland schon seit einem Monat auf den Frieden bedacht.

Inmitten vielen Gebetes milderte das Kleine Parlament die altrömische Schuldhaft und setzte 300 Gefangene in und um London in Freiheit — das traf die Patricier und die Advocaten. Schon die Armee hatte diese Forderung gestellt, nicht minder die „vielen Tausende" aus dem Volke.

Dann wurde die Civilehe als kurzgefaßter, einzig legaler Akt der ehelichen Verbindung eingesetzt, noch bevor Holland diese Neuerung einführte, die noch vielen unserer Lauwasser-Frommen ein Greuel ist.

Das Verbot des Duells lautete: „Wer herausfordert, verliert die rechte Hand; wer tödtet, wird als Mörder behandelt." — Der Eid, der wie ein Parasit unsere Gesetzgebung und Justiz durchfrißt, wurde mit Ausnahme des Amtseides, der so eine Bedeutung erhielt, abgeschafft.

Das Parlament wagte sich an noch ganz andere Dinge, bei denen es auf den erbitterten Widerspruch bedrohter Interessen stieß. Es wollte die Court of Chancery, den Kanzleigerichtshof mit seinen unendlichen und unendlich kostspieligen Proceduren abschaffen, wie es schon „viele Tausende" verlangt hatten. 23,000 Processe hingen seit 5—30 Jahren bei diesem englischen Reichskammergericht. Das Parlament ernannte — selbst der heutigen Zeit voraus — ein Comité zur Abfassung eines einfachen, kurzen, verständlichen Gesetzbuches. Die frommen Sachsen wollten das Normannenthum hinausfegen — mußte doch 1650 ein Gesetz erlassen werden, welches das lateinische und französische Plaidiren aufhob! Aber die gut normannischen Advocaten, die Theologen des Monopols, erhoben gewaltigen Lärm um ihre Privilegien.

Zwei Jahre vorher hatte Cromwell zu Ludlow gesagt: Die Juristen seien bei allen Reformen der bürgerlichen Gesellschaft hinderlich; sie schrien gleich, man wolle das Eigenthum zerstören; die heutigen Gesetze dienten blos dazu, die Juristen leben zu lassen und den Reichen die Mittel zu geben, die Armen zu unterdrücken." Bald nach dieser Aeußerung sollen der verschlagene St. John, ein Vetter Cromwells, und

Whitelocke, beides Juristen, im Auftrage von Juristen und Geistlichen 100,000 Pfd. geboten haben, damit die Zehntenfrage im Langen Parlament unterdrückt werde.

Das Kleine Parlament wagte sich auch an diese Frage. Der Zehnte und das Patronat, die feudalen Reste der bäuerlichen Unfreiheit, sollten abgeschafft werden. Das Neue Testament, so erklärten die bibelfesten Männer, gestatte nichts Derartiges; die katholische Pfaffheit habe es, der Schrift zuwider, aufrecht erhalten. Das Specialcomité amendirte: Wo der Zehnte zum Unterhalt der Geistlichen diene, solle er bleiben; man werde eine Commission zur Untersuchung der geistlichen Führung ins Land schicken. Dieser Artikel fiel mit 56 gegen 54 Stimmen. Ueber den Zehnten selbst wurde gar nicht abgestimmt. Das Geschrei der Juristen und Pastoren erhob sich aber um so lauter: die Privilegien seien in Gefahr, das Parlament bestehe aus Levellern!

Cromwell hätte sich schwerlich durch dieses Geschrei allein beeinflussen lassen; daß aber Harrison und Genossen den Staat und dessen Einrichtungen aus ihrer Inspiration herleiteten, erregte das Kopfschütteln des praktischen Mannes. Da nun gar die anabaptistische Demokratie auch an der Armee abzwacken wollte, da sie vollends von den „Janitscharen Babylons" sprach, das man zerstören müsse, um die „Monarchie der Heiligen" aufzurichten, wurde er ärgerlich. Auch die Heiligen konnten gehen.

Am 11. Dec. 1653, früh Morgens, als die Cromwellianer noch die Mehrheit im Hause hatten, wurde beantragt: „daß die fernere Sitzung dieses Hauses in seiner jetzigen Verfassung der Republik nicht förderlich und daß es daher am Platze sei, dem Lordgeneral die Gewalten zurückzugeben, die man von ihm empfangen." Das wurde angenommen, der Sprecher begab sich mit der augenblicklichen Mehrheit nach Whitehall und resignirte. 80 Mitglieder haben definitiv die „Resignation" unterschrieben.

Nach der Schlußsitzung blieben noch etliche 30 Mitglieder

im Saale zu Westminster; 27 davon wollten in der Berathung fortfahren. Harrison betete. Da aber das Parlament sich selbst aufgelöst hatte, so wiesen die Obersten Goffe und White den Rest hinaus (12. December 1653). Was nun? Die Verfassung der Republik mußte doch eine Form haben; ohne Volksvertretung ging die Sache nicht ab. Schon am 12. December berief Cromwell den „Rath der Offiziere“ und „andere Personen, die ein Interesse an der Nation haben“, nach Whitehall. Es erfolgten lange Berathungen. Man sprach auch vom Königthum. Das lag in der Luft. Warum sollte der sächsische Heerbann, den gerade Cromwell wieder aufgeweckt hatte, nicht den besten Mann auf den Schild erheben und zum Könige ausrufen? Das Jahr darauf ließ Mazarin im Namen seines Königs den Lord-Protector ersuchen, den Königstitel anzunehmen; Frankreich würde ihn sofort beglückwünschen. Cromwell blieb bei der Sache, er erklärte der Versammlung in Whitehall: Es handle sich um Herstellung der Einheit in der Regierung. Man befinde sich im Kriege, die Jesuiten überschwemmten das Land. Der Handel sei durch die Unordnung in fremde Hände gerathen. Nach vier Tagen, am 16. December 1653, wurde Lambert's Verfassungs-Entwurf in 42 Artikeln angenommen: Ein Staatsrath von 15 oder 21 Mitgliedern, ein Regierungs-Instrument mit Berufung eines Parlaments auf den 3. September 1654 und Oliver Cromwell als „Lord-Protector der Republik von England, Schottland und Irland“.

Im Kanzleihofe zu Westminsterhall fand an demselben 16. December die feierliche Installation des Lord-Protectors mit großem Gepränge, unter schallendem Jubel des Volkes statt. Cromwell erschien im Anzug und Mantel von schwarzem Sammt, ein breites Goldband um den Hut. Er zählte jetzt 54 Jahre. Eine gedrungene Statur mit einem Löwenkopfe, etwas massiver Adlernase, vollen Lippen, tiefen, dunkeln Augen unter buschigen Brauen: so stand der neue Lord-Protector da, legte den Eid ab und fügte hinzu: „er wünsche,

seine Macht möge nicht länger dauern, als sie mit dem Werke Gottes in vollkommenem Einklang stehe, zur Förderung des Evangeliums und zur Erhaltung des Volkes bei seinem Recht und Eigenthum."

Und nun regierte unser Mann unter Controlle des Staatsraths, in welchem der Viscount Lisle, Lord Montague, Ashley Cooper saßen und Thurloe als Staatssecretär fungirte, zeichnete seine höchst praktischen, conservativ-reformatorischen Decrete — von der Auflösung des Langen Parlaments 1653 bis zum 2. December 1654 zählte man 82 Ordonnanzen für alle Zweige der Verwaltung — fortan Oliver P. und hielt die anarchischen Elemente streng danieder. Einer verstand ihn durchaus, der Secretär des Staatsraths für die auswärtigen Angelegenheiten, John Milton, von dem wir noch zu reden haben. In seiner zweiten Vertheidigung des englischen Volkes steht zu lesen: das Protectorat sei eine „unvermeidliche Nothwendigkeit gewesen, da man noch nicht einen vollkommeneren Zustand einzuführen vermochte".

Radicale und Royalisten waren jetzt gleich feindlich. Oberst Overton, bei der Armee in Schottland, plante die Absetzung des commandirenden Generals Monk, wurde nach London entboten und in den Tower geschickt. Harrison erhielt mit 150 Offizieren seinen Abschied. Der royalistische Poet Cleveland verfaßte seine bittere Satyre: „Was ist ein Protector? Ein stattlich Ding, ein Kupferheller, mit einer Krone gestempelt, ein Tragödien-Cäsar, von einem Bauern dargestellt" rc. König Karl in der Hegira hatte 500 Pfd. für Denjenigen ausgesetzt, der „den gemeinen Burschen" Oliver Cromwell aus der Welt schaffen würde. Wunderliche Käuze tauchten auf beiden Seiten auf, so ein gewisser Jenkins, der royalistische John Lilburn. Vor dem Langen Parlament hatte er sich geweigert das Knie zu beugen. Zum Tode verurtheilt, wollte er das Schaffott mit der Magna Charta und dem Evangelium unter dem Arme besteigen. Begnadigt, verachtete er den Pardon wie das Urtheil. Als man ihm Ehren und Geld bot, schlug er

beides aus, obgleich er eine zahlreiche Familie hatte. Cromwell entließ ihn endlich aus dem Gefängniß von Newgate, zufrieden damit, daß Jenkins auf fernere Verfolgung verzichtete.

Am 14. April 1654 bezog der Protector den Palast von Whitehall. Der spanische Gesandte Sagrado, der von Paris nach London kam, schrieb über den Hof des Protectors: „Hier gehen keine Damen zu Hofe, sondern Dammhirsche, die man jagt; keine eleganten Cavaliere, sondern Cavallerie und Infanterie; anstatt der Musik und des Ballets Trommeln und Trompeten. Man spricht nicht von Amor, sondern von Mars, spielt keine Comödien, sondern Tragödien. Hier giebts keine Mouchen auf den Gesichtern, sondern Musketen auf den Schultern."

Der Protector herrschte, sein Sohn Heinrich verbürgte als Statthalter die Ruhe in Irland, General Monk in Schottland. Die Holländer waren gegen Ende des Juli 1653 vor dem Texel so gründlich geschlagen worden — der Admiral van Tromp war selbst geblieben — daß Cornelius de Witt in den Generalstaaten erklärte: „die Engländer sind jetzt Herren über uns und über die Meere". Sagrado bemerkt, der zweijährige Krieg mit England habe Holland mehr gekostet als 20 Jahre Krieg mit Spanien.

Auch Cromwell wollte den Frieden, und so kam dieser denn am 15. April 1654 zum Abschluß. Der holländische Gesandte Bevering redete lateinisch, Cromwell antwortete in klarem Englisch. Holland verpflichtete sich zum Flaggengruß, erkannte die Navigationsakte an, verbannte die Stuart's aus seinem Territorium und formulirte die Ausschließung der Oranier dahin: den Prinzen Wilhelm weder zum Admiral noch zum Statthalter zu wählen, auch nach Kräften zu verhindern, daß er Generalcapitän über die Landmacht werde. Und so waren die Zeiten Eduard's III. wiedergekehrt, wo der Beherrscher Englands „König der Meere" hieß.

Cromwell wollte den Frieden mit Holland um so ernst-

licher, als er den Gedanken Gustav Adolf's wieder aufgenommen hatte, ein Bündniß aller protestantischen Staaten: England, Holland, Schweden, Dänemark, die protestantischen Cantone der Schweiz, die Hansestädte, die protestantischen deutschen Fürsten, zu Stande zu bringen. Den Whitelocke schickte er als Gesandten nach Stockholm zur Königin Christine, die leider grade mit dem Plane ihrer Abdankung beschäftigt war. Am 28. April wurde zwischen Oxenstjerna und Whitelocke ein Freundschafts- und Allianzvertrag gezeichnet. Am 30. dankte die allzu geistreiche Königin ab. Im selben Jahre noch erfolgte der Vertrag mit Dänemark, der den Engländern im Sunde die Vorrechte der Holländer ertheilte. Der feingebildete John Pell begab sich als Specialgesandter zu den protestantischen Cantonen der Schweiz. England stand an der Spitze des europäischen Protestantismus, der Name Protector hatte einen gewaltigen Sinn bekommen.

Der geriebene Mazarin wollte dem mächtigen Herrn der Inseln weder zu viel Ehre anthun, noch auch ihn vor den Kopf stoßen. Es entstand die Frage: wie soll der König von Frankreich den Protector tituliren? „Mein Herr Vetter", das wies Cromwell zurück; „Mein Herr Bruder", das widerstrebte dem jungen Bourbon. Also „Herr Protector," der Wahrheit gemäß. Frankreich glaubte noch immer, England von der Umarmung Spaniens zurückhalten zu müssen.

Die alten Parlamentarier waren indessen noch vorhanden, die Partei Vane wollte mitregieren. Es nahte die Zeit, wo es sich um das „Regierungs-Instrument" vom 16. Dec. 1653 handelte, welches ein Parlament nach freier Wahl, mit constitutionellen Befugnissen vorschrieb. Am 3. September, dem großen Jahrestage, fand die Eröffnung des neuen Hauses in der „gemalten Kammer" statt. Cromwell redete wieder aus dem Stegreif, lange, wie gewöhnlich mühsam seine Gedanken herausarbeitend. Er wies auf die Protestanten draußen hin, denen namentlich in des Kaisers Landen das Leben schwer gemacht werde. Ob man ihn nicht verstand oder nicht ver-

stehen wollte? Seltsamer Ausdruck der „Heuchelei", die stundenlang redet, auf die Gefahr hin zu langweilen, anstatt sich eines wohlbereiteten Flusses und anmuthenden Schwunges zu befleißen!

Gar bald ging das alte Markten um die Prärogativen wieder an. Das Parlament der 400 fuhr in den Geleisen des Langen Parlaments; nur daß es mit „König" Cromwell zu thun hatte. Es erklärte sich für den Inhaber der Volkssouveränität und den Protector für den Ausfluß der parlamentarischen Macht. Cromwell erschien am 12. September im Parlament, verwies die Mitglieder auf den Thatbestand und ließ sie einen Revers unterschreiben. Das Parlament warf jedoch abermals die Milizfrage auf: der Protector werde jetzt mächtiger als der König. Es wurden auch Stimmen laut: Man wolle kein Parlament von Protectors Gnaden, eher müsse Cromwell die Engländer zu Sklaven erklären! Seine Prärogative in Bezug auf Amtsernennungen und Gnadenerlasse wollte man beschränken. Die Akten und Ordonnanzen des Staatsraths wurden vor das Parlament gezogen; dieses wollte die Staatsräthe selbst bestellen, die Kriegserklärungen von seinem Beschluß abhängig machen. Man bestritt des Protectors Veto im Punkte der Religionsfreiheit und der Strafgesetze. Endlich dachte man die Landarmee zu vermindern, indem man die Subsidien schmälerte. Lambert, der sein Werk vom December krönen wollte, schlug die Erblichkeit des Protectorats vor; der Antrag fiel mit 200 gegen 80. Nicht einmal der Staatsrath sollte den neuen Protector wählen, nur das Parlament. Die Cromwellianer mieden bereits das Haus; der Sturm nahte.

Nach der Verfassung hatte das Parlament am 22. Januar 1655 noch 12 Tage zu sitzen, ehe die fünf Kalendermonate abgelaufen waren; aber Cromwell hatte es so eilig, daß er fünf Mondmonate herausrechnete, wie es bei Soldaten und Matrosen Sitte war, und die Versammlung auf jenen Tag in die „gemalte Kammer" berief. Er sagte ihnen in der

alten Weise, aber etwas erregt: sie hätten eine constitutionelle Regierung vorgefunden, die schon 15 Monate alt sei; darein hätten sie sich finden und einfach an ihre Arbeit gehen sollen. Wieder und wieder betonte er die Toleranz gegen die Independenten. Wenn Einer sich über Rechtsbeschränkung beklagen könne, so sei es die „einzelne Person", die hier „zwischen Monarchie und Demokratie" regiere. Man greife ihn persönlich an, beschuldige ihn, „er wolle seine Familie groß machen", rede von der „Schlauheit des Lord-Protectors", oder wie man draußen sage: „in England seien fünf oder sechs Schlauköpfe, die Alles machen". Das sei eine Blasphemie. „Menschen, die ohne Gott in der Welt leben und nicht mit ihm gehen, wissen nicht, was beten und glauben heißt. — Die schließen den Geist aus, ohne dessen Mitwirkung alles Andere wirkungslos ist." — „Und so halte ich es für meine Pflicht, vor Gott und vor dem Volke dieser Nationen, Euch zu sagen, daß es nicht zum Vortheil dieser Nationen, noch zum gemeinen und öffentlichen Besten ist, daß Ihr länger hier bleibt. Und deßhalb erkläre ich Euch, daß ich dieses Parlament auflöse."

Er stand fest auf seinem Posten, den er gelobte nicht eher zu verlassen, als bis er ins Grab rollte. Die Radicalen, die Männer der Fünften-Monarchie und die Wiedertäufer verstanden die Sache anders; sie glaubten jetzt den Lord-Protector behandeln zu müssen, wie weiland den König, als den Antichrist. Der Anabaptist Major John Wildman ließ zu Exton „eine Erklärung des freien und getreuen Volks von England, jetzt in Waffen gegen den Tyrannen Oliver Cromwell" veröffentlichen. Wildman wurde arretirt. In Schottland entstand Aufruhr; 200 royalistische Edelleute empörten sich in Salisbury, Andere in Yorkshire. Unser alter Bekannter, jetzt Capitän Sexby, der die Freiheit durch Karl Stuart zurückerobern wollte, entwischte. Oberst Harrison und Lord Grey of Groby wurden in anständigen Gewahrsam gebracht. Der Aufruhr in Salisbury wurde niedergeworfen, ebenso der in

Yorkshire. Etliche Royalisten verfielen nach Geschwornenspruch dem Henker; massenhaft wurden die Empörer nach Barbados deportirt.

Ganz offenbar stand hier Ein Mann gegen ein ganzes Volk, das in sich selbst hundertfach zerrissen war. Empörung auf allen Ecken, Empörung bis nach Whitehall hinein, Empörung in den Gedanken der nächsten Angehörigen. Cromwell, stets seiner Sache gewiß, stets dem Herrn, d. i. seiner besten Einsicht folgend, unerschütterlich in seinem Vorsatze, das Errungene zu conserviren, aber den Extremen nicht nachzugeben, griff zum letzten Mittel, zur Militärmacht als Polizei, zum Belagerungszustande. Denn etwas Anderes war die Eintheilung des Landes in 13 Militärdepartements, an deren Spitze 13 Generalmajore fungirten, nicht, zumal die Generalmajore auch die Communalverwaltung an sich rissen. Die Kosten dieser Einrichtung sollten durch eine Einkommensteuer von 10 pCt. auf die Royalisten gedeckt werden, die somit als unterdrückter Staat im Staate anerkannt wurden. Der schwedische Gesandte sprach damals von 10,000 Gefangenen im Lande! Die Hahnenkämpfe und Wettrennen wurden untersagt, weil sie Gelegenheit zu Volksversammlungen gaben. Whitelocke und Lenthall wurden aus dem Kanzlei-Gerichtshofe entfernt. Die Herrschaft der „einzelnen Person" war auf die härteste und letzte Probe gestellt, die sie unmöglich auf die Dauer bestehen konnte: mit gewaltsamer guter Absicht zu regieren.

Das jetzt eingesetzte Regime erinnert theils an die Jakobinische Spürerei der 90er Jahre, theils an das kranke Mißtrauen römischer Cäsaren. Die „Verdächtigen" wurden streng notirt; jeder Bürger mußte für seine Dienstleute einstehen; nur die nöthigsten Gasthöfe sollten existiren; auf Trunkenheit und Schwören standen Strafen wie auf das Schauspiel. Die Poeten von Namen waren fast lauter Royalisten: Cowley, Davenant, Cleveland, Edm. Waller, Butler. Die philosophischen Geister neigten auf dieselbe Seite: Cudworth, Jeremy

Taylor, vor allen Thomas Hobbes, dem schon zu Paris der Prinz von Wales zur Ausbildung anvertraut worden war.

Im Schooße der Zeit bereitete sich ein Wandel der Stimmung vor, der den Protector nicht berührte, der aber seiner großartigen Erscheinung ihre Gränze zog. Dieser Wandel findet seinen schärfsten Ausdruck an den sogenannten Freidenkern, die man besser die Gradaus-Denker nennen würde. Diese Vorboten des kommenden Jahrhunderts hatten ihr Centrum in der Londoner Gesellschaft „Rota", zum Chef James Harrington. Um diesen gruppirten sich: Henry Neville, Syriac Skinner, Roger Coke, John Aubry, Maximilian Pettie. John Locke, der zukünftige classische Repräsentant des „Freidenkerthums", war noch Student und verfaßte zu Ehren des Friedensschlusses mit Holland Distichа. Harrington selbst verdankte das unbehelligte Erscheinen seiner „Oceana" nur der Protection der Elisabeth Claypole, der Lieblingstochter des Protectors.

Was das Protectorat zusammenhielt, war einzig die Armee. Die Soldaten, gediegen, fromm, beliebt und gut bezahlt, standen unter dem Joche der Gottesfurcht; Gotteslästerung war bei ihnen mit dem Tode bedroht. Auf dem Continent bildeten sich die stehenden Heere; Cromwell hatte 50,000 Befreier und Ordnungsbürger auf den Beinen.

Er bewahrte auch jetzt seine persönliche Neigung zur Toleranz. Die Presbyterianer hatten sich in religiöser Beziehung nicht zu beklagen; Cromwell sagte von ihnen: sie würden den Seinigen nimmer gewährt haben, was er ihnen einräume, nämlich die ganz unbehelligte Freiheit des Cultus. Die Episkopalen dagegen waren an die Stelle der Katholiken gerückt, weil sie mit den Royalisten identificirt wurden. Dennoch war ihnen der Privatgottesdienst freigegeben; nur durften sie die Politik nicht mit auf die Kanzel nehmen.

Seit dem 13. Jahrhundert waren die Juden aus England verbannt; im December 1655 wurde ihnen der Bau einer Synagoge zu London bewilligt. Zum Danke reiste ein

gelehrter Rabbi aus dem fernen Asien herbei, um in Huntingdon nachzuforschen, ob Cromwell nicht der „Löwe aus dem Stamme Juda" sei. Es kam die neue „Gesellschaft der Freunde" auf; George Fox, ihr Gründer, erklärte dem Protector persönlich, daß sie nichts gegen die Regierung im Schilde führten, und George Fox wurde der Freund Cromwells.

Auch die „Freunde" waren aus dem Indepedententhum, aus dem protestantischen Subjectivismus hervorgegangen. Sie schafften die Prediger ab, jeder redete, wenn der „Geist" über ihn kam. Redlichkeit und allgemeine Menschenliebe waren ihre Moral. Sie allein von allen Secten waren durchaus tolerant; sie zuerst haben zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Nordamerika für die Emancipation der Neger agitirt. Wenn „die Kraft Gottes" über George Fox kam, so zitterte er krampfhaft; daher der Name „Quäker" oder Zitterer.

Gegen die compromittirten Poeten bewies sich der Protector grade jetzt sehr milde. Dem mehrfach genannten Edmund Waller gestattete er die Rückkehr ins Vaterland, wofür dieser einen „Panegyrikus auf Mylord Protector" erntete, dem allerdings später ein Hymnus „auf den König bei Sr. Majestät glücklicher Heimkehr" folgte. Abraham Cowley, der letzte „metaphysische" Poet, der als Secretär der Königin Henriette Marie in Frankreich die Depeschen dechiffrirt hatte, durfte 1656 nach England zurückkehren, wo er 1667 starb und zwischen Chaucer und Spenser in der Westminster-Abtei beigesetzt wurde. Davenant, der sich für die Stuarts verschworen hatte, erhielt sogar die Erlaubniß, das Drama in neuer Gestalt wieder aufzubringen. Cleveland, der im Gefängnisse saß, wurde auf Miltons Fürsprache seiner Haft entlassen.

Er, Cromwell, wollte einen ernsten, auf Ueberzeugung beruhenden Protestantismus als Basis der Politik im In- und Auslande. In innerster Seele haßte er den Alles verweltlichenden und dann die ganze Weltlichkeit für sich beanspruchenden Jesuitismus, als Erzfeind christlichen Glaubens

und Lebens; fast eben so sehr den Episkopalismus; zuwider war ihm auch der engherzige, royalistisch gewordene Presbyterianismus, das verkörperte Schottenthum. Man gewahrt von Schritt zu Schritt im Leben dieses Mannes eine weitere Entfernung von Calvin und eine größere Annäherung an Luther.

Die gewaltsamen, ja tyrannischen Maßregeln seiner Regierung galten der Abwehr des Royalismus, Jesuitismus, Presbyterianismus und des politisch-religiösen Sectirerthums. Wie aber die Armee der frommen Individualisten durch den Krieg in Irland und Schottland die Einheit des Reiches hergestellt, wie Matrosen und Soldaten im Seekriege gegen Holland dem jungen Freistaate Ruhm und dem englischen Handel Luft geschafft hatten: so sollte das protestantische Princip nunmehr sich Europa gegenüber geltend machen. Er verlangte Ruhe im Innern, um nach Außen handeln zu können.

Schon unter dem 21. Juli 1654 wollte der Cardinal Mazarin erfahren haben, Cromwell beabsichtige durch das bevorstehende Parlament ein Concil der drei Nationen zusammenrufen zu lassen, zu dem die übrigen nichtkatholischen Staaten eingeladen werden sollten. Eine große protestantische Liga stehe in Aussicht, an deren Spitze Cromwell treten würde. Man werde die Lutheraner und Calvinisten vereinigen, erklären, daß der Papst der Antichrist sei und Frankreich den Krieg ankündigen. Es war wie eine wiederaufgelebte Sage; denn 400 Jahre früher, vor aller Reformation, hatte der Bischof Robert von Lincoln gesagt: „Die Kirche wird nicht befreit von der ägyptischen Sklaverei als angesichts des blutigen Schwertes." Und noch ein Jahr nach Heinrichs IV. Ermordung hatte der Hugenott Duplessis dem König Jakob geschrieben: „Es ist Zeit die Feder mit dem Schwert zu vertauschen; man muß die getrennten Fürsten und Völker vereinigen und über die Alpen gehn, auf Rom marschiren und den Jupiter des Capitols stürzen."

Duplessis hätte jetzt seinen Mann gefunden, der wahrlich nicht hinter dem Berge hielt. Die stillen Waldenser oder Valdesier wur-

den soeben in ihren piemontesischen Thälern verfolgt, zwangsweise sollten sie bekehrt werden. Ein Mönch wurde von ihnen erschlagen. Der Herzog von Savoyen ließ Regimenter marschiren, mit der Parole: Die Valdesier sollen sich entweder bekehren oder aus dem Lande gejagt werden. Drei Regimenter waren von jenen „Kurisees“, denen Cromwell die Erlaubniß zur Auswanderung aus Irland ertheilt hatte. Welche Erinnerung! Am 9. Juni 1655 langte die Nachricht von einem Blutbade unter den Valdesiern in Whitehall an. Cromwell schob den zur Unterschrift vorliegenden Vertrag mit Frankreich bei Seite und brach in helle Thränen aus. Vor Allem muß den Glaubensgenossen in Piemont geholfen werden! Er verordnet einen allgemeinen Bußtag und eine National-Collecte, zeichnet selbst 2000 Pfd. aus seiner Tasche. Milton muß an alle protestantischen Staaten schreiben; die sechs Briefe sind noch vorhanden. Frankreich bequemt sich, diplomatisch auf Piemont zu drücken. Blake ging mit 24 Schiffen ins Mittelmeer. Zuerst wurde der Großherzog von Toskana dafür abgestraft, daß er dem Prinzen Rupert erlaubt hatte, seine Prisen in Livorno zu verkaufen. Dann wurde der Bey von Tunis in seinem Raubneste heimgesucht, seine Flotte im Hafen verbrannt und die Freigebung der Christensklaven erzwungen. Algier und Tripolis unterwarfen sich von selbst. Als Blake gegen Rom fuhr, flüchtete der Papst den Schatz von Loreto. Cromwell aber meinte, der Papst werde nicht eher zur Einsicht kommen, als bis er in der Engelsburg den Donner der englischen Kanonen höre.

Unter dem 31. Juli 1655 verhandelte Cromwell mit dem schwedischen Gesandten ernstlich wegen eines engern Bundes, in den er auch Holland, Preußen und Dänemark zu ziehen hoffte. Es sollte ein großer Schlag geschehen.

Nicht gegen Frankreich wurde der Krieg geplant, so sehr auch Lambert dazu hetzte, der, nach des französischen Gesandten Bericht, den Sturz Cromwells und seine eigene Erhebung auf den obersten Platz dadurch herbeizuführen hoffte. Es galt

den Spaniern, trotz ihres Schönthuns mit Republik und Protector. Mit Frankreich kam dagegen im November 1655 ein Friedens- und Freundschaftsvertrag zu Stande, in welchem sich der König von Frankreich verpflichtete, seine nahen Verwandten, die Prinzen von Wales und York, mit noch 18 Personen aus dem Lande zu verweisen.

Eine starke Flotte mit 4000 Mann Landungstruppen unter den Generalen Penn (des Vaters von William, dem großen Quäker) und Venables, hatte bereits im Frühjahr, ein halbes Jahr vor der Kriegserklärung, einen verfehlten Angriff gegen St. Domingo auf Hispaniola gemacht. Zum ersten Male war eine Cromwell'sche Streitmacht zurückgeworfen. Nur das damals öde Jamaika wurde erobert und mit englischer Zähigkeit festgehalten. Die beiden Generale aber, die ohne Urlaub nach London zurückkehrten, wanderten in den Tower.

Der spanische Krieg, der mit neuer Energie und neuen Flotten aufgenommen werden sollte, erforderte auch neue Geldmittel und behufs dieser eine Verständigung mit der Nation. Der Lord Protector berief also das dritte Parlament auf den 17. September 1656.

Nach dem „Regierungs-Instrument" waren 400 Abgeordnete gewählt; aber nur 300 und etliche erhielten das zum Eintritt nöthige Certificat; die Generalmajore übten Censur über die Gewählten. Das Certificat lautete: „Hiermit wird bezeugt, daß N. N. zum Abgeordneten gewählt, in dem gegenwärtigen Parlament für besagte Grafschaft Sitz und Stimme hat, auch vom Generalrath Sr. Hoheit approbirt ist." Gez. „Nathaniel Taylor, Protocollführer in der Kanzlei". Als Henry Vane aus seiner bisherigen Zurückgezogenheit heraustrat und sich zu den Wahlen meldete, legte ihm der Staatsrath eine Bürgschaft von 5000 Pfd. St. auf. Vane wies das mit Entrüstung zurück und wurde nach Carisbrook auf der Insel Wight in das Gefängniß Karls I. geschickt. Auch Ludlow und Rich wurden vorläufig in Gewahrsam gehalten.

Der Protest der ausgeschlossenen Hundert war energisch und schloß mit der Erklärung, die bevorstehenden Parlamentsbeschlüsse seien ungültig.

Die Eröffnung des Parlaments fand in der „gemalten Kammer" statt, die Versammlung saß dicht gedrängt. Es war sehr heiß im Saale und Mylord Protector versprach nicht lange zu reden. Als er aber in den Zug kam, fiel ihm so Manches ein, sah er sich zu so zahlreichen Erörterungen veranlaßt, daß er 50mal 32 Zeilen redete, ganz gewiß zwei Stunden lang! Besonders weitläufig ließ er sich auf das Verhältniß zu Spanien ein. Als er von Spanien die Sicherheit der englischen Kaufleute und freie Religionsübung in Westindien gefordert, hätte der Gesandte erwidert: „Das heißt meines Herrn beide Augen verlangen." Cromwell fuhr fort: „Man kann keinen Frieden mit einem Lande machen, das dem Papst unterworfen ist; man ist immer gebunden, sie sind frei, nämlich von Treue und Gewissen. Frankreich hat sich nicht so an den Papst gebunden, deßhalb kommen wir mit ihm zurecht." —

Das Lange Parlament hatte 120,000 Pfd. monatliche Einnahmen. Dazu alle die confiscirten Ländereien vom Könige, von den Bischöfen, Delinquenten, geistlichen Pfründen &c. Ich ging, so berichtet Cromwell, das erste Halbjahr um 30,000 Pfd., später um 60,000 Pfd. herab; aber wir haben keine Ländereien mehr, und doch sind die Schulden des Langen Parlaments vermindert worden. „Das muß ich Euch sagen, denn es ist wahr."

Dann wurde die Rede religiös, betonte Erbarmen und Liebe, die wir haben müßten. Hierauf Ekstase, Anführung des 46. oder „Lutherischen" Psalms, nach welchem die „Veste Burg" gedichtet ist: „Darum fürchten wir uns nicht, wenngleich die Welt unterginge und die Berge mitten ins Meer sänken, wenngleich das Meer wüthete und wogte und vor seinem Ungestüm die Berge einstürzten." Der Herr Zebaoth, der mit uns ist, wird dreimal angerufen. „Der Gott Jakobs

ist unser Schutz. Wer will uns etwas anhaben, der König von Spanien, Karl Stuart, der Papst in Rom?" —

Ein Hauptgegenstand der Verhandlungen war das Budget. Die Einnahmen beliefen sich auf 2,200,000 Pfd.; nach Abzug der Zinsen für die 2 Mill. Pfd. Staatsschuld, blieben rein 1,700,000 Pfd. Die ganze Regierung kostete 200,000 Pfd., die Marine 900,000, die Landarmee 1,400,000 Pfd. Die Ausgaben betrugen demnach $2^1/_2$ Mill. Pfd., das Deficit 800,000 Pfd., welches außerordentlich zu decken blieb. Beiläufig können wir berechnen, was der Soldat damals im Durchschnitt kostete, wenn wir Waffen, Geräth und Munition dazu schlagen. Die Armee bestand aus 57,000 Mann, welche auf 1,400,000 Pfd. zu stehen kamen. Macht auf jeden Soldaten 24 Pfd. 11 Schill. oder 515 Mark.

Für das Deficit wußte man sich nur mit einer allgemeinen Communalsteuer zu helfen; die Royalistensteuer ging nicht mehr durch. Das Schlimmere aber war, daß bereits eine besondere Bill zu Sicherung der Person des Lord-Protectors erlassen werden mußte. Das so wichtige Leben des gewaltigen Mannes war gefährdet. Killing no murder! „Tödten heißt nicht morden!" so drückte sich die Sophistik der Desperados in einer gegen Cromwell gerichteten Brandschrift aus.

Die Kriegserklärung an Spanien erfolgte erst unter dem 23. October und bald berichteten die Admirale Blake und Montague, daß sie die spanische Flotte verbrannt und einen Theil der Silbergallionen erbeutet hätten — 38 Wagenladungen knarrten von Portsmouth in den Tower. Zu gleicher Zeit wurde das spanische Lima durch ein Erdbeben verwüstet: das war „die Hand des Herrn, er kam über sie wie über Sodom und Gomorrha!" Das große Siegel drückte der Lord-Protector auf seine echt englische, weitausschauende Politik, als er den beiden Admiralen befahl, Cadix oder Gibraltar zu nehmen! Nur der Mangel an Landungstruppen trug die Schuld, daß diese Idee erst ein halbes Jahrhundert später verwirklicht wurde.

Der Sieg über die Spanier wurde zu Anfang 1657 schmählich verbittert durch ein republicanisches Attentat auf den Lord-Protector. Die alten Levellers hatten es ausgebrütet, zur großen Freude der Royalisten. Sexby lebte noch und er beorderte einen gewissen Sindercomb, am 8. Januar Whitehall anzuzünden und Cromwell zu ermorden. Die Complottirer wurden als Verräther und Mörder hingerichtet. Die Wohlmeinenden, die hinter Cromwell nur das Chaos erblickten, sannen darüber, wie man die Regierung fester stellen und dem Staate größere Bürgschaft der Sicherheit geben könne. Am 23. Februar brachte Christopher Peck, Alderman der City, Mitglied für London, einen Antrag ein: Eine bessere Verfassung für diese Nation, größere Gewalt für die Eine Person an der Spitze, Einsetzung eines zweiten Hauses des Parlaments. Lambert und 100 Offiziere redeten Cromwell zu, das Haus aufzulösen. Er verwies ihnen das, es sei nöthig, daß die Verfassung verbessert, daß ein höheres Element über Militär und Parlament gesetzt werde. Ihre, der Offiziere, Autorität sei unpopulär, die Regierung bedürfe der Zustimmung des Volkes. Der Titel eines Königs sei ihm schon zu Anfang der Regierung angetragen worden. Das sei eine „Feder am Hut".

Das Parlament beschloß mit 123 gegen 62, der Protector solle Titel, Würde und Amt eines „Königs von England, Schottland und Irland" annehmen. Am 31. März überbrachte das ganze Haus die „Petition und Mahnung" nach Whitehall. Am 3. April antwortete der Protector; die Ehre erkennt er dankbar an, aber er kann nicht finden, daß es Pflicht vor Gott und Parlament sei, den Titel, die „Feder am Hut", anzunehmen. „Ich bin nicht fähig einer solchen Betrauung und Beamtung (Last)."

Am 8. April neuer Versuch mit der „Petition", der ein Blatt mit „Gründen" angefügt war. Darauf erfolgte eine jener Auslassungen, die an Schwerfälligkeit, Gewundenheit, stylistischen und grammatikalischen Holprigkeiten ihres Gleichen suchen. Cromwell's Logik bahnte sich wieder den Weg zum

nächsten Ziele durch die entlegensten himmlischen Räume. Es fehlen ihm Satisfactions, Beruhigungen. Er kann nicht mit sich selbst einig werden.

Die „Fünftemonarchie" macht einen Anschlag auf das Leben des „Königs" Cromwell. Die Verschwörer wurden verhaftet und der Küfer Venner enthauptet.

Am 16. April debattirte Cromwell mit dem Comité der 99, welches eigens zu seiner Ueberredung ernannt worden war. Hier wird der Protector schon verständlicher: „Den Titel, den ich führe, habe ich angenommen, weniger um Gutes zu stiften, als um Uebel abzustellen. Ich sollte denken, das Wichtigste wäre, eine feste Ordnung in der Nation zu begründen. Ich bin bereit zu dienen, nicht als König, sondern als Constabler, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Ich kenne viele brave Männer, welche jenen Titel nicht ertragen würden; sie haben kein Recht, der Stimme des Parlaments zu widerstreben, aber man muß Rücksicht auf sie nehmen; sie haben gut gedient und werden es ferner thun. Ich habe keinen Scrupel eines Namens wegen, aber ich muß doch sagen, daß die Vorsehung in 12jährigem Kampf diesen Titel beseitigt hat, zugleich mit der Familie, die ihn trug. Wir sollten das nicht wieder aufzunehmen suchen, was Gottes Vorsehung zerstört hat". Also Nein, ich will nicht König sein! Das Löwenhaupt war zur Klarheit in sich selbst gekommen: Nein, nennt mich Lordgeneral, Generalcapitän, Protector, Constabler, nur nicht König, das ist abgethan!

Zu den „vielen braven Männern, welche diesen Titel nicht ertragen würden", gehörten hauptsächlich sein Schwager Desborough, sein Schwiegersohn Fleetwood und der Oberst Pride, die ihm die eindringlichsten Vorstellungen machten. Auch der Lordlieutenant von Irland, Henry Cromwell, war gegen die Annahme der Krone.

Admiral Blake fuhr mittlerweile, am 25. April 1657, in den Hafen von Santa Cruz auf Teneriffa. 16 spanische Schiffe standen zur Schlacht bereit, das Ufer war mit Batte-

rien gespickt. Der „Seekönig" schoß alles zusammen und machte gewaltige Beute. Am 24. Mai kam die Nachricht nach London. Am 7. August starb Robert Blake, angesichts von Plymouth, einer der echten Helden seiner Zeit und seines Landes, ein selbstloser, tapferer Mann. Er wurde neben Pym in der Westminsterabtei beigesetzt.

Das Comité und das Parlament drangen vergeblich in Cromwell, den Königstitel anzunehmen. Er bot sogar seinen Rücktritt von der Gewalt an, wenn sie ohne ihn das Heil der Nation wahren könnten. Viel wichtiger sei ihm, die Idee des spanischen Krieges durchzuführen, nämlich die Freiheit des Volkes Gottes — der Protestanten — und die Rechte der Nation. Er bestand auf „bürgerlichen und religiösen Freiheiten, so daß Niemand dessen beraubt werde, was ihm rechtlich gehöre". An der Verfassung beantragte er nur geringe Aenderungen.

Es ist schwerlich begründet, daß seine Familie schon eine Krone in Bereitschaft gehalten habe; denn unter seinen Nächsten und Liebsten gingen starke Scrupel um. Seine Lieblingstochter Elisabeth war episkopal und schier königlich gesinnt. Die Königsmacher kannten den Mann nicht, wie ihn die Geschichte schier 200 Jahre lang verkannt hat. Er fand es nicht „namenlos groß, eine Krone zu stehlen", noch auch sie sich schenken zu lassen. Ihm imponirte der Zauberreif nicht; er trug die Arbeit und Sorge des Amtes, ohne die Verantwortlichkeit von sich auf ein todtes Emblem abwälzen zu wollen.

In der letzten Conferenz mit den 99 wurde er heiter, jovial, wie immer, wenn er den Engel des Herrn niedergerungen und ihm die Botschaft abgenommen hatte. Er ließ Tabak und Pfeifen holen, man rauchte, man scherzte, machte Verse, sprach leichthin von Annehmen oder Ablehnen. Endlich wird er ernst, die großen Brauen ziehen sich zusammen, der Mund öffnet sich und heraus fährt das siegreiche, starkbewußte Nein! Es war am 8. Mai 1657.

Die Verfassung wurde in einigen Theilen modificirt, und

am 26. Juni fand die feierliche Auffahrt des Protectors in Westminster statt, vor ihm der Wappenkönig Graf Warwick mit dem Schwerte der Republik, der Lordmayor von London mit dem Schwerte der Stadt, er selbst im prächtigen Mantel, dessen Schleppe von drei Generalen getragen wurde. Vom erhöhten Sitze leistete der Lord-Protector den Eid auf das „Neue Instrument", die Verfassung mit zwei Häusern des Parlaments, ohne Controlle des Staatsraths. Lambert gab seine Entlassung als General und verzichtete auf die 6000 Pfd. als Mitglied des Staatsraths; Cromwell verlieh ihm ein Jahrgehalt von 2000 Pfd.

In der auswärtigen Politik erlebte Cromwell noch Erfreuliches. Karl Gustav, der Pfalzgraf von Zweibrücken, König von Schweden, war ganz der Mann wie er ihn brauchte. Er wünschte ihm Glück auf den Weg, als er das katholische Polen eroberte. Mit Mazarin kam endlich das Trutz- und Schutzbündniß am 23. März 1658 zu Stande; England und Frankreich verbanden sich zu einem gemeinsamen Feldzuge wider die spanischen Niederlande. Ludwig XIV. staunte, als er die englischen Rothröcke unter General Reynolds an sich vorbeidefiliren ließ, jeder Gemeine so stattlich wie ein Offizier. Der Zweck der Expedition war, Dünkirchen und Mardyk für England und Gravelingen für Frankreich zu nehmen. Als Mazarin unter allerhand Vorwänden die Truppen mehr im Innern Belgiens verwendete, kam ein kategorischer Brief Cromwell's an den englischen Gesandten Lockhart zu Paris, der dem Cardinal die Wege zeigte. Und nun wurde gegen Ende September ein Vorwerk von Dünkirchen genommen. Fast zu gleicher Zeit wurden wieder spanische Silbergaleeren im Werthe von 250—300,000 Pfd. St. aufgebracht.

Die zweite Hälfte der Parlamentssitzung mußte besonders eröffnet werden, da jetzt ein „anderes Haus" dabei war und das Unterhaus den Eid auf das „Neue Instrument" abzulegen hatte. Von Ausschließung auf Grund eines Certificats konnte keine Rede mehr sein; auch die früher Ausgeschlossenen durften

eintreten, nachdem sie im Vorsaale den verfassungsmäßigen Eid geleistet hatten. So traten ein: Ashley Cooper, Thomas Scott, der Alderman Robinson. Haslerig, der ins Oberhaus geschoben werden sollte, hielt sich krampfhaft an seinem Sitz im Unterhause und mußte dort gelassen werden. Als letzte Säule des Langen Parlaments dominirte er bei den Gemeinen.

Mit dem „anderen Hause" hatte es seine großen Schwierigkeiten. Ein hoher, wenn auch nicht besonders alter Adel hielt sich fern, von 6 Lords erschien nur Einer, Lord Eure aus Yorkshire. Manchester und Mulgrave kamen nicht, auch Graf Warwick, der Wappenkönig nicht, obgleich sein Enkel Rich die Frances oder Fanny Cromwell, des Protectors neuntes und jüngstes Kind geheirathet hatte. Es wurden also 40 Commoners hinaufgeschoben, Generale und hohe Beamte, die Skippon, Desborough, Whalley, Pride, Hewson, der gewesene Schuster, die Lenthall, Maynard, Lockhart. Der Protector verlor so seine beste Kraft im Unterhause. Er saß in einem dead lock, konnte nicht vorwärts und nicht zurück, nicht mit dem Parlament und nicht ohne das Parlament regieren. Er hätte 80 Jahre alt werden müssen, um sein eigener Enkel zu werden.

Schon am 25. Januur 1658 war er nicht ganz wohl; er befand sich in gedrückter Stimmung, als er die Eröffnungsrede mit den Worten begann: „Meine Lords und Herren von beiden Häusern des Parlaments". Er zeichnete, immer ex tempore, den schlimmen Zustand Europas und die drohende Macht des Papismus. Er sprach von der Wahl Leopold's, des zweiten Sohnes Ferdinand's III., zum deutschen Kaiser, von der tyrannischen Politik der Habsburger, von den Protestanten, die aus Polen verjagt und im Reiche nicht geduldet würden. Italien, Spanien, Graubündten und die Schweizer — die Beute der spanischen Fangarme! „Eine schwere Zeit, so weit ich es verstehe." Wenn Frankreich nicht wäre, so würde die Welt sich gegen England erheben. Seid also einig,

haltet und schützet das Reich Gottes, treibt kein Haarspalten! Das Uebrige wird Euch Nathanael Fiennes, der Justizminister sagen.

Sie thaten nicht nach seinem Wort, sie bestanden auf ihren Privilegien, sie behaupteten ihre Rechte, die sie nur allzubald auf ein Menschenalter hinaus fahren lassen sollten.

Die Hand, die 1651 ihr „O. Cromwell“ so fest geschrieben hatte, warf jetzt nur noch ein zitterndes „Oliver P.“ unter die Decrete; aber sie war noch fest genug, sich auch dieses Parlament vom Leibe zu schaffen. Am 4. Februar erklärte der Lord-Protector: „Ich löse dieses Parlament auf, und Gott möge Richter zwischen Euch und mir sein.“

Und noch einmal, zum letzten Male, antwortete ihm der Herr Zebaoth mit einem Siege über das katholische Spanien. Vor Dünkirchen stellte sich Lockhart selbst, der Gesandte, der früher schottischer Oberst gewesen war, an die Spitze der Rothröcke und stürmte in Gemeinschaft mit Turenne die Befestigungen. Nach zweitägigem Kämpfen und Unterhandeln fiel Dünkirchen am 15. Juni in englische Hände, ein Brückenkopf auf dem Festlande, eine Warte zur Beaufsichtigung der cabalirenden Royalisten.

Das Complott war leider schon im Lande, wühlte in unmittelbarer Nähe von Whitehall den Boden auf und sollte sich in der Nacht des 15. Mai in ein Guy Fawke'sches Attentat verwandeln. Die Absicht war, sich der Wachen des Tower zu bemächtigen und London in Brand zu stecken. Alles wurde entdeckt, der hohe Gerichtshof trat zusammen. Es handelte sich um das Leben von Henry Slingsby und Dr. Hewit. Slingsby, ein fanatischer Royalist, war ein Oheim Lord Fauconbergs, also auch der Marie Cromwell. Sie bat ihren Vater flehentlich um Gnade, vergebens. Nicht glücklicher war die Lieblingstochter Elisabeth Claypole, die sich für Dr. Hewit, einen Reverend der Episkopalkirche verwendete. Dr. Hewit hatte sie nach anglicanischem Ritus getraut und war auch ferner ihr Seelsorger geblieben. Die Hinrichtung Hewit's

ging ihr ans Leben. Die Tragik der öffentlichen Zustände brach verheerend ins Familienleben ein. Cromwell war Regent, nicht blos Vater; es kostete ihn schwere Ueberwindung, seiner Elisabeth etwas abzuschlagen. Als sie kurz vor ihm starb, erlitt er unsäglichen Schmerz. Wie nahe übrigens die Gefahr gewesen, geht aus einem Briefe der Elisabeth an Heinrich Cromwell's Gattin zu Dublin hervor: Sie möge Gott danken, daß nicht nur die Familie gerettet, sondern auch die ganze Nation vor dem Blutbade bewahrt worden sei!

Die strengsten Maßregeln wurden in England gegen Königliche und Anabaptisten ergriffen. Die Armee erlitt eine methodische Säuberung. Anabaptisten riefen den König an, Katholiken verschworen sich mit der „fünften Monarchie". Es saßen gegen 12,000 Personen in den Staatsgefängnissen. Selbst Desborough und Fleetwood hielten es mit den Anabaptisten, die jetzt die Bewegungspartei bildeten. Der brave Henry Cromwell in Irland wußte nicht, was es nach des Vaters Tode geben sollte. Die Auflösung des letzten Parlaments — Cromwell hatte jetzt wie Karl Stuart vier Parlamente aufgelöst — regte den Protector sehr auf. Der Tod seiner Elisabeth traf ihn tödtlich. Er wurde ernstlich krank.

Am 30. August erhob sich ein furchtbarer Sturm, wie er so oft die englischen Küsten zum Verderben der Schifffahrer heimsucht, und es war Olivers böser Tag. Thurloe und andere hohe Beamten frugen ihn: wer nachfolgen solle, wenn das Aergste sich ereigne? Der Name lag versiegelt in Hamptoncourt. Man schickte hin und fand das Papier nicht. Es bleibt ungewiß, hat Cromwell seinen Sohn Richard genannt, oder hat er auf die Nennung des Namens „Ja, ja" gesagt.

Das Gebet, welches am stürmischen 30. August von ihm laut gesprochen und von zwei Dienern aufgezeichnet wurde, lautet:

„Herr, obgleich ich eine erbärmliche und elende Creatur bin, so bin ich doch im Bunde mit Dir durch die Gnade. Und ich möge, ich werde zu Dir kommen, um Deines Volkes

willen. Du hast mich, obgleich ich sehr unwürdig bin, zu einem niedern Werkzeug gemacht, einiges Gute zu thun und Dir zu dienen, und Viele haben einen zu hohen Werth auf mich gelegt, obgleich Andere mir den Tod wünschen und froh darob wären. Herr, wie Du immer über mich verfügst, fahre fort, ihnen Gutes zu thun! Gib ihnen Festigkeit des Urtheils, Ein Herz und gegenseitige Liebe, und befreie sie ferner und (sei) mit dem Werke der Reformation! Und mache den Namen Christi glorreich in der Welt! Lehre die, welche zu viel auf Deine Werkzeuge sehen, sich mehr auf Dich verlassen! Vergieb denen, die da wünschen den Staub eines armen Wurmes zu zertreten; denn sie sind Dein Volk auch. Und vergieb die Thorheit dieses kurzen Gebetes, um Jesu Christi willen! Und gieb uns eine gute Nacht, wenn so Dein Belieben ist. Amen!"

Immer ganz in der Sache, im Allgemeinen, im ernsten und tiefen Gedanken, kein Wort von seinen Angehörigen! Am 3. Sept., am glorreichen Tage von Dunbar und Worcester, Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr, war Oliver Cromwell eine Leiche.

Er wurde aufgebahrt gleich einem Könige und bot den Tausenden und aber Tausenden, die sich nach Whitehall drängten, ein majestätisches Schauspiel. Am 23. November wurde der Leichnam unter großartigen Feierlichkeiten in der Westminstercapelle beigesetzt. Ein Größerer hatte dort noch nicht geruht. Die wahre Leichenrede ihm zu halten, wäre nur John Milton fähig gewesen.

Ein Heuchler! sagte die skeptisch werdende Zeit schon damals. Ein Heuchler! echote der gesammte Aufkläricht zweier Jahrhunderte. Ein Heuchler! fanden selbst die protestantischen Glaubensgenossen der spätern Zeit, die vom Glauben kaum noch etwas empfanden und das Verständniß des Glaubens noch nicht hatten. — Ein Heuchler, aber nur halb, nur politisch, nicht religiös, sagte der katholische Casuist. Aber der fromme Ernst ist doch etwas Durchgreifendes, Bestimmendes, auch den politischen Menschen Führendes. — Religioso all' estremo nell' esteriore, orakelte Sagrado. Das wäre, mit Verlaub,

der romanische Tartuffe, nicht der germanische Protestant. Mit frommem Schein bewirkt kein Mensch che le truppe vivono con tanta esatezza, come se fossero fraterie de' religiosi, wie derselbe Sagrado schreibt.

Unser Altmeister Ranke, der sich an den Verlauf der Dinge hält und des Menschen Kern im Wollen und Handeln errathen läßt, sagt abschließend über Cromwell: „Die oberste Gewalt war nicht sein Ziel an und für sich; sie sollte ihm dienen, die Idee von religiöser Freiheit im protestantischen Sinne, von bürgerlicher Ordnung und nationaler Unabhängigkeit, die seine Seele erfüllten, zu realisiren. Diese Idee erblickte er nicht in subjectiver Genugthuung, sondern in ihrer objectiven Nothwendigkeit. Die Einheit Großbritanniens auf protestantischer Grundlage, von Somerset angestrebt, hat Cromwell durchgeführt. Er hat zuerst irische und schottische Deputirte in's Parlament gebracht. In seinem Wirken malt sich die ganze englische Zukunft. In Cromwell wurde der Protestantismus welthistorisches Princip und politische Macht."

Allerdings, aber was welthistorisches Princip werden soll, muß seine subjective Erscheinungsform opfern. Nicht mehr der persönliche Glaube hat fortan die Geschichte bestimmt, sondern ein Princip, das sich auch gegen jenen Glauben kehren mochte, obwohl es von ihm abstrahirt war. Cromwell ist der letzte Staatsmann, der aus dem Glauben heraus gehandelt hat, der die schwierige Aufgabe der steten Vermittlung zwischen Himmlischem und Irdischem, der fortwährenden Uebersetzung aus dem Theologischen ins Praktische, auf seine breiten Schultern lud. Er war der letzte Held der Reformation. Nach ihm eröffnet sich eine ganz neue Geschichtsperiode, die Richelieu angedeutet hatte.

Macaulay spricht von der Kälte des Urtheils und der schwerbegreiflichen Entschlossenheit bei so viel religiösem Eifer. „Die starke Richtung ihres Gefühls", sagt er von den Independenten, „auf einen Gegenstand machte sie ruhig in Bezug auf jeden andern." Das ist nicht richtig, die Puritaner und

Independenten holten sich die Selbstgewißheit im Suchen; hatten sie diese erreicht — dann drauf, im Namen des Herrn! Was alle spätergebornen Ungläubigen irre leitete, war der Umstand, daß sie den Umweg nicht begriffen, den jene Ueberzeugungstreuen einschlagen mußten, ehe sie die Realität herzhaft angriffen.

Cromwell ist das protestantische Bewußtsein, d. h. der geglaubte Widerspruch zwischen Gott und Mensch, in geschichtlicher Activität. Der Mensch ist natürlich gemeint, aber dieser Mensch ist noch nicht ganz und voll; seine andere Hälfte, der Herr, muß den größern Theil der Arbeit übernehmen. Das aber heißt wieder nichts anderes, als: der Mensch producirt den Herrn und dessen Arbeit. So wird die geschichtliche Action langwierig und mühsam; denn indem der Mensch sich selbst weiter treibt, damit etwas geschehe, muß er auch seine andere Hälfte treiben und die weitere Arbeit des Herrn produciren. Er thut sich Gewalt an, dem Herrn Gewalt anzuthun. Das ist eine furchtbare Arbeit im Reiche der Vorstellungen, ein unaufhörlicher Kampf von sich durch Gott in die Welt. Oliver Cromwell ist der Mann, der diesen Kampf geschichtlich auf sich genommen und stellvertretend für die ganze Folgezeit durchgerungen hat. Nach ihm kann es keinen religiösen Helden auf der civilisirten Weltbühne mehr geben; was in irgend einem Winkel des Parterre, im Hintergrunde einer Loge oder Galerie geschieht, zählt nicht mit bei den großen entscheidenden Begebenheiten, welche die Etappen der menschlichen Entwicklung bezeichnen.

So mühsam der Aufbau des Protectorats gewesen war, so rasch vollzog sich der Zusammenbruch. Im heiligen Eifer und dunklen Drange war etwas „zwischen Republik und Monarchie", was gewiß der Größe nicht entbehrte, errichtet worden; im blinden Eifer, kaum zielbewußt, trugen die verletzten

Interessen den Bau wieder ab. Als schämte man sich des Außergewöhnlichen, welches die Welt in Erstaunen versetzt und England groß gemacht hatte, stürzte man sich fanatisch in das Gemeine zurück, jeden Anstand verleugnend, ohne die geringste Bürgschaft für Freiheit und Wohlfahrt der Nation. Es schien als ob man die Tiefe des Falles nach der Höhe des Aufschwungs bemesse.

Persönliche und Classeninteressen wetteiferten in Blindheit und Niedertracht, als wollten sie zeigen, was ganz England ohne den Einen Mann noch werth sei. Ein Atlas hatte die englische Welt getragen; als er zusammenbrach, blieb das Chaos übrig.

Was wir bereits bei den letzten Jahren des Protectorats andeuteten: die heterogensten Parteien verschmolzen in der Opposition, die feindseligsten Interessen rissen vereint an dem Geschaffenen und rasten brüderlich in die ehrlose Knechtschaft hinein. Der presbyterianische Bourgeois gab dem Episkopalen die Hand, die Liberalen thaten die Arbeit der Monarchisten, die Armee bekämpfte die Armee.

Der Staatsrath ernannte aus Pietät den ältesten Sohn Olivers, Richard Cromwell, zum Protector. Einen König hätte der behäbige Lebemann abgeben mögen, so gut wie Karl II.; die „einzelne Person", der „Constabler" über Armee und Parlament, der war er nicht. Weit besser hätte sein Bruder Heinrich, der Lordlieutenant von Irland gepaßt, ein tüchtiger Soldat und in der Verwaltung nicht unerfahren, obendrein von republicanischer Gesinnung. So aber fuhren die hadernden Elemente direct wider einander, zunächst Armee und Parlament.

Richard Cromwell ließ ein Parlament nach der alten Wahlordnung, mit Beibehaltung der Faulflecken wählen.

Die Armee, die sich vor dem großen Feldherrn gebeugt hatte, wollte nichts von dem Civilisten wissen; sie beanspruchte das Recht, sich ihre Führer selbst zu wählen. Das Parlament widersetzte sich solchem Begehren und die Armee zwang den

Civilisten, das ihm gewogene Parlament aufzulösen. Die Soldaten rückten in Westminster ein und erklärten sich für die Republik sans phrase. Lambert glaubte sich gerächt zu haben.

Die Heerführer riefen den Rumpf wieder ein. Ein Sicherheitsausschuß regierte. Ein mattes Bild des Jahres 1649. Aus Radicalismus wurden die Cromwellianer ihrer Stellen entsetzt, auch der Lordlieutenant von Irland.

Der neue Protector hatte dem Königthum gut präludirt; er war mit Schulden ins Amt getreten, welche das Parlament zu decken begann. Mit dem Parlament trat er von der Bühne zurück und entzog sich allen weiteren Anforderungen durch eine Reise ins Ausland. Der gute Herr hat lange genug gelebt, um zu sehen wie man die Stuart's zum andern Male beseitigte, ohne daß ein Mensch nach ihm gefragt hätte. Er starb erst 1712, als sich sein Vaterland schon wieder groß und mächtig gezeigt hatte.

Der Krebsgang, den die Dinge einschlugen, führte immer weiter zu früheren Stationen zurück; wieder war City gegen Armee, Bürgerthum gegen Militär, diesmal Haslerig gegen Lambert. Städtische Miliz wurde aufgeboten, wie vordem; Haslerig bewirkte die Absetzung Lambert's, Desborough's u. A. Lambert rückte mit der Armee gegen London und jagte den Rumpf auseinander.

Jetzt sollte die Regierung durch den „Rath der Offiziere" wiederholt werden. Lambert und Fleetwood, die nicht Cromwell und Ireton waren, ernannten eine militärische „Sicherheits-Commission"; sie zogen den Whitelocke hinzu, damit er als Jurist die Unordnung legalisire. Aber der Respect vor der Gewalt war gewichen, das Bürgerthum gefährlich in seiner Verzweiflung, und ein Theil der Armee befand sich fern in Schottland, in verrätherischer Hand. Monk, der General und Admiral, der Schweigsame, der wohl Cabalen, aber keine Ideen zu verschweigen hatte, der spintisirende Tabakskauer, führte die Restauration im Schilde. Seinen Trup-

pen durfte er so etwas nicht merken lassen, er mußte vielmehr zum Schein auf ihre Stimmung eingehen, sie in eine Lage bringen, die seine Absichten maskirte. Monk hat gut gespielt — zur Zeit der Adjutatoren wäre es ihm schlecht bekommen; aber diese Zeit war vorüber. Perioden der Exaltation dauern niemals lange; nichts zehrt und verzehrt sich so leicht wie die Begeisterung.

Die Armee verlangte die Herstellung des Rumpfes. Dem kalt berechnenden Monk fiel diese Aufgabe zu. Der Rumpf sperrte Lambert in den Tower. Das Bürgerthum, begierig zu seinen Geschäften zurückzukehren, fanatisch, wie immer in seiner Ungeduld der ewigen Unruhen los zu werden, horchte mit beiden Ohren der Versicherung des Prinzen von Wales, die ihm Lord Mordaunt überbrachte: die Hochverrathsprocesse sollten ruhen und die Stadt London im Besitz ihrer sämmtlichen Privilegien belassen werden, wenn er als König zurückkehre. Jetzt erklärte sich das Bürgerthum gegen den Rumpf, den Schatten einer radicalen Legislatur, um ein neues, ein königliches Parlament zu bekommen. Monk wurde vom Rumpf zu Hülfe gerufen; er warf den Aufstand nieder und berief am andern Tage das Lange Parlament, so viel noch von ihm übrig war — natürlich keinen Hampden, keinen Pym und keinen Cromwell. Dieses Parlament, einst der Stolz der Nation und der Schrecken des Königs, verjagte den Arthur Haslerig aus seiner Mitte, setzte 1500 alte Offiziere ab und gab die Stellen an neue Creaturen. Der brave Ludlow sagt uns deutlich, Monk's letzter Streich sei nur durch diese Purification möglich geworden. Henry Vane mußte London verlassen; in Ahnung der kommenden Dinge sagte er zu Ludlow: sein Geist sei vollkommen ruhig über das, was ihn Gott für die Republik habe thun lassen. Derselbe Gott werde ihm Kraft in seinen Leiden geben, damit er ein beständiges und treues Zeugniß ablegen könne.

Ein neuer Staatsrath aus 17 Mitgliedern wurde gebildet; seine Farbe war ein Gemisch aus grauem Doctrinaris-

mus und grellem Royalismus: Hollis und Will. Waller für den ersteren, Georg Monk für den letzteren.

Das Parlament langte glücklich beim Covenant wieder an, beim schottischen Juste-Milieu. Auf Befehl des Parlaments wurde in jeder Kirche eine saubere Abschrift des Aktenstückes aufgehängt.

Aber noch waren Charaktere vorhanden, wenn auch die hellen Köpfe rar wurden. Als einer der 17 Staatsräthe ein öffentliches Zeugniß gegen den schrecklichen Mord des Königs vom Parlament verlangte, erklärte Thom. Scott: „Er wünsche keine größere Ehre, als daß auf seinem Grabstein stehe: hier liegt ein Mann, der mit Hand und Herz zur Hinrichtung Karl's I. beigetragen hat."

Endlich kam das Königthum mit allen malcontenten Ueberstürzlern ans Ziel: das Lange Parlament löste sich selbst auf; ein neues Parlament, eine Ausgeburt der reactionären Stimmung, ein Parlament der blassen Furcht und — der Vergeßlichkeit wurde gewählt. Die Royalisten wuchsen aus der Erde. Die ganze Energie der jüngsten Vergangenheit war wie versunken. Monk hatte eine Königskrone zu verschenken — er erhielt dafür die Herzogskrone von Albemarle.

Der Roy Karl ließ sich keine Bedingungen vorschreiben; als unbedingter Herr wollte er in London einziehen. Amnestie und Gewissensfreiheit sagte er zu; die Ausnahmen von der Amnestie sollte das Parlament bestimmen — Prynne rief 9 Namen ins Haus hinein; das Volk von London, vor dem der Vater vor 17 Jahren das Weite gesucht hatte, jubelte dem unwürdigeren Sohne wie toll entgegen; seine Ehre, seine Wahlen, seine Vertreter, seine Helden vor dem Flüchtlinge von Worcester in den Staub werfend. So geschehen am 29. Mai 1660.

Das Jahr vorher war die letzte europäische Consequenz der Cromwell'schen Politik gezogen worden. Mazarin hatte Spanien zum Pyrenäischen Frieden gezwungen; die weiland große principiell-katholische Macht zog von der Weltbühne ab;

der Fanatismus war aus der Politik verbannt. Aber England schien das Gedächtniß verloren zu haben. Die charakterfeste Miß Hutchinson schrieb, allerdings in ihrer Weise, aber durchaus treffend: „Das Ende unserer Glückseligkeit war gekommen, theils durch falschen, übertriebenen Eifer, theils durch Verrath, vor Allem aber durch die allgemeine Stimme des Volkes, welches sich seinem Untergange entgegenstürzte, gleichwie die Israeliten, als sie Sklaverei und Unterdrücker zurückriefen."

Was die Gewissensfreiheit betrifft, so stand zu erwarten, daß die mürbe gewordenen Presbyterianer mit sich reden lassen würden. Die Hochkirche, das Bischofthum waren ihnen gewiß. Da baten sie unterthänigst, man möge ihnen das Chorhemd erlassen, und einzelne Stellen der Liturgie, und noch etliche Ceremonien. Dann wollten sie sich den Bischöfen unterwerfen; nur — baten sie wieder — möchten einige presbyterianische Geistliche bei der Ordination gegenwärtig sein. Die armen Hansen waren auf dem Wege zur Charte Ludwig's XVIII. Vielleicht gab es im Schatten des wiederhergestellten Thrones auch irgend ein ruhiges Pöstchen für diesen und jenen, wo er sein Gnadenbrod verzehren mochte. So endigte ja der heroische Märtyrer der 30er Jahre, die „Gauklergeißel" Will. Prynne, nach zweimaligem Ohrenverlust, nach dem Tower, nach Schloß Montorgueil auf Jersey, nach den Verließen von Dunster, Taunton und Pendennis, als wohlbestallter Archivdirector Karl's II.!

Douane und Accise mochte das Parlament dem Könige gleich für sein ganzes Leben bewilligen; was es nicht votiren, was Monk nicht vermitteln, der König nicht decretiren konnte, das war die Reue und Feigheit derer, die im Gericht über den König Karl I. gesessen. Wie gesagt, das Genie der Revolution war hin, aber der Charakter lebte noch und ging mit vollen Ehren aus der Welt.

Harrison, der Mann der fünften Monarchie, war das erste Opfer der königlichen und noch weit mehr der Parlaments-

rache. Aber Harrison erklärte: „Ich sterbe für die glorreichste Sache, die je auf der Welt erschienen ist.“ Und „oft habe ich den Herrn gebeten, wenn er seinem Volke irgend eine harte Probe aufzulegen hätte, irgend ein Werk der Verachtung, einen Dienst der Schmach, so möchte er mich dazu verwenden. Gelobt sei der Name des Herrn, daß er mich würdig befunden hat, diesen Dienst für Christus zu vollbringen.“ Unerschrocken, ein freier Mann, der in seiner schwärmerischen Religion den Anker des Charakters gefunden hatte, ging er auf Charingcroß zum Tode.

John Carey rief ebendaselbst vom Schaffot: „Lebt wohl, theure Freunde, bleibet treu!“ Sie antworteten: „Wir trennen uns von Dir, das Herz voll Freude!“

Adrian Scroop schlief ganz ruhig vor seiner Hinrichtung, so daß man ihn schnarchen hörte. Als man ihn aufweckte, sagte er, er habe sich in seinem Leben nicht so wohl befunden.

Oberrichter Coke hatte als Jurist Widerwillen gegen den Proceß des Königs empfunden; er war dem Könige persönlich nicht einmal abgeneigt. Aber er war der politischen Ansicht: „Der König muß sterben und die Monarchie mit ihm“. Vor seinem Tode äußerte er: „Was die Handlung betrifft, für die ich sterbe, so giebt es keine in meinem Leben, an die ich mich mit weniger Reue erinnere.“

Thomas Scott, der sich von Monk hatte düpiren lassen, forderte aus religiösem Bedürfniß einen Aufschub: „Nicht als ob ich hoffte, mir das Leben zu erhalten; aber es scheint mir als ob mein hochzeitlich Kleid noch nicht fertig wäre.“ Auf dem Schaffot dankte er Gott, ihn an einer Sache betheiligt zu haben, über die er keine Reue empfinde. „Ich wiederhole es, eine Sache, die nicht zu bereuen ist.“

Henry Martin wurde geschont, wie man sagte, weil er „irreligiös“ und „unmoralisch“ gewesen! Man hätte demnach im Republicaner und „Königsmörder“ erst noch die religiöse Ueberzeugung, das Gewissen gesucht, um dieses zu köpfen.

Auf etwas Aehnliches, nicht minder Charakteristisches stoßen wir bei dem Proceß und der Hinrichtung Henry Vane's. Harry war zwar kein „Königsmörder", aber entschiedener Oppositionsmann, der beim Proceß Strafford eine wichtige Rolle gespielt.

Er hatte sich freiwillig gestellt. Es wurden Billigkeitsgründe geltend gemacht, solche Angeklagte nicht zum Tode zu verurtheilen, weil sie ja bewiesen, im guten Glauben gehandelt zu haben. Die Herren Peers aber, der sogenannte alte Adel, wies eine solche Zumuthung an seinen Gerechtigkeitssinn zurück. Das hohe, jetzt in Sicherheit möblirte Haus bestand ferner auf dem Tode des Obersten Axtel, auf dem des Feldpredigers Hugh Peters — und der beiden „vermummten Personen", welche die Execution des Königs vollzogen hatten. Die Gemeinen besaßen noch so viel Corpsgeist, daß sie das Leben Henry Vane's, Arthur Haslerigs und Lamberts sich ausbedangen; dafür wollten sie in der Preisgebung des Obersten Axtel, des Predigers Hugh Peters und der Uebrigen sich billig zeigen.

Man drang in Henry Vane, er solle um Gnade bitten, das würde ihn blos einige tausend Pfund kosten — wäre also zu haben gewesen! Er aber antwortete: „Wenn ich es mit tausend Hellern machen könnte, so thäte ich es nicht; denn ich betrachte den König als dermaßen verpflichtet mir das Leben zu lassen, daß es ihm vielmehr zukommt, mich zu schonen, als mir darum zu bitten." Dann aber starb der sonst so quecksilberne Vane mit eherner Festigkeit. Seine Weltanschauung drückt sich in dem Satze aus: Der Tod sei eine Nothwendigkeit der Natur, „durch welche die Seelen, aus Gefängniß und Knechtschaft befreit, zu vollem Dasein gelangen". Ohne Bibelerwähnung ging es zwar auch bei ihm nicht ab; aber die Wendung spricht die heiterste Ruhe aus: „Gott hat zu Moses gesagt, auf den Gipfel des Berges zu gehen und zu sterben; so hat er mir gesagt, auf Tower-Hill zu gehen und dort zu sterben." Und er ging hinauf — es war schon Juni 1662 geworden.

Ueber ihn bemerkten die Feinde ausdrücklich, er sei nur mit gewöhnlichem Muthe, nicht mit religiöser Opferfreudigkeit gestorben! Das tröstete sie also; was sie am Meisten genirte, war die pathetische Ueberzeugung. Clarendon, den man darin für competent halten darf, sagt von Vane: „Er habe nachzugeben gewußt, wenn der Widerspruch unvernünftig (lies: unpraktisch) gewesen, und wenn die Nachgiebigkeit ihn kein Terrain verlieren ließ. Er habe eine seltene Verstellungsgabe besessen, die Kunst verstanden, geheime Springfedern in Thätigkeit zu setzen, alle Menschen durchschaut, außerordentliche und verführerische Talente besessen.“ Offenbar war es Unrecht den Mann hinrichten zu lassen, der sich einer solchen Anerkennung erfreute.

Der brave Ludlow, der kein Energumene war, ging der reactionären Rachlust aus dem Wege und lebte zu Vevey am Genfer See. Dorthin schrieb man ihm: Heinrich Vane und Lambert haben für ihr Leben plaidirt, oder vielmehr der Eine hat für das Leben und die Freiheit seines Landes plaidirt, der Andere für seine eigenen. General Lambert, auch kein „Königsmörder“, aber Gegner des Königstitels, der doch dem Tode oft genug ins Auge geblickt hatte, der unfähige Nachtreter Cromwell's, der Compagnon auf Halbpart von George Monk, brachte es vor Gericht über sich, Entschuldigungen zu stammeln, daß er gegen Monk und den royalistischen Verschwörer George Booth aufgetreten sei — er wurde begnadigt und erlosch in der Verbannung auf Guernsey, wo er Blumen pflegte und den Pinsel führte.

Der Dragoneroberst Okey, der als Anabaptist dem Cromwell'schen persönlichen Regiment zu schaffen gemacht hatte, sagte vor seiner Hinrichtung mit prophetischer Beredtsamkeit: „Sicherlich, was die Sache anbetrifft, so habe ich das Vertrauen, so fest ich an meine eigene Auferstehung glaube, daß diese Sache, für die wir von Anfang an den Degen aus Hingebung für Recht und Gerechtigkeit gezogen haben, um eine gute Magistratur und ein evangelisches Priesterthum zu er-

halten — ich habe das Vertrauen, daß diese Sache eines Tages wieder aufleben wird. Ich hoffe, daß die Sache, für die so viel Blut vergossen worden, ihre Auferstehung feiern wird, und daß Ihr die Segensfrüchte des Todes dieser Tausende von Menschen ernten werdet, die in den letzten Kriegen gefallen sind."

Bradshaw, der Präsident des Königsgerichts, und Ireton, der Vertraute Cromwell's, waren nicht mehr; aber ihre Leichen wurden mit 37 andern in Westminster ausgegraben, die Leichen Cromwell's, Pym's, Blake's an den Galgen gehängt! — Nicht einmal der Mutter Cromwell's gönnte man die Ruhe.

Die Bischöfe traten allenthalben wieder in Function, in England wie in Schottland; alle Privilegien und Pfründen gab man der Hochkirche zurück; die Uniformitäts-Akte wurde frisch proclamirt, das Abendmahl nach anglicanischem Ritus und die 39 Artikel waren wieder officiell. Zweitausend presbyterianische Reverends wurden abgesetzt, die Käufer der Kirchengüter um ihr Geld geprellt. Es war als ob nichts geschehen sei, als ob blos etliche Engländer weniger, etliche andere mehr im Lande wären. London hatte wieder seinen Hof und dort ging es lustig zu; merry England war heimgekehrt, zwar nicht das alte, wohl aber ein neues, gallisirendes England, voll Lebenslust, Leichtsinn und Frivolität, voll Neu- und Wißbegier. Der theologische Streit war zu Ende.

Ludlow sah aus seinem Schweizerasyl allem dem zu. Er war, wie Harrington und dessen Freunde, Vernunftrepublicaner, moralischer Deist; jede positive Religion lag ihm fern. Er sprach immer von Gott und Gottes Gesetzen, nie vom Evangelium und der Einwirkung des Herrn. Er ermangelte der Dialektik, die er nicht gebrauchte, weil er auf seinem Standpunkte immer Recht hatte, weil für ihn Alles, was vorging, die abscheulichste Ungerechtigkeit war. Dieser verkehrten Welt ging er aus dem Wege. Er gehört ins folgende Jahrhundert. Das zeigte sich im Jahre 1688, als er

66jährig in das frei gewordene England zurückkehrte und in London als Mitglied des Rumpfparlaments und „Königsmörder", trotz der glorious Revolution, arretirt werden sollte. So weit waren die Dinge noch nicht, nicht die Tugendrepublik hatte in dem Oranier gesiegt. Ludlow entfloh zum andern Male nach Vevey, wo er begraben liegt. Auch Oberst Hacker erhielt damals keinen Pardon.

Als weit vorgerückter Posten bildet Ludlow den Ausgang unserer Periode; denn als er 1660 auf der Flucht von London in Paris anlangte, trug er den Faden der Geschichte in seiner Tasche; er schrieb nämlich in sein Tagebuch: „Das Louvre sah mir mehr einer Caserne als einem Hofsitze ähnlich, so viel Soldaten und Schmutz gab es da. Ich sah auch die Ställe des Königs, und obgleich nicht viel Pferde da waren, machte es mir doch mehr Vergnügen diese zu sehen, als ihren Herrn, der sie besser behandelt als sein armes Volk. Aber ich konnte die Masse unnützer Tagediebe nicht ertragen, die in albernen Gewändern steckend, in denen der größte Theil ihrer Religion besteht, sich von allen Seiten zeigen, das Brod der leichtgläubigen Masse essen und ihr nichts lassen was sie vor den übrigen Völkern auszeichnet, als ein blasses und mageres Gesicht, Kleider von Teufelsstaub und Holzschuhe."

Auch dieses Volk, braver Ludlow, wird sich in 129 Jahren erheben und in seinem Denken und Thun dir verständlicher sein als die „Heiligen" deiner Tage, die du der „Heuchelei" bezüchtigtest, und die doch so groß zu sterben verstanden!

Berichtigungen.

S. 88, Z. 1 u. ff. lies genauer: „Diese Bahnstück- oder Wegstrecken-Dreiecke stehen im graden Verhältniß zu den darauf verwendeten Zeiten. In gleichen Zeiten gleiche Dreiecke, an den Dreiecken mißt man die Zeiten."
S. 532, Z. 13 v. o. u. weiterhin lies: „Mrs. (Frau) Hutchinson."
S. 595, Z. 6 v. o. lies: „Der venetianische Gesandte Sagredo."
„ „ Z. 10 v. u. lies: „Beverning."

Kulturgeschichte

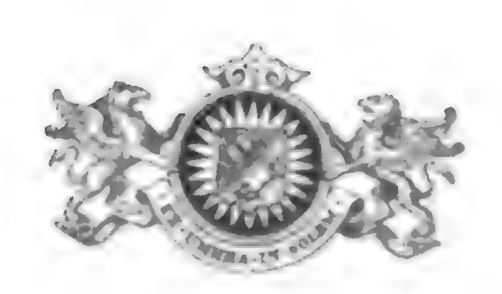
des

Siebzehnten Jahrhunderts

von

Karl Grün.

Zweiter Band.



Leipzig,
Verlag von Johann Ambrosius Barth.
1880.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhalt des zweiten Bandes.

John Milton.

Der Publicist und der Dichter.

John Milton.

Wir haben unsere Wanderung durch die erste Hälfte des Jahrhunderts mit drei Idealfiguren begonnen, mit Shakespeare, dem Moses der Ethik, Kepler, dem ersten Naturphilosophen, und Comenius, dem Begründer der Pädagogik. Vergegenwärtigen wir uns jetzt das höchste und kühnste Streben des Jahrhunderts noch einmal durch eine vierte Idealfigur, ehe wir der Restauration, der Reaction und der Staatsraison gänzlich verfallen. Es handelt sich um den großen Publicisten der englischen Rebellion, der zugleich ein großer Dichter war, um den Dante und Machiavelli Englands, den Vorgänger J. J. Rousseau's und Fichte's. Solche Heroen, in denen sich alle Einzelstrahlen des Empfindens und Denkens wie in einem ruhigen Focus vereinigen und von dort wieder auf alle Folgezeiten zündend wirken; privilegirte Naturen, in denen die jedesmalige Menschheit ihr Adelsdiplom und sich selbst frei von den Schlacken der Begierde und der Ichsucht erblickt: sie sind die wahren Träger des geschichtlichen Gesetzes, die zuverlässigen Wegweiser auf den Kreuz- und Querbahnen der Ereignisse.

John Milton ist die ganze englische Rebellion in ihrer idealen Berechtigung, in all' ihrer Consequenz, aber frei von Sektirerei und Engherzigkeit, frei von dem Blute, welches den Handelnden anklebt. Seine volle Werthschätzung ist das Resultat neuester Forschung, bienenhaften Fleißes und streng

sachlicher Prüfung.*) Vielleicht wird der Gegenwart einst solches Verdienst gutgeschrieben werden, wenn man ihr auf der andern Seite zum Vorwurf macht, daß sie im innern Staatsleben unsicher hin- und hergetappt und nichts Gründliches geleistet habe.

John Milton wurde geboren zu London, am 9. Dec. 1608, 9 Jahre nach Cromwell, 8 Jahre nach Karl Stuart; er zählte 17 Jahre, als König Karl den Thron bestieg, und begriff mindestens von dieser Zeit an die sich vor ihm entwickelnden Dinge.

Sein Vater, gleichfalls John genannt, war Notar; er musicirte und componirte. In seinen Compositionen repräsentirt er das damals zwieschlächtige England: theils setzte er Madrigale, die den Engländern so homogene Form weltlicher Musik, theils geistliche Lieder, als Ausdruck der frommen Stimmung. Der Sohn sang, spielte und schätzte die Musik stets als Bildungs- und Erziehungsmittel, und zwar nicht blos im kirchlichen Sinne.

Mit 15 Jahren sehen wir ihn ergriffen von dem ernstreligiösen Geist, der bei der Beschaffenheit der Stuarts einen Ausbruch in Thätlichkeiten ankündigte. Er dichtete zwei Psalmen in englische Verse um. Aber schon im folgenden Jahre mischt sich das Studium der Antike, der Geist der Renaissance, in seine religiösen Anschauungen; in einer Elegie auf seinen Lehrer Thomas Young verbindet sich die Mythologie mit der Theologie.

Im Jahre 1625, mit 17 Jahren, tritt er als Pensionär in das Christ-College zu Cambridge. Hier verräth sich schon der ganze künftige Milton: die gediegene Verbindung von Renaissance und Reformation; in ihm endlich lernten sich Luther

---

*) Wir verweisen auf die Biographie des Engländers Masson, auf das fleißige, tüchtige, leider allzu ausführliche Werk von Alfred Stern und auf W. Bernhardi's Uebertragung der „Politischen Kampfschriften“ Miltons nebst Biographie. Die beste Uebersetzung der beiden „Paradiese“ ist von Bernhard Schuhmann, den wir jedoch nicht immer benutzt haben.

und Erasmus vertragen. wie in Cromwell Luther und Hutten. Diese Renaissance war davor gesichert, egoistische Betrachtung und unfruchtbare Gelehrsamkeit zu bleiben; dieser Puritanismus ließ den Seufzer nicht aufkommen: „Da Ihr noch die schöne Welt regiertet!“ Die Sprache des jungen Milton gewinnt schon jetzt eine bezaubernde Frische, seine Prosa ein classisches Maß.

Die geistige Freiheit, die sich der fromme Studiosus bewahrte, äußerte sich auch rein sachlich. Der Kepler'sche Zug zur Natur und ihrer Erkenntniß, die Fleming'sche Reiselust, der Drang nach Länder- und Völkerkunde, pulsirten mächtig in ihm. Das himmlische Jenseits hielt ihn nicht ab, die Erforschung des irdischen Diesseits stark zu betonen: „Besser als die Scholastik, das Quod sit. Quid sit. das Quotupler zu betreiben, ist es, die Länder der Erde zu durchforschen, die Stätten der alten Heroen, Kriege und Gesänge, die Adria zu durchschiffen, den Aetna zu besteigen, Verfassungszustände der Völker zu studiren, die natürliche Beschaffenheit aller lebenden Wesen zu untersuchen, den Geist auf die geheimen Kräfte von Steinen und Kräutern hinzuwenden, am Himmel die vielgestaltigen Erscheinungen der Wolken, die zusammengepreßte Kraft des Schnees, den Ursprung der Thauthränen am Morgen, die Behältnisse des Hagels, die Geräthe der Blitze kennen zu lernen: und es sollte Euch die Absicht Jupiters oder der Natur nicht verborgen sein, wenn ein grausiger ungeheurer Komet dem Himmel Brand androht! In all' Diesem sei Euch der geliebte Aristoteles Meister, welcher uns solches größtentheils als Lehre hinterlassen hat.“

So sprach John Milton zu seinen Commilitonen in Cambridge, ehe er noch den Magistertitel erlangt hatte. Das Letztere geschah in seinem 24. Jahre. Und jetzt redet er durchaus baconisch, eigentlich aber spinozisch: „Wissen ist der Grund alles Großen und Herrlichen. Das Wissen soll der Führer des Willens sein.“ Baco, der 1625 gestorben war, hatte gleichfalls in Cambridge studirt und der Universität später ein

Prachtexemplar von der „Weisheit der Alten", sowie von der Instauratio Magna gewidmet. Diese Werke hat John Milton sichtlich studirt.

Führen wir aus Sterns erstem Bande noch ein Wort des herrlichen Jünglings an, das sich heute nicht mehr an die Ignoranten und Verächter der Wissenschaft, sondern an die vom Detail Uebersättigten, an die Blasirten des Realismus richtet: „Kein Tag verstreiche ohne Arbeit, den schwarzsichtigen Zweiflern zum Trotz, welche prophezeien, daß ja doch alle Arbeit durch die Zerstörung der Jahrhunderte, durch den endlichen Weltbrand vergeblich gemacht werde. — Recht handeln, ohne des Ruhmes zu achten, ist über allen Ruhm erhaben." Den letzten Satz könnte Kant geschrieben haben.

„Studirt Geschichte und Natur!" ruft der junge Magister wie Einer der Heutigen seinen Genossen zu — „die Natur, und wenn es möglich ist, das Empfinden der lebenden Wesen zu verstehen, sodann den Bau und die Pathologie des menschlichen Körpers, und zuletzt die göttliche Kraft und Gewalt des Geistes!"

Den Universitäts-Schlendrian hat der junge Titan schon damals gegeißelt, wie wir bei Gelegenheit des Comenius bereits erfuhren. Hören wir jetzt blos den Abschluß seiner Paränese. Also Geschichte und Natur! Wer sich zu dieser Höhe emporgeschwungen hat, „für den fällt das Zufällige, Unvorhergesehene im Leben weg; seinen Geboten scheinen die Sterne zu gehorchen, ihm dienen Erde und Meer, Wind und Stürme sind ihm unterthan: Mutter Natur hat sich ihm selbst zu eigen gegeben, als wenn ein Gott der Weltherrschaft entsagt, und ihm Recht, Gesetze, Verwaltung wie seinem Statthalter überlassen hätte!"

So groß und kühn hat erst wieder Herder geschrieben. Läse das Einer unserer spiritualistischen Cardinäle von einem Heutigen, so wäre des Geschreies von humanistischem Uebermuth, verderblicher Selbstvergötterung, trostlosem Materialismus kein Ende. Man sieht aber zugleich, wie tief der religiös-politische

Kampf der englischen Rebellion alle Geister ergreifen mußte, daß ein Feuergeist wie Milton von jenen Anschauungen und Formen des Ausdrucks gebannt werden konnte. Oder vielmehr, man gewahrt, daß hinter dem Subjectivismus des Independententhums die Knospe der klaren Vernunft sich im Stillen ausbildete.

Ein Amt hat der hochbegabte junge Mann nicht antreten wollen; der Vater zwang ihn auch nicht, die praktische Juristenlaufbahn einzuschlagen; er ließ ihn ruhig zu Horton, westlich von London, in der grünen Natur sinnen und poetisch planen.

Im Frühjahr 1638 machte er sich auf zu den „Stätten der alten Heroen, Kriege und Gesänge". Der Weg ging über Paris, wo er Hugo Grotius, damals Gesandten der Königin Christine, kennen lernte. In Florenz war Galilei soeben mit Erlaubniß der Inquisition zurückgekehrt, als Milton, offenbar mit Verletzung der Vorschrift, ihn besuchte. Im „Verlorenen Paradiese" wird deutlich auf Galilei hingewiesen, da wo Satan den Schild auf dem Rücken trägt gleich einem Mond:

„Deß Rund
Durch optisch Glas Toskaniens Künstler schaut,
Am Abend von der Höh' Fiesoles."

Das Rollen aller Gestirne um die Erde, „der Dienst der Großen, dem Atom geweiht", erregt im 8. Buche Scrupel bei Adam; er möchte von Rafael Auskunft haben und dieser, der ihn zunächst auf das Anstaunen des Unbegreiflichen verwiesen hatte, bringt ihn zuletzt auf den richtigen Weg:

„Wie, wenn die Sonn'
Das Centrum wär' der Welt, und andre Sterne,
Durch ihre Anziehung und eigne Kraft
Erregt, um sie verschiedne Runden tanzten?
Den Wanderlauf, jetzt hoch, jetzt tief, verborgen,
Fortschreitend oder rückwärts, stille stehend,
Siehst Du an Sechs, wie, wenn der Siebte auch,
Der Erdplanet, so stockestill er scheint,
Unmerklich sich dreifacher Art bewegte?"

Diese Stelle beweist, daß der Baconianer Milton festen

Fußes über des Meisters Beschränktheit hinausgegangen war: Die starre Orthodoxie der Josuahgläubigen erhielt da einen harten Stoß; noch undogmatischer aber ist die Aeußerung Miltons aus dieser Zeit der italienischen Reise: der Sündenfall sei ein „Riesenschritt in der Geschichte der Menschheit".

Der Vorfahr Lord Byrons wollte grade von Neapel nach Sicilien und von da nach Griechenland reisen, um sich an den classischen Stätten die Seele völlig zu befreien, als er Nachricht aus der Heimath erhielt, der Sturm sei in Schottland ausgebrochen. Da kehrte Milton um, seinem Vaterlande gewärtig zu sein. Die in Italien überall gefeierte englische Renaissance, die auch in Petrarca's Sprache zu sonettiren verstand, begab sich zunächst nach Genf, zum Sitze der calvinischen Reformation, um des Gegenpols nicht verlustig zu werden; und dann gings von Genf nach London, wo der Calvinismus sich anschickte, in Thaten auszuschlagen. Am 19. August 1639 war Milton wieder zu Hause.

Jetzt ließ der Dichter seine sämmtlichen dramatischen und epischen Pläne ruhen, er wurde ganz Politiker. Sehr lehrreich und die beste Einleitung zum Verständniß der Rebellion ist die Schrift vom Juni 1641: „Von der Reformation in Betreff der Kirchenverfassung in England und von den Ursachen, welche sie bisher gehindert haben" in zwei Büchern, an einen Freund. In klarster und gründlichster Weise wird der Verlauf der Reformation von Heinrich VIII. an dargestellt, der ursprüngliche Mangel derselben bloßgelegt, dem Protector Edw. Somerset unter Edward VI. alle verdiente Ehre angethan, die Regierung der Elisabeth als der Ausgangspunkt des gegenwärtigen Streites betrachtet. „Von dieser Zeit an folgten nichts als Einkerkerungen, Wirren, Ungnade gegen alle diejenigen, welche die Beschlüsse der Convocation (des anglicanisch-geistlichen Parlaments) tadelten, und diese wurden sogleich mit dem Namen Puritaner gebrandmarkt."

Der Verfasser redet nicht vom Dogma, polemisirt aber um so stärker gegen die bischöfliche Kirchenverfassung, gegen

den „irreligiösen Stolz und die hassenswerthe Tyrannei der Prälaten“, und erklärt, wenn man diese Angelegenheit jetzt „der reinen Religion oder der gesunden Vernunft gemäß“ ordnen wolle, so müsse man damit anfangen, „die schädliche und krankhafte Geschwulst des Prälatenthums ohne Scheu vom Staatskörper abzuschneiden, und aus dem Schisma heraus zur Uebereinstimmung mit unsrer nachbarlichen reformirten Schwesterkirche kommen“. Wobei er glaubt versichern zu können, daß die neue Kirchenzucht „eben so gut zur Monarchie passen wird, wenn auch die ganze Zunft der Aphorismenschreiber und Afterpolitiker uns überreden möchte, daß es geheime und mysteriöse Gründe gegen dieselbe gebe“. Natürlich konnte Milton nicht wissen, daß Karl Stuart für die Existenz der Bischöfe seinen Kopf einsetzen würde.

In heftigster und geistreichster Weise wird gegen die Jäger auf Bisthümer, Diakonate, Präbenden und Canonicate losgezogen. „Sie möchten von uns erbitten, daß wir das Rauschen ihrer seidenen Obergewänder beständig ertragen und lieber unser Zwerchfell zersprengen als lachen sollen, wenn wir sie in all' ihrem Linnen und Tafft, in ihrem Tau- und Takelwerk, mit einem geometrischen Rhomboid auf dem Kopfe, daher segeln sehen.“ — Nur eine frei gewählte Kirchenversammlung, eine Landessynode, kann nach Miltons Meinung dem Unfug steuern.

Im selben Jahre 1641 trat er gegen den Bischof Usher von Armagh (Irland) mit der Schrift auf: „Ueber prälatisches Bisthum und ob dasselbe aus den apostolischen Zeiten hergeleitet werden kann“. Hier verräth sich der gründliche Kenner der Kirchengeschichte, der den Wust falscher Traditionen und absichtlicher Geschichtsverderbniß wegfegt.

Zu Anfang 1642, als die Dinge in Fluß geriethen, als jeder Ehrenmann es für seine Pflicht halten mußte, für seine Meinung einzustehen, veröffentlichte Milton mit vollem Namen die Schrift: „Das Wesen der Kirchenverfassung klargestellt gegen das Prälatenthum“. Milton gab aber nicht blos seinen

Namen, sondern zugleich eine Art Selbstbiographie, damit das Publicum wisse, mit welchem Manne es da zu thun habe.

Wir schalten hier eine interessante Abhandlung ein, die zwar erst 1659 gedruckt wurde, jedenfalls aber schon zehn Jahre früher bei dem „Parlament der Republik England und deren Provinzen" eingereicht worden war, und dem gedanklichen Inhalte nach ihren besten Platz um das Jahr 1643 findet, weil die sich damals vollziehende Scheidung von Presbyterianern und Independenten hier in aller Schärfe zum Ausdruck kommt. Es ist Miltons „Theologisch-politischer Tractat" und führt den Titel: „Von der weltlichen Macht in kirchlichen Angelegenheiten".

Der Verfasser stellt sich auf den historisch-protestantischen Standpunkt: Schrift gegen Kirche; aber, fügt er sofort hinzu: Keiner hat das Recht, die Schrift für Andere auszulegen. Ein solcher „überhebt sich nicht allein über die Kirche, sondern auch über die Schrift und über die Gewissen anderer Menschen, — eine allzu großer Vermessenheit für einen Sterblichen, da jeder wahrhafte Christ das Wort Gottes vor sich, den verheißenen heiligen Geist und den Sinn Christi in sich hat", 1. Korinth. 2, 15: „Der geistliche Mensch richtet Alles, aber er selbst wird von Niemand gerichtet".

Dieser Individualismus der Independenten wird für Milton auch nicht durch den Einwurf getroffen: er zerstöre alle Kirchenzucht. „Meine Antwort ist, daß das Vernommene die ungefälschte Schrift ist, welche kirchliche Urtheilssprüche und Entscheidungen nicht verbietet, außer wenn sie in Gewaltthätigkeit gegen ein nicht überführtes Gewissen auslaufen." Er steht, wie Luther, auf der Schrift; aber er hält und erklärt den Geist der Schrift für discutirbar, dafern nur Schrift gegen Schrift in's Feld geführt werde.

In derselben Abhandlung befindet sich die Antwort auf eine Frage, die wir schon bei Cromwell in Irland berühren mußten, die aber erst hier eine kritische Antwort erhält: Warum, wenn alle Christen die Schrift frei auslegen und

in ihrem Gewissen nicht gezwungen werden dürfen, kommt dies den Katholiken nicht zu gute? Der Katholicismus, ganz abgesehen davon, daß er die Prüfung der Schrift nicht gestattet, kann nach Milton gar nicht als Religion angesehen werden, „sondern vielmehr für ein römisches Fürstenthum, welches darnach strebt, seine alte Weltherrschaft unter einem neuen Namen und dem leeren Schatten einer katholischen Religion aufrecht zu erhalten, die fürwahr eine katholische Ketzerei gegen die Schrift genannt und mit Recht daher außerhalb Roms als verdächtig von der Obrigkeit nicht geduldet wird". Uebrigens mache der Katholicismus das Gewissen blind und dieses verwirke seine christliche Freiheit. — So lag die Sache allerdings seit den Tagen Philipps II.; die englische Nation stand in Waffen gegen die Usurpation der prätendirten römischen Weltherrschaft. Man vergesse nicht, daß Reformation und Nationalstaat Zeitgenossen waren.

Milton zählte 34 Jahre, als er sich verheirathete. Marie Powell, die Tochter eines Friedensrichters zu Forestill in Oxfordshire, zählte erst 18 Jahre, als sie im Juni 1643 dem durchaus unpraktischen Manne angetraut wurde. Ihre Familie war streng royalistisch. In Miltons Hause fand sich nichts vorbereitet. Die Illusion verflog in sehr kurzer Zeit, denn am 1. August 1643 war Miltons „Tractat über die Ehescheidung" schon fertig. Wie gröblich sich der hochfliegende Idealist getäuscht sah, das liest man klärlich aus dieser Abhandlung heraus.

Seine ganze sittliche Reinheit und Freiheit, aber auch zugleich die ganze Energie seines edlen Willens treten da hervor. Nicht um „Vertheidigung von Leichtfertigkeit und Ausschweifung oder des nicht zu billigenden Treubruchs" handelt es sich ihm, wenn er das Recht auf Ehescheidung vertritt, „sondern nur, daß gegen Diejenigen, welche sich unbedachtsam in einer vorher von ihnen niemals versuchten Sache zu Sklaven einer unglücklichen und elenden Ehe gemacht haben, ein billiges und liebevolles Mitleid geübt werde". „Abnei-

gung, Nichtübereinstimmung oder Unvereinbarkeit der Gemüther, welche die Hauptwohlthaten des ehelichen Zusammenseins — Trost und Frieden — hindern", sind ihm ein stärkerer Grund zur Ehescheidung als alles Andere. Daß die erste Einsetzung der Ehe Untrennbarkeit angeordnet habe, bezweifelt er vorab deßhalb, „weil die Einrichtung nicht so rebellisch gegen Natur und Vernunft sein konnte, daß sie sich über den Zweck und die Person, für welche sie eingesetzt war, weggesetzt hätte". Natur und Vernunft!

Hochpoetisch bringt er die antike Parabel von Eros und Anteros zur Geltung, wie Eros sich in falschen Begegnungen täuscht, seine Kraft und Schönheit verliert, bis ihn Anteros mit gleichem und ebenbürtigem Feuer entzündet. „Es ist ein geringerer Bruch der Ehe, bei Zeiten sich in ruhiger und kluger Uebereinstimmung zu trennen, als das Geheimniß der Freude und Vereinigung beständig durch eine befleckende Traurigkeit und stete Mißlaune zu vernichten und zu entweihen."

Natürlich waren solche tiefe und feine Gründe nur für die Philosophen bestimmt; die Zeit des Verfassers aber war theologisch, und da mußte sich denn Milton durch die Mäander der Bibel hindurchwinden, Autorität mit Autorität bekämpfen. Das Alte Testament widerspricht dem Neuen, und der puritanische Christ war genöthigt, sich auf Moses zu stützen, der wider Christus und die Apostel ist. Deuteron 24, 1: „Wenn Jemand ein Weib nimmt und sie ehelicht, und sie findet nicht Wohlgefallen in seinen Augen, weil er einige Unreinheiten an ihr gefunden hat, so möge er ihr einen Scheidebrief schreiben und ihn ihr in die Hand geben und sie aus dem Hause schicken." Wie plump und wie tyrannisch gegen die sittlichen Motive, die oben angeführt wurden!

Nach erledigter Theologie kommt wieder der Mensch zum Vorschein: „Erzwungene Tugend ist wie ein über das Ziel hinausgeschossener Bolzen. Das ganze Uebel stammt von den kanonischen Doctoren, die aus der Ehe ein Sacrament gemacht haben. In der That sind die Papisten, welche die

Scheidung am strengsten verbieten, die leichtfertigsten Wüstlinge in Zulassung der gröbsten Unkeuschheit." „Was gegen die Natur ist, ist gegen das Gesetz." Wir aber, „abergläubisch am Buchstaben klebend, indem wir nicht wagen, mit unsern freien Gedanken in den ganzen Umfang der Natur und der Religion einzudringen, geben uns dazu her, unter der Tyrannei angemaßter Meinungen zu dienen. Zwischen einem Abgrund von unnöthigem Unheil auf jeder Seite, und bei jedem falschen Lärm zusammenfahrend, wissen wir vor dem verworrenen Getön panischer Schrecken in unsern Ohren nicht, wohin wir unsern Fuß mit männlichem Vertrauen und christlicher Entschlossenheit setzen sollen".

Natur und Religion — männliches Vertrauen und christliche Entschlossenheit — Vernunft und Bibel: man hat sich wohl hinlänglich überzeugt, wie mühsam Milton sie zusammenhält und auf welcher Seite seine Stärke liegt.

Man erwäge jetzt folgende Stellen aus der Abhandlung über „Das Lehensrecht der Könige und Obrigkeiten", welche gleichfalls noch vor der Hinrichtung des Königs begonnen war, und man wird sehen, wohin das Zünglein der Wage, trotz aller abziehenden Strömung der Zeit, neigt. Wenn man annehme, daß das Volk ganz für den König und er nicht für das Volk geschaffen sei, und das Volk, in seiner Gesammtheit genommen, geringer als er, der Einzelne, gedacht werden müßte, so sei eine solche Behauptung „eine Art von Verrath gegen die Würde des Menschengeschlechts". Dann spricht Milton von einem „wechselseitigen Bund der Freundschaft und Bruderschaft zwischen Mensch und Mensch über die ganze Welt hin, und daß uns auch das englische Meer nicht von dieser Pflicht und Verbindung trennen kann", obwohl „ein engeres Band zwischen Mitunterthanen, Nachbarn und Freunden besteht". Endlich da, wo er von dem historischen und kirchlichen Rechte spricht, die Könige abzusetzen, zu bannen und zu tödten, fragt er, was das weltliche Gesetz hindere, „auch ohne besondere Schriftstelle seine Befugniß zur Hinrichtung Dessen aus-

zudehnen, der sich eines peinlichen Verbrechens schuldig gemacht — da doch Gerechtigkeit und Religion von einem und demselben Gotte stammen, und die Werke der Gerechtigkeit oftmals annehmbarer sind?"

Die Frömmigkeit Miltons in Ehren, aber der Geist der Antike und der Renaissance tritt ihr sehr oft auf die Fersen; Machiavelli tönt oft stärker aus seinen Argumentationen heraus als Bibelerklärer und Bekenntnißredactoren; der Humanismus siegt alsdann über Martin Luther. Wie Oliver Cromwell sich durch die That von gemüthlicher Befangenheit befreite, so rettete sich John Milton an der Hand der Alten aus nebuloser Contemplation.

Daß Milton die erste Stufe der Opposition, den Presbyterianismus, mit dem Ausbruche des Bürgerkrieges überschritt, haben wir bereits angedeutet. Sehen wir jetzt näher zu, wie es mit dieser Wandlung beschaffen war. Wenn wir unsere Anführungen zum Theil aus noch nicht erwähnten Schriften nehmen, so verschlägt das um so weniger, als gerade diese Schriften vollendete Entwicklungsphasen bezeichnen.

Als das Presbyterthum staatlich durchgeführt war, erklärte Milton in der Abhandlung „von der weltlichen Macht in kirchlichen Angelegenheiten": „Es herrscht ein allgemeines Murren, man glaubt sich wieder vor Inquisition und Büchercensur zu befinden; jedes Buch und das Rauschen jedes Blattes wird gefürchtet; Menschen, denen vor kurzem noch das Predigen untersagt wurde, verbieten uns jetzt das Lesen alles dessen, was ihnen nicht beliebt. Es droht eine abermalige Zwingherrschaft über die Wissenschaft; kein Zweifel, daß Bischof und Presbyter für uns dasselbe bedeuten."

In der „zweiten Vertheidigung für das englische Volk" spricht er von den presbyterianischen Geistlichen, die „erst drei oder vier Pfründen an sich gerissen, aus denen sie die Episkopalen weggedonnert," dann aber ihre Pfründen ebenso verlassen und sich derselben Sünde schuldig gemacht hätten, gegen welche sie früher losgefahren. „Sie haben auch nicht mehr einen Funken Scham.

Sie sind nun eifrige Vertheidiger des göttlichen Rechtes der Zehnten geworden, und wahrlich, da ihr Durst nach Zehnten so unersättlich ist, sollten sie mit dieser Waare ganz vollgestopft werden und nicht nur den zehnten Theil von den Früchten der Erde, sondern auch von den Wellen der See erhalten." „Erst haben sie den König als Urheber so vielen Elends und Blutvergießens für schuldig erklärt und dann sich angestellt, als bemitleideten sie seine Lage."

Im „Oberlehensrecht der Könige und Obrigkeiten" heißt es: „Als es sich um ihren Geldbeutel handelte, waren die Presbyterianer gute Patrioten und schienen die bessere Sache unterstützen zu wollen; als aber die Uebrigen auch die Wurzeln und Ursachen des Elends und der Knechtschaft entfernen wollten, da verwandelten sich Jene, die gegen ihren König geeifert und die Waffen getragen, ihn entsetzt, der Weihe beraubt, auf ihren Kanzeln verflucht hatten, in Rebellen gegen ihre eigenen Grundsätze und brandmarkten als treulos, was nur die Folge ihrer eigenen früheren Handlungen war." — Zustimmend sagt ein Erklärer von Butlers „Hudibras", dem massiven Spottgedicht über die Puritaner: „Es ist völlig ausgemacht, daß viele der Königsmörder durch die schrecklichen Verfluchungen aufrührerischer Prediger von der Kanzel herab in die große Rebellion hineingezogen wurden." Die presbyterianische Kanzel hatte den Brand entzündet, den sie nachher mit Lästerungen zu löschen suchte.

Diese Pfaffentaktik wird weiterhin höchst anschaulich also charakterisirt: „Die Geistlichen machen nicht weniger geschickte Stellungen und Bewegungen und von nicht geringerer Mannigfaltigkeit als diejenigen, welche auf dem Artillerieplatze Kunststücke treiben. Manchmal scheinen sie wüthend vorwärts zu marschiren, und marschiren augenblicklich entgegengesetzt; dann und wann stehen sie still und ziehen sich sodann zurück, oder spähen umher, oder schwenken mit unmerklicher Schlauheit und Geschicklichkeit in ganzer Masse, um sich durch Terrainwechsel in vortheilhafte Lagen hineinzuwinden. Die Vorsehung allein

aber ist die Trommel, die Vorsehung allein das Commandowort, welches sie von oben herab ruft — immer zu einer reicheren Pfründe, zu dieser und jener Beförderung."

Nach der Kritik das Glaubensbekenntniß: „Die meisten Menschen sind zu Bürgerkriegen und Empörungen als zu etwas Neuem im aufregenden Moment geneigt; aber sie werden träge, unbeständig, geistesschwach, bevor ihre gerechtesten Forderungen nur halb erfüllt sind, und aus angeborener Feigheit und Schlechtigkeit verrathen sie, oft zu ihrem eigenen Verderben, Menschen von edelstem Charakter, die mit ihnen zu Zwecken verbunden waren, deren jene Unbesonnenen gar nicht fähig sind. Wenn Gott und eine gute Sache den Sieg verliehen, dessen Consequenz Aenderung der Gesetze, Wechsel der Regierung, Sturz der Fürsten und ihrer Familien ist: dann kommt die Reihe an die Helden, die Arbeit auf sich zu nehmen, welche im Schweiß des Antlitzes, mitten unter Gedränge und Lärm gemeiner Menschen gethan werden muß."

Milton tritt offen als Independent auf. Er trug wie Cromwell das Princip der vom Staate gänzlich unabhängigen Gewissensfreiheit in sich; er war entschieden für die freie Vereinigung von Glaubensgenossenschaften. Er sagt ausdrücklich: Man müsse die Kirche ihrer eigenen Verwaltung überlassen, den Staat von diesem lästigen Dienst befreien. Beide Gewalten dürften nicht länger „Unzucht miteinander treiben". Der Kirche seien die Staatsbesoldungen, d. h. die Macht zu verfolgen zu nehmen. Da seien die Wechsler, welche nicht nur mit Tauben, sondern auch mit der Taube des heiligen Geistes schacherten.

Die letzte Consequenz dieses independentischen Kirchenrechts wurde in der Praxis nicht gezogen. Der englische Staat der Revolution blieb zwischen dem officiellen Presbyterthum und der Toleranz stecken; er mischte sich ein und mischte sich nicht ein. Und doch war der Gedanke einer gänzlichen Trennung des Geistlichen vom Weltlichen schon mehr als ein Decennium vor Milton kategorisch gefordert worden. Im Jahre 1631 hatte Roger Williams den Begriff des confessions-

losen Staates aufgestellt. Dieser damals und in Europa heute noch verlorene Posten behauptete, der Staat hat weder eine Confession, noch hat er von den Bürgern eine solche zu verlangen; es kommt ihm nicht zu, einen Eid aufzulegen; er hat nur als Polizei Blasphemie, Idolatrie und Störung des kirchlichen Lebens zu verhüten und zu strafen. Williams mußte selbst aus Neuengland zu den Indianern fliehen, die er als Eigenthümer des Bodens und als Menschen behandelte. Unter den Rothhäuten legte er den Grund zur Stadt Providence.

Auf der englisch-schottischen Synode, die in Folge von „Ligue und Covenant“ zu London tagte, befanden sich fünf Männer, die ebenfalls wider den Strom schwammen. Goodwin war ihr Haupt. Sie verlangten Gewissensfreiheit auch für Türken, Juden und Papisten. Die Majorität der Presbyterianer aber beharrte bei der Unduldsamkeit: London solle kein Amsterdam werden!

Miltons hochwichtige Schrift „über Erziehung“, in welcher voll und ganz der Flügelschlag des Humanismus rauscht, hat ihre Besprechung in dem Abschnitt über Amos Comenius gefunden, wohin wir den Leser verweisen. Nur das Eine sei hinzugefügt, daß Milton zu den Pädagogen gehört, welche die Erziehung sich nicht ohne Einwirkung des Staates denken können. Er verlangt von der Obrigkeit, daß sie „nach Muster der berühmten Regierungen des Alterthums“ sich um „die Einrichtung der öffentlichen Feste und Lustbarkeiten“ kümmere, damit diese nicht wie bisher „als Reizmittel der Trunkenheit und Wollust“ dienen, sondern zur Stärkung von „Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit“. Die Kanzel allein reiche nicht aus, man müsse das Volk „bei bestimmten Festen in den Theatern und Hallen, oder wo es sich sonst Erholung und Bildung suche — erziehen.“

Was über und für die Preßfreiheit zu sagen ist, das enthält scharfsinnig und begeistert zugleich Miltons „Areopagitica, eine Rede für die Preßfreiheit. An das Parlament von England.“ Und zwar ist dieses Höchste und Beste im Jahre 1644

gesagt worden, als der Verfasser das Parlament zur Revision eines Gesetzes aufforderte, welches den ominösen Titel führte: „zur Regulirung der Presse“ und verordnete, „daß kein Buch, Pamphlet oder Zeitungsblatt hinfort gedruckt werden soll, wenn es nicht von Denjenigen oder Einem Derjenigen, die dazu ernannt sind, zuvor gebilligt und censirt ist. Es ist heutzutage obsolet von der „Preßfreiheit“ zu reden. Jedermann weiß, was sie sein sollte und nicht ist. Wo sie dem Namen nach existirt, da zerstören Inspiration und Corruption selbst diesen Schein. Ein besonderer Strafcodex für Preßvergehen ist nun gar die directe Aufhebung dessen, was gegeben worden. Auch Milton theilte noch das Vorurtheil der Nothwendigkeit einer besonderen Preßjurisdiction. Er leugnet nicht, daß es von der größten Wichtigkeit für Kirche und Staat sei, ein wachsames Auge auf Bücher und Menschen zu haben, die Uebelthäter zu strafen und einzukerkern. Er beruft sich auf Athen, wo zwei Arten von Schriften die Aufmerksamkeit der Obrigkeit in Anspruch nahmen, einmal die gotteslästerlichen und atheistischen, sodann die verleumderischen. Er sieht aber nicht, daß nur die letzte Kategorie Stich hält und daß diese einfach dem gemeinen Rechte verfällt.

Was wir aber an Milton zu verehren haben, das ist seine Darstellung des Wesens der Preßerzeugnisse, die Offenbarung, die er zuerst der Welt über die Bedeutung einer Geistesthat machte. „Bücher sind nicht unbedingt todte Dinge, sondern enthalten eine Nachkommenschaft von Leben in sich, die eben so thätig sein wird wie die Seele, aus der sie entsprangen; ja sie bewahren wie in einer Phiole die reinste Wirksamkeit, das reinste Extract des lebendigen Geistes, der sie erzeugte. Ich weiß, daß sie so lebendig und kraftvoll productiv sind wie die fabelhaften Drachenzähne, und daß aus ihnen möglicherweise bewaffnete Männer hervorwachsen. — Es ist fast eben dasselbe, einen Menschen oder ein gutes Buch zu tödten. Wer einen Menschen tödtet, der tödtet ein vernünftiges Wesen, ein Ebenbild Gottes; wer aber ein gutes Buch vernichtet, tödtet die

Vernunft selbst, tödtet Gottes Ebenbild im Keime. . . . Es wird ein Mord begangen, und wenn dies auf die ganze Auflage ausgedehnt wird, eine Art von Gemetzel, dessen Ausführung die ätherische und feinste Essenz, den Athem der Vernunft selbst trifft und mehr eine Unsterblichkeit als ein Leben erschlägt.“ —

Ein kleines Intermezzo in großen Dingen. Miltons Gattin, die sich nach den Flitterwochen wieder in ihre Heimath begeben hatte, erschien im Jahre 1645 wie durch einen Theatercoup vor ihrem erstaunten Manne, bereitete ihm eine Rührungsscene, die mit Versöhnung endigte und verdrängte so eine Andere, auf die Miltons Augen mittlerweile gefallen waren und die er sogar heimzuführen gedachte. Das Jahr darauf wurde dem versöhnten Paare eine Tochter geboren, die elend genug aufwuchs; 1648 folgte ein zweites Mädchen.

Ein zukunftsvolleres Ereigniß war die Grundlegung der künftigen Akademie, der Royal Society, die ebenfalls in das Jahr 1645 fällt. Milton, der vermeintliche Schwärmer, den die Meisten nach Klopstock beurtheilen, ohne beide recht zu kennen, war der Erbe des Baconischen Traumes, die strengen Wissenschaften corporativ zu pflegen. Milton und sein Freund Hartlieb traten sammt ihren Bekannten im Jahre 1645 zu naturwissenschaftlichen Zwecken in London periodisch zusammen. Sie bildeten in der That die Säulen des Invisible College, welches Bacon zu gründen beabsichtigte, und die Restauration drückte das Siegel auf die Bestrebungen ihres größten Gegners.

Die Publicistik, die Milton so meisterhaft handhabte, erfüllte sein vastes Ingenium durchaus nicht. Immer kam er in großen Momenten auf sie zurück, stets bereit, ihr seine gewaltige Schlachtfeder zu leihen; aber nie ging er einseitig in ihr auf, stets beschäftigten ihn große literarische Pläne. Er stand bereits in Diensten des Langen Parlaments, als der Proceß des Königs begann; die Schrift „Vom Oberlehensrecht der Könige und Obrigkeiten“ war nahezu fertig. Als die Republik proclamirt wurde, trug er sich mit einem lateinischen

Wörterbuche, einem System der Theologie und einer Geschichte des englischen Volkes von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Alles dies mußte zurückgeschoben werden, als ihn der Staatsrath der Republik zum Secretär für die fremden Sprachen ernannte. Da gab es Anderes und viel zu thun. Milton eröffnete seine Thätigkeit mit einer Ankündigung der neuen Lage der Dinge in England an die Stadt Hamburg. Bald wurde ihm eine größere Aufgabe gestellt.

Ein französischer Gelehrter und Grammatiker, Claude de Saumaise, Salmasius, der in Heidelberg Protestant, dann Professor an der Universität Leyden geworden war, schrieb im Jahre 1649, im Solde des Prinzen von Wales (sumptibus regiis) eine Defensio regia pro Carolo primo ad Carolum II., „Königliche Vertheidigung für Karl I., an Karl II." Der Staatsrath der Republik beauftragte seinen Secretär mit der Beantwortung dieser Schrift.

1651 erschien John Miltons Pro populo anglico, „Vertheidigung des englischen Volkes," wohl die bedeutendste, schneidigste, witzigste, erbarmungsloseste Abführung eines politischen Gegners in den Annalen der Weltliteratur.

Wie feierlich ist gleich der Eingang! „Die bedeutendsten Männer unserer Republik haben es durch ihr Ansehen dahin gebracht, daß ich dieses Werk unternahm, damit ich dasjenige, was sie unter Gottes Führung mit großem Ruhme vollbrachten, wider Mißgunst und Verleumdung, wogegen Schwert und Kriegsrüstung nichts vermögen, mit einer anderen Art von Waffe vertheidigen möchte."

Die Verbrechen des Königs werden in knappster Form aufgezählt und erörtert: Karl war ein „Tyrann", denn er hat ungerechte Steuern eingetrieben und den Besitz dreier Nationen vergeudet; er hat das Parlament, den Zügel seiner Gier, beseitigt und deutsche Reiter und irländisches Fußvolk in die Städte und Ortschaften gelegt; er hat Ceremonien und Gebräuche aus dem Papstthum in die Kirche eingeführt, die Widerstrebenden in Kerker und Verbannung geschickt, die Schotten zweimal be-

kriegt. Er war ein „Verräther“: Papisten in Irland hat er ausgehoben, den König von Dänemark mit Geschenken zur Absendung von Hülfstruppen bestochen, dem englischen Heere die Plünderung Londons, dem schottischen vier neue Provinzen versprochen. Er war ein „Mörder“: auf seinen Befehl haben die Irländer zu den Waffen gegriffen und die Protestanten massenhaft umgebracht. Der König ist mithin als „Tyrann, Verräther und Mörder“ mit Recht verurtheilt worden.

Schlagender ist wohl die patriarchalische Theorie von der göttlichen Gewalt der Könige, wie sie Robert Filmer nach der Enthauptung Karls im Manuscript niedergelegt hatte, obgleich das Buch erst 1680 im Druck erschien, nicht widerlegt worden, als hier von Milton. Man muß annehmen, auch er habe das Manuscript des Patriarcha or the national power of kings in Händen gehabt, wenn man folgende Stelle liest: „König und Vater sind völlig von einander verschieden. Der Vater hat uns erzeugt, nicht aber der König; wir brachten vielmehr den König hervor. Den Vater gab die Natur dem Volke, den König gab das Volk sich selbst. Also ist das Volk nicht des Königs wegen, sondern der König des Volkes halber da. Wir ertragen auch einen mürrischen, harten Vater, ebenso ertragen wir den König; aber wir ertragen nicht einmal einen tyrannischen Vater. Wenn der Vater den Sohn tödtet, wird er am Leben gestraft; warum soll der König nicht auch an dieses höchst gerechte Gesetz gebunden sein, zumal der Vater nicht im Stande ist zu bewirken, daß er nicht Vater, der König aber sehr leicht, daß er weder Vater noch König ist.“

Man nehme dazu eine Stelle aus dem „Iconoklastes“ („Bilderzertrümmerer“, einer gegen das „Königliche Bild“ gerichteten Schrift Miltons), worin er den König als den bloßen Ausdruck der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt betrachtet, der als König nichts Uebles thun könne, weil Parlament und Gerichtshöfe eigentlich die Handelnden seien, der aber, sobald er Uebles thue, nicht mehr König, sondern Tyrann sei: so hat man das Staatsrecht der kommenden liberalen Opposition,

eines Algernon Sidney und W. Russell, ja die ganze Staatslehre John Locke's im gedrängten Auszuge vor sich.

Angesichts des Processes aber erhebt sich Milton's Anschauung von der Souveränität des Volkes zum Republicanismus, wenn es („Oberlehnsrecht" u. s. w.) heißt: „Diejenigen, welche, wie wir es thun, eine freie Nation zu sein sich rühmen, und dennoch nicht die Kraft in sich haben sollten, einen obersten oder untergeordneten Regenten aus dringenden Ursachen zu entfernen oder abzuschaffen, mögen ihre Phantasie an einer lächerlichen und gemalten Freiheit ergötzen, gut um Kinder zu hintergehen; in Wirklichkeit aber lebten wir alsdann unter Tyrannei und Knechtschaft, weil der Macht entbehrend, der Wurzel und Quelle aller Freiheit. Ohne diese natürliche und wesentliche Macht einer freien Nation können wir, wenn wir auch den Kopf hoch tragen, bei richtiger Schätzung für nichts besseres als für geborne Sklaven und Vasallen unter der Lehnshoheit und als Besitz eines erblichen Herren gehalten werden."

„Es ist nicht, noch soll es sein, der Ruhm eines protestantischen Staates, niemals einen König hingerichtet zu haben; es ist vielmehr der Ruhm eines protestantischen Königs, den Tod niemals verdient zu haben."

Das Exempel wird Andern zur Lehre, den Völkern zum Segen, „damit kein zügelloser Herrscher oder Tyrann sich künftighin solche große und unverantwortliche Frechheit gegen das Menschengeschlecht herausnehme, ganze Königreiche zu verwüsten und das Oberste zu unterst zu kehren, als ob die Menschen vor seinem verderbten Willen nicht mehr wären als ein Haufen Ameisen."

Unerschöpflich ist zugleich die Ader des Witzes bei diesem gestrengen Staats- und Kirchenrechtslehrer. Wer sich das Independententhum als nothwendig verbunden mit pietistischer Kopfhängerei gedacht hat, der lasse sich rasch durch John Miltons ausbündigen Humor und seine göttliche Grobheit bekehren. Wenn Shakespeare's derbes Sylbenstechen und sein sich selbst überschlagender Witz mit der Bühne versunken und verschwunden

war, in Miltons Polemik lebte etwas Aehnliches wieder auf. Dieser Anführer aller republicanischen Geister war so kreuzfidel in seinem Herrn, daß er die Klinge Samuel Butlers schärfer und vernichtender als dieser selbst führte. Auf der Höhe der Reformation durchwehte ihn auch hier wieder der Geist der Renaissance, wiederhallte das Echo der alten classischen Komödie. Das hat der unglückliche Salmasius erfahren, der wie ein geschundener Marsyas aus den Händen des richtig treffenden Apollo entkam; das hat auch jener Schotte Morus erprobt, den Milton im Verdacht hatte, die zweite Schmähschrift gegen die Republik, den Clamor regii sanguinis, den „Schrei des königlichen Blutes", verfaßt zu haben, zu dem allerdings Morus nur die Vorrede geliefert hatte, während der Verfasser ein gewisser Molinaeus, Dumoulin, war.

Lassen wir uns an Salmasius genügen, der für Alle erkauften Sünder Buße gethan. Geben wir ein Pröbchen von der Milton'schen Polemik und entschuldigen wir die allzustarken Dosen mit der Zeit und den Umständen, mit einer tief erregten und offenherzigen Menschheit. Es ist nöthig, den Dichter des „Verlornen Paradieses" auch einmal in Hemdsärmeln zu sehen, wie er in groben Klotz den gröberen Keil hineintreibt.

‚Defensio regia, Königliche Vertheidigung!' „was will das sagen, Du Grammatiker? Was in aller Welt hat die ‚Vertheidigung' mit ‚Königlich' zu thun? Wie denn, wenn Einer nachwiese, daß die Vertheidigung erbärmlich ist, was wird dann aus Regia, Königlich? Oder ist sie Königlich, weil sie Dir ein König bezahlt hat?"

Sehen wir uns die „Faseleien und Lügen dieses ausländischen Schreihalses" näher an! Betrachten wir die „Unverschämtheit dieses ungeleckten Literaten, den Wolkenbruch des Professoren-Jargons"! ‚Parricidium in persona regis admittere', Vatermord an der Person des Königs begehen: „wegen derartiger französisch-lateinischer Verbrechen, von denen es bei Dir wimmelt, wirst Du nicht von mir, der ich keine Zeit dazu habe, wohl aber von Deinen Mitmagistern abge-

straft werden, denen ich auf das Gelächter und die Maulschellen, die Dir gewiß sind, zutrinke." — „Du Hundsfott . . . mit Recht haben die Generalstaaten Hollands, die Nachkommen der ehemaligen Befreier des Vaterlandes, diese tyrannische, der Freiheit der Völker gefährliche Vertheidigungsschrift durch ihr Edict zu Nacht und Finsterniß verdammt." (Salmasius mußte in Leyden quittiren und ging nach Schweden, wo aber die Königin Christine wieder Partei für Milton ergriff und er seines Bleibens nicht fand)

„Die Verleumdungen und Lügen eines einzelnen unverschämten Schlingels, der von den Feinden des Vaterlands für Geld gedungen, nicht anstand, das Falscheste zusammenzuraffen." Der Apostat, der in seinem Apparatus contra primatum Papae früher selbst gelehrt hatte: „Die Kirche müsse vom Episkopat zu der apostolischen Einrichtung der Presbyter zurückkehren." Und jetzt klagt er England dafür an, daß es solches durchgeführt!

„Du Kohlkopf, was gehen Dich unsere Gesetze an?" „Nichtsnutziger Mensch und stroherner Ritter." — „Allergrößter Dummkopf . . . Nichtsnutzigster aller Zweifüßler." „Obgleich Du ein Schmutzfleck und ein Schandfleck aller Sprachmeister bist, wirst Du doch nicht im Stande sein, den ewigen Ruhm der Engländer zu beflecken." — „Du Kornwürmchen, auf jeder Seite gedreht und gewunden." — „Ein Jeder aus der Hefe des Volkes, der nur die Ueberzeugung hat, daß er nicht für die Könige, sondern für Gott und das Vaterland geboren, ist viel gelehrter, weiser, redlicher, nützlicher als Du. Denn Jener ist gelehrt ohne Bücher. Du bist ein Bücherwurm ohne Gelehrsamkeit, der Du so viele Sprachen verstehst, so viele Bände durchliest und doch ein Pecus bist."

„Du Bestie! Denn wie kann ich Dich einen Menschen nennen, der Du gegen das ganze Menschengeschlecht so ungerecht und unmenschlich bist?"

„Früher hast Du geschrieben: ‚Die Spaltungen, Zwiste und Uneinigkeiten des Adels und des Volkes seien ein bei wei-

tem geringeres Uebel als das gewisse Elend und Verderben unter einem tyrannischen Monarchen.' Damals warst Du noch nicht mit den Jakobäern Karls beschmiert und übergoldet, noch nicht der königlichen Krankheit (Gelbsucht) verfallen."

„Du Erzschurke! . . sagst: der römische Senat sei eine Versammlung von Königen gewesen. Was steht nun entgegen, daß die Könige Sklaven in Staatskleidern sind? Die glücklichen Könige, solche Lobhudler zu haben! Es giebt nichts Schlechteres unter den Menschen, unter den Thieren nichts Dummeres als ihn, ich müßte denn sagen, Niemand erhebe gelehrteres Eselsgeschrei."

„Du sagst: ‚Wie einst viele Privatleute sich einem Andern zur Knechtschaft verkauften, so kann es auch ein ganzes Volk.' — O Du Zuchthausritter und Sklavenhändler, den auch der niedrigste Sklave eines jeden Sklavenmarktes als einen scheußlichen Makler und öffentlichen Kuppler anspucken müßte!"

„Siehe, da kommt aus einer elenden Kneipe ein Mensch ohne jegliches Ansehen, ohne Glaubwürdigkeit und Werth, ein burgundischer Sklave, der den hohen Senat Englands, welcher sich und das Recht des Landes öffentlich vertheidigte, ‚eines schrecklichen, verabscheuungswerthen Betrugs' beschuldigt. Wahrlich, Dein Vaterland, Du Lümmel, muß sich schämen, daß es einen so frechen Lumpen hervorgebracht hat." —

Das ist wie aus dem Plautus; aber derselbe Mann handhabte auch den großen elegisch-heroischen Ton, der, grade wie bei Machiavell, aus der echten classischen Bildung stammt und des Herzens tiefinnerste Gefühle so schwungvoll hinausträgt. Zu dem Erhabensten, was je in Prosa geschrieben worden, gehört wohl die Stelle in der zweiten Vertheidigung, wo Milton die Völker Europas um sich versammelt sieht, die ihr Verdict über England abgeben sollen. „Hier erblicke ich die kraftvolle und mannhafte Tapferkeit der Deutschen, welche Knechtschaft verachten; dort das edle und lebhafte Ungestüm der Franzosen; auf dieser Seite den ruhigen stattlichen Muth der Spanier,

auf jener die bedächtige Großherzigkeit der Italiener. Von den Edlen und Weisen unter den Freunden der Weisheit und Tugend, in welchem Himmelsstrich sie sich immer finden, sind uns die Einen insgeheim günstig, Andere billigen unser Handeln öffentlich, und wieder Andere, die lange standhaft gegen die Ueberzeugung blieben, ergaben sich zuletzt als Gefangene der mächtigen Wahrheit. Umringt von den versammelten Massen, glaube ich zu sehen, wie die Völker der Erde ihre Freiheit wiedergewinnen, die sie so lange verloren hatten, und wie das Volk dieser Insel im Begriffe steht, in andere Länder eine Pflanze von wohlthätigern Eigenschaften einzuführen, als die, welche nach der Sage Triptolemus von einem Lande zum andern brachte; wie es den Samen der Sittigung und Freiheit über Städte, Reiche und Völker ausstreut."

Und wie ergreifend ist die Paränese an das Volk von England, am Schlusse der ersten Vertheidigung!

„Wie viel herrlicher und Eurer würdiger wäre es, wenn Ihr Reichthum, Freiheit, Frieden, Macht wollt, dies Alles von Eurer Tugend, Rührigkeit, Klugheit, Tapferkeit zu erwarten, als es unter königlicher Herrschaft vergebens zu erhoffen. Es ist nicht zu sagen, wie niedrig und unehrenhaft, zu geschweigen wie unwürdig, diejenigen über sich selbst entscheiden, welche nicht glauben, daß dies ohne einen König und Herrn zu beschaffen sei; denn was bekennen sie damit anders, als daß sie träge, schwächlich, ohnmächtigen Sinnes und Rathes, mit Leib und Seele zur Sklaverei geboren sind? Und alle Dienstbarkeit ist für einen freien Menschen schmachvoll. Für Euch aber wäre es, nach der unter Gottes Schutz und durch Euren Sieg wiedererrungenen Freiheit, nach so vielen tapferen Thaten und dem an dem mächtigen Könige so denkwürdig statuirten Beispiele, nicht allein das Allerschmachvollste, sondern gottlos und verbrecherisch, wolltet Ihr, sogar dem Schicksal entgegen, wieder zur Dienstbarkeit zurückkehren; und Euer Verbrechen würde dem Verbrechen derer gleich sein, welche einst, von der Sehnsucht nach der ägyptischen Sklaverei er-

griffen, durch mannigfaches Unglück und göttliche Schickung heimgesucht, für einen so knechtischen Geist bestraft wurden." —

Nach Abfassung seiner gewaltigsten polemischen Schrift, in welcher weniger Karl I. als das Königthum selbst im Gegensatze zur Nation hingerichtet wurde, erlosch Miltons Augenlicht für immer. Er, der schon als 12jähriger Knabe mit schwachen Augen nie vor Mitternacht seine Bücher verlassen hatte, dessen ganzes Leben dem Studium gewidmet war, erblindete an einer sog. Gutta serena, dem schwarzen Staar. Der furchtbare Schlag dröhnt vernehmlich durch das „Verlorne Paradies" hin, wie Melchthals Licht-Hymnus durch den „Tell". War nicht dem Dichter selbst die „Paradieseshelle" der Welt genommen, hatte er ohne den „farbigen Abglanz" noch das Leben?

„Heil, heilig Licht, des Himmels Erstgeborner,
Du mit dem Ewigen gleich ew'ger Strahl!"

„— Doch mir kehrt nicht der Tag,
Das süße Nah'n des Abends und des Morgens,
Des Blüthenfrühlings und der Sommer-Rosen,
Der Heerden, noch des Menschenangesichts.
Nur Wolk' und immerwähr'nde Finsterniß
Umgiebt mich, der von frohen Menschenbahnen
Ich abgeschnitten . . . ."

„So scheine um so mehr, du himmlisch Licht,
Nach innen, und den Geist mit aller Kraft
Durchleuchte, da pflanz' Augen, allen Nebel
Zerstreue dort, daß ich mag sehn und sagen,
Von Dingen, unsichtbar sterblichem Blick!"

Sollte der Verlust des Augenlichts eine homerische Mahnung sein, so blieb diese vor der Hand noch unbeachtet. Auch der Lord-Protector behielt Milton als „lateinischen Secretär" im Amte; bis zu Cromwells Tode bezog er ein Gehalt von 200 Pfd. Sterl. Miltons Verhältniß zu Cromwell ist uns offen und verständlich dargelegt in der „Zweiten Vertheidigung des englischen Volkes". Vorab heißt es da gegen jenen Morus, den vermeintlichen Verfasser des „Königlichen Blutschreies": „Bemühst Du Dich, mich schlechter als Cromwell zu schelten,

da Du mir doch kein größeres Compliment machen kannst?" Weiterhin folgt dann eine ganze Biographie des Gewaltigen, der deßhalb ein so großer Kriegsheld geworden, weil „er das ganze Heer eitler Hoffnungen, Befürchtungen und Leidenschaften, welche die Seele feindlich anfallen, entweder ausgerottet, oder durch Gewöhnung zu unterjochen gelernt". Wie er den Gehorsam seiner Truppen durch seine alleinige Autorität und die Regelmäßigkeit ihrer Besoldung aufrecht erhielt und erhält: „in diesem Punkte vermag sein Ruhm mit dem des Cyrus und des Epaminondas zu wetteifern".

Drogheda, Dunbar und Worcester strahlen im reinsten Ruhmesglanze. Vom Barbone-Parlament heißt es: „das Wahlrecht wird denen gegeben, für die es nützlich war." „Da bleibst Du, o Cromwell, allein übrig, die Regierung zu führen und das Land zu retten. Wir alle reichen Deiner unvergleichlichen Geschicklichkeit und Tugend willig die Palme der Souveränität, ausgenommen die Wenigen, welche . . . . . nicht wissen, daß nichts in der Welt Gott wohlgefälliger, der Vernunft gemäßer, politisch gerechter und überhaupt nützlicher ist, als daß die höchste Gewalt dem Besten und Weisesten unter den Menschen zukomme. Ein solcher, o Cromwell, bist Du, das erkennen Alle an . . . Du weisest verdientermaßen den Pomp von Titel von Dir . . . Thaten wie die Deinigen überschreiten unsere Bewunderung und schweben wie die Spitzen der Pyramiden, die sich in den Wolken verlieren, über der Möglichkeit eines Lobes durch Titel. Der Titel „König" war der Majestät Deines Charakters unwürdig; denn wenn Dich ein Name gefesselt hätte, den Du zu Staub zerrieben hattest, so wäre es gewesen, als ob Du ein götzendienerisches Volk mit Hülfe des wahren Gottes unterworfen hättest und nachher vor den besiegten Göttern niedergefallen wärest."

So nimmt sich der Yeoman aus Huntingdon im classischen Umwurfe Milton'scher Beredtsamkeit aus. Man würde jedoch sehr fehlgehen, wollte man glauben, der Secretär habe kein Wort der Mahnung für den Lord-Protector gehabt.

Milton erkennt allerdings die Nothwendigkeit des Protectorats an, aber doch mit einer Clausel: „Da nach dem vorausgegangenen Sturme, von dem die Wellen noch aufgewühlt sind, beim Gegensatze der Parteien ein wünschenswerther, vollkommener Zustand sich noch nicht verwirklichen läßt". Den neuen Lord-Protector apostrophirt er folgendermaßen: „Denke oft daran, welch' theures Pfand das Land Deiner Geburt Dir anvertraut hat, und daß es jene Freiheit, welche es einst von der erwählten Blüthe seiner Talente und Tugenden erwartete, jetzt von Dir allein erwartet! Ehre die Wunden Deiner Waffengefährten .... und endlich ehre Dich selbst und dulde nicht, daß die Freiheit jetzt, wo sie errungen ist, entweder durch Dich selbst verletzt oder in irgend einem Punkte durch Andere gemindert werde. Du kannst nicht wahrhaft frei sein, wenn wir nicht auch frei sind .... Das Werk, welches Du unternommen, muß deutlich ausweisen, ob Du wirklich jene großen Eigenschaften der Frömmigkeit, Treue, Gerechtigkeit und Selbstverleugnung besitzest, die uns die Zuversicht einflößten, daß Du durch besondere Leitung der Gottheit zum Gipfel der Macht erhoben worden seiest."

Indem Milton die Männer namhaft macht, auf deren Rath Cromwell hören solle, begeht er den entschiedensten Akt des Freimuths, der in seiner Stellung denkbar war. Er nennt die Namen Fleetwood, Lambert, Desborough, Hawley und „Deinen, o Overton, der Du mir seit langen Jahren durch die Aehnlichkeit unserer Studien, durch die Anmuth Deiner Sitten und die mehr als brüderliche Sympathie unserer Herzen theuer geworden bist; der Du in der denkwürdigen Schlacht bei Marston Moor, als unser linker Flügel in die Flucht geschlagen war, zu unserer Bewunderung dem Feinde die Stirn botest und seinen Angriff mitten im dichtesten Gemetzel zurückschlugst; Du, der Du im schottischen Kriege unter dem Oberbefehl Cromwells die Küste von Fife besetztest, einen Durchgang über Stirling öffnetest, die Schotten des Westens und des Nordens, bis zu den entferntesten Orkney-Inseln, zwangest,

Deine Menschlichkeit anzuerkennen und sich Deiner Macht zu unterwerfen!" Auf welches Gerechtigkeitsgefühl mußte der kühne Mann zählen, der einen Unterfeldherrn Cromwells so begeistert hervorhob!

Von den reinen Politikern legte er dem Lord-Protector die entschiedenen Republicaner Sydenham und Algernon Sidney an's Herz. Dann schlug er ihm vor, die Kirche aus dem Staate herauszusetzen, die Besoldungen der Geistlichen abzuschaffen, durch welche diese nur „zum Predigen des Evangeliums bestochen" würden; mehr Gesetze aufzuheben, als neue zu machen; den Schulunterricht zu organisiren und die Wissenschaft vollkommen frei zu lassen. Wenn Ihr, Du und Deine Berather, das thut, „so werdet Ihr immer allen denen theuer sein, welche nicht blos ihre eigene Secte oder Partei, sondern alle Bürger aller Richtungen zu dem Genusse aller Rechte und Gesetze zulassen möchten". Gleich einem Propheten warnt Milton die „Bürger", den Krieg in den Frieden hineinzutragen, so daß „der Frieden und die Freiheit ein Zustand des Kriegführens" werde, weil dann, „was Ihr Freiheit wähntet, sich als die schlimmste Sklaverei erweisen wird". Macht Euch frei von den Fesseln des Aberglaubens, sonst werden sich Leute finden, die Euch, „trotz aller Eurer Triumphe, an den Meistbietenden verkaufen! Ertödtet den Tyrannen der Habsucht und der Sinnlichkeit in Euch: das bilde jetzt den Feldzug des Friedens!" „Unbefleckte Gerechtigkeit im Volke handhaben" ist besser als „schlaue Mittel zur Vermehrung des Einkommens zu ersinnen, unsre See- und Landmacht zu vergrößern, an List mit den Gesandten auswärtiger Staaten zu wetteifern, geschickte Verträge und Bündnisse abzuschließen". Wenn Ihr werdet wie die Königlichgesinnten, „dann wird man sehen, daß Ihr das Feuer durchschritten habt, um im Rauch umzukommen". Wer hier unter den „Bürgern" mit gemeint ist, wird Niemanden entgehen. Wer aber eine solche Sprache führt, der stellt sich, hocherhaben über jedes Feigenessen, dem Höchsten ebenbürtig zur Seite.

In der zweiten Vertheidigung des englischen Volkes giebt uns Milton auch sein eigenes Porträt. Der nunmehr 44 jährige Mann, dem das reine Götterblut noch durch alle Adern rann, die herrliche Gestalt mit den langen über den weißen Kragen auf das schwarze Gewand herabwallenden Locken, sagt von sich selbst: „Der Häßlichkeit hat mich Niemand beschuldigt, das Lob der Schönheit begehre ich nicht. Ich bin eher mittelgroß als klein. Muth und Kraft haben mir niemals gefehlt; beständig übte ich mich im Gebrauch des Schwertes, so lange es mein Zustand erlaubte. Kraft und Muth habe ich noch, aber nicht mehr dieselben Augen. Doch verrathen diese äußerlich keine Beschädigung, sie sind so unumwölkt und glänzend wie die scharfblickendsten. Nur in diesem einzigen Punkte bin ich ein Heuchler, gegen meinen Willen (Ein vorhandenes Porträt bestätigt vollkommen die Wahrheit des Gesagten). Mein Gesicht ist nicht so blutlos wie man sagt; es hat eine Farbe, die mich um zehn Jahre jünger erscheinen läßt; die Glätte meiner Haut ist von keinen Runzeln versehrt".

Mit diesem Bilde vor Augen wollen wir jetzt Miltons poetische Bedeutung in Betracht ziehen. — Der puritanische Charakter der Zeit duldete fürder weder Shakespeare'sche Romantik noch katholische Weltlichkeit; aber die Einflüsse der Renaissance blieben nicht nur wirksam, sondern machten sich mehr und mehr bemerklich. Galt doch der blinde Milton für Denjenigen, der die correctesten und elegantesten lateinischen Verse machte. Das Spiel der Phantasie, ohne welches natürlich kein Dichter besteht, theilte sich bei ihm zwischen biblisch-religiösen und classisch-mythologischen Bildern und Sinnbildern. Je mehr classische Bildung und je mehr Geschick in ihrer Verwendung, um so größer die Beeinträchtigung der emphatischen, unplastischen Bibelei. Nicht Milton war es, der zuerst den geistlichen, speciell den evangelischen Ton in England anschlug, und nicht England griff in Europa zuerst nach Psalter und Harfe. Schon Giles Fletcher († 1623) war von der weltlichen Bahn der Waller und Cleveland, der Davenant und

John Webster abgewichen. Er hatte ein Epos in vier Gesängen: „Christi Sieg und Triumph" verfaßt, in welchem er Menschwerdung, Versuchung, Kreuzigung und Auferstehung Christi besang, Dinge, die sich bei allem Schwunge oft schlecht genug mit den zahllosen mythologischen Einstreuungen vertrugen. Ja, dem Bruder des Giles, Phineas Fletcher und dessen anatomischer „Purpurinsel" verdankt unser Poet vielleicht die Figur des Satans. Ebenso studirte der 15jährige Milton die Uebersetzung eines berühmten französischen religiösen Gedichtes, welches unter Heinrich IV. 30 Auflagen erlebt hatte, nämlich der Semaines et Oeuvres divines, von Guillaume du Bartas, einem Haupt-Hugenotten. In diesem Gedichte war auch schon vom verlorenen Paradiese die Rede. Aber mehr als alles das. Der berühmteste Dichter jener Zeit war unstreitig der Holländer Joost van den Vondel, und der Secretär des Staatsraths wie des Protectors verstand holländisch. Einer literarhistorischen Vermuthung zufolge wäre Milton sogar in seinen zwanziger Jahren in Leyden gewesen. Nun hat aber Joost van den Vondel auch ein Drama „Lucifer" geschrieben, welches unserm Dichter jedenfalls bekannt war.

So hatte denn der Dichter Milton seine Vorläufer wie Shakespeare. Aber Milton, und das erhebt ihn weit über alle seine puritanischen Dichtergenossen, erblickte in der Renaissance nicht blos die Lieferantin classischer Bilder und Gleichnisse, gleichsam der Stuckfiguren, mit denen sich auch christliche Tempel-Hallen und Wände zieren ließen; sondern die antike Welt ging ihm voll und ganz auf, er fühlte antik und bestrebte sich, die christliche Weltanschauung in diese Form zu gießen. In den kürzlich herausgegebenen Collectaneen aus des Dichters Manuscripten findet sich der goldene Satz: „Im ganzen Bereich der Philosophie kenne ich nichts Würdigeres, Heiligeres oder Erhabeneres, als eine richtig angelegte Tragödie". Die Wahrheit dieses Satzes wird durch den Umstand nicht aufgehoben, daß Miltons eigene Tragödie, der „Simson Antagonistes", bei allen einzelnen Schönheiten, dem Ideal der Tragödie nicht

entspricht. Aber Milton vergaß sicherlich nicht das dramatische Element in der Epik. Daß die Musik, auch die weltliche, sich mit der ernstgemeinten Frömmigkeit vertrug, sahen wir bei Cromwell, der sich eine Capelle hielt und ihren Weisen gerne lauschte. Miltons Collectaneen bestärken uns in dieser Ansicht, und seine Auffassung der Musik ist geradezu wesentlich zum Verständniß seiner Poesie, die auf den Schwingen des wohllautenden Rhythmus einherschwebt und echt musikalisch genannt werden muß.

Wenn Miltons Zeitgenossen mit wenigen Ausnahmen, zu denen Karl I. gehörte, den Shakespeare vergessen hatten, so hat sich Milton dieser Sünde der Unterlassung nicht schuldig gemacht. Er nennt ihn den „süßesten Shakespeare, den Sohn der Phantasie, der des heimischen Waldes freie Lieder singt". Karl Stuart und John Milton theilten sich gewissermaßen in das Gefieder des Schwans vom Avon: der König nahm sich die historischen Dramen, Milton die Schauspiele mit ihrer duftenden Landschaftlichkeit. Das selige Naturleben, die beschreibende Beschaulichkeit bezauberten den musikalisch-descriptiven Poeten.

Der 22jährige Milton dichtete „ein Epitaph auf den bewunderungswürdigen dramatischen Dichter William Shakespeare," das die Shakespeare-Ausgabe von 1632 einleitete:

„Wozu braucht Shakespeare's heiliges Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?" rc.

Mehr aber als Shakespeare diente ihm Spenser zum Muster, „der weise und ernste," der „Lehrer moralischer Größe". Denn die Moral im höchsten und besten Sinne, die praktische Consequenz der richtigen Weltanschauung, das ethische Handeln war Miltons Leitstern, selbst wo er der Phantasie reizendstes Spiel betrieb. Und er stellte sich selbst das Ideal des Dichters so hoch, daß er sagte: „Wer es nicht vergeblich unternehmen will, hohe Dinge würdig zu besingen, muß vorher selbst ein wahres Gedicht sein, d. h. ein harmonisches Urbild der besten und rühmlichsten Züge."

Allerdings leidet die freie Schöpfung des Schönen auch unter der höchstgespannten Ethik, da die Kunst nun einmal nicht vom Lehrzweck ausgehen darf; aber wir wollen auch von Milton nicht behaupten, was die Lectüre seiner Werke nicht bewahrheitet. Dieses aber sind die constituirenden Elemente seiner Poesie: Ethischer Grundzug, Naturmalerei und musikalischer Ton. Der Grundzug stammte aus den Tiefen der religiösen Bewegung, die Naturmalerei entsprach dem zeitgenössischen Werden der Landschaft als Stimmungsbild, und die „Stimmung" selbst war nur ein Bild derjenigen Kunst, die sich anschickte, aus der unaussprechlichen Empfindung hervorzubrechen, um Poesie wie Malerei mit ihren sonnigen Wellen zu überfluthen.

Im Jahre 1645 erschienen: l'Allegro und il Penseroso, „Der Heitere" und „der Nachdenkliche", die poetische Darstellung des Gegensatzes im Menschen überhaupt, die Krystallisirung der beiden Tendenzen, die, ungleich vertheilt, in jedes Sterblichen Brust wohnen. Daß dem Melancholischen der Vorzug gebührt, lag nicht nur in der Richtung der Zeit und dem Charakter des Dichters, sondern ist überhaupt poetischer, weil die tragische Saite rührend. Vierzig Jahre später erst wurde Händel geboren und noch viel länger dauerte es, bis der große Meister die Gedichte in Musik setzte. Aber die musikalische Stimmung Miltons kam zu ihrer Anerkennung, und es ist nur zu bedauern, daß die Componisten sich nicht mehr an ähnliche Texte gehalten haben und lange Zeit ausschließlich dem Abgrund der italienischen Oper verfielen. Wenn je Poesie und Musik sich in größerem Rahmen als dem des einfachen Liedes harmonisch und ebenbürtig verbinden sollen, so liegen die Muster einer solchen Verbindung vor in Händel und Milton, in Händel und Dryden (Alexanderfest).

Natürlich machte der größte englische Dichter jener Zeit den Uebergang zur Natur- und musikalischen Malerei nicht für sich allein; er kam vielmehr dem Drange nach rhythmisch-melodischer Behandlung des Textes nur entgegen. Es vollzog sich hier auf

künstlerischem Gebiete ein ähnlicher und verwandter Umschwung wie in der Denkweise. Dem königlichen Ritter Will. Davenant, der in Cowes Castle seine Hinrichtung erwartete, erwirkte Milton Leben und Freiheit. Davenant nun sammelte, nach seiner Rückkehr aus dem Exil, von 1656 an die letzten zerstreuten Reste der Schauspieler um sich. In der City errichtete er eine bescheidene Bühne, auf welcher Declamation und Musik „nach der Manier der Alten" producirt wurden. „Komödie" oder „Trauerspiel" durfte es bei dem herrschenden Verbot nicht heißen, und es war auch in der That weder das Eine noch das Andere. Die damals aufgeführte „Belagerung von Rhodus" war vielmehr eine Oper nach italienischen Mustern, welche Davenant in Paris kennen gelernt hatte. Und so sehen wir die neue Kunstart von Italien einerseits nach Deutschland, andererseits über Frankreich nach England wandern, mithin die vier großen Kulturländer erobern.

Milton harrte auf seinem Posten als „lateinischer Secretär" bis zuletzt aus. Er waltete seines Amtes unter Richard Cromwell, ja unter Monk. Wie verzweifelt klammerte sich der Republicaner an die letzte trügerische Hoffnung. Er verfaßte eine Schrift: „Der mögliche und leichte Weg, ein freies Gemeinwesen herzustellen" und richtete an den perfiden Monk die Bitte, die niederländische Verfassung, d. h. die föderative Republik mit einem Statthalter in England einzuführen! Alle seine politischen Ideale wurden im Kothe der Restauration erstickt.

Seiner größten Schöpfung, dem „Verlorenen Paradiese", widmete sich der Dichter erst nach dem Sturze der Republik. Eine Weile mußte er sich vor der blutschnaubenden Reaction verbergen. Seine „Vertheidigung des englischen Volkes" wurde sammt Goodwin's „Verstopfer der Gerechtigkeit" öffentlich verbrannt. Davenant, der bei Karl II. in hoher Gunst stand, erwirkte dem Collegen Milton jetzt dieselbe Gnade, der er sein eigenes Leben verdankte: als die Frage über Miltons Haupt schwebte, ob er in der Amnestie für diejenigen, die nicht un-

mittelbar bei des Königs Hinrichtung mitgewirkt, einbegriffen sei oder nicht, erfolgte auf Davenants Fürsprache die Antwort: „einbegriffen". Man sagt sogar dem restaurirten Könige nach, er habe Miltons Blindheit für hinreichende Buße erklärt.

1665 vollendete der einsame, obgleich in dritter Ehe verheirathete Dichter zu Chalfont in Buckinghamshire sein „Verlorenes Paradies", welches er vier Jahre später um 5 Pf. St. verkaufte. Vor seinem Tode, im Jahre 1674, erhielt er nochmals 5 Pf. für die zweite Auflage. 1680 verkaufte die Wittwe das Eigenthumsrecht für 8 Pf. an Symmons, der es wieder zu 25 Pf. losschlug. Das „Wiedergewonnene Paradies" war schon 1667, zwei Jahre vor der Veröffentlichung des „Verlorenen" fertig.

Wer von dieser letztern Dichtung etwas rein Biblisches oder gar Dogmatisches erwartet, der wird durch die Lectüre sehr enttäuscht werden. Biblisch ist darin nichts als die Sage vom Paradiese und den ersten Menschen, denen alles zu genießen gestattet war, außer vom Baume der Erkenntniß. Die Schlange verführte Eva und Eva den Adam, und der Herr vertrieb sie aus dem Paradiese. Das entnahm Milton der Genesis; von dem Doppelfluche: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen!" und: „Mit Schmerzen sollst du gebären!" weiß unser Dichter nichts.

Milton tritt von vorn herein der banalen und doch so pikant gefundenen Ansicht entgegen, als ob der Sündenfall sich auf das geschlechtliche Verhältniß beziehe. Die Liebe zwischen Mann und Weib entzündet sich vielmehr sofort beim ersten Anblick und Adam erzählt:

— „Zur hochzeitlichen Laube
Führt' ich die morgengleich Erröthende.
Auf diese Stunde sandten die Gestirne
Den segensreichsten Strahl; die Erde rief
Von jedem Hügel unserm Bunde Heil,
Die Vögel jubelten; gelinde Lüfte,
Im Haine flüsternd, streuten Rosenduft
Und würz'gen Balsamhauch von ihren Schwingen,

Bis uns die Nachtigall das Brautlied sang
Und eilen hieß den nahen Abendstern,
Damit er uns're Hochzeitfackel zünde."
(Uebersetzung von Bernhard Schuhmann).

Das erste Menschenpaar lebte dabei im Stande der vollsten Unschuld und obige Verse erinnern weit eher an Juliens: „Hinab, du flammenhufiges Gespann!" als an die biblische Erzählung. Immer noch vor dem „Fall" nennt Adam seine Hälfte: „Mutter des Menschengeschlechts." Die vollste Renaissance quillt in den Versen:

Half her swelling breast
Naked met his, under the flowing gold
Of her loose tresses hid.

Der schönste Albrecht Dürer oder Lukas Kranach.

Und noch einmal am Abend vor dem „Fall":

Straight side by side were laid etc.

Was ist denn der Urfehl des Menschen? Das Wissen. Der Baum der Erkenntniß ist im Wortverstande zu nehmen: Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum, Ihr werdet sein wie Gott, das Gute und das Böse wissend. Mit dieser Erkenntniß findet sich dann die böse Fleischeslust, die schuldvolle Wollust ein, von der die früheren keuschen Umarmungen frei gewesen waren.

Die ganze Hölle hatte sich wider die Schöpfung verschworen; seitdem aber die Geister der Verneinung und Zerstörung im kosmischen Kampfe unterlegen sind, resignirt Satan:

„Im Großen kann er nichts vernichten,
Und fängt es nun im Kleinen an."

Der Mensch, die Zierde und Krone der Erde, soll zu Grunde gerichtet werden; der Teufel baut auf seine Wißbegierde. Das ist durchaus Faustisch, und Milton geht vielmehr auf Marlow zurück, als auf das Dogma. Es ist echt Faustisch, wenn Satan zur Hölle sagt:

„Du Höll', empfange Deinen Herrn! Er bringt
Dir ein Gemüth, das Ort und Zeit nicht beugt;
Denn das Gemüth ist selbst sein Ort, es schafft
Aus Himmel Höll', aus Hölle Himmel sich."

Durch diese metaphysische Erklärung hebt sich eigentlich die Fabel der Dichtung selbst auf, gerade wie bei Marlow und Goethe; aber das des Räthsels entkleidete Bild bleibt schön und wir betrachten es mit steigendem Wohlgefallen.

Milton hat sich das Weben der Hölle unendlich schwerer gemacht, als irgend ein Faustdichter; aber er besiegt die Schwierigkeiten ganz anders als Klopstock, der aus der athemlosen Erhabenheit, aus dem Hiatus der Ewigkeit und Unendlichkeit und Unsäglichkeit gar nicht herauskommt. Die Personificationen des bösen Princips bei Milton gewinnen Gestalt, die verschiedenen Teufel bleiben gesonderte Individualitäten, und nur im Himmel verblasen sich natürlich die Formen, gerade wie bei Dante. Der christliche Himmel ist nun einmal, je seliger, desto unpoetischer. Und wieder taucht der Publicist und Politiker aus der dichterischen Fluth empor. Die Schlacht zwischen den guten Geistern und den Dämonen ist Michel-Angelesk: man denkt an Zeus und die Titanen, aber auch an Rundköpfe und Cavaliere. Es ist als hörte man die Cromwell'schen Eisenrippen in die Königlichen hineinrasseln. Die Bilder aus der Natur sind durch das ganze Gedicht hin von ausgesuchter Zartheit oder packender Größe. Die Vision Adams vom höchsten Berge des Paradieses aus, die künftigen Geschicke der Menschheit enthüllend, besteht aus einer Reihe großartiger Fresken: Abels Ermordung durch Kain, der Luxus einer industriellen Stadt, die Sintfluth.

„Der Süd erhob sich und die schwarzen Flügel
Weitspreitend, trieb er das Gewölk zusammen
All' unterm Himmel; Hügel dampfen drein
Und athmen düstern, feuchten Dunst empor
Mit Macht; gleich einer finstern Decke wuchtet
Der Himmel, und herniederstürzt der Regen
Mit Ungestüm; fortrauscht' er, bis die Erde
Unsichtbar ward; geflößet schwamm das Schiff
Hoch oben . . . .“

Nach der Sintfluth, so erzählt uns der Erzengel Michael weiter, kommt die Tyrannei; die Sklaverei ist aber ein Er-

ziehungsmittel, der Tyrann der Schulmeister des Geschlechts. Christus erfüllt Gottes Gebot ganz durch Liebe und Gehorsam, obwohl die Liebe allein genügt.

„Dafür wird er gehaßt, wird er gelästert,
Ins Tribunal geschleppt, zum Tod verdammt,
Mit Schmach und Fluch belegt, ans Kreuz genagelt
Vom eignen Volk, weil Leben er gebracht —
Doch deine Feinde sind's, die fest er nagelt . . ."

Und wieder bedeckt Aberglaube die Wahrheit, die Hüter des Glaubens maßen sich weltliche Macht an, bis der Tag der Rettung kommt für die Guten, der Strafe für die Bösen. Und es wird sein ein neuer Himmel und eine neue Erde, eine verjüngte Welt.

Der Schluß kündigt dann Fausts Erdenwallen an. Ueber dem Paradiese schlagen die Flammen zusammen. Adam und Eva vergießen beim Abzuge Thränen, trocknen sie jedoch bald. Die Welt steht ihnen offen, und Hand in Hand wandern sie langsam von dannen. Der Sündenfall ist das größte Ereigniß in der Menschengeschichte: sie beginnt erst mit ihm.

Mit Unrecht wird das „Wiedergewonnene Paradies" fast immer ganz übersehen. An poetischer Kraft kommt es dem „Verlorenen" allerdings nicht gleich, wiewohl Milton es diesem vorzog. Aber kulturgeschichtlich giebt es uns einen bedeutenden Wink; es ist nämlich der Ausgang aus der orthodoxen Christologie. Nicht die Kreuzigung und nicht die Auferstehung bilden das Heilswerk, sondern der Sieg über den Versucher in der Wüste. Der Mensch Jesus, der sich durch nichts von seiner Selbstbestimmung abbringen läßt, der Alles von sich weist, um bei sich zu bleiben: der ist das Ideal, der Typus des sich befreienden Geschlechts.

So sehen wir John Milton allenthalben die puritanische Engherzigkeit und Beschränktheit durchbrechen, an der Hand der Vernunft das Dogma überwinden, die protestantisch-kirchliche Clausur sprengen, und nur noch den Protestantismus bekennen, der als Kriegs- und Siegesfahne der selbstbewußten

Menschheit aus dem Religionsstreit des 16. Jahrhunderts hervorgehen sollte. Er braucht hinfort nicht mehr Protestantismus, er kann auch Philosophie genannt werden.

Hören wir die Quintessenz des Milton'schen Protestantismus, das hohe Lied von der geistigen Freiheit. In der „Areopagitica" beginnt es folgendermaßen: „Zu meinem Zwecke fehlt noch die Darlegung des unglaublichen Verlustes und Schadens, den uns der Plan einer Büchercensur zufügt, und der größer ist, als wenn ein Feind zur See alle unsere Häfen, Rheden und Buchten sperren sollte, weil die Einführung unserer kostbarsten Handelswaare verhindert wird — der Wahrheit. Ja, dieser Plan wurde im Anfang durch widerchristliche Bosheit und Geheimthuerei oder mit der vorbedachten Absicht ins Werk gesetzt, womöglich das Licht der Reformation auszulöschen und die Unwahrheit zu befestigen, was kaum von der Politik zu unterscheiden ist, durch welche der Türke seinen Alkoran aufrecht erhält, indem er das Drucken verbietet. Wir leugnen nicht, sondern bekennen fröhlich, daß wir für das hohe Maß der Wahrheit, dessen wir uns namentlich in den Hauptstreitpunkten zwischen uns und dem Papste sammt seinem Schweife, den hochkirchlichen Prälaten, erfreuen, unsern frommen Dank lauter als die meisten Nationen gen Himmel senden; aber wer da glauben wollte, daß wir hier unsere Zelte aufschlagen würden und den höchsten Inbegriff der Reformation für erreicht hielten, den uns der Spiegel der Welt zurückstrahlen kann, bis wir zum seligen Anschauen gelangen: der erklärt grade durch eine solche Meinung, daß er noch weit von der Wahrheit entfernt ist.

„Allerdings kam die Wahrheit einmal mit ihrem göttlichen Meister in die Welt und war eine vollkommene Gestalt, höchst herrlich anzuschauen; als er aber gen Himmel fuhr und seine Apostel nach ihm sich schlafen legten, da erhob sich so-

gleich ein arges Geschlecht von Betrügern, welches die jungfräuliche Wahrheit ergriff, und wie der Sage nach der ägyptische Typhon und seine Mitverschwörer den jungen Osiris mißhandelten, ihre liebliche Gestalt in tausend Stücke zerhieb und diese in alle vier Winde zerstreute. Von dieser Zeit an wanderten, nach dem Vorbilde der kummervollen Isis, die dem verstümmelten Leibe des Osiris nachforschte, die betrübten Freunde der Wahrheit, welche noch den Muth hatten, hin und her, beständig Glied für Glied auflesend, wo sie eins finden mochten. Wir haben sie noch nicht alle gefunden, Lords und Gemeine, und werden sie auch nicht finden bis zur Wiederkunft des Meisters. — Er wird jedes Gelenk und Glied zusammenbringen und aus ihnen eine unsterbliche Gestalt voll Anmuth und Harmonie bilden. Duldet nicht, daß diese Censur-Verbote auf jedem geeigneten Platze lauern, um uns, die wir zu suchen fortfahren, die wir das Leichenbegängniß der zerstückelten Glieder der gemarterten Wahrheit begehen, zu hindern und zu stören."

Stehen wir einen Augenblick stille vor diesem Leichenzuge und betrachten wir, den Hut in der Hand, das imposante Bild, welches der große Brite ein Jahrhundert lang auf seiner Schulter daher trug, bis es ihm unser Lessing ehrfurchtsvoll abnahm! Denn kein Anderer als Lessing wurde zum Milton des 18. Jahrhunderts, wie Milton der Lessing des 17. Jahrhunderts genannt werden kann. Um beide webt der reine Opferduft des Wahrheits-Cultus, die Morgenluft eines — dermaleinstigen Sonnenaufgangs.

Und jetzt noch einen Schritt vorwärts. „Das Licht, welches wir gewonnen haben, ward uns nicht gegeben zum beständigen Anstarren, sondern, daß wir mit seiner Hülfe anderweitige Dinge entdecken, die unserer Erkenntniß ferner liegen. Nicht die Entkleidung eines Priesters, die einem Bischof abgenommene Inful ist es, was uns zu einer glücklichen Nation machen wird; wenn nicht andere eben so wichtige Dinge in der Kirche und in

der Anordnung des ökonomischen und politischen Lebens geprüft und verbessert werden, so haben wir solange in die von Zwingli und Calvin angezündete Flamme geblickt, bis wir stockblind davon geworden sind."

„Es giebt Menschen, die sich beständig über Secten und Schismen beklagen und ein großes Unglück daraus machen, wenn irgend Jemand von ihren Maximen abweicht . . . Diejenigen sind die Unruhstifter, die Zerstörer der Einigkeit, welche es versäumen und bei Andern nicht dulden, zerstückte Theile an den defecten Leib der Wahrheit anzufügen. Vermittels dessen, was wir wissen, beständig das zu suchen, was wir nicht wissen, eine neue Wahrheit, die wir finden, der alten Wahrheit anzureihen (ihr Leib ist homogen und proportional): Das ist die goldene Regel."

„Sogar bis zur Reformation der Reformation" . .

„Da eine große Reformation erwartet wird" . . .

Das Ziel schien ihm also noch nicht erreicht, trotz der Beseitigung der Hochkirche und des Königs, trotz der Souveränität des Parlaments und der Unüberwindlichkeit des Heeres. Als Alles das verwirklicht war, sprach Milton von den kommenden, noch zu erstrebenden Dingen, von der „Reformation der Reformation". —

„Betrachtet nun diese weit ausgedehnte Stadt, eine Stätte der Zuflucht, den Wohnsitz der Freiheit! Die Werkstatt des Krieges setzt nicht zahlreichere Amboße und Hände in Bewegung, um die Rüstungen und Werkzeuge der bewaffneten Gerechtigkeit zum Schutze der belagerten Wahrheit zu schmieden, als es hier Federn und Köpfe gibt, die beim Schein ihrer ewigen Lampen neue Vorstellungen und Gedanken prüfen und erwägen, um sie als Huldigung und Lehenstribut der herannahenden Reformation darzubringen, während Andre eifrigst lesen, nachdenken und der Gewalt der Vernunft überzeugt sich ergeben."

Die englische Restauration und die „glorreiche Revolution“.

Die Restauration unter Karl II. — Jacob II. und die „glorreiche Revolution“. — Wilhelm und Marie. — Staatsrecht, Religion, Literatur.

Die englische Restauration unter Karl II.

Auf dem Strome der reactionären Stimmung schwamm der Prinz von Wales behaglich in das Reich seines Vaters zurück. Die Zeit schien gänzlich seinem Leichtsinn und seiner Genußsucht zu entsprechen. Mit der Krone auf dem Kopfe eröffnete er, ein richtiger Paradekönig, im Mai 1661 sein königliches Parlament. Der Rückschlag des religiösen Uebereifers trug ihn bis an die Schwelle des bequemen Katholicismus, die er sogar im Geheimen überschritt; seine energielose Natur aber lagerte sich eigentlich auf das Faulbett eines ungläubigen Indifferentismus, der gegen jede Störung im Genusse der ersehnten Herrlichkeit schützte. Karl II. war bei weitem nicht so fanatisch wie die Reaction, deren Fahne er trug.

Wenn bei seinem Vater wie bei Cromwell die Parlamente die Nägel bildeten, welche die Epochen ihrer Regierungszeit markirten, so leisteten ihm diesen Dienst seine Mätressen. Er regierte 18 Jahre mit demselben Parlament; seine Mätressen wechselten rascher. Königin von England wurde im Jahre 1662 die Prinzessin Katharina von Portugal; aber neben ihr werden fünf namhafte Favoritinnen aufgezählt: Lucy Walters oder Mrs. Barlow, ein Anhängsel aus der Prätendentenzeit; dann Barbara Villiers, Nell Gwynne, Lady Castlemain oder die Herzogin von Cleveland, die bei Hofe empfangen werden mußte wie die Montespan bei der Königin

von Frankreich; Mlle. de Quérouaille oder die Herzogin von Portsmouth; als Zugabe eine Mancini, eine der vielverwendeten Nichten des Cardinals Mazarin.

Ein hoher Adel wurde durch diese Verbindungen um fünf Herzoge bereichert: Buccleuch, Grafton, St. Albans, Richmond und Cleveland. Das war freilich kein Ersatz für die Kinderlosigkeit der Königin Katharina, und Lord Clarendon wurde von den Hochkirchlern später beschuldigt, dem Könige absichtlich die unfruchtbare Portugiesin als legitime Gattin zugeführt zu haben, damit der Herzog von York, des Königs Bruder, der mit einer Tochter Clarendons in erster Ehe vermählt war, den Thron erbe. Eine um so gravirendere Beschuldigung, als York öffentlich zum Katholicismus übergetreten war.

Des schwachen und schwankenden Königs Ideal war, eine Uniformität der anglicanischen Kirche anzubahnen, wie Ludwig XIV. eine katholische Uniformität in Frankreich durchsetzte. In seiner Hochkirche sollten Anglicaner mit Katholiken und zahmen Presbyterianern sich vereinigen, und diese sämmtlichen Gewissenscapitulanten mit Rom in Verbindung treten. England sollte wieder einmal werden wie Frankreich. Schon 1662 erließ der König die Uniformitätsakte; die widerborstigen Puritaner opferte er der Hochkirche, indem er 1664 die Conventikelakte genehmigte, welche jede religiöse Zusammenkunft von mehr als 5 Personen strengstens verbot, wenn nicht das allgemeine Gebetbuch zu Grunde gelegt würde. Bei dieser Gelegenheit verloren 2000 Geistliche Amt und Brod.

Zwei schwere Unglücksschläge trafen die Hauptstadt London bald nach der Restauration: im Jahre 1665 raffte eine pestähnliche Seuche 100,000 Einwohner hin und das Jahr darauf brach ein furchtbares Feuer aus, welches 13,000 Häuser und 89 Kirchen in Asche legte. Das waren, bei einer halben Million Einwohner, ein Fünftel der Bevölkerung und, bei der noch geringen Ausdehnung der Stadt außerhalb der City, fast zwei Drittel aller Gebäude! Jetzt erst entstanden solide,

zum Theil prächtige Häuser aus Ziegelstein, während früher, mit Ausnahme der Paläste der Großen, alles Holz und Mörtel gewesen war.

Grade während dieser Unglücksfälle wüthete ein neuer Krieg zwischen England und Holland. Karl hatte an Frankreich das glorreich erworbene Dünkirchen verkauft, die 5 Mill. französische Livres verjubelt, und führte dann Krieg im französischen Interesse; das einzige Motiv, welches er selbst haben konnte, war ein persönliches, die Rache wegen seiner Ausweisung aus der Republik in Folge des Friedens von 1654.

Die Herzoge von York und Albemarle kämpften in Gemeinschaft mit den Cromwellianern Penn und Lawson gegen die Opdam-Wassenaar, de Ruyter, Evertson und den jüngern van Tromp. Im Juni 1665 wurde die holländische Flotte bei Harwich geschlagen; die nordamerikanischen Besitzungen waren für Holland verloren, Neu-Amsterdam hieß fortan New-York. Die ostindische Geldflotte aber, mit einem Schatz von 12 Millionen Pfd. Sterl., entging den Engländern bei Bergen in Norwegen. In einer 4tägigen Seeschlacht vom 11. bis 15. Juni 1666 verlor England dagegen 23 Schiffe, 6000 Todte und 3000 Gefangene. Auf holländischer Seite fiel der tapfere Admiral Cornelis Evertson. Am 4. August wurden wiederum die Holländer geschlagen. Nunmehr entsandte der Großpensionär Jan de Witt seinen Bruder Cornelis und den Admiral de Ruyter in den Canal; da er zugleich den französischen König lau gegen England zu stimmen wußte, so begannen Friedensverhandlungen. Aber noch während der Verhandlungen verbrannten die Holländer die englischen Schiffe in der Themse und blokirten die Mündung des Stromes. Surinam mußte an Holland abgetreten, die Navigationsakte gemildert werden. Der Frieden von Breda (1667) riß abermals ein Stück der Cromwell'schen Errungenschaften nieder.

Einen Augenblick schien sich Karl auf das wahre Interesse Englands zu besinnen. Ludwig XIV. führte im Jahre 1668 seinen ersten Krieg wider Spanien und drang in Bel-

gien ein. Die holländische Republik wurde besorgt und schloß mit England (Will. Temple) und Schweden, nicht ohne Zuthun des kaiserlichen Gesandten Lisola, die Tripelallianz, welche den französischen Eroberungen Halt gebot und den König Ludwig zum Frieden nöthigte. Der Zorn Ludwigs richtete sich gegen Holland, seine Kunst auf die Verführung Karls.

Lord Clarendon, der Feind der Republicaner und aller Dissenters, hatte es nachgerade mit allen Parteien verdorben; er legte in Folge des Friedens von Breda sein Amt als Staatskanzler nieder und mußte bald darauf, um nicht Straffords Loos zu erfahren, ins Ausland flüchten; er starb im December 1674 zu Rouen. Der König, der die Uniformitäts-Akte wohl nach Unten, aber nicht nach Oben, gegen die Katholiken, ausgeführt sehen wollte, ließ ihn fallen, um seinen Endzielen näher zu rücken.

Jetzt (1669) bildete er das berüchtigte „Cabal"-Ministerium, nach den Anfangsbuchstaben der fünf Minister so genannt. Clifford und Arlington waren katholisch; Buckingham, der Sohn des Günstlings Karls I., leichtsinnig und liederlich, übrigens den Presbyterianern nicht abhold, als Freidenker zur Toleranz hinneigend; Ashley Cooper, aus Cromwells Zeit bekannt, der spätere Lord Shaftesbury, charakterlos, intrigant, war ein geistreicher Roué und dachte wie Buckingham; Lauderdale, ein gelehrter, stramm monarchischer Schotte, gehörte zu den Presbyterianern. Dieses Ministerium spiegelte die Zeit vollkommen wieder: presbyterianische Nachklänge der Vergangenheit, Toleranz auf Grund und zu Gunsten des Katholicismus, und als Leuchte im allgemeinen Dunkel der Strömungen — der frivole Indifferentismus.

Im Jahre 1670 fuhr die Schwägerin Ludwigs XIV., die Tochter Karls I., Henriette von Orleans, kurzweg Madame genannt, von Frankreich über den Canal, nicht allein, sondern in Begleitung der schönen Yolanthe von Quérouaille, von den Engländern in Kerwal verdreht, und vieler kostbaren Geschenke. Sie brachte den Vertrag von Dover zu Stande,

nach welchem Karl II. für eine Mätresse und ein Jahresgeld von 200,000 Pfd. Sterl. die Religionsveränderung zusagte und sich zum Kriege wider die holländische Republik verpflichtete. Von dem erstern Punkte wußten nur Clifford und Arlington, die Spitzen des Cabal-Ministeriums; die übrigen drei erfuhren nichts, die Cabale war in der Cabale. Ja, die zwei Spitzen waren wieder unter sich uneins; denn während Clifford den König öffentlich katholisch werden lassen wollte, rieth Arlington behutsam vor der Hand zu einem Concordat. Ludwig XIV. trat auf die Seite Arlingtons, damit nicht die englische Krone aufs Spiel gesetzt würde.

Denn etwas von dem alten englischen Oppositionsgeiste regte sich wieder; die Hochkirche fühlte sich in ihrem großen Besitz und Einfluß, so wie in dem so gelehrt demonstrirten Glauben bedroht, und die große Mehrzahl des englischen Volkes empörte sich gegen den Krieg mit Holland, obgleich Revanchegelüste und Handelsinteressen sich geltend machen wollten. Die Minister jedoch, die jetzt völlig Cabinetspolitik trieben, ein in England schwieriges Unterfangen, gingen trotz ihrer entgegengesetzten Ansichten darüber hinweg. Die Rollen wurden unter ihnen theatermäßig vergeben: Buckingham und Ashley Cooper erhielten die Toleranz zugetheilt und veröffentlichten 1672 das königl. Indulgenz-Edict, welches ohne Beachtung des Parlamentes die Strafgesetze gegen die Katholiken aufhob, religiöse Versammlungen erlaubte und die Dissenters unter den Schutz des Königs stellte. Das erregte einen zweiten, noch heftigeren Sturm. Auch die Schotten erhielten ein Gnadengeschenk, mit dem sie schon eher zufrieden sein konnten: Toleranz für die Presbyterianer. Aber der stets eifrige calvinistische Geist dieses Landes witterte Unrath und verwünschte laut die „schwarze Indulgenz“, welche die Seele verderbe. Karls Getreue hetzten Soldaten und Banditen gegen diese Eiferer.

Das englische Parlament gerieth in höchste Aufregung, es sah das Werk Heinrichs VIII. selbst bedroht. Es bean-

tragte, daß Niemand ein bürgerliches oder ein militärisches Amt bekleiden dürfe, der nicht den anglicanischen Eid der Treue dem König-Bischof leiste, das Abendmahl nach dem Ritus der Hochkirche nehme und eine Erklärung gegen die Transsubstantiation unterzeichne. Die Bewegung wurde so stark, daß Karl die Test- oder Zeugniß-Akte bestätigte. Der Herzog von York verweigerte den Eid und mußte seine Stelle als Großadmiral niederlegen. Wie zum Trotz heirathete er in zweiter Ehe die katholische Prinzessin Maria von Modena.

Unterdessen war der französisch-englische Krieg gegen Holland ausgebrochen, den Karl mit französischem Gelde führte. Die französische Flotte wurde 1672 bei Southwoldsbay zurückgedrängt. Ruprecht von der Pfalz, jetzt Admiral, ließ sich vor dem Texel im August 1673 schlagen. Das Mißtrauen gegen das französische Bündniß wuchs in England. Das Parlament verlangte nachdrücklich den Frieden.

Karl schloß 1674 wirklich Frieden mit Holland, ließ jedoch, um die Subsidien weiter zu beziehen, seine Landtruppen unter seinem natürlichen Sohne, dem Herzog von Monmouth, in französischen Diensten. Vergebens remonstrirte das Parlament gegen diese indirecte Fortsetzung des Krieges. Karl verpflichtete sich sogar durch einen neuen Vertrag, ohne Einwilligung Ludwigs kein Bündniß mit Holland zu schließen! Denn allerdings, mitten in dieser englischen Corruption hatte die englische Diplomatie bereits ihr Auge auf den Prinzen Wilhelm von Oranien, jetzt Statthalter, Generalcapitän und Admiral der Republik Holland, geworfen, der als eine passende Partie für die protestantisch gebliebene Marie, Tochter Jakobs, erschien. Schon im November 1677 fand die Vermählung statt. Ludwig aber schloß schon im folgenden Jahre den Frieden von Nimwegen.

Shaftesbury, Clifford, Arlington und Buckingham waren vor dem Unwillen des Parlaments gewichen. Graf Danby, ein frivoler Royalist, aber nicht ohne nationales Ehrgefühl, war der vertraute Minister des Königs geworden. Er schien

die wahre Gefahr zu wittern, indem er die Non-resisting-bill, das Gelöbniß, niemals dem Könige Widerstand zu leisten, vor das Oberhaus brachte; alle Peers mußten schwören. Das Unterhaus war vertagt und konnte nicht auf die Probe gestellt werden.

Die Opposition hatte sich unter der Fahne der „Whigs", die Königischen unter der Bezeichnung „Tories" gruppirt. Es war die Scheidu ngin Volks- und Hofpartei, auch Petitioners (um Recht Bittende) und Abhorrers (solches Verabscheuende) genannt. Shaftesbury und Buckingham gingen zu den Whigs.

Am Hofe ging es lustig zu. Vier Mätressen regierten fast zu gleicher Zeit: die Cleveland wurde von der Portsmouth in Schatten gestellt; die Schauspielerin Nell Gwynne und noch mehr die Mancini traten in Concurrenz mit der Kerwal.

König Karl lag ganz im französischen Netz. Er überbot den Prachtkönig in Versailles noch in der Größe der Perücke. Sein unbedeutendes Gesicht setzte nach unten schwammiges Fleisch an, er gewann das Aussehen einer alten Frau. Der moralische Zustand seines Hofes erhellt am besten aus den Aufzeichnungen Sir John Reresby's. Dieser erwähnt der königlichen Couchée:s, bei denen Karl, tändelnd in satter Behaglichkeit, sich zu Bette trollte. Die Opposition im Lande und Parlamente, sagt unser Gewährsmann, sei dem König nicht zum Gegenstand politischen Nachdenkens, sondern nur zur widerwärtigen Störung geworden. Dabei erklärt Sir John, daß er seine Frau und Tochter nicht zu Hofe gehen lasse, da er diesen Aufenthalt für anständige Frauen unzuträglich finde! Charakteristisch aber ist vollends die Bemerkung, daß die Entsittlichung sich auf die Hofkreise beschränkt und keine Nachahmung im Bürgerthum gefunden habe.

Mit dem französichen König vertrug sich Karl jetzt dahin, daß keiner von ihnen ohne Zustimmung des andern in eine politische Verbindung treten dürfe. Die englische Cabinetspolitik fristete ihr Dasein mit einer halben Million Louisd'or weiter.

Der König schwamm entschieden wider den Strom. Was ihm mit der Testakte begegnet war, drohte ihm auch in der auswärtigen Politik. Das Unterhaus war und blieb vertagt, weil es an die Bewilligung des Flottenbudgets lästige Forderungen knüpfte und weil es der Coalition gegen Frankreich zuneigte. Ihre wahre Richtung aber erlangte die englische Politik durch einen der größten Diplomaten im hohen Styl, durch den Bahnbrecher und Vorgänger Wilhelms von Oranien, Sir William Temple. Er war es, der die schlauen Agentschaften Richelieu's in ein selbständiges Amt, die Missionen eines herrschenden Königs oder Ministers in eine historische Mission verwandelte. Zu wiederholten malen repräsentirte er in seiner Person die auswärtige Politik Englands.

Schon im ersten Kriege Ludwig's XIV. hatte William Temple den jungen Bourbon durch die im Haag geschlossene Tripelallianz zwischen England, Holland und Schweden zum Aachener Frieden von 1668 gezwungen. Temple war es ferner, der die Vermählung des holländischen Statthalters mit der Prinzessin Marie ernstlich ins Auge faßte, die dann wirklich zum großen Aerger Ludwigs erfolgte. Sodann betrieb er eine Allianz zwischen England und Holland zur Pacification Europas, die im Jahre 1679 zum Frieden von Nimwegen führte, in welchem zwar Spanien und der Kaiser schlecht genug wegkamen, Holland aber wenig Schaden erlitt.

Zu gleicher Zeit (1678) feierte die englische Handelspolitik einen neuen großen Triumph. Die Navigationsakte wurde durch eine Akte zum Schutze der Industrie wesentlich ergänzt. Man hatte gefunden, daß zu viele französische Waaren, für mehr als eine Million Pfd. St. jährlich, ins Land kämen, während Frankreich durch Zolltarife die englischen Waaren fast völlig ausschließe. Die Akte verbot daher auf drei Jahre jede Einfuhr französischer Producte: Wein, Branntwein, Leinwand, Papier, Salz, alle Putz- und Galanteriewaaren. Das Collectiv-Individuum England wehrte sich eben, seiner Bestimmung gemäß, mit allen Waffen gegen die andern Collectiv-

Individuen, und die Aufhebung der französischen Uebermacht befriedigte zugleich den nationalen Egoismus.

Der König Karl wat keineswegs einverstanden mit solcher Handelspolitik; aber bedeutsame Ereignisse im Innern zwangen ihm seine Zustimmung ab. Hier spielte der verschlagene Shaftesbury die Vorsehung Karls II. Das englische Volk war heftig erregt durch die Alternative: ob französisch-katholisch oder holländisch-protestantisch. Da genügte ein geringfügiger Anlaß, von geschickter Denunciation ausgebeutet, um im Nebel der Befürchtungen ein Nilpferd von Religionsgefahr aufsteigen zu lassen. Hatten doch nach dem Volksglauben die Jesuiten vorlängst die Pest in London eingeschleppt und das große Feuer angelegt. Wie sollte jetzt nicht an ein großes Jesuiten-Complott geglaubt werden, welches das Leben des Königs und den Bestand der englischen Kirche bedrohte! Es kam wenig darauf an, daß die Jesuiten Narren gewesen wären, sich an ihrem kinderlosen Freunde zu vergreifen und die Gefahr von Jakobs Thronbesteigung an die Wand zu malen; noch weniger darauf, daß die Denuncianten des Complotts, Titus Oates, Bedloe und Carstairs die anrüchigsten Personen in England waren, die bereits mit der Criminaljustiz ernstliche Händel gehabt hatten. Es fehlte grade noch, daß der untersuchende Friedensrichter ermordet wurde. Shaftesbury rieb sich die Hände und trieb den König weiter.

Vier Jesuiten bestiegen das Schaffott; das Unterhaus stieß seine katholischen Mitglieder aus und gab den katholischen Peers den deutlichen Wink das Oberhaus zu verlassen. Im Kerker saßen an 2000 Personen, eine noch größere Zahl wurde aus London verwiesen. Der König erhielt die Weisung, seinen Hof und seine Küche von Papisten zu säubern.

Der König, vom Complott grade so überzeugt wie von irgend einer Religion, duckte sich vor dem heraufbeschworenen Sturme und gab achselzuckend nach. Er willigte sogar in eine Verschärfung der Testakte. Endlich wurde er jedoch des

Geschreies wider den Hof überdrüssig und löste — nach 18 Jahren zum ersten male — das Parlament auf (1679).

Es half nichts, aus den Neuwahlen gingen die Whigs siegreich hervor und die Opposition wurde wieder methodisch. William Russell, zum letzten Racheakt der Stuarts bestimmt, stand an der Spitze. Heftig wurden Graf Danby als Minister, der Herzog von York als Katholik angegriffen. Danby ging auf 5 Jahre in den Tower; seinen eigenen Bruder verwies der König aus Vorsicht nach Brüssel. Im Parlamente handelte es sich um seine Ausschließung vom Throne.

Der Mann der Situation war Will. Temple; unumgänglich hatte sich Lord Shaftesbury gemacht. Temple schob als Minister einen erweiterten Staatsrath zwischen Krone und Parlament und stellte Shaftesbury an dessen Spitze. Temple selbst leitete das engere Cabinet mit dem geistreichen Halifax und Robert Spencer, dem Grafen Sunderland.

Trotz der Gefügigkeit des Königs war die Anerkennung Yorks als berechtigten Thronfolgers beim Parlamente nicht durchzusetzen. Shaftesbury selbst blieb ihr erbittertster Gegner. Das Parlament erklärte: Die nächstberechtigte Person protestantischen Glaubens solle folgen. Shaftesbury hatte wahrscheinlich den Herzog von Monmouth, den Sohn der Lucy Walters, im Auge.

Vor der Auflösung des Unterhauses machte sich Ministerium und Parlament unsterblich durch die Habeas-Corpus-Akte: Niemand kann verhaftet werden ohne schriftlichen richterlichen Befehl mit Angabe des Grundes; der Gefangene muß in seiner Grafschaft bleiben; in 3mal 24 Stunden ist er vor seinen Richter zu stellen; die Fälle der möglichen Bürgschaft sind genau angegeben. Das Gesetz steht noch jetzt aufrecht, damals konnte es Bedenken erregen. Angebliches und wirkliches Complottiren gingen ihren Weg weiter; Monmouth betrieb seine Pläne auf eigene Faust, die parlamentarische Opposition hatte Verbindungen mit dem Auslande. Der französische Gesandte Barillon hatte die Hände überall im Spiel,

im Unterhaus durch Algernon Sidney, den spätern Leidensgenossen Will. Russells, der auf eine friedliche Handelsrepublik ausging und England vor auswärtigen Verwickelungen zu bewahren dachte; im Oberhause durch den Herzog von Buckingham, beim Könige durch die Portsmouth. Shaftesbury wurde aus dem Staatsrath entlassen.

Im October 1680 beschloß das Unterhaus mit großer Majorität die Ausschließung Yorks von der Thronfolge. Die Peers verwarfen die Bill mit Zweidrittel-Majorität, forderten aber den Testeid. Darob neue Verfolgung der Papisten, der 70jährige Lord Howard wurde leichtfertigst enthauptet. War England nicht auf dem Wege zum Langen Parlament?

Nicht so ganz, König Karl ließ sich von Frankreich 2 Mill. Livres aussetzen und berief das Parlament nach York. Hier blieb er fest; als die Opposition wieder nicht nachgab, löste er das Haus auf. Vergeblich kam der Oranier herüber, auf die drohende Lage des Continents hinzuweisen; England blieb gelähmt und Ludwig XIV. nahm Straßburg.

Die „Ehrenwerthen“ hatten in ihrer übergroßen Mehrzahl Furcht vor der Republik und ließen sich von der Universität Cambridge beweisen, daß das uralte Thronfolgerecht nichts mit der Religion zu thun habe.

Es regnete Flugschriften von Whigs und Tories; der royalistische Dryden schrieb seine Satire: „Absalon und Ahitophel“ (Monmouth und Shaftesbury). Shaftesbury wurde peinlich angeklagt, gegen die Freiheit des Königs, für Einführung der Republik conspirirt zu haben. Die große Jury verwarf die Anklage; die Gemeinde London machte den Grafen zum Bürger und Zunftgenossen. Aber der Gegenschlag ließ nicht auf sich warten. Auf Betreiben des Oberrichters Jefferies blutigen Andenkens vergriff sich der König an der altsächsischen Gemeindefreiheit und decretirte, daß Magistrat und Sheriffs von Seiten der Regierung bestätigt werden müßten.

Während Jakob es wagte, nach London zurückzukehren, leitete der in der City versteckte Shaftesbury die Agitation

gegen ihn. „York müsse wie Kain auf dem Erdboden schweifen", war die Parole. Der Ausbruch sollte überall zugleich stattfinden, der König gefangen genommen werden. Will. Russell, der darum wußte, erklärte sich gegen Anwendung der Gewalt. Es ist noch nicht ausgemacht, ob Shaftesbury damals auf Monmouth oder auf den Oranier zielte. Was aber hatte Algernon Sidney, der Republikaner, damit zu thun?

Als Shaftesbury an seinem Plane verzweifelte, begab er sich nach Holland, wo er bald nachher starb. Die Desperados gingen für sich los, um König und Thronfolger zu beseitigen. Diese Verschwörung heißt das Rye-House-Complott. Die große feierliche Rebellion der Independenten war zu einem nächtlichen Attentat zusammengeschrumpft. Will. Russell hatte Recht, diese Gewalt nicht zu wollen, und Algernon Sidney konnte von ihr nicht die Verwirklichung seines Ideals hoffen.

Einer der Verschwörer wurde hingerichtet, die Sache war erledigt, wenn nicht die Spürnase Jefferies' herausgebracht hätte, daß die Whigs dahinter gesteckt. William Russell, Algernon Sidney, ein Hampden, der Enkel des großen John, die Lords Howard und Essex, der Sohn des vom republikanischen Parlament hingerichteten Capel, wanderten in den Tower. Monmouth, der immer halb gewesen, entkam. Keinen von den Gefangenen traf die geringste Schuld; aber, sagte Jefferies, sie *würden* das geglückte Attentat benutzt haben!

Graf Essex brachte sich selbst um, Howard rettete sich durch Angeberei. Will. Russell, der makellose, schrieb seinen „Triumph über den Tod", und feierte ihn sodann durch Standhaftigkeit auf dem Schaffott. Seine vortreffliche Gattin, Rachel Wriothesley, die Tochter des Grafen Southampton, damals schon berühmt durch ihre „Briefe", die eigentliche Erzieherin ihres Gemahls, begleitete ihn auf seinem letzten Gange. Ihre Stärke tröstete ihn und er schied mit den Worten: „Die Bitterniß des Todes ist vorüber." Es war im December 1683.

In Algernon Sidney wurde der letzte Republikaner geköpft; sein einziger Belastungszeuge war — Lord Howard!

Das war jedoch nur Ein Zeuge, und das Gesetz verlangte deren zwei. Die Frivolität Jefferies' half aus. Bei Sidney hatte sich das Manuscript der denkwürdigen Discourses concerning government gefunden. Dieses Manuscript erklärte Jefferies für den „zweiten Zeugen". Algernon Sidney starb als Stoiker, wie Russell als Christ.

Zu gleicher Zeit verdammte die zweite Caserne serviler Gelehrsamkeit, die Universität Orford, das politische System des Whiggismus. Englische Kaufleute errichteten auf der Londoner Börse die Bildsäule Karls II. Und Alles war gut.

Karl überlebte jedoch seinen Triumph nicht lange. Am 11. Februar 1685 traf ihn der Schlag. Die anglicanische Absolution nahm er hin, wies aber das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zurück. Da ließ Jakob auf einer jener Hintertreppen, die sonst nur für gewisse Priesterinnen der Lust bestimmt gewesen, einen verkleideten katholischen Priester in des Königs Gemach kommen. Jetzt communicirte Karl ohne Kelch und fuhr, wie man gesagt hat, auf zwei Wegen zum Himmel, am 16. Februar 1685. Er zählte 55 Jahre und hinterließ 9 anerkannte uneheliche Kinder, für England aber einen katholischen König, eine Umkehr weit über das Zeichen hinaus. Karl I., Jakob I., die Elisabeth waren übersprungen; England stand wieder bei der blutigen Maria, nicht einmal Heinrich VIII. hatte existirt.

So war es dem Scheine nach, in der Wirklichkeit lagen die Dinge anders. Wir bemerkten bereits bei Cromwell, daß unter der religiösen Hochfluth ein vorläufig ruhiger Gegenstrom sich kenntlich machte. Harrington und die Rota, die Freidenker, zu denen auch Ludlow zählte, der Keim zu dem heranreifenden Locke, kündigten einen Umschlag des pathetischen und zum Theil fanatischen Glaubenseifers in verständige Reflection an, die zunächst das Gewand des Indifferentismus, ja der geistigen Frivolität umwerfen mochte. Man nehme dazu das durch Francis Bacon in Mode gebrachte inductive Denken, das Verlangen nach Beobachtung der Thatsachen und Experimente,

denen sich die „Royal Society“ von 1662 gleich nach der Wiederkehr der Stuarts hingab; die allgemeine Theilnahme selbst der weiblichen Welt an den sensationellen Ergebnissen der Physik und Chemie; kurz den Aufgang und Aufschwung der Naturwissenschaft, und man wird begreifen, daß die politisch-religiösen Streitigkeiten unter Karl II. gar nicht die Hauptsache bildeten, daß der kleinliche und oft schäbige Hader lediglich die Maske der Zeit war, deren wahres Gesicht ganz anders aussah, sollte sich dieses Gesicht auch erst im folgenden Jahrhundert ganz enthüllen.

Mit dem König Karl II. begann im Grunde eine Periode der Auflösung, der wissenschaftlichen und praktischen Analyse, bei welcher das herrische Gebahren und die schnöden Ungesetzlichkeiten nur Handlangerdienste verrichteten, und der zur Herrschaft aufstrebende Verstand sich vorläufig als diplomatische Kunst bethätigte. Die Cabinetspolitik, von Heinrich IV. und Richelieu aufgebracht, ergriff jetzt auch das Land des letzten idealistischen Pathos, England, welches sich nach schmählichem Lehrgeld an die Spitze des europäischen Areopags schwingen sollte.

Wenn alle Kraft der Völker nach Außen gedrängt wurde, so verloren die innern politischen Kämpfe den größten Theil ihrer Wichtigkeit; die tyrannischen Gelüste begingen wohlfeile Orgien, und die letzte Orgie feierte der katholische Jakob, bis ihn die neue Bestimmung Englands am Schopfe ergriff und jenseits des Canals zur Ruhe setzte.

Jakob II. und die „glorreiche Revolution“.

Im Februar 1685 begann der ehemalige Herzog von York als Jakob II. seine Regierungs-Orgie mit kaltem Trotze. Ein höfliches, aber unwahres Lächeln diente seinem Starrsinn als Flagge. Der später als Herzog von Marlborough so berühmte John Churchill sagte von ihm: „Sein Herz sei härter als der Marmor seines Kamins.“ Bei weit geöffneten Flügelthüren ließ er die Messe lesen. Es erfolgten Bekehrungen im Interesse der Carrière, feile Ueberläufer blinzelten zur neuen Sonne auf; doch waren die Episkopalen und besonders ihr Klerus zu hart gesotten, um ein massenhaftes Katholisiren aufkommen zu lassen.

Jakob liebäugelte mit den Extremen, mit allen Gegnern des Episkopalsystems. Will. Penn, der Quäker, der die Toleranz für die Seinigen, selbst mit Hülfe des Katholicismus erstrebte, cultivirte eine von politischen Parteimännern stets verdächtigte Freundschaft mit dem Könige. Wer diesen aber am Gängelbande führte, das waren die Jesuiten, worüber sich die selbst katholisch gewordene Ex-Königin von Schweden scharf genug ausließ.

Steuern wurden ohne Bewilligung des Parlaments erhoben, und als Jakob ein Parlament berief, entschuldigte er sich beim französischen Gesandten: „der König möge ihm solches nicht übelnehmen.“ England schien sich selbst total entfremdet, religiös wie politisch.

Die Botschaft ans Parlament überbrachte jener John Churchill, der Typus der herrschenden Corruption, dem sogar die Weiber Geld eintragen mußten. Das Haus war torystisch gesinnt und bewilligte Alles. Jakob wurde immer protziger.

Schottland wurde mit der äußersten Brutalität regiert. Deßhalb conspirirte der Herzog von Argyle im Haag mit dem Herzog von Monmouth, dem Halbbruder Jakobs, von dem der letztere glaubte, er sei der Sohn Sidney's und gleiche ihm selbst. Argyle wurde ergriffen und am 30. Juni 1685 enthauptet. Monmouth, eigentlich ohne Soldaten und Waffen, erlitt am 6. Juli eine leicht begreifliche Niederlage bei Sedgemore, unweit von Bridgewater. Das Treffen wurde entschieden durch den reisigen Bischof Mew von Winchester, der schon für Karl I. im Felde gewesen und der jetzt mit 4 Kanonen anlangte. Die ganze Gegend, in der heutzutage Weizen und Obst bestens gedeihen, war damals nur Moor und Haide. Noch jetzt gedenkt die dortige Bevölkerung der an den Besiegten verübten barbarischen Grausamkeit. Dazu paßt es vollkommen, daß der königliche Feldherr, Lord Feversham, während des Treffens im Bette lag. Monmouth flüchtete sich in einen mit Farnkraut und Gestrüpp bedeckten Graben, aus dem er halb verhungert und mit Koth bedeckt hervorgezogen und nach London gebracht wurde.

Dann erfolgte des Großhenkers Jefferies Blutgericht über die Verschwörer im westlichen England. Mehr als 300 Männer und Weiber wurden hingerichtet, über 800 deportirt und zur Zwangsarbeit verkauft; die übrigen kauften sich los. Das waren nicht mehr die Opfer einer selbstbewußten großen Politik, sondern einer gemeinen tyrannischen Rache. Die westlichen Assisen nannte Jakob den „Feldzug seines Lord Oberrichters“, den er zum Großsiegelbewahrer ernannte.

Als Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufhob, verfiel Jakob in den Irrthum seines Bruders, als sei England identisch mit Frankreich. Ein französischer Bischof bestärkte ihn in diesem Wahne, indem er in seiner Dankrede an den

französischen Despoten diesen ersuchte, dem Könige von England starke Hand bei der Ausrottung der Ketzerei zu leisten. Aber die englische Hochkirche selbst nahm die flüchtigen Hugenotten gastlich auf.

Noch stand die Testakte von 1673 aufrecht. Zunächst half sich Jakob mit zahlreichen Dispensationen vom Testeide und ernannte Offiziere unter dem großen Siegel, indem er behauptete, der König stehe über den Reichsgesetzen. Das hat in England noch niemals gut gethan. In Schottland suspendirte und abrogirte Jakob alle unter der Minderjährigkeit Jakobs I. gegen die Katholiken erlassenen Gesetze. Selbst das torystische Unterhaus beschwerte sich, desgleichen die Peers. Von den Kanzeln herab erscholl die Mahnung, fest am protestantischen Glauben zu halten und sich nicht von den Irrthümern des Papstthums umgarnen zu lassen. Die Schotten, nicht einmal hochkirchlich gesinnt — der Erzbischof Sharg von Edinburgh, der in diesem Sinne wirkte, war ermordet worden — erklärten: „Toleranz zu gewähren sei nicht das Recht der Obrigkeit; sie diene nur zur Einführung der Tyrannei und öffne dem Papismus die Herzen, d. h. der Ketzerei, Gotteslästerung und Abgötterei.“ Die schottischen Minister schwuren den Protestantismus ab, die Katholiken machten sich breit im Lande des John Knox. Aber das Parlament in Edinburgh erklärte: „Keinen Dispens für die von der römischen Genossenschaft“ (nicht einmal „Kirche“)!

Selbst ein Jesuit kann unter Umständen auf thörichte Gedanken verfallen. Jakob säuberte jetzt sein Ministerium im Sinne des Großsiegelbewahrers. Der gut royalistische Lord Halifax mußte ausscheiden; selbst Monk-Albemarle taugte nicht mehr zum Obercommando der Truppen; Rochester-Hyde, der zweite Sohn Clarendons, des Königs Schwager, wurde entlassen; ja selbst die protestantische Mätresse Kath. Sedley bekam ihren Abschied. Der Herzog von Sunderland, mit 25,000 Kronen Rente dotirt, der rabiateste Gegner Hollands, regierte mit Jefferies und dem P. Petre Soc. Jesu. Und dieser

P. Petre träumte sich als Cardinalminister von England, à la Richelieu!

Aus Irland wurde Graf Ormond abberufen. Die Civilverwaltung kam an den jüngeren Lord Clarendon, das Militär an Talbot von Tyrconnel, einen normannischen Convertiten, der den milderen Clarendon bald verdrängte, irische Katholiken in die Verwaltung brachte und eine neue Güterverteilung vornahm. Zu Anfang 1687 dachte Talbot, für den Fall einer protestantischen Thronfolge in England, an die Losreißung Irlands — das alte Stuart'sche Spiel.

Capellen und Klöster entstanden in ganz England. 13,000 Mann Soldaten, die zu Hounslow campirten, sollten für die Ruhe im Lande bürgen. Aber das Murren begann unter den Soldaten selbst. Der Geistliche Samuel Johnston wurde zu Pranger und Geißelung verurtheilt. Fing nicht alles wieder von vorne an?

Den schlimmsten Dienst leistete dem Könige das jetzt so mächtig begünstigte und beförderte katholische Personal. Es war als ob der Papismus die Unsittlichkeit expreß belohnte. Aber äußerlich siegte die Reaction; berühmte aristokratische Namen traten zur katholischen Kirche über; auch der Dichter Dryden scheute sich nicht vor dieser Makel. Sein brillantes Talent vergeudete er an die Allegorie „Hindin und Panther," worin alle Thiere sich gegen die milchweiße römische Kirche verschwören: der socinianische Fuchs, der presbyterianische Wolf, der independentische Bär, der wiedertäuferische Eber und ganz besonders der anglicanische Panther. Jakob fand Richter wie sein Vater, und diese Richter erkannten das Dispensationsrecht an.

Das Höchste, freilich auch die höchste Selbstironie war es, daß der katholische König in seinem Bekehrungseifer sich auf seine Würde als Summus Episcopus der Hochkirche berief, um diese aus der Welt zu schaffen; daß er es eine besondere Fügung Gottes nannte, die Usurpationen Heinrichs VIII. und der Elisabeth wieder gut machen zu können! Der Summus

Episcopus bedeutete doch den Bruch mit dem Papstthum; das Recht, das aus dieser Würde erwuchs, war ein Schlag ins Gesicht der römischen Curie! Jakob aber ernannte eine Hohe Commission der anglicanischen Kirche, ein Inquisitionstribunal, den Lordkanzler Jefferies an der Spitze. Dieses Tribunal entsetzte den Bischof Crompton von London, der jetzt botanisiren ging.

Das Dispensationsrecht sollte jedoch nur der Vorbote einer radicaleren Maßregel sein. Jakob erließ am 17. Februar 1687 auf eigene Faust eine Toleranz- oder Indulgenz-Erklärung für Schottland: Katholiken und Quäker dürfen ihren Cultus frei üben und sind zu allen Aemtern fähig; auch gemäßigte Presbyterianer sind zugelassen, nur die Covenanters sind auf den Privatgottesdienst beschränkt. Im Monat April erfolgte eine ähnliche Erklärung für England, die den Testeid abschaffte.

Die Quäker hatten als voreilige Hebammen der Geschichte die Hand im Spiele; sie gedachten auf dem Rücken der Katholiken durchzuschlüpfen. Den König Jakob zum Befreier der Gewissen zu machen, war doch ein ganz unhistorischer Einfall. Jakob ließ sich die Freundschaft Will. Penns gefallen, der Hof cokettirte mit Quäkern und Dissenters; die auf Jakobs Wink schmählich verurtheilten Puritaner Rich. Barter und Howe und der noch berühmtere Wiedertäufer und Kesselflicker John Bunyan, der praktische Jakob Böhme, wurden aus ihren Gefängnissen entlassen. Dagegen empfing Jakob im Palaste von Whitehall feierlichst einen päpstlichen Nuntius, da doch päpstliche Gesandte gesetzlich verboten waren. Vier katholische Bischöfe wurden geweiht.

Und nun reiste Jakob selbst im Lande umher, die Neuwahlen zum Parlament zu betreiben, die Quäker Penn und Barclay an der Seite des Jesuitenkönigs. Penn unterzog sich sogar der Mühe, die Tochter Jakobs und deren Gemahl im Haag für die „Toleranz" gewinnen zu wollen; beide aber wußten besser wie es in England aussah und erließen eine gedruckte

Erklärung durch das ganze Land, daß sie an der Testakte festhielten, so sehr sie sonst der Toleranz zugeneigt seien.

Im Mai 1688 ließ Jakob sein Indulgenz-Edict zum andernmale verkündigen, mit der Weisung, es in allen Kirchen zu verlesen. In beiden Häusern des Parlaments erfolgte der Beschluß, daß die Verlesung nicht statthaben solle und daß eine Adresse an den König zu richten sei. Sieben Bischöfe widersetzten sich der Verlesung in ihren Sprengeln. Jakob schickte sie wegen Verachtung des Königs als Friedensbrecher in den Tower. Die escortirenden Soldaten aber beugten die Knie vor ihnen.

Die Krisis nahte. Die Königin sollte sich in gesegneten Umständen befinden; Jakob schien es eilig zu haben mit einem Thronfolger. Am 11. Juni schon kam die Königin, wie man sagt, plötzlich und in aller Eile mit einem Prinzen nieder. Wichtige Persönlichkeiten, die bei dem Akte zu assistiren hatten, waren zufällig nicht zur Hand; böse Zungen zischelten, das Kind sei in einem Bettwärmer ins Schlafzimmer der Königin und unter die Decke gebracht worden. Der Papst wurde Pathe.

Die Geschwornen, die über die sieben Bischöfe zu urtheilen hatten, sprachen die Angeklagten am Tage vor der Geburt des Prinzen von Wales frei; das Volk von London zündete in den Straßen große Freudenfeuer an, in denen das Bild des Papstes verbrannt wurde, und erhob lauten Jubel, in welchen die Soldaten einstimmten. Man beeilte sich von beiden Seiten.

Den wirklichen Anlaß zur Katastrophe gaben jedoch die auswärtigen Angelegenheiten. Der Kaiser, Holland, Brandenburg, Spanien und Schweden hatten schon zwei Jahre vorher den Augsburger Bund gegen die despotischen Uebergriffe Ludwigs XIV. geschlossen, und der Oranier war als Statthalter der holländischen Republik die Seele dieses Bundes. Jakob aber, der Vasall Ludwigs, berief die in Holland stehenden englischen Truppen zurück. Diese Truppen gehorchten mit ge-

ringen Ausnahmen nicht. Wilhelm von Oranien, ganz der Mann seiner diplomatischen Zeit, der sich bereits zum Anwalt der Testakte aufgeworfen hatte, durch die Geburt eines Prinzen von Wales im Erbrecht seiner Gemahlin bedroht, folgte begierig der Einladung des whiggistischen Adels, England vor dem drohenden Joche des Papstthums zu bewahren und seinem persönlichen Verlangen, das Königreich in die Wagschale gegen Ludwig XIV. zu werfen.

Wilhelm von Oranien, der nachgeborene Sohn Wilhelms II., war durch die Staatischen schon als 4jähriges Kind von aller Macht der Executive ausgeschlossen worden; aber der erste Krieg der Republik mit Karl II. hatte dieses Edict außer Kraft gesetzt. Das „Ewige Edict" von 1667 trennte sodann strengstens den Oberbefehl über die Land- und Seemacht von der Statthalterwürde, und der 27jährige Prinz mußte dieses Edict beschwören. So war der Widerstreit zwischen Staatlich und Staatisch abermals gegeben, und diesmal endigte er noch schimpflicher als zu Oldenbarnevelds Zeiten.

Der Hauptgegner Wilhelms war der Sohn jenes de Witt, den Wilhelm II. einst ins Gefängniß geworfen, Jan de Witt, Rathspensionär der wichtigsten Provinz Holland, in den Generalstaaten Minister der auswärtigen Angelegenheiten, befreundet mit Baruch Spinoza; ihm zur Seite sein Bruder Cornelis de Witt, der wider Robert Blake gekämpft, der Rivale des oranischen van Tromp.

Im Jahre 1672 überzog Ludwig XIV. die „veruneinigte Republik der vereinigten Provinzen" mit Krieg. Die festen Plätze öffneten dem Feinde die Thore, der Kurfürst von Brandenburg rückte an den Rhein. Da rief der holländische Demos:

„Oranien boven, de Witten onder,
Wer't anders meent, den sla de Donder!"

Das „Ewige Edict" ward aufgehoben, Oranien trat an die Spitze der Armee und der Flotte. Das fanatische Volk aber zerriß den edlen Jan de Witt und seinen tapfern Bruder.

Seitdem war Wilhelm die Seele der europäischen Coalition gegen Frankreich.

Im Sommer 1688 war die Verschwörung zwischen London und dem Haag in vollem Zuge, als Jakob noch Zeit fand, die Richter im Bischofsproceß mit seiner königlichen Ungnade zu bedenken, den widerspenstigen Klerus, dem er die Audienz verweigerte, mit gerichtlicher Verfolgung zu bedrohen und irische Regimenter nach London zu beordern. Den englischen war allerdings nicht zu trauen. In der Vereinbarung zwischen den Grafen Shrewsbury und Devonshire, dem Bischof Crompton, Lord Lumbey, Henry Sidney (dem Bruder des Enthaupteten), dem Admiral Russell und dem Oranier figurirte auch Lord Churchill, der die Armee überzuführen versprach.

Endlich — zu spät — suchte Jakob einzulenken; aber alles, was er that, war halb. Das Bündniß mit Frankreich abzuschließen hatte er jetzt keinen Muth mehr; im Innern nahm er vieles zurück, nur nicht das Dispensationsrecht. Das Manifest des Oraniers an die englische Nation, worin der kleine Prinz ein Bastard genannt war, lag schon fertig, und Jakob berief nicht einmal das Parlament.

Endlich siegte der kalte Trotz in ihm, er wollte es darauf ankommen lassen. Aber es bereitete sich ein protestantischer Kreuzzug gegen ihn vor. Die holländischen Generalstaaten hatten nach vielem Zaudern ihrem Statthalter Hülfe zugesagt; im October 1688 regte es sich auf den Werften Niederlands. Der französische Marschall Schomberg, seit 1685 landflüchtig, hatte in Brandenburg die Armee reorganisirt und wurde jetzt vom Kurfürsten Friedrich III. an den Oranier abgetreten; er führte die brandenburgische Hülfsmannschaft, französische Hugenotten und freiwillige deutsche Landsknechte.

Am 13. November lichteten 40 Kriegsschiffe mit 14,000 Mann Landtruppen zu Helvoetsluys die Anker; sie führten 30 Kanonen mit sich. Am Hauptmast des Admiralschiffes wehte die Devise: „Für die protestantische Religion und die

Freiheit Englands"; oder wie es auf dem Kupferstiche von Romeyn de Hooghe heißt: Voor de Herstelling van de Grond Wetten en ware Godsdienst in Engelant, Schotlant en Irelant. Darüber stand die oranische Devise: Je maintiendray. Am 15. und 16. Nov. 1688, hundert Jahre nach der spanischen Armada, wurden die Truppen, unbehelligt von Lord Dartmouth, der Jakobs Flotte befehligte, in der Bucht von Torbay (Devonshire) ausgeschifft. Wilhelm zog mit seinen Truppen landeinwärts.

Den Moment hatte er mit überlegener Klugheit gewählt. Der Orleanskrieg war ausgebrochen, Ludwig XIV. im Kampfe mit ganz Europa beschäftigt. Wilhelm hatte die ganze continentale Coalition, sogar den Papst, auf seiner Seite, der, wie einst sein Vorgänger die Uebermacht Habsburgs gefürchtet hatte, jetzt besorgten Blickes auf Frankreich schaute. Dem Kaiser zur Beruhigung meldete Wilhelm nach Wien, er wolle nicht den legitimen Herrscher vom Throne stoßen, das Parlament werde entscheiden. Der störrische Jakob aber berief kein Parlament.

Es war kein Heldenstück, was da aufgeführt wurde, sondern ein diplomatisches Cabinetsstück in Waffen. Das Volk wurde nirgends aufgeboten, alles spielte in den oberen Regionen. Die „Revolution" war nur dadurch „glorreich", daß sie kein Blut vergoß. Unter Edw. Seymour bildete sich eine „Association" zu dem Zwecke, „mit Oranien zusammenzuhalten, bis Religion, Gesetze und Freiheiten im freien Parlamente befestigt" seien. Jakob zog aufs andere Ufer der Themse, die Hauptstadt und sein 5 monatliches Söhnchen zu decken. Da ritten Churchill und Graften ins oranische Lager und der Abfall war allgemein. Prinzessin Anna folgte der Sarah Churchill. Prinz Georg von Dänemark, der Gemahl Anna's, berühmt durch sein stetes: Est-il possible? ging gleichfalls mit; diesmal war sein Motto berechtigt. Jakob aber seufzte: „Meine eigenen Kinder haben mich verlassen!" Die Volkswuth richtete sich gegen den Henker Jefferies, der

mit Peitschenhieben in den Tower gejagt wurde, wo ihn ein gütiges Geschick durch den Tod erlöste.

Sonst aber, wie zahm und lahm ging alles vor sich! Jakob berief ein Parlament, ließ aber seinem Schwiegersohn sagen, er möge nicht durch das Getöse der Waffen die Berathungen stören; alle Beschwerden sollten abgestellt werden. Ein hoher whiggistischer Adel meldete dem Oranier: Man könne dem König Titel und Rang lassen, während Wilhelm regiere! Der König selbst half den „glorreichen“ Revolutionären aus der Verlegenheit; er ließ in der eiskalten Nacht des 9. December die Königin sammt dem Säugling nach Calais bringen. Am folgenden Tage schickte er sich selbst zur Flucht an und verbrannte die Wahlausschreiben. Das Reichssiegel warf er in die Themse. Dann zog er längs der Küste, um sich nach Frankreich einzuschiffen.

Die „Glorreichen“ aber gingen auf Socken umher, um keinen Lärm zu machen. Wilhelm von Oranien rückte nach London vor, im Interesse der „Ordnung“. Plötzlich brachten einige Fischer den König Jakob zurück, den sie am Strande aufgefunden und ausgeplündert hatten. Der Schwiegersohn wünschte ihn ins Pfefferland; er mochte ihn nicht gefangen nehmen und verwies ihn vorsichtig aus London. Der König begab sich nach Rochester. Wilhelm und seine Marie quartirten sich im Palast von St. James ein, die Tochter in der Behausung des entthronten Vaters!

Waren sie König und Königin? Noch nicht. Wer konnte sie dazu machen? Das Parlament. Aber wer hatte das Parlament einzuberufen? Das war der kitzliche Punkt. Wilhelm meinte in aller Bescheidenheit: die Peers. Was thun die Peers? Sie senden eine Deputation nach Rochester, der König möge ihnen den Gefallen thun, ein Parlament zu berufen. Jakob aber schüttelte die Birnen nicht, sondern begab sich mit geheimer Beihülfe Wilhelms nach Frankreich. Seine Wohnung im Schlosse zu Saint-Germain en Laye bei Paris wurde prächtig ausgestattet; sein Gönner und Verderber Ludwig setzte

ihm eine Pension von 50,000 Thlr. monatlich aus und schürte eine stets trügerische Hoffnung in ihm.

Karl II. war von der bürgerlichen Angst vor dem Schrecken der Rebellion zurückberufen worden. Diese Angst war jetzt überflüssig. Wilhelm von Oranien setzte sich behutsam zwischen Republik und Restauration und befriedigte alle „gemäßigten" Ansprüche. Der Prätendent war nur noch gut für die Oper.

Wilhelm und Marie.

Ein neuer König war in England, wenn man sich einmal an den Buchstaben hielt, nicht so leicht gemacht. Die Peers wagten auch jetzt nicht, das Parlament einzuberufen — es fehlte ja auch das Reichssiegel. Sie beriefen eine „parlamentarische Convention", bestehend aus allen Mitgliedern von Karls II. letztem Parlament, sammt Lordmayor und Aldermen von London. Diese wieder beschlossen, daß der Prinz sie einberufe. Zu Anfang Februar 1689 trat die „Convention" zusammen. Der Prinz hatte bis dahin regiert, und zwar recht zweckmäßig; die katholischen Elemente hatte er aus den Aemtern und der Armee entfernt. Die „Convention" dankte dem Prinzen und ersuchte ihn, vorläufig die Regierung weiter zu führen.

Jetzt folgte die abgründliche Debatte des improvisirten Hauses über die staatsrechtliche Preisfrage: Ist die Krone freiwillig niedergelegt oder der König entsetzt worden? Das Juste-Milieu siegte mit der gewohnten Doppelsinnigkeit: „Der Thron ist durch Abdication vacant" — niemals hat Jakob abdicirt, der legitime König von England lebte in Saint-Germain. Nein, sagte das Juste-Milieu, es ist eine „Vacanz" vorhanden, „die regelmäßige Erbfolge ist durch Vacanz unterbrochen". Wenn aber eine Vacanz vorhanden ist, so tritt grade die Erbfolge ein. Endlich beschloß das Haus, ganz mit

der Logik des „Von Gottes Gnaden und durch den Willen des Volkes“: Der Thron ist erledigt durch Bruch des Vertrags — das genügte doch für sich allein — und durch Entweichung des Königs — die doch keinen neuen Rechtsgrund abgab, wenn der König den Vertrag gebrochen hatte. Und dann kam das große Desiderium, welches fünf Jahre vorher geltend zu machen war: Kein papistischer König!

Einzig logisch waren die hochtorystischen Lords, welche den König nominell beibehalten wollten, den König, der durch „Entweichung“ verhindert war zu herrschen, und dem Oranier den Titel eines „Prinz-Regenten-Stellvertreters“ antrugen. Das aber war dem leisetretenden Prinzen doch zu viel; er drohte, nach Holland zurückzukehren. Nicht einmal als „König-Gemahl“ wollte er bleiben, was doch nach der Theorie von der rechtmäßigen Erbfolge die höchste Concession sein konnte. Da thaten die staatsrechtlichen Splitterrichter ein Uebriges: die beiden Eheleute William und Mary sind zusammen „König von England“, William aber herrscht bis zu seinem Tode. Wenn der Halbkönig Mary keine Kinder hinterläßt, so folgt ihre Schwester, die Prinzessin Anna, und deren Nachkommenschaft. Die Krönung von „Wilhelm und Marie“ fand am 29. April 1691 statt.

Endlich regte sich der Rest von Freiheitsdrang, der die Väter einst so gewaltig beseelt hatte. Der Enkel Hampdens und der Neffe W. Temple's riefen den Juristen der Convention zu: Sichert Eure Rechte! In der „Bill of Rights“ wurden die Rechte des Volkes gegen die Rechte der Krone abgewogen, das Dispensationsrecht abgeschafft, die Minister für verantwortlich erklärt, das königliche Begnadigungsrecht für sie beseitigt. Die Uniformität aber und die Testakte blieben, trotz Wilhelms besserer Neigung, in Kraft. Selbst das war noch Vielen zu viel; manche Geistliche verweigerten dem calvinistischen König den Huldigungseid. Die Jakobiten wurden gleichfalls als Nonconformisten behandelt; da sie den Eid verweigerten, entsetzte man sie ihrer Aemter. Nur die Schotten

waren durch die Abschaffung des Episkopats und die Herstellung der Synodalverfassung befriedigt.

So tolerant wie der neue Herrscher dachten die Wenigsten im Lande; das Confessionelle und Ausschließliche war viel zu fest an die frühern politischen Parteiungen gekittet. Es bedurfte noch einer langen „Aufklärung", ehe der politische Mensch sich vom religiösen losrang. Das größte Hinderniß für die Emancipation des Gedankens war in England von jeher die anglicanische Geistlichkeit. Sie hatte den „leidenden Gehorsam" zum Dogma erhoben und unter Karl II. zum Gesetz zu machen gesucht. Sie wagte kaum gegen Jakob zu opponiren; gegen Wilhelms Toleranzbestrebungen erklärten sich neun Zehntel ihrer Mitglieder.

Zur offenen Widersetzlichkeit kam es jedoch nur in Irland. Tyrconnell erklärte sich für König Jakob und erneuerte das alte Schisma. Ludwig XIV. unterstützte den Aufruhr mit Schiffen, Mannschaften und Geld. Die Bewegung machte Fortschritte. In England agitirte sogar Penn, im Namen der einäugigen Toleranz, für Jakob! In der allgemeinen Principlosigkeit eifersüchtelten die Handelsinteressen gegen die Holländer, deren Statthalter jetzt König von England war.

1690 rückte Wilhelm ins Feld und marschirte mit 60,000 Mann auf Dublin. Jakob zog sich auf das Cromwell'sche Drogheda jenseits des Boyneflusses zurück. Am 30. Juli 1691 schlug Wilhelm die feindliche Armee zum ewigen Gedächtniß der Orangisten und Jakobiten. Jakob floh in sein Asyl zurück und Irland erkannte nothgedrungen die neue Herrschaft an.

Wilhelms Politik, im Innern vielfach gehemmt, warf sich desto ungehinderter auf das auswärtige Departement. Von England aus bekriegte er jetzt Frankreich. Ludwig aber plante eine Invasion Englands vom Cap la Hogue aus. Da schlug am 29. Mai 1692 Admiral Russell in der Seeschlacht bei dem erwähnten Cap den französischen Admiral Tourville. Dann wandte sich die englische Flotte nach Holland zur Unterstützung

der dortigen Landarmee. Ludwig XIV. hatte endlich seinen Mann gefunden, sein bisheriges Glück neigte sich abwärts.

Die geschäftlichen Interessen Englands erhielten unter dem Statthalter der Handelsrepublik die kräftigste Förderung. Es entstand die Bank von England, zugleich Circulations- und Regierungs-Anstalt. Während sie die Tauschwerthe durch Wechsel vermittelte, gab sie zugleich Schuldscheine auf Regierungsanleihen aus. Als Depositenbank wurde sie das Reservoir des müßigen Capitals, welches von dort in die Rinnsale des Verkehrs eindrang. Das Geld, welches Ludwig XIV. durch Religionsverfolgungen aus dem Lande trieb, kam Englands Industrie und Handel zu gute. Die ostindische Compagnie wurde auf breiterer Basis erneuert. Die Mathematik erhielt ihre praktische Verwerthung: Newtons hohe Wissenschaft setzte sich in der Person seines Freundes Montague an den Rechentisch der Bank. Er selbst wurde Münzwardein. Die finanzielle Ordnung sicherte die politische, während Frankreich an seinen schlechten Finanzen siechte. In Frankreich war die Landescasse zugleich königliche Casse; in England wurde der Staatshaushalt streng von der Civilliste geschieden.

Die Marine kam in Aufschwung, der Handel mit den Colonien blühte, das Geld rollte. War auch Wilhelm in England nicht beliebt, so ließ man sich doch die neue Ordnung der Dinge gefallen.

Niemals war Wilhelm in England populär, seine dortige Lage blieb stets eine verdrießliche. Seine Doppelstellung wie sein Charakter machen das begreiflich. In Holland stützte er sich auf die Masse; die höhern Kreise, besonders die Hochmögenden, waren ihm feind. Nicht mit Unrecht sagten sie: „In Holland ist er König, in England Statthalter!" In England blieb die Masse kalt gegen ihn und die, deren Interessen und Geschäfte er besorgte, an die er die Staatsdomänen und confiscirten Güter verschleuderte, mißtrauten ihm bis zuletzt.

Wilhelms äußere Erscheinung hatte nichts Resolutes, Imponirendes, Heldenhaftes. Sein langes Gesicht trotzte der un-

gepuderten Allongeperücke; in seinem Blicke lag etwas Lauerndes; sein Nasenhügel war von semitischer Schwingung; seine ganze Haltung drückte Berechnung und Vorsicht aus. Er war ein politischer Geschäftsmann.

In Saint-Germain ruhte die Cabale gleichfalls nicht; unter Mitwissen der beiden Könige reifte ein Mordplan gegen Wilhelm. Der Mörder, ein gewisser Grandval, wurde in Holland ergriffen und hingerichtet. Sein Geständniß lastete schwer auf den beiden katholischen Majestäten.

Ende December 1694 starb die Königin Marie, aber die eventuelle Thronfolgerin Anna hielt zu Wilhelms Politik. Ein letzter Invasionsversuch mußte abgeschlagen werden; Jakob befand sich bereits in Calais. Ein letztes Complott wurde entdeckt; wenn Wilhelm die Jagd nicht absagte, war er verloren. Er konnte sein Schloß nur noch mit bewaffnetem Gefolge verlassen. Und doch zwang ihn das parteiische Mißtrauen zur Entwaffnung des Landes und zur Auflösung seiner holländischen Garde.

Im Jahre 1697 erlangte er im Frieden zu Ryswik die Anerkennung Europas als König von England. Jakob hatte alle Hoffnung aufgegeben und war zu den Trappisten gegangen, welche den Rückschlag gegen die vornehme Liederlichkeit in Frankreich vollzogen.

Wilhelm III. starb schon 1701, von Sorgen erdrückt. Alles was er für England gethan, machte ihn in Holland unpopulär; jeder commerzielle und finanzielle Fortschritt in dem einen Lande erschien dem anderen als Beeinträchtigung. Henry Vane's Wort erfüllte sich: „Die beiden Länder müssen entweder eins sein, oder Holland muß unsere Magd werden.“ Friedrich II. von Preußen nannte später die beiden Seemächte: „Das englische Kriegsschiff mit der holländischen Schaluppe im Schleptau.“

Nicht nur Holland wurde durch den nationalen Egoismus Englands geschädigt; Englands Maßregeln trafen ganz Europa. Unter diesen Maßregeln war eine der radicalsten und

einschneidendsten die Verordnung von 1700: „Daß ostindische Baumwollen- und Seidenwaaren in England weder zu Kleidern noch zum Hausschmuck gebraucht werden sollten, bei Strafe der Confiscation und einer Geldbuße von 200 Pf. St. für den Besitzer oder Verkäufer.“ Nur die Wiederausfuhr auf den Continent war unter strenger Garantie gestattet. England vermochte die betreffenden Waaren bei weitem nicht so billig herzustellen; viele seiner Fabricanten waren „den Kirchspielen zur Last gefallen.“ Als Export aber dienten jene Waaren dazu, die continentalen Manufacturen zu ruiniren, während England produciren lernte.

Natürlich mußten die Steuerträger für die mangelnden Eingangszölle aufkommen. Die indirecten Abgaben wuchsen, namentlich unter Wilhelm und Anna, allerdings unter Mithülfe des Kriegs, gewaltig.*)

Was der Oranier in seiner fatalen Doppelstellung für Europa gethan, kann erst bei der Geschichte Ludwig XIV. klar werden. Er selbst drückte es in seiner letzten englischen Thronrede also aus: „An der rechten Benutzung des gegenwärtigen Augenblickes wird man erkennen, ob Ihr ernstlich wollt, daß dieses England die Wage der Welt in seinen Händen halte und an der Spitze der protestantischen Christenheit stehe.“

Es handelte sich um die große Coalition gegen Frankreich in der spanischen Erbfolge-Sache.

Addison besang den Oranier als the World's great patriot, den großen Weltbürger.

---

*) Die Salzsteuer wurde erst 1825 aufgehoben. Das Bier zahlte dreifach: Accise, Malz- und Hopfensteuer — bis 1830.

Staatsrecht, Religion, Literatur.

Wir sahen nicht ohne einiges Ergötzen, wie die englische Verfassungsfrage durch ein Compromiß der beiden Gewalten, der legislativen und executiven, zur Ruhe gebracht wurde. Der Streit war gegen Karl I. mit dem Beile durchhauen worden. Nach der Enthauptung des Königs hatte Robert Filmer seine Rechtfertigung der absoluten Königsmacht unter dem Titel: Patriarcha or the natural power of kings geschrieben, von der wir vermuthen mußten, daß Milton sie im Manuscript gelesen. Gedruckt wurde sie erst 1680, als es galt dem whiggistischen Drängen auf Ausschließung Jakobs vom Throne einen Damm entgegenzustellen. Gegen den „Patriarchen" schrieb Algernon Sidney seine Discourses concerning government, die in seinem Todesjahre 1683 noch nicht im Druck erschienen waren. Filmer hatte sich apodiktisch gegen die Lehre vom Vertrage erklärt, den ersten Menschen, Adam, zum gebornen Oberhaupte der Welt gemacht und so eine biblische Erbfolge erfunden. Höchstens gab er zu, daß einmal eine Vacanz eintreten könne, welche dann die Aeltesten des Volkes durch Wahl auszufüllen hätten, ohne daß der Gewählte deßhalb weniger von Gottes Gnaden wäre. Von der königlichen Machtvollkommenheit ging nach Filmer jede andere Gewalt als Delegation aus; das Parlament war ihm nur von Königs Gnaden. Sollte einmal der König gegen das Gesetz handeln, so sei er dafür nur Gott verantwortlich, aber keiner menschlichen Instanz. Diese höchst kindliche Fassung des Staatsrechts war die Leibtheorie Karls I. Gegen diese Naivität wandte sich der

principielle Demokrat Algernon Sidney, widerlegte Schritt für Schritt die Filmer'sche Theorie und gelangte, ohne sich für die Republik zu erklären, zu dem Resultat: Regieren ist nichts dem Menschen Angeborenes, es ist ein Amt. Am Königthum ist nichts Göttliches.

Algernon Sidney war 1617 als Sohn des Herzogs von Leicester geboren. Den königlichen Dienst verließ er, um parlamentarischer Offizier und Beamter zu werden. Seine Discourses schrieb er während des Protectorats. In der Krise von 1659 war er Gesandter des Parlaments in Kopenhagen, wo er den Frieden zwischen Dänemark und Schweden vermitteln sollte. Dort schrieb er in ein Album:

Manus haec inimica tyrannis
Ense petit placida cum libertate quietem.

„Hier diese Hand, Feindin der Tyrannen,
Ringt mit dem Schwerte nach Ruh' im Schatten lieblicher Freiheit."

Unter Karl II. blieb er landflüchtig bis 1677. Er soll einmal nicht uneigennützig den Krieg gegen Frankreich widerrathen haben.

Der wahre Begründer der Theorie des Compromisses, der constitutionellen Staatslehre, wurde John Locke, zugleich der Philosoph, welcher dem ganzen folgenden Jahrhundert die Directive gab. Als analytischer Denker, als Gegner der angebornen Ideen und Vertheidiger der tabula rasa, gehört Locke nicht in unsern gegenwärtigen Rahmen; hierher gehört nur der Politiker, der Systematiker, welcher die englische Revolution theoretisch abschloß. John Locke ist geboren im Jahre 1632 und starb 1704. Er gehörte einer der beiden Hauptströmungen seines Jahrhunderts, nämlich der naturwissenschaftlichen, ganz und voll an. Gegner jedes scholastischen oder metaphysischen Denkens, warf er sich früh auf die Thatsachen der Beobachtung und Erfahrung, um sich hier das Material zu den einzig stichhaltigen anthropologischen Schlüssen zu holen. Er war Mediciner im umfassendsten Sinne des Worts. Als Freidenker befreundete er sich mit dem Grafen Shaftesbury und

folgte diesem nach Holland ins Exil. In Holland legte Locke den Grund zu seinen „Briefen über Toleranz" und entwarf seinen berühmten Essay on human understanding, „Untersuchung des menschlichen Erkenntnißvermögens." Die Toleranz, welche Locke meinte, war eine andere als diejenige Karls II. und Jakobs II., kein politischer Köder, keine Maske des Absolutismus und der Reaction, sondern die Behauptung, daß im Rechtsstaate die verschiedenen Confessionen des Christenthums zu dulden seien, der elementare Anfang von der Trennung des Staates und der Kirche. Einen Auszug aus diesen Briefen brachte in französischer Sprache die Bibliothèque universelle des Hugenotten Leclerc, des Archivars der in Frankreich unmöglichen Aufklärungsliteratur, der im Haag 81 Bände schweres Geschütz anlegte.

Erst nach dem Sturze Jakobs kehrte Locke nach England zurück, wo er seine beiden Werke ausarbeitete. Ein drittes kam noch im Jahre 1689 dazu, die Treatises on Government, „Tractate über die Regierung." Scharf ging er der patriarchalischen oder absolutistischen Doctrin an den Leib und zerstörte mit schlagenden Gründen die bequeme Naivität: der Staat sei ein Familienverhältniß. Er lieferte die beste Begründung des Satzes: der Staat beruhe auf Vertrag. Wenn die neue historische Schule den Staat wieder zu einem Naturgewächs gemacht hat, so vergißt sie, daß dieses Gewächs von jeher, besonders in neueren Zeiten, der Gartenkunst verfallen, durch unbarmherzige Beschneidung und durch Oculation verwandelt worden ist. Die Frage allerdings, wie der Streit zwischen den beiden Gewalten zu schlichten sei, ist nie theorethisch entschieden worden. Locke neigt sich auf die Seite der Legislative, von der die Executive nur ein Ausfluß sei. Das aber ist nicht mehr constitutionell, sondern demokratisch; das heißt die Volkssouveränität lehren. Was Locke im Auge hatte, war der in England vorliegende Fall, die Entthronung Jakobs und die Erwählung Wilhelms. Da allerdings hatte die Legislative, wenn auch ziemlich verschämt, entschieden. Der

Tractat war die Vertheidigung der whiggistischen Politik. Und historische Thatsache ist es, daß das englische Parlament, einige ephemere Verdunkelungen abgerechnet, der Hauptfactor im Staatsleben geblieben ist bis auf unsere Tage.

Gesund wie der Kern dieser Schrift sind auch Locke's Auslassungen über „Erziehung". Was Milton vorgearbeitet hatte, das findet sich bei Locke in der ruhigen verstandesmäßigen Sprache, die alle seine Schriften auszeichnet, des Breiteren erörtert: naturgemäße Behandlung des Kindes an Leib und Geist, psychologische Entwickelung der Anschauungen und Vorstellungen. Hier hat J. J. Rousseau, hier haben sich die deutschen Pädagogen das Wesentliche ihrer Kritik und Lehre geholt. Die vorzügliche körperliche Ausbildung der heutigen englischen Knaben und auch Mädchen ist auf Locke's pädagogische Grundlehren zurückzuführen.

Die religiöse Gährung, welche von der humanitären Aufklärung allmählich niedergeschlagen wurde, erfuhr, wie schon angedeutet, auf ihrem eigenen Gebiete eine Wandlung. Wir haben der Quäker mehrmals Erwähnung gethan, die Gründung der Secte durch George Fox unter Cromwell erzählt, sodann die unbefugte Einmischung William Penns in die jakobitische Politik getadelt. Es wird daher am Platze sein, auch dem Heldenhaften und Großartigen in der Erscheinung des Gründers von Pennsylvanien gerecht zu werden und die Correctur an den Mann zu bringen, welche Hepworth Dixon der entstellenden Zeichnung Macaulay's angedeihen läßt.

Der Indifferentismus begann das religiöse Pathos zu neutralisiren, während das bon plaisir den Republicanismus verfolgte. Die Demokraten aber waren keine Independenten mehr, und die religiösen Ultras verstanden nicht die reinweltliche bürgerliche Freiheit. Den Quäkern gebührt die historische Ehre, die letzte Vereinigung der beiden Elemente versucht zu haben.

Cromwell war mit den Quäkern nicht fertig geworden. Sie ließen sich strafen und schlagen, ohne zu murren; sie gedachten den Protector zu überdauern. George Fox (1624—1690),

der bei seiner Schafheerde Visionen gehabt hatte, zog in Extase durch das Land und predigte seine Heilslehre von der subjectiven innerlichen Erleuchtung; er zwang den Dictator, ihn lehren und predigen zu lassen.

Die Quäker verstanden sehr fein zu diplomatisiren; dennoch waren sie im Grunde Demokraten, sie forderten nach beiden Seiten hin die persönliche Freiheit, das Recht, sich das Christenthum nach ihrem Gewissen auszulegen, und die bürgerliche Unabhängigkeit des alten Sachsenrechtes.*) Man kann sagen, sie zuerst betonten die Freiheit des Gewissens auf praktischem Boden, während Baruch Spinoza diese Freiheit theoretisch vertheidigte. Ueber die gewöhnliche Toleranz, welche nur die Duldung der Andersgläubigen bedeutet, waren sie hinaus, sie verlangten das Recht. Welche Grundsätze predigte z. B. Penn in seiner Schrift: „Englands großes Interesse bei der Wahl eines neuen Parlaments“ (1678)! „In erster Linie unter den Irrthümern der Politik steht das Streben, sich in die Gedanken der Menschen zu mischen. Eines Menschen Auffassung von solchen Abstractionen, wie Schickung, freier Wille, Gnadenwahl und Aehnliches, ist kein Gegenstand der Bestrafung.“

„Nicht minder unheilvoll ist die Täuschung, das Betragen nach dem Glauben zu beurtheilen. Die Probe auf den Glauben ist das Handeln. Wer gut handelt, glaubt richtig. Die Moralität wird erniedrigt, wenn man sie von oben herab prüft. Die Tugend mag nöthig sein zum Stande der Gnade, aber die Gnade ist nicht unerläßlich zur Tugend.“ Das macht es durchaus begreiflich, wie die Demokraten Lord Will. Russell und Algernon Sidney mit Penn und den Quäkern Fühlung hatten. Die Demokraten verstanden das freiheitliche Element; Jakob II. fühlte sich durch die religiöse Toleranz angeheimelt.

In den Quäkern also vereinigte sich wiederum das Streben nach Gewissensfreiheit mit der Verfolgung politischer Ideale

*) Dieses alte Recht war keineswegs ganz vergessen. Als das Parlament zauderte dem Oranier die Mittel zum Kriege zu gewähren, erklärten mehrere Wahlkreise: „Wir, die Freisassen von England, sind Eure Herren“.

und darin liegt die hohe Bedeutung Penns und seiner Gründung eines Freistaates in Nordamerika. Nur die Quäker haben auf dem jungfräulichen Boden der neuen Welt jenes Princip in seiner Reinheit angepflanzt, welches die Puritaner dort noch so häufig durch Gewissenszwang und Glaubenstyrannei verletzten. Die gesunde Wurzel der vereinigten Staaten liegt in Pennsylvanien.

William Penn wurde geboren am 14. October 1644, als Sohn des Admirals Giles (Julius) Penn. Der Vater war ein tüchtiger Seemann, aber ein unsicherer Politiker. Mit 25 Jahren avancirte er zum Viceadmiral. Das Steuer des Staates war in der festen Hand Olivers; die Spanier, Franzosen und Holländer sollten das bald erfahren. Cromwell rüstete 1655 zwei Expeditionen gegen Spanien aus, eine für die europäischen Küsten, die andere für das spanische Amerika. Giles Penn, der einzige professionelle Seemann, wurde „Flottengeneral“ wie Blake. Als Penn die Anker lichtete, sandte er geheime Botschaft an Karl Stuart zu Köln, daß er zum Abfall bereit sei. Leider besaß Karl keinen Hafen. — Der Angriff auf S. Domingo schlug fehl, aber Admiral Penn nahm Jamaika. Als er zurückkam, schickte ihn Cromwell, der Alles erfahren, in den Tower, später ins Exil, auf seine irischen Güter bei Cork.

„Onkel George“, der Bruder des Admirals, hatte zu S. Lucar in Spanien die Strenge der Inquisition erfahren; der Feuertod war dem Ketzer schon sicher gewesen, als der damalige Capitän Penn das spanische Schiff „St. Patrick“ aufbrachte, welches den Secretär des spanischen Vicekönigs der Niederlande, Don Juan de Urbina an Bord führte. Capitän Giles ließ den Don Juan nackt in den Kielraum werfen. Als der Secretär in Freiheit gesetzt wurde, war „Onkel George“ gerettet; nur mußte er warten, bis seine gefolterten Beine ihn zu tragen vermochten! William Penn wußte also, was Glaubenstyrannei zu bedeuten hatte.

Im Jahr 1660 ging der Admiral zu sofort Karl II. über

und ward dafür zum Ritter geschlagen. William aber zerfiel das Jahr darauf mit der Staatskirche. Mit 11 Jahren hatte er schon die übliche Vision gehabt. Später kam er nach Oxford und bezog das Christ-Curch-College. Hier predigte Thomas Loe die Lehre des George Fox. William fühlte sich angezogen. Gegen die katholisirende Richtung der wieder hergestellten Hochkirche opponirten die Studenten, Penn an der Spitze. Ein neues obligates Gewand zerrissen sie im Hofe des Collegs; Penn wurde relegirt, 1661.

Der Vater will ihn schlechterdings weltlich machen, zwingt ihn ins Theater zu gehen, wo die saloppen Komödien der Restauration gegeben wurden, u. A. the jovial Crew („die fröhliche Bande"). Selbst Züchtigungen fruchteten nicht, der Sohn schwieg, der Vater haßte ihn. Noch weltlicher als der Vater war die Mutter, eine kreuzfidele Frau, von deren Narrheiten und Mummenschanzen das classische Tagebuch des weltbekannten Philisters Pepys unglaubliches Zeugniß ablegt.

Zu Saumur in der Nieder-Loire besuchte der Thunichtgut zwei Jahre lang die gelehrte Schule und lernte tüchtig die Classiker, die Theologie und die französische Literatur. Sein Sprachtalent ist überhaupt merkwürdig: außer Griechisch und Lateinisch verstand er Italienisch, Französisch, Holländisch, Hochdeutsch, später sogar mehrere Dialekte der Rothhäute. Von berühmten Zeitgenossen hatte er zu Oxford den 12 Jahre älteren John Locke gesehen; auf einer Reise durch die Schweiz und Deutschland machte der 19jährige die Bekanntschaft Algernon Sidney's.

Der 20jährige William kehrt modisch-französisch heim; der literarische Kleinkrämer Pepys ermangelt nicht, ihn in französischen Hosen, mit französischem Rappier, in langem Haar, den Scheitel in der Mitte, ganz comme il faut, zu schildern. William war ein kräftiger junger Mann, von fast weiblicher Schönheit, doch mit festen Zügen um den Mund. Als die große Pest 1666 London verwüstete, wurde er ganz ernst. Der Vater schickt ihn auf die Familiengüter nach Irland, Thomas

Loe predigt in Cork, William wird Quäker; er nimmt den Hut vor niemanden mehr ab, er duzt jedermann.

Die Familie Penn hatte Anspruch auf einen Baronetstitel und eine Peerschaft. William war der Erwählte; aber was sollte ihm die Adelskrone und der Sitz im Oberhause? Er hatte sich sein „bestes Theil“ erwählt.

Sein Kampf mit der weltlichen und geistlichen Macht beginnt im großen Maßstabe. 1668 erscheint seine erste Schrift: „Die erhöhte Wahrheit,“ ein feierlicher Aufruf an Fürsten, Priester und Volk. Er fordert persönlich Toleranz bei dem geistreichen unstäten Buckingham. Gegen einen Hochkirchler schreibt er die Sandy foundation, den „Bau auf Sand“. Arlington, der geadelte Harry Bennet, ein Komödiant, der bei Karls geschminkten Kebsen und Seidenhunden die ernsten Leute travestirte, schickt ihn wider Recht und Gesetz in den Tower und bewegt den König zur nachträglichen Sanction dieses Gewaltschrittes. Penn, der durch ein Gnadengesuch die Freiheit erlangen konnte, weigert sich dessen und veröffentlicht das energische Pamphlet: no cross, no crown, „keine Krone ohne Kreuz.“ Wie stand der einzelne junge Mann so reckenhaft da, während in den Gemächern von Whitehall, wo Cromwell seine Seele im Gebet ergossen und Milton seine Orgeltöne angeschlagen hatte, eine Bande von Courtisanen und Duellanten die liebe lange Nacht würfelte und zechte!

Am 28. Juli 1669 mußte er doch freigelassen werden. 1670 wurde die Conventikel-Akte erneut. Penn predigte öffentlich und wanderte ins Gefängniß. Er kam vor die Geschwornen; da die ganze Akte gegen die angebornen Freiheitsrechte, gegen das Common law verstieß, so plaidirte Penn auf „Nichtschuldig.“ Alle Gemeinheiten und Gewaltthätigkeiten des vorsitzenden Gerichtshofes scheitern an der Ehrenfestigkeit der zwölf Männer aus dem Volke. Präsident Howell erkennt öffentlich die Vorzüglichkeit der Inquisition an. Aber die Zwölf sprachen frei. Der Gerichtshof läßt sie sammt Penn nach Newgate bringen, ihre Geldstrafen abzusitzen. Eine

unbekannte Hand zahlt für Penn, der sich mit seinem sterbenden Vater versöhnt. Von da an datirt die Freundschaft Williams mit dem Thronfolger Jakob, dem der Vater den Sohn empfahl.

Seine Frau holte sich William in dem reizenden Chalfont, wo sie unter Miltons Augen aufgewachsen war. Wieder predigte Penn, zum dritten Male wanderte er ins Gefängniß. Man wollte arglistiger Weise dem Quäker einen Eid zuschieben. Penn focht sich aber gut juristisch heraus und ging auf Reisen an den Nieder-Rhein, nach Holland, an den Ober-Rhein, nach Frankfurt. Die Idee, die er schon dunkel in Oxford gehegt hatte, in Amerika einen freien Staat zu gründen, tönte ihm allenthalben als Echo entgegen. 1672 heirathete er, 1673 erschien die Test-Akte, die Gewissensfessel für Alle, die irgend ein Amt antreten wollten, und Penn schrieb sein hochpolitisches „Englands present interest.“ Er verlangte Gewissensfreiheit, denn die Rechte der Nation seien älter als der Protestantismus.

Von 1673 bis 1676 geht er an sein „heiliges Experiment“, die Gründung einer Colonie. Schon mehrmals waren Colonien ins Privateigenthum gegeben worden; Karl II. hatte seinem Bruder Neu-Niederland vom Delaware bis zum Connecticut verliehen; Jakob wieder das Land zwischen dem Delaware und dem Hudson an Lord Berkeley und Sir George Carteret. Berkeley verkaufte jetzt seinen Antheil an die Quäker, der Bezirk hieß West-New-Jersey. Für diese Provinz entwarf Penn seine ideale Verfassung. Thomas More und Harrington, die Utopisten, wirkten zugleich mit den Liberalen Sidney und Locke auf ihn ein. Die Basis der Constitution war: freie Religionsübung, allgemeines Stimmrecht, zehn Regierungscommissäre, Geschwornengericht, Erziehung der Waisen auf Staatskosten, Abschaffung der Schuldhaft.

Penn reiste noch in Europa umher. Die Sache der Non-Conformisten schien sich in England günstiger zu gestalten. Da fuhr der Scandal des Titus Oates, die erlogene katho-

lische Verschwörung, wie eine Brandfackel dazwischen. Die Anglicaner geriethen in wüthende Angst. Als bei der Neuwahl des Parlaments Penn seinem Bundesgenossen Sidney keinen Sitz verschaffen konnte, trieb es ihn über den Ocean. Er faßte jetzt das große Gebiet westlich von New-Jersey, über die Alleghanen hinaus, bis zu den oberen Seen, 300 englische Meilen lang, 160 breit, mit ergiebigem Boden und natürlichen Hülfsmitteln ausgestattet, ins Auge. Penn verzichtete auf alle Forderungen an die Krone, 16,000 Pfd. Sterl. und die Peerschaft, gegen die Abtretung dieses Landes, und Karl II. glaubte im Februar 1681 ein „Geschäft" zu machen, als er Pennsylvania abtrat. Sidney war schuld, daß nicht gleich ein vollständiges Gesetzbuch, sondern blos Grundrechte aufgestellt wurden; Sidney verschaffte dem jungen Amerika die Entwicklungsfreiheit. Am 1. September 1682 fuhr Penn in seine Colonie ab; der Empfang war enthusiastisch, das Verhältniß zu den Indianern gestaltete sich menschlich billig, ja freundschaftlich.

Die Stadt Philadelphia entstand by the book, nach fertigem Plane, sie ging aus Penns Haupte hervor. Die im englischen Gesetz förmlich wüthende Todesstrafe wurde auf Mord und Landesverrath beschränkt. Der erste Schulmeister, Keith mit Namen, erhielt 50 Pfd. Sterl. jährlich, ein Haus, eine Reihe Schulzimmer und das Schulgeld. 120 Pfd. Sterl. wurden ihm garantirt, heute sicherlich das Vierfache! Ein Buchdrucker kam gleich mit Penn in der Colonie an, 1686 wurde der „Almanach" gedruckt. — In England ging derweilen Alles hinter sich; Sidney wurde enthauptet, Shaftesbury und Essex sahen sich verfolgt, die Non-Conformisten waren bedrängt, Orford lehrte den passiven Gehorsam gegen den König. Penn rechnete aus, daß 15,000 Familien wegen ihrer Meinungen zu Grunde gerichtet und 4000 Personen im Gefängniß gestorben waren. Mit Jakob, der erklärter Katholik war, ließ sich reden, er bedurfte selbst der Toleranz. Alle, die den Kroneid verweigert hatten, gab er frei. 1200 Quäker

verließen die Gefängnisse. Penn wirkte anfänglich viel Gutes durch sein Verhältniß zu Jakob. Locke, der im Haag im Exil lebte, erhielt Pardon, schlug ihn jedoch aus; Buckingham selbst schrieb für Toleranz. Die Hochkirchlichen aber wurden besorgt um ihre staatliche Gewalt und schielten zum Oranier hinüber. Penn verkehrte persönlich mit dem Statthalter im Haag, fand jedoch ihn wie seine Umgebung für die Test-Akte eingenommen.

Jakob II. beging den groben Fehler, die Toleranz ohne das Parlament durchsetzen zu wollen, und verrieth dabei seine unehrliche Absicht. 1687 erfolgte die „Declaration der Gewissensfreiheit," von den Gegnern geringschätzig „Indulgenz" genannt, die Aufhebung der Strafgesetze und der Test-Akte. Die Quäker nahmen zu früh den Hut ab. Jakob fiel und der Oranier kam.

Doch blieb Penn als Freund des gestürzten Jakob nicht unbehelligt, und als er am Grabe von George Fox 1691 gesprochen hatte, wurde er wegen Hochverraths verfolgt. Seine offene Redlichkeit bewahrte ihn vor dem Gefängniß; aber der Orleans-Krieg brachte auch die englischen Colonien in Gefahr; König Wilhelm ging damit um, ganz Neu-England unter Eine militärische Hand zu bringen. Penns Ideal stand auf dem Spiele. Er bekam Pennsylvanien zurück und verpflichtete sich zur Stellung eines Contingents von 80 Soldaten.

Er heirathet zum zweiten Male, 1696; 1697 erfolgt der Frieden von Ryswik; aber in der Colonie bricht der innere Conflict aus. Zwei unvereinbare Principien standen sich dort gegenüber: ein demokratisches Volk und ein feudaler Lehnsherr. Auch Sidney hatte das übersehen. Penn reiste von England ab, brachte rasch Alles ins Gleiche, richtete sich mit seiner Familie hübsch und comfortable zu Pennsbury ein, sogar ein Fußteppich war in seiner Behausung, ein damals selbst in fürstlichen Palästen seltener Luxus! Die Quäker erklärten sich feierlich gegen die Einfuhr von Negern; die englische Re-

gierung aber cassirte den Beschluß, da Englands Größe auf der Sklaverei beruhe!

Ohne Eigensinn, immer bereit, die Ansichten des Volkes zu ehren, gab Penn zu Anfang des neuen Jahrhunderts im Streite mit seiner Legislatur nach. Es wurde die Revision der Verfassung vorgenommen. Die gesetzgebende Versammlung erhielt die bisher vorenthaltene Initiative bewilligt. Und zum letzten Male segelte der Held der Gewissensfreiheit zu den Gestaden des Mutterlandes.

Wilhelm III. starb. Penn sah sich von seinem Quäkerbruder Ford schrecklich betrogen; der ungetreue Haushalter drohte sogar mit dem Verkaufe der Colonie. Der Betrug Fords wurde entdeckt und nachgewiesen; aber Penn war am Ende seiner Bahn fast mittellos. Er hatte Hab und Gut an seinen Idealstaat verwendet, der ihm jetzt ein geringes Jahrgehalt abschlug. In politischen Dingen ist Dankbarkeit die größte Chimäre.

Ende Juli 1718 starb der große und gute Mann in Folge von wiederholten Schlaganfällen. Er war wieder zum Kinde geworden und spielte mit Kindern. Sein Leben war hart, aber sein Ende war ihm leicht. Und unsterblich ist gewiß derjenige, der ein neues Princip in die Wirklichkeit eingeführt hat. Wo immer von „Gewissensfreiheit" gesprochen, wo „Gewissensfreiheit" erobert wird, da muß W. Penns Name genannt und gesegnet werden.

— —

Noch eine andre höchst merkwürdige Persönlichkeit müssen wir hervorheben. John Bunyan, der Verfasser der „Pilgerfahrt" (Pilgrim's Progress), eines Buches, das für den englischen Protestantismus die Wichtigkeit erlangte, welche die „Nachfolge Christi" für die katholische Welt hatte, ging als letztes Treibreis aus dem Independententhum hervor. Er war geboren zu Elton (Bedfordshire) und lebte bis zum Vorabend der „glorreichen Revolution," bis zum Jahre 1688.

Wie John Lilburn diente er in einer Cromwell'schen Reiterschaar, suchte kämpfend und betend den Herrn und dachte mit Harrison die fünfte Monarchie oder das tausendjährige Reich zu erstreiten. Als die Restauration eintrat, zählte er erst 32 Jahre und hatte das „Suchen“ noch lange nicht aufgegeben. Als Fuhrmann verkleidet, schlich er sich in eine verbotene Dissenter-Versammlung und predigte dort gewaltig. Er ging auf 12 Jahre ins Gefängniß und verfaßte hier seine berühmte Allegorie über des Christen Wandel auf Erden.

Hören wir über diesen populären und energischen Jakob Böhme Englands den Historiker Macaulay, der ihm gerechter wird als dem Quäker Will. Penn. „Er war von Profession ein Kesselflicker und hatte als gemeiner Soldat im Parlamentsheere gedient. In früher Jugend schon hatte ihn sein Gewissen furchtbar gequält wegen seiner Sünden, deren schlimmste jedoch wohl zu der Gattung gehörten, welche die Welt erläßliche nennt. Sein reizbares Empfindungsvermögen aber und seine mächtige Einbildungskraft machten seine innern Conflicte seltsam schrecklich. Er bildete sich ein, unter der Verdammniß zu stehen, Blasphemie gegen den heiligen Geist begangen, Christus verkauft zu haben, von einem Dämon besessen zu sein. Oft hatten laute Stimmen vom Himmel gerufen, ihn zu warnen. Er hatte Gesichte von fernen Bergspitzen, auf welchen die Sonne glänzte, von denen er aber durch eine Schneewüste getrennt war. Er fühlte den Teufel hinter sich, der ihn am Rocke zupfte. Er wähnte das Brandmal Kains zu tragen. Er fürchtete zu platzen wie Judas. Sein seelisches Leiden zerstörte seine Gesundheit. Eines Tages fuhr er zusammen wie beim Schlagfluß. Ein andermal fühlte er ein Feuer in seiner Brust. Es ist schwer zu begreifen, wie er so intensiven und andauernden Leiden widerstand. Zuletzt lichteten sich die Tiefen der Verzweiflung; der Büßer ging in einen Zustand heitern Glückes über. Ein unwiderstehlicher Drang trieb ihn jetzt, Andern die Segnungen mitzutheilen, die er selbst erfahren. Er ging zu den Wiedertäufern, pre-

digte und schrieb. Er kannte von Sprachen nur das Englisch des gemeinen Volkes. Er hatte kein großes Muster der Schriftstellerei studirt, mit der unzweifelhaft sehr wichtigen Ausnahme der edlen Bibelübersetzung. Seine Orthographie war schlecht. Oft sündigte er gegen die Grammatik. Aber seine angeborne geniale Kraft und seine erfahrungsgemäße Kenntniß aller religiösen Affecte, von der Verzweiflung bis zur Verzückung, ersetzten ihm reichlich den Mangel des Wissens.

„Seine reiche Beredsamkeit entzündete und schmelzte Zuhörer, die ohne Interesse den ausgearbeiteten Reden großer Logiker und Hebraisten anwohnten. Seine Werke sind weit verbreitet unter den niedern Klassen. Eins von ihnen, die „Pilgerfahrt," wurde bei seinen Lebzeiten in sieben verschiedene Sprachen übersetzt. . . Es war jedoch den Gelehrten und Gebildeten kaum bekannt; fast ein Jahrhundert lang war es das Entzücken frommer Köther und Handwerker gewesen, ehe es durch irgend einen Mann von literarischer Bedeutung öffentlich empfohlen wurde. Endlich ließ sich die Kritik herbei zu untersuchen, worin das Geheimniß einer so großen und dauerhaften Popularität liege. Sie mußte gestehen, daß die unwissende Menge correcter geurtheilt hatte, als die Gelehrten, und daß das verachtete kleine Buch wirklich ein Meisterwerk sei. Bunyan ist in der That eben so entschieden der erste Allegoriker, wie Demosthenes der erste Redner, oder Shakespeare der erste Dramatiker. Andere Allegoriker haben eine gleiche Erfindungsgabe bewiesen; aber keiner ist je so geschickt gewesen, das Herz zu rühren und aus Abstractionen Gegenstände des Schreckens, des Mitleids und der Liebe zu machen.

„Von den 27 Jahren der Restauration hat er zwölf im Kerker zugebracht. Und doch fuhr er immer fort zu predigen. Oft wurde er in religiöse Versammlungen durch Hinterthüren eingeführt, mit einem Kittel am Leibe und einer Peitsche in der Hand. Hätte er nur an seine Ruhe und Sicherheit gedacht, so würde er die „Indulgenz" mit Jubel begrüßt haben.

Jetzt endlich hatte er die Freiheit, am offnen Tage zu lehren und zu predigen. Seine Gemeinde wuchs rasch, Tausende hingen an seinen Lippen, und zu Bedford, seinem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, floß das Geld reichlich zum Bau eines Predigthauses für ihn. Sein Einfluß auf das gemeine Volk war so groß, daß die Regierung ihm bereitwillig ein Gemeindeamt übertragen hätte; aber sein kräftiger Verstand und sein mannhaft englisches Herz schützten ihn vor jeder Täuschung und Versuchung. Er war sicher, daß die angebotene Toleranz nur ein Köder war, die puritanische Partei ins Verderben zu locken; noch mochte er durch Annahme einer Stelle, zu der er nicht legal befähigt war, die Befugniß der dispensirenden Gewalt anerkennen. Einer der letzten Akte seines tugendsamen Lebens war die Ablehnung einer Zusammenkunft, zu welcher ihn ein Regierungsbeamter eingeladen hatte."

Der Kesselflicker John Bunyan war der letzte Cromwellianer.

Nach diesem letzten Aufleuchten des independentischen Feuers blieb nichts übrig als die Neutralisation des religiösen Geistes und die Verweltlichung der Politik. Anglicanismus und Dissenterthum gingen allmählich nicht mehr in die Tiefe, sondern in die Breite und Weite. Das Missionswesen trat an die Stelle des internen Haders. Schon 1646 wirkte John Eliot unter den Indianern als „Apostel." Im Jahre 1647 hatte sich eine „Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums im Auslande" gebildet, welche durch Parlamentsakte bestätigt wurde. Es galt wesentlich die nordamerikanischen Colonien zu calvinisiren. Neben den Presbyterianern thaten dort die Puritaner und schließlich die Quäker das Ihrige.

Im Jahre 1698 entstand die „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß." Aus demselben Geiste gingen die Missionen Christians IV. von Dänemark nach Trankebar hervor, zu denen Herm. Francke in Halle die Bekehrer lieferte, welche in Sirampur die große Druckerei für Bibeln

in verschiedenen morgenländischen Sprachen gründeten. Im 18. Jahrhundert bildeten sich gar Brüdergemeinden in Westindien, in Grönland und bei den Hottentotten. Der evangelische Geist begab sich auf Reisen.

Ein erster Markstein des Umschwungs in der Stimmung Englands ist ein komisches Heldengedicht, der „Hudibras" von Samuel Butler. Butler lebte von 1612 bis 1680, war also völlig der Zeitgenosse John Bunyans. Und welcher Gegensatz! Man glaubt sich in ein anderes Zeitalter und auf einen ganz andern Boden versetzt. Und doch war Butler nur die Kehrseite, die Caricatur des Independenten- und Anabaptistenthums, der grobe, oft unfläthige Spott auf die dort mit untergelaufene Heuchelei. Von dem Kern jenes Wesens ahnte der Hofmeister bei Sir Samuel Luke, einem hohen Cromwell'schen Beamten, der spätere Secretär des Grafen von Carbery, nicht das Mindeste. Ein Vermögensverlust trieb ihn zur schriftstellerischen Verwerthung seines komischen Talentes. Es erschien 1663 der erste, 1664 der zweite, 1678 der dritte Theil der gut versificirten Persifflage des Puritanismus, die burleske Geschichte des Ritters Hudibras und seines Knappen Ralph. Lehnt sich dieses edle Paar, welches gegen Hochkirche und Sündhaftigkeit auszieht, sichtlich an Don Quichote und Sancho Pansa an, so ist diese Anlehnung eben rein äußerlich und jede weitere Parallele eine Beleidigung des genialen Cervantes. Der classische Gegensatz zwischen dem schwärmerischen Ritter und dem realistischen Knappen ist bei Butler in identischer Gemeinheit verwischt. Die beiden Helden sind gleich verlogen, heuchlerisch, gleich niederträchtige Windbeutel. Sie werden überall und von Allen gehänselt, gedroschen und verhöhnt. Die Satire verliert durch Plumpheit und stete Wiederholung derselben Erbärmlichkeit auf die Dauer jede Würze, und das Interesse heftet sich bald nur noch an die schwierigen und überraschenden Reime.

Wie wohlgefällig aber mußte es hochkirchlichen Ohren klingen, wenn die ganze Periode von 1640 bis 1660 als eitel Faschingsposse dargestellt wurde; wenn Kesselflicker — auch John Bunyan war einer — nach Kirchenzucht schrieen, das Austernweib die Fische einschloß und dann zeterte: No bishop! wenn die Rattenfänger gegen schlechte Regierung tobten und die Flickschneider an der Kirche flicken wollten!

Es war das ein Buch für Karl II., der oft aus ihm citirte, dabei aber für den Autor, der doch so wirksam in sein Horn blies, außer einem einmaligen Geschenk von 300 Pfd. Sterl. nichts that — wieder ganz in seiner Weise — so daß Butler in größter Armuth starb und auf Freundeskosten begraben wurde.

Das Ernste an der Sache war die Möglichkeit eines solchen Buches, die Befreiung der Gemüther, welche sich den Polichinell zum Herold erkoren hatte. Unter dem rohen Spotte wichen allmählich die satanischen Einflüsse, der Glaube an das Herenthum, den der Puritanismus so eifrig begünstigt hatte. Wenn Butler im „Hudibras“ sagen läßt:

„Hat nicht das jetz'ge Parlament
Boten zum Teufel selbst gesendt,
Mit Vollmacht, dort zu stipuliren,
Wie wilde Heren aufzuspüren?
Und hat es nicht in einem Jahr
Ein ganzes Schock gehängt sogar?“

so spürt man doch, daß der crasse Aberglauben seinen Zenith überschritten hat. Ganz vom Horizonte verschwunden war er — von Schottland ganz abgesehen, wo er weiter raste — nicht. Wurde doch die beginnende Skepsis selbst im Interesse des Herenglaubens verwerthet! Der Hochkirchler Joseph Glanvil schrieb ein interessantes Buch: „Von der Nichtigkeit des Dogmatisirens oder die Zuverlässigkeit der Meinungen,“ in welchem fast im Geiste David Hume's ausgeführt wird: wie wenig wir wissen, wie werthlos der gelehrte Universitätskram sei, welche große Rolle die Einbildungskraft und welche Possen sie unserm Verstande spiele. Aber Glanvil übertrug dieses

starke Deficit der Vernunft aufs active Conto des Glaubens und machte in Betreff des Herenthums den schlauen Schluß: Wenn wir es mit der Vernunft nicht begreifen, können wir es deßhalb leugnen, da jene so wenig zu leisten vermag?!

Die zunehmende Aufklärung übersprang jedoch auch diesen verzweifelten Schluß. Mit dem Jahre 1677 hörte die Todesstrafe für Ketzer auf. 1682 brannten noch drei Hexen in England nach den alten Regeln, aber die letzte von 1712 schon nicht mehr; nur die Geschwornen glaubten noch, die Richter nicht. In das Jahr 1718 setzt Lecky das Erlöschen des Wahns. —

Auf dem Gebiete der eigentlich poetischen Literatur drückt sich der Gegensatz zur vorhergegangenen Periode in den beiden Namen Dryden und Milton aus. Bei Milton unerschütterlicher Charakter, feste Weltanschauung, erhabene Phantasie, Verbindung von Reformation und Renaissance; bei Dryden charakterloses Schwanken, Aufgebung des reformatorischen Princips, glänzendes Talent im Dienste französischer Spätrenaissance. Nur Eines band die polaren Gegensätze an einander: das musikalische Element.

Das charakterlose Schwanken begann natürlich schon vor Dryden; das Muster war der mehrfach genannte Edm. Waller (1605—1687), der die Regierungen Jakobs I., Karls I., Cromwells, Karls II. und Jakobs II. durchlebte und seine fließende Diction sammt angenehmer Versbildung in den Dienst jedweder Sache stellte. Den Protector feierte er am Besten, gehoben durch die mächtige Erscheinung. Als Karl II. das zu seiner „glücklichen Heimkehr“ verfaßte Gedicht weniger gut fand, bemerkte ihm Waller: „Die Dichter haben mehr Erfolg in Fictionen als in der Wahrheit.“ Der „Witz“, welcher unter der Königin Anna die Literatur beherrschen sollte, war also schon vorhanden.

John Dryden (1631—1701), um ein Menschenalter später, machte noch stärkere Wandlungen durch. Auf eine begeisterte Ode an Cromwell folgte die Astraea redux, die „wiederkehrende Gerechtigkeit“, auf Karl II., der „Panegyrikus

auf die geheiligte Majestät" bei der Krönung; unter Jakob II. wurde der Poet katholisch, wie unser schlesischer Opitz, und schrieb „Hindin und Panther". An Talent überragte Dryden seine sämmtlichen zeitgenössischen Brüder in Apollo: sein Vers ist pompös, seine Sprache reich, oft überreich und schweift dann bis zum Abgeschmackten aus; seine Kenntnisse waren ausgedehnt. Vortreffliche Schilderungen enthält sein Annus Mirabilis, das „wunderbare Jahr" 1666 mit der Pest und der Feuersbrunst. Herrlich ist seine Cantate auf den Cäcilientag, auch „Alexanderfest" genannt. Hier begegnet er sich mit Milton im musikalischen Klange, in einer Tertirung, die des großen Händel würdig war. Kaum je haben sich Poesie und Musik so innig und ebenbürtig umarmt. Auch als Uebersetzer hat Dryden große Verdienste; er übertrug das Lehrgedicht Boileau's von der „poetischen Kunst" und substituirte den französischen Beispielen englische; er machte England bekannt mit Virgil und Ovid, theilweise mit Lucrez, Theokrit und Horaz. Im Ganzen jedoch ging er auf gallischer Spur und erzeugte den Pope.

Die Nachahmung der Franzosen wurde sogar zum poetischen Gegenstande. Wentworth Dillon, Graf von Roscommon (1608—1674), pries die Franzosen wegen ihres Uebersetzertalents. Selbst dichten, heißt es da, sei das edlere Theil, aber gut übersetzen sei keine leichte Kunst. Das Urtheil gewinne dabei mehr! England habe den Franzosen nachgeahmt, sei ihnen aber jetzt voraus. Das Englische sei männlicher als das Französische. So sang die gereimte Prosa.

Die Frivolität des Zeitalters drückte sich typisch aus in dem höchstbegabten, aber der schändlichsten Völlerei verfallenen John Willmot, Earl of Rochester, der es nur auf 33 Jahre (1647—1680) brachte, von denen, nach eigenem Geständniß, fünf in permanenter Betrunkenheit vergingen. Dann hatte Bischof Burnet, der Freund des Oraniers, leichte Mühe mit der Bekehrung. Rochester hatte sich nach Abraham Cowley, dem poetischen „Metaphysiker" und eleganten Prosaiker, ge-

bildet; schon darin liegt seine Hinneigung zu französischer Reflection ausgedrückt. Aber allerdings ist sein Englisch im Gedanken und Ausdruck kühner, als das Französisch Boileau's. In seiner „Satire auf die Menschheit" erdröhnen Byron'sche Keulenschläge: Wenn ich die Freiheit hätte, mir Fleisch und Blut zu wählen, so möchte ich ein Hund, ein Affe oder ein Bär sein, Alles, nur nicht das eitle Thier, das so stolz auf seine Vernunft ist. Vernunft — ein Irrlicht! — die ehrwürdigen Narrenhäuser — Collegien und Schulen!

„Und da giebts neue Stutzer jetzt, die denken
In Einsamkeit, weil nichts zu thun sie haben.
Gedanken sind jedoch des Handelns Leiter,
Unthätig ist das Denken unverschämt.
Die Sphäre unsres Thuns ist Lebensglück,
Wer weiter denkt, der denkt so wie ein Esel."

Der Cynismus biegt hier in praktische Philosophie ein. Der Poet lobt die Vernunft, welche sinnvoll unterscheidet und uns Regeln über Gut und Böse giebt, die Wünsche durch einschreitenden Willen begränzt.

„Euch hindert sie, mir hilft sie zu genießen.
Der Hunger ruft, mich heißt Vernunft dann essen,
Euch ruft Vernunft zu: Wie viel Uhr ist es?"

Die Reflection in Versen, diese Versandung aller Lyrik, verlor so jeden Anspruch auf den Namen der Poesie. Wer noch an Eingebungen der Phantasie und an Bilderreichthum litt, der wandte sich der Beschreibung zu, die eng verwandt mit dem landschaftlichen Zuge in der Malerei war. Wunderbares hatte Milton in Schilderungen geleistet, ohne damit ein descriptives Genre schaffen zu wollen. Bei Dryden war schon viel mehr Absicht. Das Muster des neuen Genre gab aber erst John Denham (1615—1668) in dem Gedichte „Cooper's Hill", einer detaillirten Zeichnung aller Schönheiten, die man von diesem bei London gelegenen Hügel aus erblicken sollte. Das schlug bei den Gebildeten eines Volkes ein, dessen Hauptpassionen im

Reiten, Fahren, Jagen und Fischen bestehen und dessen nächsten Gesichtskreis keine Berge umschließen.

Nun aber müssen wir von der Rache reden, welche die leichtsinnige Restauration an der trüben Puritanerzeit nahm, an der theaterlosen, der schrecklichen Zeit seit 1642, am goldnen Zeitalter der „Gauklergeißel“. Mit der Restauration öffneten sich die eigentlichen Theater wieder; seit 1662 wurden gleich zwei Gesellschaften in London privilegirt, die von Davenant, den schon Cromwell geduldet hatte, und die von Killegrew. Aber das war nicht mehr die altenglische Bühne, die sich da aufthat, das war ein Gemisch von Erinnerungen mit dem Modegeschmack. Shakespeare, Fletcher, Massinger, ja Ben Jonson mußten „verbessert“ werden, damit das neue Publicum sie goutire. Daneben gab es „heroische Stücke“ nach französischem Schnitt, Götter und Helden mit Perücke und Degen, Göttinnen und Heldinnen mit Reifrock und Fächer.

Dryden, der sich auch um das Theater bekümmerte, schrieb einen eigenen „Essay über dramatische Poesie“, worin er sich zwischen den Stühlen Shakespeare's und Racine's niedersetzte. Er bekämpfte die nüchterne Fabel des Hofdramas und die fatalen drei Einheiten; er lobte Shakespeare mit vollen Backen. Dennoch suchte er den gereimten Vers à la française durchzusetzen. In seinen eigenen Dramen reimte er frisch darauf los, erkannte jedoch zuletzt seinen Fehlgriff. Er brachte es nur zu Wunder- und Zauber-Dramen, in denen die Geister sich wacker tummelten, wofür ihn der Exminister Buckingham, das geistreiche Chamäleon, in seinem Lustspiel Rehearsal oder die „Theaterprobe“ weidlich hänselte. Es gelang Dryden nicht, ein einziges dramatisches Gefüge zu Stande zu bringen; er half sich mit Unwahrscheinlichkeiten und Absurditäten. Wie er den Shakespeare mißhandelte, dafür zeugt hinreichend die Verwandlung der Kleopatra in eine verkannte Unschuld!

Viel bedeutender als dramatisches Talent war Thomas Otway (1651—1685), der schon mit 34 Jahren starb. Seine Dramen haben organischen Bau; seine Stoffe: Alcibiades,

Titus und Berenice, Marius, Don Carlos, erregen lebhaftes Interesse; seine Sprache ist kräftig, sein Jambus ohne Reim. Für seine besten Stücke gelten: „die Waise" und „die Rettung Venedigs". Doch erscheint die an ihm gerühmte Kraft der Sprache häufig forcirt und schier athemlos; seine Antithesen verrathen den französischen Ursprung und gerade das „gerettete Venedig" kündigt vernehmlich die frostige Gespreiztheit des „Cato" von Addison an.

Recht widerwärtig breit machte sich das Französiren im Lustspiel. Hier gewannen Lascivität und Obscönität bald die Oberhand. Wie es unter den heimgekehrten Stuarts Mode wurde, ausschweifend, liederlich und cokett zu sein, um nicht für einen Puritaner zu gelten, so warf die komische Bühne jeden Anstand von sich und erging sich in Zweideutigkeiten, die keine mehr waren. Die Unzucht im Leben wie auf der Bühne stand den Engländern am übelsten zu Gesichte, weil sie importirt war; gerade wie gewisse Pariser Stücke auf deutschen Bühnen erst eine ungeahnte Gemeinheit enthüllen. Dazu kam noch, daß jetzt in England Frauen auf den Brettern erschienen, Frauen, die mit Zoten um sich warfen!

Schon Dryden schlug den frivolen Ton in seinen Lustspielen an, ihm aber war er nicht natürlich. Shadwell, der mit Karl II. aus Frankreich zurückkehrte, brachte das freche Lustspiel auf. Otway reüssirte besser in „Freundschaft nach der Mode", „Soldatenglück", „der Atheist". Glänzend von Schmutz waren Wycherley und Etherege. Etherege, selbst ein Wüstling, der Freund Buckinghams und Rochesters, schrieb: „die komische Rache", „Sie möchte wenn sie könnte", den „Mann nach der Mode". Will. Wycherley war der Liebling der Herzogin von Cleveland und verfaßte „das Landmädchen" und den „Gradaus", beides Stücke von unsagbarem Inhalt. Wahres Talent spricht sich in den Lustspielen Congreve's aus: im „Alten Junggesellen", der „Arglistigen", in „Liebe um Liebe"; aber Congreve besudelt seinen Witz im Dialog und seine lebendige Inscenirung gleichfalls durch Frivolität und

Zuchtlosigkeit. Dem Congreve zur Seite steht endlich George Farquhar (1678—1707), dessen großes Talent denselben herben Tadel verdient. Schade um die hohen Begabungen, die durch die Restauration und durch die von Frankreich eingeschleppte Sittenlosigkeit zu Verderbern des heiteren Soccus wurden! —

Daß mit der Theatermode auch die Kleidermode über den Canal kam, versteht sich am Rande. Doch erhielt sich zu Anfang der Restauration, trotz aller Aefferei, bei den englischen Damen noch eine gewisse elegante Nachlässigkeit. Erst unter Jakob II. und Wilhelm III. überboten die Weiber selbst die französischen Moden. Wie Karl II. zuletzt die Perücke Ludwigs XIV. übertrumpft hatte, so erhoben sich jetzt die Fontangen zu einem wahren tower und pinner, zu einem Thurm mit Flügelhaube. Starke Falbeln grassirten, die Hacken wuchsen zu Stelzen, die Mouche oder patch verregnete die Gesichter. Verständiger in der Kleidung hielten sich die Männer: sie trugen einen geschlossenen Oberrock zum Knöpfen, Aermelumschläge und eine lange Weste. Es war offenbar die Nachwirkung der langen puritanischen Zucht und Einfachheit, welche das männliche Geschlecht vor der Narrheit bewahrte.

Von der englischen Zeitungspresse reden, heißt zugleich der Kunst der Prosa überhaupt gedenken. Auf Miltons hochpathetischen Styl, der jedoch der Präcision keineswegs entbehrte, folgte Dryden, auch hier wieder sein Gegensatz. Drydens Prosa ist immer so gedrängt wie klar, die Phantasie darf den Dienst der Logik nie verlassen. Man hat ihn den „Vater der Kritik" genannt. Den historisch-diplomatischen Styl brachte Will. Temple (1628—1698) gleich im ersten Anlauf zu großer Vollkommenheit. Seine Schriften „Ueber antike und moderne Gelehrsamkeit oder Bildung", sein „Versuch über die Poesie" zeichnen sich durch geschulte Correctheit aus. Aphra Behn, geb. Johnson, leitete durch ihre Novellen den bürgerlichen oder sogenannten socialen Roman ein, der mit dem bür-

gerlichen Drama die Prosazeit ankündigte. Ihr „Orinoko" wurde der Stammvater von „Bug Jargal" und nach langem Generationswechsel von „Onkel Tom". Es nahten die gewandten Erzähler und Aufklärer Addison und Steele. Das Alte war vergangen, in Vergessenheit begraben; dunkel erinnerte man sich der Tragödie „Gorboduc" oder „Ferrex und Porrex" von Sackville aus dem 16. Jahrhundert. Der Name Shakespeare war verflogen.

Die Zeitungspresse, dieses namentlich in England so bedeutsame Vehikel der öffentlichen Meinung, ist einem langen Martyrium und einem steten Schwanken der Rechtsbegriffe unterworfen gewesen, und bis auf diesen Tag beruht ihre Existenz mehr auf Gewohnheit und Compromiß, als auf verbrieftem Recht.

Lord Burleigh, der große Staatsmann des Elisabethischen Zeitalters, ließ 1588 gedruckte Nachrichten über die Armada verbreiten, um falsche Gerüchte niederzuschlagen. Die ältesten periodischen Nachrichten kamen von 1589 bis 1604 ans Tageslicht. Regelmäßig trat zuerst Nathan. Butler 1622 mit seinen „Weekly News" auf. Im 17. Jahrhundert erschienen auf braunem Dütenpapier allerlei Allotria, Geschichten von Meerjungfern, ganze Capitel aus der Bibel. Der „Mercurius Civicus" illustrirte sogar — schaudervoll genug. Karl I. ließ in dem „Oeffentlichen Anzeiger" von 1644 — die „Londoner Gazette" kam erst unter Karl II. auf — die Tage anzeigen, an denen er die Heilung des „Königsübels", der Scrofeln, vornehmen würde; diese Ordinationsstunden dauerten bis zum Ende der Königin Anna, 1714. 1652 erfolgte die erste Buchanzeige, es erschien ein Gedicht auf Cromwell; 1658 wurde der Thee annoncirt.

In der großen „Rebellion" nahm sich das Parlament die Preßfreiheit, hielt aber, trotz Miltons wunderbarer „Areopagitica", das Volk unter Censur. Die beiden letzten Stuarts wütheten gegen die Presse mit Pranger, Verstümmelung und Tod; der berüchtigste Gedankenhenker oder Censor war Roger

l'Estrange. Von 1679 bis 1685 bestand Preßfreiheit, weil Karl II. das Parlament heimgeschickt hatte, ehe das Censurgesetz erneuert worden war. Jeder druckte auf eigene Gefahr, nur die Zeitungen ließ die Regierung nicht aufkommen. 1685 bis 1693 Erneuerung der Censur; dann schamhafte Verlängerung auf zwei Jahre. 1695 erlag die Censur den Wirkungen der glorious revolution. Edward Clarke setzte bei seiner Conferenz mit den widerstrebenden Peers die Nachtheile und Unzuträglichkeiten des Instituts auseinander; dieses fiel aus Nützlichkeitsgründen, nicht vor dem Milton'schen Princip des persönlichen Rechtes. Das Recht auf Zeitungsherausgabe wurde niemals untersucht, man hütete sich auf beiden Seiten. Die Praxis entschied: das Jahr 1688 zählte plötzlich mehr als 70 Zeitungen. Das Jahr 1702 brachte den „Daily Courant", das erste täglich erscheinende Blatt.

Das Recht zur parlamentarischen Berichterstattung ist in England heute noch nicht verbrieft. Im 17. Jahrhundert verlautete kein Wort aus beiden Häusern. Erst im 18. wurden die Sitzungen ausspionirt. An Schreiben war lange kein Gedanke, das Gedächtniß mußte aushelfen. Woodfall berichtete im „Diary" die längsten Reden, Dr. Johnson erfand sie gar, wie Livius oder Thucydides gethan. Noch O'Connell ließ, um sich an den Reportern zu rächen, die „Fremden auf der Galerie" ausräumen.

Ludwig XIV.

Erste oder Glanzperiode (1661—1685). — Zweite Periode,
Rückgang, bis zum Schluß des Jahrhunderts.

Ludwig XIV.

Mit dem Tode Cromwells trat das durch Richelieu und Mazarin vorbereitete Frankreich in den Vordergrund der politischen Bühne Europas. Spanien, mit Hülfe englischer Rothröcke in den Niederlanden gedemüthigt, suchte den Frieden mit Frankreich und fand ihn 1659. Derselbe Frieden bescheerte dem jungen König Ludwig in der Person der Infantin Maria Theresia eine legitime Gemahlin.

Ludwig XIV., an dessen Existenz der schöne feurige Italiener Mazarin nicht unschuldig gewesen sein soll, kam im 22. Jahre der Ehe seines Vaters mit der spanischen Anna, am 5. Sept. 1638, auf die Welt, zählte also beim Tode des Königs 5 Jahre. 1651, als er mündig erklärt wurde, war er 13, bei seiner Krönung in Rheims 1654 16, bei seiner Vermählung 1660 22, beim Tode Mazarins, 1661, 23 Jahre alt.

Man kann die Geschichte dieses Staatskönigs nicht besser beginnen, als mit einem Blick auf diejenige Kulturerscheinung, welche eigentlich von ihm herdatirt, nämlich die Mode. Periodische Tracht oder Costüm (coutume, Gewohnheit) sind etwas Solides, relativ Dauerndes, gegen die beliebige, von einer Einzelphantasie beliebte wechselnde Art und Weise der Bekleidung, welche grade die Mode ausmacht.

Schon unter Ludwig XIII. war das Haar immer länger getragen worden, so daß viele den natürlichen Mangel durch künstlichen Ersatz zu decken hatten. Es kamen Perücken auf,

die mit Seidenfäden durchzogen waren. Ludwig XIV., der häßliche Warzen im Gesicht zu verbergen hatte, trug in seiner Jugend dieses lange Flatterhaar und schon in den 50er Jahren eine Perücke, darauf einen runden Hut mit großen blauen Federn, weißblaue Bausch-Aermel, trichterförmig nach den Knieen sich zuspitzende und dort zusammengebundene Pluderhosen, einen schwarzen Ueberwurf, schwarze Strümpfe, rothe Schuhe mit blauen Schleifen.

Die Schuhe gehörten indeß zur Toilette. Als Reiter trug der König Stiefel, entweder bis zum Knie oder auf der halben Wade umgeschlagen, oder auch trichterförmig kurz. Der Stoßdegen am Bandelier und der kurze Spazierstock gehörten gleichfalls zur Toilette; mit dem Stiefel aber paarte sich die Reitpeitsche. In Stiefeln und die Reitpeitsche in der Hand soll der 17jährige König 1655 ins Pariser Parlament gekommen sein, um seine Befehle registriren zu lassen. Wenn dieser Vorfall von der historischen Kritik mit Recht angezweifelt wird, so bezeichnet er nichts desto weniger vollkommen den jungen, früherusten, studirt gravitätischen Monarchen.

Der Pariser Bourgeois trug das Haar lang, braune breite Hosen bis ans Knie, hier rothe Flügelschlupfen, Schuhe mit Bändern auf der Leiste. Sein Ueberwurf war von blauer Farbe mit weißen Streifen. Das Wams verlängerte sich durch Schooßklappen über den Unterleib; es ging allmählich in die Weste über.

Der Schnitt der Frauenkleidung datirte ebenfalls aus der Zeit Ludwigs XIII. Die Vertugalles oder Vertugardiens kamen ab, die Taille spitzte sich, nur die Aermel blieben bauschig und geschlitzt. Der Stuartkragen legte sich nieder, das Corset mit dem Blankscheit hob die Brüste gewaltsam hervor; die Verschämten legten hohe steife Tücher auf. Die junge Königin sah sehr bunt aus, doch befleißigte sie sich der Discretion.

Der Cardinal Mazarin hatte die letzten acht Jahre seines Lebens unumschränkt regiert und das Land wie eine Citrone

ausgepreßt, sich und seine Nichten, die Mancini, in frevelhafter Weise bereichert. Seine Haupt-Blutegel waren die Finanz-Intendanten Emery und Fouquet.

Als der neue König die Zügel der Gewalt selbst ergriff, sollte seine „Gerechtigkeit“ vor allem Volke leuchten, und Fouquet wurde zum Opfer für alle Sünden der Vergangenheit auserlesen. Fouquet, der Sohn eines reichen Rheders in der Bretagne, war schon von Richelieu in den Marinerath aufgenommen worden; dann wurde er Requêten-Meister, der alle Gesuche und Einsprüche zu begutachten hatte; hierauf General-Procurator beim Pariser Parlament. Er nahm die Miene einer würdevollen Ueberlegenheit an. Als Edelmann von der Robe frondirte er mit gegen Mazarin und gehörte zur Partei des Cardinals Retz. In der Vendée erwarb er zwei feste Plätze, die ihm im Nothfalle zum Asyl dienen sollten. Nach der Versöhnung machte ihn Mazarin zum Ober-Intendanten der Finanzen, und der sehr intelligente, geriebene Mann benutzte das Durcheinander in der Finanzverwaltung zu seinem und der Freunde Vortheil. Seine Ausgaben waren enorm, aber der gute Geschmack leitete sie. Fouquet hatte aus seinem schönen Landsitze Vaux-le-Villars in der Nieder-Loire ein kleines Versailles vor Versailles gemacht. Dort umgaben ihn die anerkannten und die werdenden Berühmtheiten Frankreichs: Corneille, den er zur Abfassung des „Oedipus“ bestimmte, Molière und Lafontaine waren seine Gäste; Lenôtre legte seine Gärten an, Lebrun malte seine Gemächer aus. Es war der künftige Ludwig XIV. im kleinen Vorbilde; er schien sich auf die Nachfolge der beiden Cardinäle einzurichten.

Am 17. August 1661 gab Fouquet zu Vaux ein prachtvolles Fest. Bereits hatte Colbert dem Könige den Ursprung all' dieser Magnificenz ins Ohr geraunt; auf ein Haar hätte der königliche Gast mitten in den Festlichkeiten jede Rücksicht bei Seite gesetzt und den Finanzminister arretiren lassen. Die Königin-Mutter redete es ihm aus. Erst einige Wochen später fand die Verhaftung in Nantes statt. Fouquet kam ins Ge-

fängniß der Bastille und sah seinem Proceß entgegen. Colbert aber trat als „Commis“ im Finanzrathe an die Stelle des Oberintendanten. Erst später wurde er General-Controleur, und noch später Staatsminister.

Aus den Archiven der Bastille hat es sich ergeben, daß nicht Fouquet's fast königliche Feste, sondern deren Ursprung den Anklagegrund bildeten, daß auch seine Bewerbung um die Lavallière vielleicht ein Motiv der Härte, aber nicht ein Grund der Verurtheilung sein konnte. Fouquet hatte thatsächlich, wie so viele Andere vor ihm, Mazarin und Emery mit ihm und Hunderte nach ihm, den Staat bestohlen. Die Staatsgläubiger zahlte er mit werthlosen Obligationen, mit Papier, das er auf heftiges Drängen spottbillig einlöste, während er den Vollbetrag aus der Staatscasse entnahm.

In dem Processe gegen Fouquet, dessen Vertheidigung in jeder Beziehung eine gewagte Sache war, setzte sich der Advocat Pelisson selbst ein Denkmal der Ehrenhaftigkeit und Beredtsamkeit durch sein Plaidoyer. Der Appell an die königliche Gnade am Schlusse zeichnet ebenso wohl die Zeitverhältnisse als die bereits erstiegene Höhe jener „Eloquence“ welche Richelieu bei der Gründung der Akademie als die höchste Kunst proclamiren ließ.

„Ich lasse mich nicht abschrecken, denn ich will durchaus nicht vor Ew. Majestät bezweifeln, daß er schuldig sei; aber ich kann eben so wenig bezweifeln, daß er unglücklich ist. Ich will gar nicht wissen, was man sagt, wenn er bestraft wird; aber ich höre bereits hoffnungsvoll, freudig, was die Welt von Ew. Majestät sagen muß, wenn Sie Gnade übt. Ich weiß nicht, was diejenigen fordern und verlangen, so offen allerdings, daß Jedermann es wissen muß, diejenigen, die ein so großes Unglück nicht zufrieden stellt; aber eben so gut muß ich wissen, Sire, was diejenigen wünschen, die nur auf Ew. Majestät blicken, deren ganzes Interesse, deren ganze Leidenschaft Ihrem Ruhme gilt. Sogar die Gesetze, Sire — ein großer Heiliger hat es gesagt — sogar die Gesetze, die von

Natur unempfindlichen, unerbittlichen, freuen sich, da sie selbst sich nicht beugen können, wenn sie sich von einer allmächtigen Hand wie die Ew. Majestät gebeugt fühlen zu Gunsten von Menschen, deren Heil sie immer anstreben, selbst wenn sie ihr Verderben zu fördern scheinen. Der weiseste, ja der gerechteste der Könige ruft Ew. Majestät wie allen Königen der Erde zu: Seid nicht zu gerecht!"

Das Urtheil lautete auf ewige Verbannung aus Frankreich. Der König aber, nicht ohne Colberts Zuthun, änderte das Urtheil dahin ab, daß Fouquet lebenslänglich in das Schloß Pignerol auf der italienischen Gränze eingesperrt werde. Hier starb der Gefangene nach 19 Jahren, 1680. Die „Gerechtigkeit" war durch einen ostentativen Cabinetsbefehl überboten worden.

Mazarin hatte dem Könige zwei Haupt-Minister vermacht: Letellier für das Innere, Lyonne für das Auswärtige. Lyonne war eine gewaltige Arbeitskraft, ein unermüdlicher und geschickter Diplomat. Auch Letellier war fleißig, aber beschränkten Geistes. Was aber der Vater nicht leistete, das wurde dem Könige der Sohn. Dieser Sohn war der berühmte Marquis von Louvois, den Letellier dem Könige mit den Worten vorstellte: „Nehmen Sie ihn, machen Sie ihn zum Zögling und Abglanz Ihrer Weisheit!" Louvois arbeitete zunächst mit dem Vater in der Polizei- und der Heeresverwaltung; 1668 dirigirte er das Kriegsministerium.

Zu den Genannten gesellte sich nun Colbert. Colbert hatte vortreffliche Ideen über Finanzen und Verwaltung; er war der Mann der Ordnung und der Industrie. Colbert und Louvois wurden die zwei Seelen Ludwigs. Was aber die eine Seele aufbaute, das riß die andere zusammen. Die eine brachte Frankreich in Blüthe, legte den Grund zu seinem industriellen Reichthum; die andere athmete Krieg und Verwüstung, die Militär-Gloire auf Trümmern und Elend. Colbert pflegte die Henne, daß sie auch für den Staatsäckel gol-

dene Eier legte; Louvois forderte mehr Gold, als die Henne legen konnte und schlachtete sie endlich selbst.

Dem Könige war Colbert mehr Mittel als Zweck, Mittel zur Befriedigung des ästhetischen Luxustriebes, den Mazarin in ihn gepflanzt, Mittel zur Befriedigung jenes Gelüstes nach der europäischen Dictatur, welches Louvois meisterhaft zu nähren verstand.

Jean Baptiste Colbert war am 29. August 1619 zu Rheims geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Tuchmacher. Die Wiege des Kleinen stand also neben dem Webstuhl seines Vaters. Seine Erziehung daheim war eine bürgerlich tüchtige; den eigentlichen Unterricht scheint er, nach einem Briefe seines Bruders, des Bischofs von Luçon, bei den Jesuiten empfangen zu haben. Sie wurde vervollständigt durch Reisen, welche die Beobachtungsgabe des jungen Mannes schärften. Mit 29 Jahren trat er, auf Empfehlung seines Verwandten Letellier, der Secretär im Kriegsdepartement war, als Commissär in dieses Departement; da er sich sehr fähig erwies, wurde er bald dem Secretär persönlich attachirt und war 1649, mit 30 Jahren, schon Staatsrath. Von Letellier an Mazarin bestens empfohlen, begleitete er den Cardinal 1650 auf einer Reise durch die Normandie. Aus derzeitigen Briefen geht hervor, daß der junge Staatsrath den allmächtigen Minister vollständig übersah: „Eine Eigenschaft habe ich an ihm herausgefunden, die Unentschlossenheit, die ihm im höchsten Grade eigen ist. Sie muß wohl daher rühren, daß nicht zwei Dinge zugleich in seinem Kopfe Platz finden; wenn das eine etwas drängt, so verwischt sich das andere, und was auch das Gedächtniß thue, um es ihm wieder vorzuführen, es kann höchstens den Fuß auf die Schwelle setzen, von wo es sofort wieder vertrieben wird."

Aus derselben Zeit rührt eine frappante Aeußerung, die vernehmlich das „große Jahrhundert" ankündigt: „die französische Sprache muß in Europa allgemein werden, die fran-

zösische Mode alle Völker Frankreich geneigt machen." Das Letztere wurde gerade seine Sache.

Mazarin hatte ihn würdigen gelernt und nahm ihn in sein Cabinet. Hier verfügte Colbert bald unter dem Namen des Ministers ziemlich souverän; seine Verwandten, die übrigens tüchtig waren, placirte er im Staatsdienste. Sein Bruder Charles Colbert-Croissy wurde später Gesandter in London. Sein Sohn wurde der Marquis von Seignelai.

Herrisch und eigenmächtig, wie Richelieu, wie Mazarin, wie der junge König, war auch Colbert. Bei einer Grundsteuererhebung hatten die Bauern revoltirt und etliche Soldaten erschlagen. Darob schrieb Colbert an seinen Vetter: „Mir scheint, Sie könnten nach Ordnung und Gerechtigkeit den Bauern leicht den Proceß machen. Sie sind Ihre Gefangenen und mit der Waffe in der Hand ergriffen worden; wenn Sie einen davon hängen ließen, das würde mehr Effect machen als Ihre ganze Bauernfehde."

Im Jahre 1659 beschloß die „Revolte der Edelleute" die Unruhen der „Fronde": die Anführer sollten in effigie an den Galgen geschlagen, ihre Schlösser und Güter rasirt werden. Colbert aber erwirkte einen königlichen Befehl, welcher das Urtheil rectificirte und den Rädelsführer, einen Herrn v. Bonesson, sofort an den Galgen brachte.

Mazarin starb 1661; in seinem Testamente hieß es von Colbert: „Ich bitte den König sich seiner zu bedienen, da er sehr treu ist." Jetzt verfolgte Colbert den Oberintendanten Fouquet auf den Tod, und als der Gerichtshof blos die ewige Verbannung aussprach, erwirkte wieder Colbert die Reformirung des Urtheils zu ewiger Gefangenschaft. Am liebsten hätte er ihn hinrichten sehen.

Als General-Controleur der Finanzen war er ernstlich bestrebt, zunächst das wieder gut zu machen, was Emery und Fouquet verdorben hatten. Er suchte die Steuer gerechter zu vertheilen und verbesserte die bedenkliche Erhebung durch Partisans oder Finanzpächter wesentlich.

Die Grundsteuer, welche ein hoher Adel sammt dem Klerus auf Bürger und Bauern abgewälzt hatte und welche von 20 auf 53 Mill. Livres gestiegen war, reducirte er allmählich auf 35 Millionen. Die Partisans legte er wie die vollgesogenen Egel in Salz und nahm ihnen mehr ab, als sie zu opfern bereit waren, in Summa über 100 Mill. Das Exempel Fouquets blieb nicht ohne Nachfolge.

Er confiscirte für 100 Millionen früher verschleuderter und angemaßter Staatsgüter gegen Erstattung des dermaleinstigen niedrigen Ankaufspreises. Er reducirte den Zinsfuß der Staatsrenten, schaffte die überflüssigen Aemter ab, cassirte Adelsbriefe wegen der damit verbundenen Steuerfreiheit und milderte die Taille oder Kopfsteuer im Interesse der kleinen Leute. Er schaffte zahlreiche Zwischenzölle im Lande ab, um einen allgemeinen Zolltarif zu ermöglichen. Er brachte die Privatcolonien am Lorenzostrom, in Canada, an den Staat, gründete eine Ostindische Compagnie auf Actien, machte Marseille zum Freihafen, baute Landstraßen und zog den Canal vom mittelländischen zum atlantischen Meer durch Languedoc.

Seine großartige Thätigkeit, durch keine Scheidung der ministeriellen Ressorts beeinträchtigt, erstreckte sich auch auf die Verwaltung, das Gerichtswesen und die Rechtspflege. Er verdrängte, nach Richelieus Vorgang, die adligen Provinz-Gouverneure durch königliche Intendanten. Er setzte außerordentliche Tribunale als Appellinstanzen ein, um die Macht der Parlamente zu brechen.

Der König selbst fuhr fort, seine Autorität in der Justiz wie in den Finanzen ostentativ zu bekunden: zu Clermont in der Auvergne ließ er 1665 durch seine große Commission Gericht halten über den des Mordes beschuldigten Vicomte de la Mothe de Canaillac, der zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde. Keine Adelsburg sollte ferner dem Gerichtsboten und der Maréchaussée (Gendarmerie) mehr verschlossen sein. Hunderte von Adligen, zum Tode verurtheilt, entflohen ins Ausland; schaarenweise wurden sie verbannt.

Wenn es zum Gemeinplatze geworden ist, daß Ludwig XIV. die große Revolution vorbereitet hat, so muß man diese Behauptung doch auch dahin ergänzen, daß seine Maßregeln und Regierungsakte, namentlich in finanzieller Beziehung, durchaus revolutionärer Natur waren und daß Colbert's Walten stark nach dem Convent schmeckt.

Seinem Collegen Louvois arbeitete Colbert in die Hände, indem er auch den Rest von feudaler Kriegsverfassung abtrug, das Aufgebot des Adels immer mehr beseitigte und den König zum obersten Kriegsherrn machte, in dessen Sold Offiziere wie Gemeine standen. Im holländischen Kriege in den 70er Jahren wurde der Adel zum letzten male zur Heeresfolge entboten; es stellten sich 4000 Mann Ritter und Knechte.

Rasch zeigte sich auch dem Auslande gegenüber der absolute königliche Willen. In London bestand Ludwig auf dem Vortritt seines Gesandten, des Grafen von Estrades, vor dem Gesandten Spaniens, dem Herrn de Batteville. Als dieser dennoch seinem Collegen vorfahren wollte, ließ Estrades die Stränge an den spanischen Maulthieren durchschneiden. Als sich fand, daß noch Ketten vorhanden waren, wurden die Maulthiere erstochen. Der spanische Schwiegervater gab dem hochfahrenden Eidam nach.

Noch ärger ging es in Rom, und zwar gegen Se. Heiligkeit Alexander VII. selbst zu. Die corsische Leibwache des Papstes verletzte die Immunität des französischen Gesandtschafts-Hotels. Der Gesandte, Herzog von Créqui, forderte eclatante Genugthuung. Der Papst machte Ausflüchte. Ludwig wurde brutal, er mischte sogar die „Unfehlbarkeit" in den Streit, die schon damals, 1662, von Jesuiten und Doctoren der Sorbonne vertheidigt wurde. In Paris erfolgte ein Decret des Parlaments, des Inhalts: daß eine solche Meinung zu verfechten verboten und vielmehr das Gegentheil zu behaupten sei, wozu der Gerichtshof die Beweise schaffen werde. Das Parlament zu Aix erklärte auf königlichen Wink: Avignon, die päpstliche Residenz während der „babylonischen Ge-

fangenschaft," und die Grafschaft Venaissin gehörten zur Provence, d. i. zu Frankreich. Der Conflict wurde so heftig, daß der König Truppen marschiren ließ. Da erst gab der Vatican nach, unter folgenden schmählichen Bedingungen: Der Cardinal Chigi soll den Papst zu Paris entschuldigen; Don Mario, der Stadthauptmann von Rom, hat sich auf Cavaliers-Parole von der Mitschuld zu reinigen; der Vetter des Papstes muß dem französischen Gesandten zur Ehrenbezeugung entgegengehen; jeder Corse wird dienstunfähig im Kirchenstaate; bei der Wache der Corsen wird zum ewigen Angedenken eine Schandsäule errichtet. So fügte sich Alexander VII. im Februar 1664! Dagegen bekam er Avignon zurück.

Im selben Jahre begab sich etwas mindestens eben so Unerhörtes. Zwei französische Armeen zogen mit fliegenden Fahnen mitten durch Deutschland. 6000 Mann marschirten nach Ungarn, dem Kaiser gegen die Türken beizustehn. Die zweite Armee marschirte nach Erfurt, deutsche Händel zu schlichten. Kaiser Leopold hatte nämlich ein Edict erlassen, welches die Stadt Erfurt dem Kurfürsten von Mainz zuerkannte und Sachsen mit der Execution beauftragte. Sachsen übertrug diese Mission an Frankreich.

Der „Rheinbund," den Mazarin 1658 geschlossen, 1660 und 1663 erneuert hatte,*) zeigte seine Kralle und das Gelüst des französischen Herrschers nach — der deutschen Kaiserkrone! Maskirt wurde dieses Gelüst durch die Hülfe, welche Ludwig damals dem Kaiser in der Schlacht bei St. Gotthard leistete.

Das Ausland war gewarnt; aber wo war die Macht in Europa, die sich französischer Anmaßung hätte entgegenstellen

---

*) Schon im August 1658 war ein Bündniß zwischen Frankreich, den geistlichen Kurfürsten, dem Bischof von Münster, dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg, dem Landgrafen von Hessen-Kassel und dem König von Schweden zu Stande gekommen, welches den König von Frankreich zum Schutzherrn über einen großen Theil Deutschlands erklärte! Verabredungen über eine gemeinsame Armee waren getroffen!

können? Von Karl II. von England wissen wir genug; er hatte den französischen Flaggengruß aufgegeben und Dünkirchen verkauft. Ludwig nöthigte ihn zu einem Schifffahrts- und Freundschaftsvertrag mit der Republik Holland, mit der er selbst im nämlichen Jahre 1662 ein Bündniß schloß, welches den Niederländern Handelsvortheile eintrug, wogegen sie zu Gunsten Portugals auf Brasilien verzichteten. Mit Schweden wurde ein Bündniß im Interesse der Candidatur des Herzogs von Enghien auf den polnischen Thron, im Gegensatz zu dem Herzog Karl von Lothringen, geschlossen. Der Kaiser war über und über mit Ungarn und Türken beschäftigt. Spanien stand vollkommen isolirt — des nächsten Schusses erstes Ziel.

1665 starb Philipp IV. von Spanien und hinterließ ein armseliges 4jähriges Kind, Karl II., über den seine österreichische Mutter die Vormundschaft führte. Schon jetzt handelte es sich um die spanische Erbschaft. Es begann die Jagd nach den „natürlichen Gränzen". Das Herzogthum Lothringen war zwar im Pyrenäenfrieden nominell seinem Eigenthümer zurückgegeben worden; aber Frankreich besaß das Besatzungsrecht in der Festung Marsal und somit die Etappenstraße nach den Niederlanden. Ludwig begehrte Flandern, mit größerem Rechte die Freigrafschaft Burgund, die seinem Gebiete wie ein fremder Pfahl im Fleische steckte und dazu dem fernen Spanien gehörte. Allerdings hatte die Infantin Marie Therese in den Ehepacten jedem Anspruch auf spanisches Gebiet feierlich entsagt. Allein Ludwig berief sich nicht auf die dynastische Erbfolge, sondern auf das niederländische Civilrecht, nach welchem die Kinder erster Ehe erbten, und forderte das Erbe seiner Frau als „Devolution". Ein Majorat, behauptete er, könne nicht aufgegeben werden. Flandern und Franche-Comté gehörten der Marie Therese als Erbin ihrer Mutter, der Elisabeth Bourbon, Tochter Heinrichs IV. Karl II. sei erst ein

Kind zweiter Ehe. Zudem sei dem Könige der Brautschatz von Spanien nicht geliefert worden.

Die Staatischen in Holland neigten zu Ludwig hin, der sie an die frühere Gemeinschaft gegen Spanien erinnerte. Ludwig verhandelte sogar mit dem Rathspensionär Jan de Witt wegen Herstellung einer belgischen Republik; zu einem Vertrage kam es jedoch nicht, da sich Ludwig vorab St. Omer und Cambrai ausbedang. Holland wurde deßhalb 1665 in den Seekrieg mit England verwickelt, der erst 1667 mit dem Frieden von Breda abschloß.

Frankreich schloß ein Bündniß mit Portugal, das noch immer im Kriege mit Spanien war. Im Pyrenäenfrieden war das Land nicht berücksichtigt worden, obgleich es grade zu Anfang des Jahres 1659 sich der Freiheit würdig gezeigt hatte. Antonio Luiz de Menezes führte ein wahres Volksheer gegen die Spanier und schlug sie bei Elvas. Später lieh der König Ludwig den Portugiesen vortreffliche Generale, Turenne, Schomberg u. A., die mit privater Heeresfolge den Krieg führten, während das officielle Frankreich sich nicht einmischte. Schomberg (ein Pfälzer aus der Familie Schönberg) schlug die Spanier zweimal entschieden: bei Amexial, am 3. Juni 1663 und bei Montes Claros, am 17. Juni 1665.

Ludwig, der doch offenbar die Hand im Spiele hatte, bot in Madrid seine Hülfe wider Portugal an, wenn die Entsagungsakte cassirt würde. Als die Regierung Karls II. dieses Begehren zurückwies, brach der Krieg aus.

Eine ungeahnte Heeresmacht, in nie gesehener Organisation, stand bereit. Unter Heinrich IV. hatten 7000 Mann den stehenden Kern der französischen Armee gebildet, um die sich im Kriegsfalle die ausgehobenen Massen gliedern mußten. Ludwig XIII., d. h. Richelieu, erhöhte diesen Kern auf 30,000 Mann; mit seinem Plane, aus Bürgern und Bauern eine Reserve oder die heutige „Territorial-Armee“ zu bilden, scheiterte jedoch der kühne Cardinal. Er mußte zum „racolement“ d. h. zur sog. freiwilligen Werbung, der schnöden Seelenver-

käuferei, auch noch des 18. Jahrhunderts, zurückgreifen. Daraus gingen die ungestümen Scharen Condé's und Turenne's hervor, die unter den folgenden Marschällen nicht gesitteter wurden. Schon 1666 hatte Ludwig XIV. 140,000 Mann, Kern und geworbene Milizbataillone, auf den Beinen.

Geschütz- und Belagerungswesen waren bedeutend verbessert; der geniale Vauban stand schon auf dem Plane. Belohnungen, Auszeichnungen, ein neuer Orden befeuerten die strebsamen Offiziere. Neue Marschälle wuchsen heran. Regelmäßiger Sold, gute Verköstigung und strenge Disciplin hielten den „Soldaten" willig, der nicht mehr „Knecht" genannt werden durfte. So war die Schöpfung, welche Louvois dem König zur Verfügung stellte. Dieser aber decretirte Alles von oben herab, er ernannte zu allen Chargen, vom Marschall bis zum Fähnrich.

Das Reglement schrieb an erster Stelle vor: „dem Soldaten bei jeder Gelegenheit das Gefühl für Ehre und Ruhm einzuschärfen." Waren die Soldaten aber erst draußen, in Feindes- wie in Freundesland, so galt das Lied:

„Wegelag'rer sind wir hier;
Schlägt uns nicht der Bauer todt,
Plündern, stehlen, schänden wir,
Jeder kriegt die Schwerenoth."

Als ein Oberst dem Marschall Turenne sein Regiment mit den Worten vorführte, es sei schön und gut, antwortete der Marschall: „Schön, das ist möglich; aber gut, das werden wir sehen. Wenn erst ein Viertel des Regiments die andern drei Viertel hat zusammenhauen sehen — dann ist es möglich, daß der Rest passabel wird."

Turenne zog am 2. Juni 1667 in Charleroi ein und erstürmte am 29. August Lille.

Europa spitzte jetzt wirklich die Ohren. England und Holland schlossen rasch Frieden: Neu-Amsterdam (fortan New-York) und New-Jersey kamen an England, Surinam nebst den üblichen Handelsvortheilen an Holland. Ludwig mäßigte

seine Ansprüche fast eben so plötzlich: außer der Franche-Comté verlangte er nur noch Luxemburg, Cambrai und etliche belgische Gränzplätze. Jan de Witt aber schloß mit dem englischen Residenten zu Brüssel, Will. Temple, den er in Breda kennen gelernt hatte, und dem schwedischen Gesandten zu London, dem Grafen Dohna, die Tripelallianz. Die drei Mächte kamen überein, daß der Frieden auf Grundlage des augenblicklichen Besitzstandes abzuschließen sei. Das war eine große Concession. In den geheimen Artikeln jedoch stand die gegenseitige Verpflichtung, den König Ludwig im Falle der Weigerung mit vereinter Macht beim Pyrenäenfrieden festzuhalten. Ludwig besann sich, behielt in Flandern, was er erobert hatte, nämlich Charleroi, Ath, Douay, Doornik (Tournay), Kortryk (Courtray), Lille, Oudenaarde und Furnes, gab Hochburgund auf und schloß den Frieden von Aachen, 1668. Mit Mühe barg er seine Wuth gegen die holländische Republik.

Im selben Jahre schloß auch Portugal Frieden mit Spanien. Der Prinzregent Don Pedro, Bruder des unglücklichen Affonso VI., hatte beim Ausbruch des Krieges, im Einverständniß mit der Königin Elisabeth von Savoyen, den König in das Schloß zu Cintra gesteckt, wo Affonso erst 1683 im Stumpfsinn starb, und sich mit der Schwägerin verehelicht. Don Pedro schloß jetzt den Frieden von Lissabon auf Grund der Unabhängigkeit Portugals.

Im Jahre 1669 kam der Frieden zwischen Portugal und Holland zu Stande, welch' letzteres die ehemaligen portugiesischen, dann spanischen Colonien weggenommen hatte. Portugal erhielt Brasilien und seinen ostindischen Besitz zurück. Als es unabhängig war, stellte es die Inquisition wieder her.

Kurz nach Abschluß des Aachener Friedens ließ Ludwig in seinem Cabinett die Ansprüche auf folgende Länder zusammenstellen: Sicilien, Neapel, Genua, Nizza, Piemont, Lucca, Mailand, Aragonien, Castilien, Navarra, Avignon, Venaissin, Flandern, Deutschland und England!!

Die Hand Frankreichs war bald überall. Während Schomberg in Portugal unterstützt wurde, kämpften französische Ritter mit ihren Knechten auf Candia neben den Venetianern gegen den Halbmond. Und während der Frieden mit Spanien geschlossen wurde, war schon der Friedens- und Freundschaftsvertrag zwischen Frankreich und dem Kaiser in Bezug auf Spanien fertig. Vergebens waren alle Anstrengungen Lisola's, des kaiserlichen Gesandten im Haag gewesen, den Kaiser zur Theilnahme an der Coalition zu bewegen. Der Kaiser schloß den Theilungsvertrag mit dem königlichen Agenten Grémonville ab, welcher seinem Herrn schrieb: „Der große Plan ist gelungen, die Trennung des Kaiserhauses von Spanien.“ Alle Mittel der sog. Staatskunst waren dazu verwendet worden: den Fürsten Auersperg köderte man mit dem Cardinalshute, den Fürsten Wenzel Lobkowitz bezahlte man baar; die drei Fürstenberge zu Köln, Straßburg und München, die sog. „Egonisten,“ waren französisch gesinnt. Die französisch-österreichischen Würfel, die über das Erbe des armseligen Karl II. geschüttelt wurden, lagen so: der Kaiser Leopold I. erhält Spanien, die amerikanischen Besitzungen, Mailand und Sardinien; der König Ludwig XIV. die Franche-Comté, Belgien, Neapel, Sicilien, Navarra, die Philippinen und die Besitzungen auf der afrikanischen Küste. Bekanntlich zerschlug sich das Alles.

Das nächste Augenmerk des Königs war die Republik der Vereinigten Provinzen. Schon als Republik war ihm Holland verhaßt, und die „Gazettiers“, d. h. die Presse dieser Republik, welche sich erdreistete, Flecken an der Versailler Sonne zu entdecken und das Privatleben des Königs in grelles Licht zu setzen, ein Dorn in seinem Auge. Die Holländer travestirten seine goldenen Siegesmedaillen durch groteske Bronzen. Und hatte der stolze Patricier Jan de Witt sich nicht erdreistet, den Josua zu spielen und der „Sonne“ Stillstand geboten?

War denn nicht mit diesem frechen Handelsstaat, der 30mal so viel Schiffe auf der See hatte, als das große Frankreich, mit diesem Schwemmlande des Rheindeltas, diesem „Hohlland“ unseres Zeitgenossen Le Masson aufzuräumen?

Zuvörderst galt es, die Tripelallianz aufzulösen. Madame Henriette, Herzogin von Orleans, die Schwester Karls II., ging 1670 mit der Quéroualle nach Dover und schloß einen Subsidien-Vertrag mit England ab. Im selben Jahre wurde Lothringen besetzt, der Herzog Karl IV. entfloh. 1672 wurde Schweden losgebröckelt und durch den Kanzler La Gardie mit Frankreich verbündet; es sollte mit 16,000 Mann in Vorpommern Wache stehen gegen ungefügige deutsche Reichsfürsten; die Kosten zahlte Frankreich. Ein neuer Rheinbund ward geschlossen: der Kurfürst von Köln, Maximilian Heinrich von Bayern, verpfändete die Festung Neuß; Bernhard von Galen, Bischof von Münster, verpflichtete sich zur Offensive; der Herzog von Hannover und der Bischof von Osnabrück gewährten freien Durchzug. Nur der Kurfürst von Brandenburg war nicht zum Abfall zu bewegen; er schloß bereits am 1. Mai 1672 ein Bündniß mit Holland.

Der Kaiser war allerdings für Ludwig zweifelhaft geworden. Seine Fürsprache für den Herzog von Lothringen hatte Ludwig beleidigend zurückgewiesen. Grémonville aber brachte es in Wien durch Drohungen dahin, daß ein Vertrag vom Nov. 1671 stipulirte wurde: der Kaiser werde sich in keinen Krieg mischen, der das Reich nicht direct betreffe.

Auf einen Wink Ludwigs pflückte der elende Karl Stuart einen Krieg mit Holland vom Zaune. Die Hochmögenden, von Frankreich schwer bedroht, suchten England durch Nachgiebigkeit zu begütigen. Den jungen Oranier, den Neffen Karls, machten sie sogar zum nominellen Generalcapitän. Scheinbar wurde so das „Ewige Edict“ sammt der „Harmonie-Akte“ aufgehoben, durch welche Jan de Witt den Statthalter vom Commando der Land- und Seemacht feierlich ausgeschlossen hatte. Alles umsonst.

Louvois hatte das Heer auf 180,000 Mann gebracht; drei Armeecorps von zusammen 120,000 Mann setzten sich im Frühjahre 1672 in Marsch. Alles fungirte mit der Genauigkeit einer Maschine.

Das stolze Patricierthum in Holland, dem überseeischen Handel und der Börse dienstbar, hatte seine ganze Aufmerksamkeit der Marine gewidmet, die Landarmee und die Festungen dagegen vernachlässigt.

Es war vorauszusehen was geschah. Der König Ludwig selbst drang noch im Juni durch das verbündete Kur-Köln, zu dem auch Lüttich gehörte, an den Rhein, überschritt denselben beim Tolhuis und fiel in Holland ein. Die Cleve'schen festen Plätze, den Holländern verpfändet, wurden sämmtlich genommen. Der Bischof von Münster fiel in Groningen ein, der Marschall Luxemburg in Over-Yssel, der Marschall Turenne in Geldern. Ohne Schwertstreich ergaben sich die faulen Festungen, zuletzt Utrecht. Der Seesieg de Ruyters über die französisch-englische Flotte fiel nicht ins Gewicht. Die französische Cavallerie schwärmte bis in die Nähe von Amsterdam. Die Eroberung des Landes wäre noch rascher vor sich gegangen, hätte nicht Louvois nach seiner Neigung Bravourstücke gegen sämmtliche Festungen aufführen wollen, wobei ihm Condé vergebens widersprach.

Indessen war der Stolz der Patricier oder Staatischen völlig gebrochen; sie unterhandelten und boten in ihrer Herzensangst im französischen Lager bei Doesburg die Abtretung der „Generalitätslande" (der „zugetheilten Orte" nach dem Schweizer Ausdruck), d. i. den ganzen Gränzstreifen am linken Maasufer von Mastricht bis Breda, sammt 12 Mill. Gulden. Ludwig verlangte, auf Louvois' Betreiben, viel mehr, Nimwegen, Südgeldern, Mörs, freie Einfuhr der französischen Waaren, jährliche Lehenshuldigung! In Deutschland sagte man: „Die Union läßt sich beißen wie eine Maus."

In diesem Zeitpunkte erhob die oranische Partei zornmüthig ihr Haupt. Jan de Witt war bereits einmal von

vier Meuchelmördern angefallen worden, doch glücklich davon gekommen. Die Mörder flohen zu Wilhelm von Oranien, der ihnen ein Jahrgehalt aussetzte. Im Haag brach jetzt ein Aufstand los. Der 21jährige Wilhelm wurde zum Statthalter von Holland und Seeland ausgerufen und zum Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht ernannt. Das Volk ertrotzte die Durchstechung der Dämme. Das Land stand im Meere. Die Verhandlungen mit Frankreich hatten ihr Ende erreicht.

Cornelis de Witt saß im Gefängniß; er war beschuldigt einen Chirurgen zum Morde des Prinzen Wilhelm gedungen zu haben und zur Verbannung aus den Provinzen Holland und Westfriesland verurtheilt. In dem Augenblicke als Jan de Witt seinen Bruder aus dem Gefängniß abholte, am 20. August 1672, zerriß das wüthende Volk im Haag die beiden Brüder de Witt, Jan, den Staatsmann, und Cornelis, den Admiral. Der rasende Mob zerschnitt die edlen Männer in Stücke und verkaufte die einzelnen Glieder um schweres Geld.

Wilhelm war Parteihaupt, konnte und wollte als solches nicht strafen; das Vaterland aber wollte er retten: „Den Untergang des Vaterlandes nicht zu sehen, laßt uns in der letzten Schanze sterben!“

Unterdessen rührten sich auch andere Mächte. Noch vor Ablauf des Jahres 1671 hatte der spanische Gesandte im Haag erklärt, daß Spanien sich einem Angriff Frankreichs auf die Republik widersetzen werde. Das war nun freilich weniger erfolgreich als hochpolitisch: Spanien für seine abgefallenen Provinzen! Doch rettete der Statthalter der Niederlande Breda und Herzogenbusch vor den Franzosen.

Unermüdlich thätig und voll der redlichsten Einsicht war der kaiserliche Gesandte Franz von Lisola, ein geborner Hochburgunder. Dieser begabte Mann verfocht neben dem Oranier die conservative Solidarität Aller gegen Frankreich. Damals schrieb er in einer Broschüre: „Die Republik Holland kann nicht untergehen, als mit Rückwirkung auf Alle. Wie ihr

Untergang ein allgemeiner Schaden sein würde, so ist ihre Erhaltung die allgemeine Erhaltung.“ Am 27. Mai 1672 meldete er nach Wien: „Die Franzosen überschreiten jetzt die Gränzen der Republik. Bereits sind der Rhein, die Mosel, die Lippe, das Erzstift Köln, das Stift Lüttich in ihrer Gewalt. Bisher zielen ihre Schritte mehr auf das Reich als gegen die Republik. Ich erinnere an mein altes Wort, daß das Streben Frankreichs auf die Herrschaft am Rhein und auf die Wahl zum römischen Könige gerichtet ist. Um so dringender geht die Forderung an uns, das was wir thun wollen, bald zu thun.“ Dann war Lisola eiligst vom Haag nach Amsterdam geeilt und hatte die Behörden auf eigene Faust zum Widerstande ermuntert.

Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg war der Onkel des jungen Statthalters und zudem in seinen Cleve'schen Besitzungen selbst angegriffen. Er verlangte vom Kaiser die Garantie für diese letzteren. Leopold, durch den fatalen Theilungsakt von 1668 gebunden, fügte sich endlich den Anforderungen des Augenblicks und schloß mit Brandenburg den Vertrag zur Sicherung der Reichsgränzen ab. Das Abkommen mit Frankreich vom Jahre 1671 erklärte er für erledigt.

Das war nun wenig genug, der Oranier forderte für die gezahlten Subsidien einen Krieg auf dem linken Rheinufer und das active Einschreiten. Holland war wirklich in Noth, dafür machte es aber auch verzweifelten Ernst, und der alte Muth versagte nicht. Der Admiral de Ruyter wehrte der französischen Flotte hartnäckig die Einfahrt in die Zuydersee. Der Marschall Luxemburg wich vor den Fluthen aus der Provinz Holland zurück. Lisola trieb in Wien fort und fort zur Action.

Leider hatte der Vertrag zwischen dem Kaiser und Brandenburg, für dessen Zustandekommen der brave Montecuccoli als Präsident des Hofkriegsraths eifrigst gewirkt, keine wesentlichen Folgen. Es standen nominell 20,000 Brandenburger und 16,000 Oesterreicher im Felde, aber sie leisteten nichts,

außer daß die Franzosen einen Theil ihrer Armee aus Holland zurückziehen mußten. Montecuccoli, der sich dem Ende seiner Laufbahn näherte, dachte gerade wie Lisola: die Absicht der Franzosen gehe mehr auf Deutschland als auf Holland. Nicht umsonst seien 30,000 Pferde bei ihrer Armee, die offenbar für die deutsche Ebene bestimmt wären. Wenn Holland so federleicht zu bezwingen gewesen, was sollte es erst in Deutschland geben? Der König Ludwig gehe auf die Alleinherrschaft, auf die „Monarchie" aus. Man müsse ihn mit Muth, Entschlossenheit und Macht bekämpfen. Eines Tages würden auch die Schweden in Brandenburg einfallen, sagte der prophetische Kriegsheld.

Sein Plan bestand darin, den Rhein zu sperren und so den Franzosen Lebensmittel und Rückzug abzuschneiden. Aber es gelang ihm nicht, definitive Instruction für seinen Feldzug zu erhalten; auch fand er bald die verbündete Armee zu schwach und ohne Aussicht auf Nachschub. Er mußte daher nothgedrungen temporisiren. Zudem kannte Ludwig seinen Lobkowitz und die phlegmatische Natur des Kaisers. Er trug diesem brieflich Frieden und Freundschaft an und Lobkowitz meldete dem Montecuccoli, jede „Ruptur" zu vermeiden! Montecuccoli machte dem Kurfürsten kein Geheimniß aus seinen Ordres, überredete ihn zum Rückzuge vom Mittelrhein nach Westfalen und gab, dieses Treibens müde, seine Entlassung ein. Der Kaiser nahm sie nicht an, forderte ihn vielmehr auf zu bleiben, „per regolar Brandenburg", um Brandenburg zu gängeln! Am 25. Januar 1673 nahm der Kaiser die Entlassung an. Der Kurfürst aber, seinerseits des Gängelns müde, suchte den Frieden mit Frankreich, der auch am 10. Juli 1673 zu Vossem (zwischen Antwerpen und Lüttich) zu Stande kam. Der Cleve'sche Besitz blieb dem Kurfürsten gesichert, er aber wollte Frieden halten, „mit Vorbehalt seiner Reichspflichten."

Als das Kriegstheater sich zu verschieben drohte, war König Ludwig in aller Eile nach Paris gereist, um dort die noch frischen Lorbeern zu ärnten und in der Anbetung seiner

Getreuen die Feigheit zu vergessen, die er persönlich beim Rheinübergange bewiesen.

Seine Armee hat in Holland getreulich nach jenem obigen Soldatenliede gehaust. Der herzlose, unerbittliche Louvois hatte selbst die Parole ausgegeben: Manger le pays! Der Marschall Luxemburg stahl wie ein Rabe, die Soldaten stahlen, und dennoch blieb für den König noch ein guter Diebsantheil übrig.

Die österreichisch-brandenburgische Diversion löste sich in nichts auf; die Franzosen gewannen allenthalben die Oberhand. Vauban hatte das feste Mastricht nach den Regeln der Kunst erobert; Turenne war in Westfalen eingebrochen, die Wetterau war von ihm verwüstet. Da regte sich in Deutschland so etwas wie patriotischer Unwillen, der auch nach Wien rückwirkte. Am 30. August 1673 kam der Tripelvertrag zwischen dem Kaiser und Holland, Spanien und Holland, zwischen allen dreien und dem Herzog von Lothringen zu Stande. Der Kaiser stellte 30,000 Mann ins Feld, wofür er 45,000 Thaler monatliche Subsidien von Holland bezog. Und jetzt richtete er an Frankreich die Forderung: Räumung des Reichsbodens, Herstellung des Status quo ante, Herausgabe Lothringens und Schadenersatz. Es wehte in Wien ein anderer Wind, Lobkowitz war in Ungnade gefallen, Montecuccoli die Seele der kaiserlichen Politik geworden. Jetzt zeigte er was er konnte, wenn er wollen durfte. Seinen alten Plan führte er so genial wie energisch durch: er täuschte den Marschall Turenne ins Elsaß zurück und eroberte in Gemeinschaft mit Oranien die kurfürstliche Residenz Bonn. Der Reichsverräther Wilhelm von Fürstenberg wurde als Vasall des Kaisers gefangen nach Wien gebracht, Köln und Münster zum Frieden gezwungen.

De Ruyter und Tromp siegten derweilen zur See. Condé wich bei Mastricht zurück. Als Ludwig sich über die Zähigkeit der Holländer ärgerlich wunderte, sagte ihm Colbert: „Weil die Holländer so fleißig, nüchtern und energisch sind, wird es Ew. Majestät so schwer sie zu überwinden.“

In England zwangen das Parlament und die öffentliche Meinung den König Karl 1674 zum Frieden mit Holland. Im Mai desselben Jahres erklärte das Reich den Krieg an Ludwig; der Kurfürst von Brandenburg, eingedenk seiner „Reichspflicht", schloß sich an. Lisola, der grade jetzt starb, sah seinen Herzenswunsch erfüllt; ein Mächtigerer war an seine Stelle im Kampfe gegen den französischen Gewaltherrscher getreten. Der Krieg hieß fortan: Oranien contra Bourbon!

Indessen hielten die französischen Marschälle Stand, und was diese nicht leisteten, das vollbrachten des Königs Hetzereien. Vauban rückte in Hochburgund ein und bemächtigte sich so des diesmaligen Hauptobjectes. Condé siegte im August 1674 bei Senef in der blutigsten Schlacht des Kriegs über Oranien und die Spanier. Turenne drang über den oberen Rhein, siegte bei Sinsheim über den kaiserlichen Hofgeneral Bournonville und besetzte die Unterpfalz; dann verwüstete er die links-rheinische Pfalz methodisch, um den Verbündeten den Einmarsch unmöglich zu machen, und warf 1675 die Deutschen aus dem Elsaß. Vergeblich hatte der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz den Marschall Turenne zum Duell gefordert, vergeblich der Kurfürst von Brandenburg alle Tapferkeit seines Derfflinger aufgeboten. Wiederum beklagte er sich über mangelnde Unterstützung von Seiten der Kaiserlichen.

Mittlerweile war Ludwig bemüht gewesen, jede der coalirten Mächte anderwärts zu beschäftigen: die Spanier auf Sicilien, in Oberitalien durch den Savoyer; den Kaiser durch Ungarn und Türken; den Kurfürsten von Brandenburg durch die Schweden. Die mit Frankreich verbündeten Schweden fielen aus ihren pommerschen Besitzungen unter General Wrangel in die Kurmark ein. Der Kurfürst zog daher in gewaltigen Märschen vom Rhein ab, sein eigenes Land zu vertheidigen. Am 28. Juni 1675 schlug er die siegreiche Schlacht bei Fehrbellin, die ihm schlecht genug vergolten wurde.

Im Westen drang Turenne wieder über den Rhein, vergewaltigte das Land von Freiburg bis Heidelberg, fiel dann

aber am 27. Juli 1675 im Kampfe gegen Montecuccoli bei Saßbach, unweit Renchen, dem Wohnsitz Grimmelshausens, durch eine Kanonenkugel: ein brillantes Thema für die französische Rhetorik. Man sagt, daß Ludwig bei dieser Todesnachricht zum erstenmale die würdevolle Haltung verlor. Auch Condé verschwand bald nachher vom Schauplatz; die Gicht ertheilte ihm den Abschied und quälte ihn dann noch 10 Jahre lang auf seinem Landsitze zu Chantilly.

Es war die letzte Waffenthat Montecuccoli's gewesen. Todkrank nahm er mit 66 Jahren seinen Abschied und begab sich nach Wien. Und wiederum wurde der Anprall der französischen Heere sehr bedrohlich.

Einen Augenblick schienen die Verbündeten Luft zu bekommen. Der Herzog Karl von Lothringen schlug bei Conz am Zusammenfluß der Saar und Mosel den Marschall Créqui, der, immer auf Louvois' Befehl, das Land zwischen Mosel und Rhein in Asche legte, und nahm ihn sogar gefangen. Aber im Jahre 1677 setzte Créqui sein Handwerk fort und eroberte sogar Freiburg i. Br. Der Oranier wurde bei Saint-Omer geschlagen, was im nächsten Jahr die Eroberung von Gent und Ypern durch den Marschall Humières zur Folge hatte.

Da verlangte Colbert, die andere Seele Ludwigs, energisch den Frieden. Es war kein Geld mehr aufzutreiben. Montecuccoli hatte sogar für den Sieger wahr gesprochen, als er die drei Bedingungen des Krieges: Geld, Geld und noch einmal Geld nannte.

Die neu aufgelegte Stempeltaxe hatte einen Aufruhr verursacht; das Tabakmonopol war eingeführt worden und hatte die Anforderungen des Staatssäckels nur noch höher gespannt. Solche Monopoleinnahmen gelten bald als selbstverständlich und stillen den Appetit nicht. Der im Anfang der Regierung Ludwigs abgeschaffte Aemterverkauf war noch viel schwunghafter erneuert worden. Anleihen hatte man zu 7½ Procent, im Ganzen an 300 Millionen aufgenommen. Im Jahre 1675

meldete der Gouverneur der Dauphiné, Herzog von Lesdiguières: der größte Theil der Bevölkerung esse Brod aus Eicheln und Wurzeln und beginne sich von Gras und Baumrinde zu nähren. Der Engländer Locke sah auf seiner Reise durch Südfrankreich ganze Strecken Landes unangebaut, viele Häuser in Trümmern. Das Landvolk wurde überhaupt, ganz nach Colberts Principien, weit mehr gedrückt als die industrielle Bevölkerung der Städte. Das Budget des Königreiches stieg von 1670—1679 von 70 auf 131 Mill. Livres. Und dabei führte man einen eleganten, ja pomphaften Krieg und verwüstete draußen, was daheim von selbst zerfiel.

Colbert würde jedoch wahrscheinlich umsonst gepredigt haben, wenn sich am politischen Horizonte nicht für den König „schwarze Punkte“ gezeigt hätten. In England wurde die Volksstimmung immer drohender. Sie verlangte, der König solle den Krieg an Frankreich erklären, um den Frieden herzustellen. Karl Stuart weigerte sich deß, ließ sich vielmehr durch neue französische Jahrgelder bestechen, um die er freilich geprellt wurde. Daneben verursachte es dem König Ludwig großen Aerger und ernstliches Bedenken, daß die Tochter Jakobs von York sich mit dem Oranier verlobte und rasch (im October 1677) vermählte.

Der Statthalter der Niederlande, immer tapfer und fast beständig geschlagen, war wieder um einen Schritt weiter auf seiner Bahn gelangt, deren Ziel darin bestand: Holland, trotz der widerstrebenden Staatischen, mit England, trotz der Stuarts, zu vereinigen wider den europäischen Störenfried und Europa um beide zu scharen. Die Regenten von Amsterdam hatten ihm einst gesagt: die Erniedrigung von Frankreich, ja die Eroberung der Welt seien ihnen nicht so theuer als ihre Privilegien. Sie waren durch blutige Gewalt zu Boden geworfen. Karl II. hatte zwei Kriege gegen Holland geführt und die Politik Frankreichs gegen klingende Münze unterstützt: zuletzt siegten die Whigs und England ging mit dem Statthalter.

Ludwig war nicht nur der Mann der Gewalt, er war auch der geriebenste Diplomat seiner Zeit. Vielfach besorgte er das Auswärtige selbst, seine umfassende Correspondenz legt Zeugniß dafür ab. Bis zu Lyonne's Tod (1671) hatte er diesen Meister ausgelernt; Pomponne, der an seine Stelle im auswärtigen Amte trat, war dem König zu „schwach", weil er sich nicht über jedes Bedenken wegsetzen wollte. Jetzt behandelte er meistens den Fachminister und dessen Agenten wie seine Commis; correspondirte und cabalirte direct mit den Barillon Torcy und Grémonville, deren höchstes Lob darin bestand, des Königs Aufträge glücklich besorgt zu haben.

Als er die Nothwendigkeit des Friedens einsah, trennte er abermals die Verbündeten und fing Holland schon im August 1678 ab: er sicherte ihm seinen ganzen früheren Besitzstand zu. Spanien und Deutschland mochten die Zeche bezahlen. Im allgemeinen Frieden von Nimwegen (1679) erhielt Frankreich Hochburgund und die belgischen Gränzfestungen Valenciennes, Condé, Maubeuge, dazu Ypern und Saint-Omer. Der Kaiser gab Freiburg und den gefangenen Fürstenberg heraus und gewährte Frankreich die Etappenstraße durch das Reich behufs der Kriegführung gegen Brandenburg, welches sich eben in Ostpreußen der von Lievland aus eingefallenen Schweden kräftigst erwehrte. Bereits rückten die Franzosen in Cleve ein und Marschall Créqui kam bis Minden! Da sah sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm gleichfalls zum Frieden genöthigt, den er Ende Juni 1679 zu St. Germain en laye abschloß. Schweren Herzens mußte er den Schweden alle Eroberungen herausgeben.

Lothringen, strategisch den Franzosen zur Verfügung gestellt, wurde von dem neuen Herzog Karl V. gar nicht betreten. Ludwig XIV. ging mit großen Vortheilen und vollen Ehren aus dem Kampfe mit der Coalition hervor.

In Holland trug sich während dieses Krieges etwas ganz Neues zu; die Signatur der modernen Börsenwelt ging am Horizont auf. Daß civilisirte Völker, eben weil sie reicher sind, unverhältnißmäßig mehr durch den Krieg leiden, als ungebildete und ärmere, diese Beobachtung wiederholte sich nur in Holland. Aber mit der Anhäufung des sogenannten Nationalcapitals wachsen auch die bösen Chancen für den Theilhaber an diesem Capital, und wo erst der Credit den Canal des Geldes bildet, da wirken Hoffnung und Furcht eben so stark wie Sieg und Niederlage. Holland war durch seine Befreiung von Spanien rasch in die Capitalwirthschaft hineingetrieben worden. 1608, ein Jahr vor dem Waffenstillstande, wurde die Börse von Amsterdam eröffnet; 1609, wie zur Feier des provisorischen Friedens, die Bank gegründet. Der Capitalhandel stand in höchster Blüthe, als Ludwig XIV. den Krieg begann.

Als im Juni 1672 die Franzosen tief im Lande standen und nur noch die Provinzen Seeland und Holland frei waren, wurden die Curse, namentlich der Staatsschuldscheine, von einer wahren Panik ergriffen. Bis zum März 1673 sprangen sie dann wieder auf Pari.

Da die Bundesgenossenschaften in Europa nur durch Subsidien zu erhalten waren, so hatte männiglich die Augen auf die Amsterdamer Börse geheftet. Es frug sich ja, was die erhaltenen Obligationen im gegebenen Moment werth sein würden. Baares Geld wurde nicht gezahlt, weder dem Kurfürsten von Brandenburg, noch dem Kaiser Leopold. Mit dem Amsterdamer Curse schwankte auch der Barometer der Freundschaft. Das Betragen Dänemarks ließ sich z. B. mit großer Sicherheit nach dem Curszettel berechnen. Verschiedene Gesandte, namentlich der österreichische Lisola, lernten förmlich das „Inkostgeben", indem sie gegen Verpfändung der Obligationen baares Geld aufnahmen. Umgekehrt dienten aber auch die Creditverhältnisse zum Sporn für die Bundesgenossen; im besonderen trifft dies wieder den Kaiser, der durch thätigeres Eingreifen in den Krieg auf Besserung der Curse hinarbeitete,

um ein besseres Geschäft zu machen. Endlich wurden die Agenten des Kaisers so klug, die Schuldscheine nur noch nach dem augenblicklichen Curswerthe zu nehmen.

So kam, wie man richtig bemerkt hat, durch den Krieg von 1672—1679 ein neuer Factor in die europäische Politik: der Handel mit Werthpapieren oder kurz gesagt die Börse.

—

Wir haben jetzt ein Wort von den Hetzereien und Zettelungen der französischen Politik im Auslande zu sagen. Die zunehmende Kälte Englands, die Coalition des Kaisers mit Spanien, Holland und Brandenburg (1674) boten die Veranlassung. Der Grundsatz: der Feind meines Feindes ist mein Freund, der so unzählige Düpirungen zuwege gebracht, ist in der neueren Geschichte am häufigsten von Frankreich angewandt worden. Andere haben ihn dort abgeguckt und für eigene Erfindung ausgegeben.

Frankreich hetzte lange Zeit in Schottland, schürte in Irland, unterstützte sogar die Aufrührer in beiden Ländern. Wir haben ferner erzählt, wie der Cardinal Richelieu den rebellischen Catalanen gegen die Regierung zu Madrid beisprang, wie Ludwig XIII. Graf von Barcelona wurde und wie Mazarin das „glorreiche" Catalonien im Jahre 1652 — preis gab. Jetzt, im Jahre 1675, 23 Jahre nach der letzten Fopperei, ging Messina in die Falle. Die Stadt empörte sich gegen die drückende spanische Herrschaft, der französische Admiral Duquesne kam ihr zu Hülfe, traf aber in den sicilischen Gewässern auf den holländischen Seehelden de Ruyter, der für Spanien focht. Es kam zur glänzenden Seeschlacht bei Catania (1676), de Ruyter selbst fiel angesichts des Aetna; Frankreich schien die spanische Herrschaft zu brechen. Was aber mit Bravour, zur See wie zu Lande, erobert wurde, das verdarben die Muscadins vom Pariser Hofe. Es erschien in Messina der alberne Vivonne, der Bruder der Montespan. Als man sich auf einen bessern Mann besonnen, schiffte sich

d'Aubuisson de Lafeuillade nur aus, um sich wieder einzuschiffen. Es war ja doch Alles blos Spiel, Messina hatte seine Schuldigkeit gethan. Zu Nimwegen wurde eine kleine Komödie aufgeführt, als ob das Schicksal Messinas Frankreich am Herzen liege. In der That ließ es sogar die Flüchtigen im Stich, 500 Heimkehrende wurden gehängt.

Derselbe Lafeuillade, in dem ein Stück Condé steckte, war auch in Candia gewesen, welches Venedig gegen die furchtbare türkische Belagerung zu vertheidigen hatte. Mit der Reitpeitsche in der Hand hatte er einen Ausfall commandirt. Auf ihn war der Herzog von Noailles gefolgt, der auf allerhöchstes Commando die Venetianer in der gefährdetsten Lage verließ. Niemand durfte unter dem herrischen Könige sich unterstehen, auf eigene Faust tapfer zu sein; die diplomatische Cabale beherrschte die Feldherren und die Schlachten. Ludwigs Regierung war ein Uhrwerk, in welchem jede Persönlichkeit zum Rädchen oder Stiftchen degradirt wurde.

Mit dem Frieden von Nimwegen („Nimm weg!" spottete man mit deutschem Galgenhumor) näherte sich Ludwig der Höhe seiner Macht, wenn auch noch lange nicht seiner Vergewaltigungen. Mit knapper Noth hielt Colbert bis dahin dem Dämon des Krieges das Gleichgewicht. Aber der gespreizte und eitele Hochmuth des Königs trug kein Maß in sich selbst. Wenn Colbert erst ging, so verwüstete Louvois Frankreich und überlieferte den Namen des Königs dem Fluche der Völker und des eigenen Volkes.

Bald nach dem Frieden trat der König mit einer unerhörten Prätension auf. Nicht zufrieden mit dem völkerrechtlich Zugesicherten, verlangte er die Abtretung aller Dependenzen, die jemals zu den eroberten Gebieten und Städten gehört hatten, oder die er Lust hatte, dazu zu schlagen. Den Plan zu diesen „Reunionen" hatte sein Hoflegist Roland de Revaulx ausgeheckt. Der König setzte 1680/81 „Reunionskammern" zu

Metz, Besançon, Tournay und Breisach ein, die ihm natürlich aufs bereitwilligste zusprachen, was er verlangte. Die Kammer zu Metz erklärte die drei Bischöfe von Metz, Toul und Verdun einfach zu französischen Lehensträgern, welche alle Städte, Dörfer, Mühlen u. s. w. zu verzeichnen hätten, die ihren Sprengeln im Laufe der Zeit abgegangen wären. Die Kammer zu Besançon verfügte über die Franche-Comté, die von Tournay über Flandern, die Breisacher über den Elsaß. So wurden dem deutschen Reiche die zehn elsässischen Städte, die sogenannte Dekapolis, den Schweden ihre Souveränität über ihre Pfalz-Zweibrücken'schen Besitzungen, dem Herzog von Würtemberg die über Montbéliard oder Mömpelgard, dem Statthalter der Niederlande die über Chiny, den Spaniern die über Luxemburg abgesprochen. Es handelte sich im Ganzen um 80 Lehen, um 600 Städte, Dörfer, Weiler und Mühlen. Vauban war auf der ganzen Gränzlinie mit Festungsbauten beschäftigt.

Am 30. September 1681 wurde das alte deutsche Straßburg, die freie Reichsstadt, die Burg der Reformation und des Kunstfleißes, durch einen Handstreich Louvois' genommen. Der Bischof Egon von Fürstenberg hatte den Verrath eingeleitet. Als die Franzosen in der Nacht stürmten, bliesen die Stadttrompeter vom Münsterthurme herab: „Wenn wir in höchsten Nöthen sind." Das Volkslied aber zürnte und spottete zugleich:

„Straßburg, Straßburg, schäme dich
Mit deinem Zeughausprahlen!
Pfui dich, wie liederlich,
Ist deine Ehr' gefallen!
Hier liegt sie in dem Koth,
Ist das nit Schand und Spott!

Straßburg, Straßburg, o der Schand,
Daß du dich hast übergeben
Jetzt in der Franzosen Hand! — —

Meine Stimme mir erbebt,
Und die Wangen thun erbleichen,

Daß man dieses noch erlebt
In den edlen deutschen Reichen!
Warst eine unbefleckte Magd,
Jetzt zu dir man Hure sagt."

Vauban baute sofort die Citadelle, von der er behauptete, keine Macht Europas solle sie nehmen.

Die Macht Deutschlands aber lag in den Banden des Dualismus; Oesterreich hatte mit den Ungarn und Türken zu schaffen, und Brandenburg konnte nicht vergessen, daß es zu Nimwegen leer ausgegangen war — es hielt sich zu Frankreich.

Gerade in dem Türkenkriege spielte Ludwig sein perfidestes Spiel. Er unterstützte den Emmerich Tököli in Ungarn gegen Oesterreich, er hetzte die Osmanen herbei. Und dann ließ er zur Scheinhülfe für Oesterreich 1681 Tripolis, 1684 Algier bombardiren, während er Straßburg nahm und sich mit dem Reiche abfand.

Der Krieg gegen den Bedränger war unmöglich — die Türken lagen 1683 unter Kara Mustapha vor Wien — es wurde ein Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen, der im folgenden Jahre zu Regensburg die allgemeine Ratification erlangte: Frankreich behielt „auf 20 Jahre" Alles was es zusammengeraubt hatte. Der Raub sollte sich zwar nur bis zum Datum des 1. August 1681 erstrecken, aber Straßburg wurde ausdrücklich einbegriffen.

Im Jahre 1684 ließ Ludwig noch die Stadt Genua bombardiren und wegen ihrer Anhänglichkeit an das Kaiserhaus züchtigen. Auch das ging ungestraft hin.

Die Selbstherrlichkeit des immer gut katholischen, nunmehr frömmelnden Königs fand nach innen ihren beredten Ausdruck in der Aufhebung des Edicts von Nantes. Die Bedrückungen der Hugenotten, die besonders südlich von der Loire sehr zahlreich waren, hatten zwar schon längst, gleichzeitig mit dem holländischen Kriege begonnen; Verfolgungen und Corruption waren am Werke gewesen. Colbert, der ein wesentliches In-

teresse an dieser ruhigen und fleißigen Bevölkerung hatte, schützte sie eine Weile nach Kräften im Languedoc. Seit dem Nimweger Frieden aber gaben die Maintenon und der P. Letellier die Parole aus: „Ausrottung". Bossuet ertheilte als französischer Papst seinen Segen dazu und Louvois, der gerade nach außen keinen Krieg zu führen hatte, lieh seine Dragoner — die „bespornten Bekehrer". Dem selbstgefälligen Könige schmeichelte die Idee, daß in seinem Reiche Jeder nach seiner Façon selig werden müsse.

So ging denn 1681 die Bekehrungs-Campagne gen Süden. Dragoner wurden den „Ketzern" ins Quartier gelegt, auf ihre Kosten, auch auf Kosten der Hausehre. Familien und ganze Gemeinden wurden mürbe gemacht und zur Kirche getrieben. „Rückfällige", die eine erzwungene Handlung bereuten, wurden schwer gestraft. Der tapferste Bekehrungs-General war Foucauld, der sich im Béarn für ewig brandmarkte.

Bekehrungen gegen baares Geld gewährten kindische Genugthuung und entsittlichten die schwachen Gemüther. Unglaubliche Willkür vertagte die Schuldzahlungen der Katholiken an die Protestanten — ein Moratorium für Rechtgläubigkeit!

Endlich wurde den Protestanten jegliche Duldung versagt: der dritte Bourbon cassirte am 23. October 1685 mit einem Federzug die Großthat des ersten. Die protestantischen Kirchen wurden geschlossen, es gab nur noch katholische. Die Auswanderung war bei Galeerenstrafe verboten. Die Kinder wurden mit 7 Jahren gewaltsam den Aeltern entrissen und in katholische Schulen gesteckt. Kinder von Katholiken und Hugenotten wurden für unehelich erklärt. Für offenen Uebertritt zahlte man 6 Livres per Kopf. Von den Millionen, nach denen die Hugenotten noch immer zählten, entflohen 500,000 ins Ausland, nach England, Holland, Deutschland. Die Berliner Colonie stammt aus jener Zeit. Eine Masse französischer Namen in Deutschland rührt von jener Hegira her: eine Colomb gebar Alexander von Humboldt. Capital, Kunstfertigkeit und Genie suchten sich wohnlichere Stätten. Wir werden den Bedeutendsten

unter den Réfugiés noch begegnen. Ludwig aber schickte sich an, auf der andern Seite des Bergs hinabzugehen. Colbert war 1684 gestorben; er mußte bei Nacht und Nebel begraben werden, damit sich das Volk von Paris nicht an seiner Leiche vergriffe.

Der genialste Mann Frankreichs sah noch bei Lebzeiten sein Werk an der Wurzel angegriffen; ein Jahr nach seinem Tode sollten die Wurzeln ausgegraben werden. Colbert, von dessen Verwaltungs-Reformen bereits die Rede war, ist auch der Begründer des sogenannten Mercantilsystems. Gegen diese Bezeichnung ist, wie gegen Windmühlen, viel gekämpft worden. Man hat später aufgekommene Begriffe, Principien, die jener Zeit völlig fremd waren, gegen Colbert ins Feld geführt und namentlich mit Abstractionen dabei operirt.

Die Völker von damals, insofern sie Bildung und Bewußtsein besaßen, traten als national-staatliche Individualitäten auf und setzten ihr Ich jedem andern Ich entgegen. So machte es England seit der Elisabeth und insbesondere seit dem Langen Parlament und Cromwell. So machte es die holländische Republik, oft in frevelhafter Weise. Richelieu hatte den Grund zur staatlichen Einheit Frankreichs gelegt, Louvois bildete die königliche Kriegsmacht aus; um stark zu sein, muß man Geld haben, das Geld im Lande behalten und, was die Bedingung des Geldhabens ist, nichts von den Andern kaufen, was man selbst produciren kann, vielmehr an die Andern möglichst viel verkaufen. Um das letztere zu können, ist es erforderlich, daß man gute und schöne Waare liefert.

Colbert, der als diplomatischer Agent in Venedig Handelspolitik studirt hatte, entwarf seinen Plan als Finanz- und Handelsminister. Die Zolltarife von 1664 und 1667 besagen: niedrige Ausfuhrzölle, niedrige Zölle auf eingeführte Rohstoffe, hohe Zölle auf fremde Manufacte. Das konnte Spanien auch; aber Colbert that mehr, er pflanzte die Industrien des Auslandes, gegen die er hohe Zölle errichtete, mit Energie und

Sachkenntniß in Frankreich selbst an. Von draußen ließ er die besten Arbeiter als Lehrmeister kommen und bildete eine zahlreiche, gewandte Generation von Kunsthandwerkern heran. So verdrängte er die flandrischen Arazzi durch die Gobelins und die Tapeten von Beauvais; die Spiegel und Gläser des venetianischen Murano durch die Producte von St. Gobin und Cirey. Das Porcellan von Sèvres und die Seidenwaaren des Südens erstiegen die höchste Stufe der Vollendung. Die englischen gewirkten Strümpfe, die niederländischen Tuche, die deutschen Blech- und Messingwaaren wurden ausgestochen. Unübertreffliches leistete Frankreich an Juwelier- und Goldschmied-Arbeiten.

In den Dienst der Tapeten- und Porcellan-Manufactur stellte er die ersten Künstler des Landes: einen Lebrun, Champaigne, Mignard. Die königlichen Institute sahen von jedem Reinertrag ab, sie dienten blos zu Musteranstalten. Die betreffenden Kosten verzinsten sich reichlich durch die erhöhte Steuerfähigkeit der privaten Industrie. Die Unterstützung dieser Industrie war aber auch mit dem Schutze des Abnehmers verbunden: Colbert ließ die Erzeugnisse der Privaten controliren und nöthigenfalls zurückweisen. Er setzte an die Stelle der mittelalterlichen Zunft die Aufsicht des Staates.

Eine Hauptindustrie der luxuriösen Zeit bildeten noch die Spitzen. In Italien war der erste Sitz der Spitzenkunst gewesen; von dort wanderte dieselbe nach den Niederlanden, wo der prachtliebende burgundische Hof sie beschützte. Zuerst wog hier die Klöppelei vor, bis nach der Trennung von Nord und Süd in dem heutigen Belgien die Nadelarbeit aufkam, die sich in den producirenden Städten Gent, Brüssel, Brügge, Ypern, Antwerpen, Mecheln zu verschiedenen Species ausbildete. Durch Colbert wurde dann Frankreich das classische Spitzenland. Im 16. Jahrhundert war, trotz der Prachtliebe und dem Geschmack des Hofes unter den Nachfolgern Franz' I. noch keine Concurrenz mit Italien und Belgien möglich gewesen; als aber der raffinirte Luxus unter Ludwig XIV. die Anforderungen

steigerte und Colbert die Nationalindustrie durch Muster, Zeichner, fremde Arbeiter und Schutzzoll sicherte, da entstanden jene unvergleichlichen Nadelwerke, in ihrer Art vollkommener als die Werke der gleichzeitigen bildenden Kunst. 22,000 Arbeiterinnen wurden in diesem Kunstgewerbe beschäftigt. Gegen 1666 entstand der point de France, der sich später in die Unterarten: point de Valenciennes, d'Alençon und d'Argenteau gliederte. Kostbare Spitzen durchzogen die hohen Fontanges, zitterten am décolleté, schwebten an den Aermeln, hüllten die Damen bei den Levers ein, paradirten am Degenkorb, an Schuhen und Stiefeln, flatterten in der Schlacht bei Steenkerken an der Cravatte der Offiziere. Vom Alkoven bis zur Feldschlacht, vom Parfüm des Boudoirs bis zum Pulverdampf, überall war die Spitze das Symbol der leichtlebigen und verschwenderischen Gesellschaft.

Als friedliche Kriegswaffe gegen bedenklichen Import diente das System der Differentialzölle; wo dieses nicht ausreichte, sollte die Kriegsflotte nachhelfen, und die beste Vorschule zu dieser erblickte Colbert in der Handelsmarine. Hier gab es zu thun, Holland zählte 16,000 Handelsschiffe, Frankreich 600! Die französische Kriegsmarine traf Colbert im erbärmlichsten Zustande: 30 fast unbrauchbare Fahrzeuge! Die Kriegsflotte wurde im Laufe der Zeit auf 60 Linienschiffe und 40 Fregatten gebracht. Bei Colbert's Tode behauptete sie den ersten Rang.

Vielen ist es aufgefallen, auch von uns schon erwähnt worden, daß Colbert die Landwirthschaft vernachlässigte. Sully hatte seiner Zeit die Industrie hintangesetzt, dagegen Ackerbau und Viehzucht die „Nährbrüste des Staates" genannt. Die Bodenkultur eines wesentlich ackerbauenden Landes hätte sich auch füglich selbst überlassen werden können, wären die Productiv-Kräfte vom feudalen und finanziellen Druck befreit worden. Hier liegt der Fehler, genauer gesagt der Mangel der Colbert'schen Zeit; selbst die besten Absichten der Finanzminister werden von den gebieterischen Kriegsministern durchkreuzt. Colbert wurde durch Louvois gelähmt. Und so herrisch auch

Ludwig XIV. den Adel aus seiner politischen Stellung herabdrückte, so sehr es ihm behagte, daß die Großen sich durch Luxus und Verschwendung zu Grunde richteten: ihre sociale Stellung ließ er unbehelligt; was sie vergeudeten, war aber immer des Bauern Mark. So konnten denn auch die großen Maßregeln und Verkehrsmittel Colberts: das Fällen der Schlagbäume im Innern, die neuen Landstraßen und Canäle, die Schaffung eines größeren Absatzgebietes, dem Landvolk wenig helfen. Den Gegensatz zu Colbert, der den Ackerbau für weniger „productiv“ halten mochte, bildeten erst die Physiokraten des folgenden Jahrhunderts, welche nur den Ackerbau für „productiv“ erklärten.

Uebrigens hielt Colbert sein Mercantil-System weder für absolut noch für ewig. Ein bedeutsames Wort von ihm ist dieses: „Schutzzölle sind Krücken, die man wegwirft, sobald man gehen kann.“

Daß Kunst und Kunstgewerbe nicht ohne Wissenschaft gedeihen können, wußte niemand besser als Colbert. Er gründete noch vier Akademien. Richelieu hatte 1635 mit der Académie française angefangen, Mazarin 1648 die Académie des Beaux-arts hinzugefügt, welche Colbert vollständig reorganisirte. Sodann schuf Colbert 1663 die Académie des Inscriptions (historische Inschriften); 1666 die Académie des Sciences, in welche der Holländer Christian Huygens berufen ward; 1671 die Bauakademie, 1672 die Akademie der Musik. Er gründete 1665 das Journal des Savants, als Organ der Akademie und der Forschung, die französische Maler-Akademie zu Rom und die orientalische Gelehrtengesellschaft. Die Gemäldesammlung des Louvre, die unter Ludwig XIII. 250 Nummern gezählt hatte, erhob er auf das Zehnfache. Er erbaute 1667 die Sternwarte, entsandte gelehrte Physiker auf Weltreisen, begann den Bau des neuen Louvre, errichtete das Invalidenhotel und legte den botanischen Garten an.

Natürlich geschah Alles das zu Ehre und Ruhm des

großen Königs, den Colbert stets voranstellte. Aber der König, der den Ruhm mit Behagen einstrich, war so wenig dankbar, wie es Colbert bisweilen zu sein wußte. Wie Colbert das hohe Verdienst Riquet's, der eigentlich den großen Canal durch Languedoc gezogen, in Schatten stellte, so wurde er selbst gegen das Ende seines Lebens durch das wachsende Ansehen des Kriegsministers Louvois bitter gekränkt. Kurz vor seinem Tode äußerte er über den König: „Wenn ich für unsern Herrgott gethan hätte, was ich für den Menschen da gethan habe, so würde ich zweimal zu Gnaden angenommen, und jetzt weiß ich nicht, was mit mir geschehen wird."

Regte sich das Gewissen in dem Vir marmoreus, dem Mann von Marmor? Im Anfang seiner Laufbahn hatte er die Matrosenpresse abgeschafft; als er aber seine Galeeren bemannen wollte, war ihm kein Mittel zu schlecht, kein Zwang zu grausam, um seinen Zweck zu erreichen. Sich selbst schonte er freilich eben so wenig; er arbeitete täglich 16 Stunden.

Colbert, der die französische Industrie und Mode zur Weltherrschaft erhob, der Hunderttausenden zu Arbeit und Einkommen verhalf, war dennoch nichts weniger als populär in seinem Lande. Sein ganzes Wesen war zu hart und schroff, seine Ziele waren zu wenig ersichtlich. Bei all' seinen Verordnungen und Einrichtungen trat das fiscalische Motiv zu sehr in den Vordergrund, und mehr als er selbst wollte, drängten der König und Louvois auf dieses Ziel hin. Insofern opferte er sich für den König, der sein Gedächtniß dadurch ehrte, daß er ihn in stiller Nacht begraben ließ, um einen Straßenscandal zu vermeiden.

Und wofür hatte Colbert sich 22 Jahre lang abgeplagt, wenn der König alles Geld für Hof, Mätressen, Armee, Kriegsflotte und Festungen ausgab? Daß Colbert dennoch die unvergängliche Grundlage zum Nationalwohlstande gelegt hat, die sogar des Königs Verwüstungen überdauerte, das ist doch nicht des Königs Verdienst.

Von 1661—1685 hatte Ludwig die Zügel der Regierung selbst geführt; es blieben ihm noch 30 Jahre bis zu seinem Tode. Sehen wir uns jetzt die internen Verhältnisse in der Periode des Aufschwungs etwas näher an und beginnen wir mit dem Hofe.

Die Liebesverhältnisse des Königs spielen eine große Rolle in seiner Geschichte. Schon Mazarin hatte gesagt: „Wer das Herz hat, der hat Alles."

Die erste Flamme des kaum gekrönten Königs war Olympia Mancini, eine Nichte Mazarins, später Prinzessin von Savoyen-Carignan und Mutter des Prinzen Eugen. Sie wurde im Herzen Ludwigs ersetzt durch ihre Schwester Marie, die den König leidenschaftlich liebte und die er geheirathet hätte, wäre nicht der diplomatische Onkel störend dazwischengetreten. Im Jahre 1660 verheirathete ihn der Cardinal mit der spanischen Infantin. Marie Therese war klein von Person, hochblond, sanften Blickes, aber unbedeutend. Die Schwägerin des Königs, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, welche freilich die Königin nicht mehr in ihrer Jugendblüthe sah, charakterisirt sie folgendermaßen: „Die Königin ist die beste und tugendhafteste Frau, aber bluteinfältig. Sie hat häßliche, zerbrochene, schwarze Zähne und ißt viel Knoblauch."

Das konnte freilich für den eleganten jungen Mann der Spätrenaissance nicht wohl ausreichen; er warf seine Blicke im Kreise des Hofes umher und fand reichlichen Ersatz.

Und so begann der Reigen der maitresses en titre. Zunächst fiel das Auge des Königs auf „ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee," die kleine, magere, pockennarbige Louise Françoise de la Beaume le Blanc, welche die aufgelösten Haare à l'enfant trug und sich sterblich in die Majestät verliebte. Der König machte sie zur Herzogin von Lavallière, und die natürlichen Locken wurden von der Staatsfrisur verdrängt.

Zur Lavallière kam die Marquise de Montespan, die verheirathet war. Sie löste die Staatsfrisur auf, zog eine

Locke hinter jedes Ohr und ließ eine dritte auf den Busen herabfallen. Der König erblickte sie so auf der Jagd im grünen Forste im Jahre 1667 und war besonders entzückt über die „Schmachtlocke". Die Ehe der Montespan bot kein wesentliches Hinderniß, denn in der Bastille war Raum und Zeit für den Mann, die Scheidungsgründe plausibel zu finden. Der Marquis entfloh und wurde später auf seine Güter verbannt. Bei Molière heißt er „Amphitryon", während Ludwig den Zeus spielt. Elisabeth Charlotte, seit 1671 Herzogin von Orleans, sagte von ihr: „Sie ist ein lebendiger Teufel, aber so interessant und possirlich, daß Einem bei ihr die Zeit nicht lang werden kann." Später sollte die Geduld der Liselotte sehr kurz angebunden werden, als es sich um eine Doppelheirath ihres Sohnes Philipp mit einer Tochter der Marquise de Montespan, der Mademoiselle de Blois, und ihrer eigenen Tochter mit dem Herzog du Maine, dem Bruder der Blois, handelte. Sie schrieb darüber: „Wenn der Duc du Maine kein Kind von doppeltem Ehebruch, sondern ein rechtmäßiger Prinz wäre, so möchte ich ihn doch nicht zum Schwiegersohn, noch seine Schwester zur Schwiegertochter haben; denn er ist abscheulich häßlich, karg wie der Teufel und hat kein gut Gemüth; seine Schwester hat wohl ein gut Gemüth, ist aber erschrecklich kränklich, und überdies sind sie Bastarde von doppeltem Ehebruch und Kinder von dem böseſten und verzweifeltsten Weib, so die Erde tragen mag." Der Sohn entging nicht seinem Geschicke, wohl aber die Tochter.

Die Montespan war allerdings ein „verzweifeltes Weib;" sie maßte sich die verwegensten Dinge an, drückte gebieterisch auf Colbert und Louvois und hielt den König wie mit Klammern an sich gefesselt. Sie machte sich zahlreiche Feinde, ein Geistlicher verweigerte ihr sogar das Abendmahl. Man stürmte auf den König ein sie zu entlassen. Sie mußte sich vom Hofe entfernen und wurde — zurückgerufen, leider wesentlich durch Colberts Vermittelung.

Eine kleine Tragikomödie trug sich während des hollän-

brüchen Krieges zu. Die Lavallière, von Herzen die beste aller Maîtressen des Königs, erlag unter der Last ihres Sündenbewußtseins und entschloß sich im Kloster der Carmeliterinnen Buße zu thun. Feierlich wurde das Opfer der königlichen Lust von der Montespan und der in Sünde und Buße — sie liebte zuletzt den Herzog von Larochefoucauld — gleich erfahrenen Herzogin von Longueville, der Schwester Condés, zum Altare geleitet, wo ihre Haare abgeschnitten wurden. Sie hieß fortan die soeur Louise de la miséricorde. Ihre Tochter heirathete den Prinzen von Conti, wie denn der König seine Bastarde sämmtlich an vornehmstes Geblüt brachte.

Das Volk hatte die Königin, die Montespan und die Lavallière die „drei Königinnen“ genannt. Jetzt fehlte eine Königin, aber schon war eine neue Wahl getroffen. Das Fräulein Marie Angélique Scoraille de Rouselle kam an die Reihe, ein übernaives Wesen. Sie wurde die Herzogin von Fontanges und berühmt durch ihren Kopfputz. Sie thürmte sich ein babylonisches Gebäude von Eisendraht, 2—3 Fuß hoch, auf den Kopf und bäumte das Haar, von Musselinkrausen, Bändern, Schnecken, Perlen, Blumen und Federn durchzogen, durch dieses Gestell empor. Die Liselotte sagt von ihr: „Sie ist beschränkt und hat nicht mehr Verstand als ein Kätzchen.“ 1681 starb sie mit 20 Jahren und hinterließ der Damenwelt die „Fontangen.“ Eine Dame von Geblüt, die Herzogin du Maine, sank sogar unter der Last dieses Frisur-Ungethüms zu Boden, welches nach einer boshaften Aeußerung schwerer als sie selbst war.

Der weibliche Luxus nahm überhaupt seit den 70er Jahren den Charakter massivster Schwerfälligkeit an. Die wuchtigsten Seidenstoffe mit eckigen und steifen Falten bauschten sich auf den Hüften hoch auf und fielen von da bis zur langen lästigen Schleppe ab, die einen besondern Diener zum Nachtragen erforderte. So trug die Dauphine, Marie Anne Victoire de Bavière, die Gemahlin des 1661 gebornen Kronprinzen Louis, ein Goldbrokatkleid, die Elle zu 20 Louisdor,

das in eine lange blaue Schleppe auslief. Sie verband die Fontange mit den Schmachtlocken über den Hals hinab. Die Tochter Colberts trug an ihrem Hochzeitstage ein Kleid von 100,000 Livres.

Labruyére, der als Erzieher des Herzogs von Burgund Gelegenheit genug zur Beobachtung hatte, erzählt, wie sich die Weiber durch Schminke und kosmetische Mittel zu Grunde richteten. Sie malen, sagt er, Lippen und Backen, Augenbrauen und Schultern, dazu die offene Brust. Der Puder kam damals mehr auf die Haut als auf den Kopf, wohin ihn erst das 18. Jahrhundert verwies. Des Nachts wurden Masquins mit beizenden Stoffen zur Herstellung des Teints auf dem Gesicht getragen. Zu der Schminke kam die Mouche oder das Schönpflästerchen, welches in seiner bunten Mannigfaltigkeit förmlich Gegenstand der Literatur wurde. Die Mouche war zwar älteren Datums, denn schon im Jahre 1634 erhob ein „angesehener Mann" die wichtige Frage: ob die Weiber mehr als drei Mouchen tragen dürften. Im Jahre 1661 hieß es in der „Faiseuse de mouches" von den Schönheitspflästerchen, daß sie „die Augen schmachtend machen und das Gesicht schmücken." Sie machen, nach der Versicherung des Autors, sogar unwiderstehlich; „mag der Galan noch so gleichgültig und noch so stolz sein, zuletzt sticht ihn doch die Fliege, la mouche le pique." Recht in Blüthe kam jedoch die Mouche erst zur Zeit der Allonge-Perücke. Möglich daß ein ähnlicher Defect wie die Warzen Ludwigs XIV. auch bei der Mouche einmal mit im Spiele gewesen war; jedenfalls diente sie zur Hervorhebung des geschminkten Teints. Die Uebertreibung kam bei der Mouche eben so wohl in Mode wie bei der Perücke. Wie der König sich immer gravitätischer verunstaltete und die berühmte gelockte Binette in der Mitte der 70er Jahre aufbrachte, welche unter 1000 Livres nicht zu haben war, so daß Unbemittelte sich das Kopfpolster von Pferde- oder Ziegenhaar machen ließen: so stieg die Zahl der Mouches in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf sechs, zwölf, ja fünfzehn

Stück. Auch die Gestalt der Mouche variirte: auf dem Kinn rund, auf der linken Wange sternförmig, unter den beiden Augen ein Halbmond, auf der Stirn ein Wagen sammt Pferden, Kutscher und Reitknecht. Es kamen auch vollständige Silhouetten vor. Und die Form war nichts Gleichgültiges, jede Form hatte ihren speciellen Zweck, eine schickte sich nicht für alle Gelegenheiten. Die lange war für den Ball, die große breite für den Hof, auf Pistolenschußweite treffähig; die kleine cokette für die Straße, das tête-à-tête oder das Bankett. Die vollendetste Mouche aber, die wichtigste von allen, war der auf der Nase getragene „Assassin," der die Schmachtlocke noch überbot.

„Du magst frisirt sein wie du willst,
Die Ringellocke auf der Brust,
Nur der verliebte Assassin
Erweckt des Mannes Liebeslust."

Es ist klar, daß diese beklecksten Pagoden sich aufs Verführen legten, daß die Coketterie allgemein und zur Modesache wurde, und sehr begreiflich, daß aus dieser Saat die Heroinen des eleganten Lasters entsproßten, eine Marion Delorme und eine Ninon de l'Enclos, welche letztere sogar Schule machte und hielt und die Töchter vornehmer Kreise in der frivolen Gefall-Kunst unterrichtete.

Am Hofe zählte man noch drei anständige Damen: die Königin, die Dauphine und die Liselotte, auch die Palatine genannt. Ernstere Frauen zogen sich zurück, verlegten sich auf Studium und Bildung, so die Marquise de Sablé und die Marquise de Rambouillet. Die Sévigné war demi-vertueuse.

Die männliche Pagode der Zeit sah nach dem Vorgange des Königs folgendergestalt aus: Brauner steifer enger Oberrock, an den Rändern mit Stickereien oder Edelsteinen besetzt; darunter rothe, blaue oder grüne vollgestickte Weste mit Klappen auf den Oberschenkeln; Stoßdegen mit großem Handkorb. Die Perücke war de rigueur. mußte sich doch der große Condé zur Hochzeit seines Sohnes Haar und Bart à la perruque

frisiren lassen. Der König trug bei gewöhnlichen Festlichkeiten ein Ordensband mit Edelsteinen im Werthe von 8 Mill. Livres. Im feierlichen Ornat war er weiß gekleidet, hatte einen Hermelinmantel auf der Schulter, in der Hand das Scepter, auf der ungeheuern Perücke die Krone.

Der Prinz von Conti wird uns geschildert in einem Rock von strohgelbem Sammt, dessen Ränder mit Diamanten garnirt waren. Darüber trug er einen schwarzen Atlasmantel mit Sternen von Brillanten.

Will man die äußere Erscheinung beider Geschlechter auf ein Stylgesetz ihrer Zeit zurückführen, so kommt man auf den architektonischen Jesuitenstyl: gesucht massiv, affectirt weit in den Raumverhältnissen, constructiv öde, aber bunt bemalt, überladen decorirt, grotesk mit einem Worte. Armselige Flunkerei!

Diese ganze Gesellschaft war natürlich fromm, aber ihre Frömmigkeit trug denselben Charakter wie die Architektur der Paradekirchen und der menschlichen Tracht: sie war conventionell, jesuitisch. Sämmtliche Perücken- und Mouchenträger hatten ihren „Directeur", ihren galanten, gefügigen, bequemen Gewissensrath, der sie lehrte, „sich mit dem Himmel zurechtzufinden", beileibe nicht zu streng mit ihnen verfuhr, schon um die Kundschaft nicht zu verlieren und die betreffende „Seele" wenigstens nominell innerhalb der kirchlichen Hürde zu erhalten. Diese „Directoren" führten Buch über das Gewissen jedes Einzelnen, wußten die Bilanz stets im Gleichgewicht zu halten und noch einen Saldo für den Himmel herauszurechnen, natürlich gegen fromme Gaben an die Kirche, Stiftungen u. dergl. Bei wichtigen Händeln gaben sie auch die politischen Makler ab und markteten um Gefälligkeit, Treubruch, Infamie gegen die ewige Seligkeit.

So waren nicht nur Frivolität, Lüsternheit, Ehebruch gedeckt, sondern auch alle sonstigen Ausschweifungen und Laster. Am Hofe wurde furchtbar gespielt, die Montespan setzte mehr als einmal eine Million Livres auf einen Wurf, und der

König grollte, wenn der Einsatz nicht gehalten wurde. Einst setzte sie 150,000 Pistolen auf drei Karten. Die Montespan hatte gut riskiren, der König stellte ihr die Staatscasse zur Verfügung und schenkte ihr einmal ein vollständig ausgerüstetes Schiff. Daß sich ein hoher Adel durch Spiel und Luxus ruinirte, machte dem Könige nebenbei ein Hauptvergnügen.

Die Völlerei, auch bei den Weibern, gesellte sich zu den übrigen Verirrungen. Die junge Herzogin von Burgund, eine savoyische Prinzessin, war dem Branntwein ergeben und ließ sich nach starken Libationen von ihren Bedienten an den Füßen herumziehen. Die Prinzessinnen am Hofe rauchten Tabak aus Thonpfeifen, die von der Hauptwache herübergeholt wurden.

Die abscheulichsten Verbrechen wurden förmlich Mode. Die Marquise de Brinvilliers vergiftete Vater, Brüder und Schwestern, um das Vermögen zu bekommen. Sie gab ihrem Manne Gift, um ihren Liebhaber, einen Herrn von St. Croix, zu heirathen. Dieser gab erschrocken Gegengift, um sich vor dem drohenden Glücke zu retten. Bei allem dem ging die Marquise regelmäßig fromm zur Kirche. Sie wurde 1676 hingerichtet.

Zwei Frauen, die La Vigoureux und die La Voisin, verkauften gewerbsmäßig Gift zur Beschleunigung von bürgerlichen Erbschaften, und dieses Gift erhielt den schaurigen Namen poudre de succession. Die Voisin schaffte nach und nach 2500 Kinder, die den Müttern zur Last oder Schande gereichten, durch das Feuer aus der Welt. Sie trieb dabei den abscheulichsten Hokuspokus: das Zimmer wurde schwarz ausgeschlagen, auf einem schwarzen Altar brannten schwarze Kerzen und ein Priester — natürlich nur eine Maske — parodirte dabei die Messe. Währenddessen wurden die Kinder abgethan. Unsagbare Scheußlichkeiten kamen in dem Ceremoniell vor. Die wirkliche Hexe — Colbert hatte schon seit 1672 die Anklagen wider angebliche Hexen zurückweisen lassen — machte sich ein Vermögen von 100,000 Kronen und wollte eben das Land verlassen, als sie in die Bastille gesteckt

wurde. Im Jahre 1680 wurden die La Vigoureux und die La Voisin verbrannt.

Auch die Giftmischerei war Mode geworden, wie die Binette, wie die Fontange, wie die Mouche, wie das Gebetbuch à la pucelle, wie die öffentliche geheime Krankheit, welche die Franzosen nach Neapel benannten. Giftmorde wurden förmlich gedungen, in den niedern Schichten bis zu 30 Sous hinab. Man trank nicht mehr aus Bechern, nur noch aus durchsichtigen Gläsern. Zu Gastmählern brachten die Eingeladenen ihre Teller mit. Die Wäsche ließ man vor seinen eigenen Augen waschen. Blumensträuße waren verdächtig; hieß es doch, die Montespan habe die Fontanges mit einem Blumenstrauß vergiftet. Jedermann galt des Giftmordes für fähig. Kam doch der Dichter Racine in den Verdacht der Giftmischerei. Hat man doch den Marschall von Luxemburg scharf ins Verhör genommen, weil er mit dem Teufel pactirt haben sollte!

Im Jahre 1679 mußte die Chambre ardente, ein eigener Gerichtshof gegen die Giftmischer errichtet werden. In der Untersuchung ergaben sich die unglaublichsten Dinge. Die ältere Geliebte des Königs, Marie Mancini, hatte sich bei der Voisin Gift geholt, um die Lavallière umzubringen. Auf einen Wink des Königs entfloh die Mancini. Bald häuften sich die Inzichten gegen die vornehmsten Kreise; die Chambre ardente hätte 147 Personen arretiren müssen, als der Untersuchungsrichter de la Reynie die Frage stellte: „ob es zu Gottes Ehre und im Interesse des Staates oder selbst der Gerechtigkeit geschehen könne, daß so ungeheure Verbrechen allgemein bekannt würden.“

Endlich schritt der König ein, und um dem Scandal ein Ende zu machen, in welchem Mitglieder seines eigenen Hauses namhaft gemacht wurden, zugleich um die unauslöschliche Makel von der Kirche und der Religion zu entfernen, gebot er der ferneren Untersuchung Einhalt. Auf königlichen Befehl hatte es keine weiteren Verbrechen gegeben!

Die Ninon, die Brinvilliers, die La Vigoureux und La Voisin riefen ihren Gegensatz hervor. Die Zeit gebar das andere Extrem. Jean Boutiller de Rancé, ein ausgelebter Wüstling, schlug mit 38 Jahren an seine Brust und begab sich 1664 in das Kloster La Trappe im Orléanais, wo die Mönche bis dahin ein wahres Raubleben geführt hatten. Er nahm sie in die Zucht und stellte unter dem Namen der Trappisten die gestrengen Eistercienser her. Die Ordensregel gebot: Um 2 Uhr aufstehen, 11 Stunden Messe und Gebet, dann arbeiten und sein eigenes Grab graben. Außer dem Gruß — schweigen. Die Kleidung: grobe rauhe Kutte und Holzschuhe. Die Nahrung: Wasser, Früchte, Gemüse. — So beging die Liederlichkeit mit krummem Rücken ihre Andacht zum Kreuz. Entweder — oder. Entweder ganz in der Welt, oder ganz für die Welt verloren!

Auch Versailles, das prachtfunkelnde, verwandelte sich allgemach in ein graues Kloster. Der König gab selbst das Signal. Er hatte sich müde gelebt und richtete die Augen zum Himmel. Wieder war es eine Francisca, die ihm diesen Weg zeigte.

Francisca d'Aubigné, aus echt hugenottischem Blut, früh verwaist, dann katholisch gemacht, mit der Ninon de l'Enclos befreundet, der sie einen Anbeter abspenstig machte, heirathete aus Noth den kranken, lahmen Dichter Scarron, den witzigsten und häßlichsten Mann von Frankreich, den man allgemein einen Cul-de-jatte nannte. Nach dessen Tode wurde sie Erzieherin bei den Kindern der Montespan. Die Montespan schien ein unüberwindlicher Standpunkt zu sein; aber die d'Aubigné oder Wittwe Scarron schmeichelte sich in der feinsten Weise in die königliche Gunst ein. Sie war nicht wie die Andern, sie reizte und lockte nicht, zählte sie doch drei Jahre mehr als der König. Sie besaß Geist, gebildete Umgangsformen, sie war so mild, so weise und so überzeugt fromm — dem Könige durchaus überlegen. Sie nahm die Wohlthaten des Monarchen ehrfurchtsvoll hin, überdauerte

die Montespan, überdauerte auch die Fontanges, ließ sich zur Marquise de Maintenon ernennen und setzte ihrer edlen Gesinnung die Krone auf, indem sie den König seiner Gemahlin näher brachte. Als Marie Therese im Jahre 1683 starb, beherrschte die Maintenon den König ganz. Sie fühlte deutlich die Bestimmung, den 45jährigen Sünder „zu Gott zurückzuführen", und um dieses Ziel sicher zu erreichen, erlaubte sie ihm zwei Jahre nachher, ihr bei nächtlicher Weile die Hand zum Ehebunde zu reichen und diese „Gewissensehe" durch den Erzbischof von Paris einsegnen zu lassen. Der „Director" des königlichen Gewissens, der berühmte Jesuit P. La Chaise, stand zustimmend dabei, er acceptirte seinerseits die „Directrice". Die zähe Montespan mußte jetzt natürlich weichen; sie zog sich zurück, bis in's Kloster, wo sie sich in trautem Verkehr mit ihrer Freudens- und Leidensgenossin Lavallière kasteite und geißelte.

Jetzt war Frau von Maintenon Königin von Frankreich; bei ihr mußten die Minister antichambriren; sie saß im Cabinetsrath neben dem König. Aber sie herrschte nicht, sie verhielt sich meist schweigend, ließ sich ehrerbietigst um Rath fragen; sie regierte blos.

Der König wurde immer frömmer, ging nicht mehr ins Theater und gründete auf Wunsch seiner Gemahlin und zur Buße für seine frühern Verführungen das Institut für arme Edelfräulein zu St. Cyr, für welches Racine religiöse Dramen zu dichten hatte.

In diesem Zusammenhang werden, trotz aller Vorsicht und Leisetreterei gewisser Historiker, die Widerrufung des Edicts von Nantes, die Dragonnaden und der spätere Cevennenkrieg klar. Mögen diejenigen, welche es der Maintenon zum hohen Verdienst anrechnen, daß sie den liebesmüden König auf solide Bahnen gelenkt habe, die Frage ehrlich beantworten: was besser sei, Tartuffe oder Don Juan? Wenn die Maintenon aber alle täuschte, so gewiß nicht die Palatine. Diesem echten deutschen Michel war Lady Tartuffe in innerster Seele

zuwider, und wenn sie in der Wahl ihrer Ausdrücke sich ebenso rücksichtslos und derb zeigt, wie die Maintenon rücksichtsvoll und diplomatisch, so hat man die Wahl zwischen ehrlicher Ungeschlachtheit und erkünstelter Finesse. Die Palatine nennt die Maintenon in ihren Briefen kurzweg „die alte Zot", oder ausführlicher „die alte Hutzel, die Hexe, die alte Zot" .. Sie sagt: „Man kann nicht ersinnen wie boshaft dieses alte Weib ist, und das Alles unter dem Schein der Demuth und Gottesfurcht."

Die Maintenon überlebte den König um 4 Jahre, die sie in Saint-Cyr mit frommen Uebungen und Unterweisungen der edeln Fräulein verbrachte. Die Liselotte lebte noch drei Jahre länger und schrieb 1719 die grimmigen Worte: „Die alte Schump ist verreckt."

Sie stand nicht allein mit ihrer Ansicht über Lady Tartuffe. Als diese einst von ihrem nahenden Ende sprach, dem sie freudig entgegensehe, frug sie ihr eigener Bruder: „Hat Gott Vater Dir schon die Ehe versprochen?" Als sie gestorben war, lautete die öffentliche Meinung aller Nichtjesuiten dahin: „Gott habe Frankreich von einem wilden wüthenden Thier erlöst!"

Ludwig XIV. war „devot" geworden, aber er trennte sorgfältig die Frömmigkeit vom Papismus. Er nahm in dieser selben Periode seine Opposition gegen die päpstliche Curie wieder auf. Der erste Anstoß scheint von Colbert gekommen zu sein. Dem Autokraten war es ein unleidlicher Gedanke, Alles für den Katholicismus gethan zu haben, über diesen selbst aber nicht Herr zu sein. Daß es eine traditionelle Gewalt über die Gemüther geben solle, die draußen stehe und aus eigenen Motiven handle: das hat dem staatlichen Despotismus nie eingehen wollen, weder Philipp II., noch Ludwig XIV., noch dem Czarenthum. Zur großen Herzenserleichterung Ludwigs bewies ihm der Bischof von Tournay, du Plessis, daß die Kirche im Staate sei, nicht über dem Staate.

Im Spätjahre 1681 versammelte daher der König ein

National-Concil, dem der beredte Bischof Bossuet die vier gallicanischen Artikel eingab. Ihr Inhalt war im Wesen folgender: die weltliche Macht ist unabhängig von der geistlichen, der Klerus ist an die Beobachtung der Reichsgesetze gebunden; die Concilien stehen über dem Papste. Man braucht diese Beschlüsse nur genau zu betrachten, um zu erkennen, daß sie eine lediglich politische Tragweite haben, daß sie die Souveränität des absoluten Königs in den Dingen circum sacra stabiliren, daß aber der gewissenhaften Ueberzeugung der Einzelnen nicht die geringste Concession gemacht ist. Im Gegentheil, der König fesselte die Gewissen, indem er das Concil erklären ließ: nur auf Grund der ausdrücklichen Anerkennung dieser Beschlüsse können der juristische und theologische Doctorgrad und die Bestallung zum Bischof erlangt werden. Der König band die Lehrkörper, die Priester und geistlichen Würdenträger an seine Person. 44 Bischöfe folgten ihrem Meister Bossuet und fungirten ohne päpstliche Investitur. Der Papst Innocenz XI. (Odescalchi), dem es um sein pontificales Ansehen ging, verweigerte allen neuen Bischöfen die canonische Bestätigung. Die Jesuiten aber, unter der Führung des P. Lachaise, gingen mit dem König. Die staatliche Uniformität auf kirchlichem Gebiete: das war die königliche Absicht.

Die wahre Natur der Rivalität zwischen Krone und Tiara war ja schon 7 Jahre vorher deutlich hervorgetreten. Die französischen Jesuiten hatten 1675 ein „nationales“ Wunder zu Wege gebracht: der Nonne Maria Alacoque im Kloster zu Paray-le-Monial war der Heiland erschienen, hatte ihr sein heiliges Herz gezeigt und sie aufgefordert, das ihrige hineinzulegen. Das betrachtete Ludwig als einen Triumph über den Papst Clemens X., der im holländischen Kriege auf österreichischer Seite stand! Es war ihm so viel als: Wir haben in Frankreich selbst Wunder, wir brauchen die Eurigen nicht! Clemens' Nachfolger, Innocenz XI., war eben so entschieden gegen den Gallicanismus, was ihm als Papst zukam, als gegen die Dragonnaden Louvois' und der Maintenon,

was ihm persönlich Ehre macht. Er erklärte: mit „bewaffneten Aposteln" habe er nichts zu schaffen. „Man müsse die Menschen in die Tempel führen, nicht schleifen." Derselbe Innocenz stand vor Ausbruch des nächsten, des Orleans-Kriegs, auf Seite der Verbündeten, gegen den französischen König; er wußte um den Plan des Oraniers, nach England zu gehen, um Machtmittel wider den französischen Despoten zu sammeln, grade wie Urban VIII. einst um die Landung Gustav Adolfs gewußt hatte. Innocenz XII. zwang den bedenklich gewordenen König im Jahre 1693, wo nicht die 4 Artikel selbst, so doch die auf deren Nichtachtung gesetzten Strafandrohungen zurückzunehmen. Ludwig löste den liberalen Schein selbst wieder auf, wie es alle thun müssen, die kein ethisches Moment in den Staat hineinpflanzen.

Die theologische Opposition der Jansenisten war der Hauptsache nach unter Mazarin erledigt; dem König machten sie wenig Kopfzerbrechen mehr, seitdem der „Kirchenfrieden" im Jahre 1668 mit ihnen abgeschlossen war. Bei dem gallicanischen Streit ärgerten sie ihn noch einmal, indem sie von der Nationalkirche unter dem König-Papst nichts wissen wollten, sich vielmehr auf die Seite der Curie stellten. Er verjagte sie aus dem Staatsdienst und theilweise aus dem Lande.

Anders sah es mit dem knorrigen Eichenholz der Hugenotten, besonders mit den bürgerlichen aus. Zu Anfang der Regierung wurden sie wegen ihrer Fähigkeit und Bildung begünstigt: der Admiral Duquesne, der Sieger von Catania, war Hugenott; der Marschall Schomberg ein pfälzischer Calvinist; der große Christian Huygens, der an Bedeutung dicht vor Newton steht, war Holländer und Calvinist. Man bot beim Beginn des holländischen Kriegs den Hugenotten eine sog. „Reunion" an, sie sollten „unirte Katholiken" werden. Sie wiesen das zurück; der katholische Klerus dagegen, der während desselben Kriegs Steuern zahlen mußte, bat um „Ausrottung der Ketzerei", was bis in die Ohren Karls II. von England drang.

Nach dem Frieden von Nimwegen gewann die Maintenon den bekannten Einfluß. Alkoven und Cabinett gingen Hand in Hand. Die erkauften und gewaltsamen Bekehrungen nahmen ihren Anfang. Die Dragonnaden fanden statt, es erfolgte das Revocations-Edict (1685).

Da erhob sich eine andere Stimme als die des Bischofs Bossuet, nicht für die „nationale", sondern für die individuelle Freiheit; nicht für die königliche Präponderanz, sondern für das Recht des menschlichen Gewissens. Pierre Bayle war schon im Anfange der Verfolgungen von Sedan nach Amsterdam gegangen. Als sein Bruder, für ihn eingekerkert, im Gefängniß gestorben war, brandmarkte er die scheußliche Hugenotten-Verfolgung mit der glühenden Schrift: „Was das katholische Frankreich unter Ludwig dem Großen bedeutet" und dem „Philosophischen Commentar über die Worte Jesu Christi: Compelle intrare (Zwing' sie herein!), worin man mit den schlagendsten Gründen beweist, daß es nichts Abscheulicheres giebt als gewaltsame Bekehrungen und worin man alle Trugschlüsse der gewaltsamen Bekehrer, sammt der Vertheidigung der Verfolgungen durch den hl. Augustin, widerlegt. Aus dem Englischen übersetzt", 1686. Zum ersten male erscholl im continentalen Protestantismus die Forderung der Duldung auch für Nichtchristen, für Juden, Türken und selbst Atheisten, da der Unglaube besser sei als der Aberglaube. Und über den Zwang zum Glauben hinweg fuhr das zischende Eisen des Gewaltigen also auf den großen Ludwig herab: „Was soll man bei derartigen Gewaltthaten vom Christenthum urtheilen? Muß man nicht meinen, daß es die Religion des Blutdurstes sei, die, um ihren Gewissenszwang auszuüben, weder Lug und Trug, noch Dragonnaden, Henker und Inquisition verschmäht?"

Der Marschall Schomberg verließ Frankreich, der große Huygens kehrte ihm den Rücken; Dionysius Papin, der Erfinder der Dampfmaschine, irrte durch England und die Niederlande nach Deutschland, wo er Professor zu Marburg wurde.

Der französische Kunstfleiß floh nach England, in die Schweiz, in die Pfalz, nach Brandenburg. Daher der Aufschwung der Glas-, Hut-, Papier- und Seidenmanufactur in London. Colbert hatte sich viel zu schwächlich gewehrt, bis zu seinem Tode viel zu viel machen und geschehen lassen; auf seinem Grabe wurde die französische Industrie geopfert. Die Hunderttausende, welche den Weg ins Ausland zwischen Bekehrung und Galeere fanden, nahmen das Beste der Colbert'schen Schöpfungen und noch 60 Millionen Livres mit sich.

Was bedeutete nun alle Machtentfaltung nach außen, die Eroberung der „natürlichen Gränzen“, was die imposante Kriegsmarine und die Ausdehnung des Colonialbesitzes, wenn der Nationalwohlstand freventlich ruinirt wurde? Seefahrende und colonisirende Völker bedürfen namentlich des freien Flügelschlags der Individualität; um das Vaterland in der Ferne, im kalten Norden wie unter den Tropen anzusiedeln, dazu gehört Spontaneität jedes Einzelnen. Nicht sowohl die Franzosen als Nation sind unfähig zur Colonisation, als vielmehr die durch Bigotterie und Despotie zum Ducken und trägen Beharren gezüchteten Franzosen.

Frankreich zählte damals 100 Kriegsschiffe, England nur 60. Erobern konnte Frankreich: es nahm Pondichéry in Ostindien, die Isle Bourbon bei Madagaskar; es besaß Martinique, Guadeloupe, St. Barthélémy und hatte festen Fuß auf St. Domingo. Der tapfere Duquesne hatte gegen die spanische Macht auf Sicilien siegreich gekämpft, derselbe Duquesne züchtigte 1681 die Barbaresken und befreite eine Anzahl von Christensklaven. 1682 und noch 1683, zwei Jahre vor der Verdammung seines Glaubens, führte er den diplomatischen Seekrieg gegen Algier und Tunis, scheinbar gegen die allgemeine Türkengefahr, während Ludwig in Konstantinopel beschwichtigende Erklärungen abgeben ließ. Was ist aus dieser französischen Seemacht geworden, als Wilhelm der Oranier den Fuß nach England gesetzt hatte?

Holland hatte die Erbschaft der Hansa angetreten, die

Handelsstädte waren Handelsstaat geworden. England und Frankreich erhoben Anwartschaft auf die Nachfolge. Elisabeth und Cromwell hatten kühne Anläufe gemacht, die rückkehrenden Stuarts hemmten den Fortschritt. Colbert nahm den Gedanken Heinrichs IV. wieder auf, schuf Flotte, Arsenale, Matrosen, Privilegien und Capital. Ludwig XIV. dämmte die Bewegung ein. Am Lorenzstrom wirthschafteten die Jesuiten und ebneten England den Weg. Was wurde aus Canada und Louisiana? In Amerika blieb Cayenne. Die englischen Pilgerväter und Quäker gründeten eine neue, eine angelsächsische Welt.

Es ist ein oft gehörter Satz: Jedes Volk hat diejenige Regierung, die es verdient. Dieser Satz ist bei dem monarchischen Erbrecht entschieden falsch. Revolutionen gegen den angestammten Herrn, Absetzung und Verjagung des Dynasten sind keine Kleinigkeit, verlangen Zeit und günstige Umstände. Die Engländer waren unter Jakob I. nicht schlechter als unter Karl I., unter Karl II. eben so viel werth wie unter Jakob II. Das Richtige an jenem Axiom besteht darin, daß jede Despotie sich auf gewisse Nationaleigenschaften des Volkes stützt und gerade die negativen Eigenschaften wesentlich hervorlockt und zur Blüthe treibt. Mit je größerer Kunst sich diese Züchtung negativer Eigenschaften vollzieht, mit je größerem Erfolge sie dem bösen Dämon, der in jedem Volke lauert, zum Siege über den guten Genius verhilft, um so nachdrücklicher und unerbittlicher hallt ihr der Fluch der Geschichte und die empörte Erinnerung des eigenen Volkes nach.

Waren denn die Franzosen zu Anfang des 17. Jahrhunderts das, wozu sie Ludwig XIV. gemacht hat? Sie besaßen nicht einmal ein Nationalgefühl, das man auch den Deutschen so lange abgesprochen hat, theils mit Bedauern, theils mit kosmopolitischem Stolze. Die französische Ligue fand es durchaus angemessen, Philipp II. zu Hülfe wider die

Hugenotten und den eigenen König zu rufen; ja sie verhandelten wegen einer spanischen Secundo-Genitur. Der Béarner mußte die französische Nationalität erst retten, um dann das Gefühl für sie wachzurufen. Richelieu brachte den Gedanken der Einheit des königlichen Frankreichs und seiner Arrondirung auf. Aber wo war damals der Chauvinismus, die nationale Selbstbespiegelung, das geckenhafte Bamarbasiren? Man sagt: das steckte im gallischen Blute, die Umstände trieben es auf die Haut, wo es als Aussatz 200 Jahre lang geblieben ist. Die „Umstände" sind eine Maske, hinter der sich Ludwig XIV. verbirgt.

Der König erbte tüchtige Feldherren von der Vergangenheit, organisirte ein furchtbares Kriegsheer, begünstigte die militärische Laufbahn, so daß bald eine Schar neuer Marschälle, großer Strategen und Ingenieure dastand; dann stürzte er sich in den Krieg, besiegte die unebenbürtigen Feinde, wob sich die Alexander-Gloriole um die Vinette und proclamirte das „unbesiegbare" Frankreich. Frankreich war entzückt und glaubte ihm. Der Chauvinismus war geboren.

„Französische Mode!" lautet die Verwünschung manches ehrlichen Deutschen noch heutzutage. Wo war denn die Mode im 16. Jahrhundert? In Italien und Spanien, nicht in Paris. Im 16. Jahrhundert kamen der Anstand, die Eleganz, der „gute Ton" in der Tracht wie in der Kunst von jenseit der Alpen. Erst unter Richelieu thaten sich in Paris die Salons auf, und erst Ludwig XIV. ließ Frankreich und die Welt seine Perücke und seinen steifen Rock nebst der Toilette seiner Hofdamen bewundern. Auch in dieser äußerlichen Beziehung hieß es: „Der Staat, das bin ich!"

„Der Hof und die Stadt," sagte man unter Ludwig dem Prächtigen, wie „die Stadt und der Erdkreis" bei den Päpsten. Aber der Hof tyrannisirte die Stadt und die Städte. Was am Hofe geschah, was der König sagte und dachte, das war unfehlbar, maßgebend, ein Dictat für Alle. Man war nur etwas als hundertster Refler der Königssonne, Reflex in der

entferntesten Provinzial-Lache. Die Regierungs-Centralisation war Kinderspiel neben der Centralisation der Meinung, der Ansicht, des Geschmackes. Den Muth einer eigenen Meinung hatten immer wenigere, am Ende der Periode nur noch die Exulanten. Es war nicht mehr französisch, unköniglich zu sein. Das Frondiren versteckte sich im hintersten Winkel des Parnasses. Man lese das Tagebuch und die Briefe des Advocaten Marais, eines Repräsentanten des Bürgerstandes. Er besucht einen Abbé, der wegen jansenistischer Ansichten in die Provinz relegirt worden war. „Es ist häßlich, exilirt zu sein," schreibt Marais. Nicht: es ist traurig, oder: es ist ein Unglück, noch weniger: es ist grausam, sondern: es ist häßlich, es ziemt sich nicht, es ist unschön, aus dem Bereich der Sonne in das Dunkel des Schattens vertrieben zu sein. Auch nicht „internirt" heißt es, sondern „exilirt". Außer Paris giebt es kein Frankreich. Was mußte der Mann erst über die Exulanten in Holland, über Pierre Bayle denken oder doch sagen? Er war mit diesem befreundet gewesen, er schätzte also gewiß seinen Geist, seine Kenntnisse. Aber dieser Geist, diese Kenntnisse wurden Contrebande, wenn sie nicht unter königlicher Flagge segelten; sie trieben Piraterie, wenn sie die rothe Fahne der Opposition aufhißten. „Man soll nicht gegen diejenigen schreiben, welche unsere Verbannung unterschreiben können," sagt derselbe Marais. Der Zwillingsbruder des Chauvinismus war der Servilismus, und der wahre Servilismus trägt den Gendarm in der eigenen Brust.

Ludwig XIV. war galant, was aus dem Zweideutigen ins Verständliche übersetzt lautet: er war liederlich mit Anstand, üppig mit Grazie, würdevoll unsittlich. Er führte jenen Ton in die Gesellschaft, d. h. bei den Privilegirten ein, der gleich der Schminke die Mängel und Auswüchse verdeckte und neue erzeugte; gleich der Perücke Warzen verbarg und Höcker von Lastern ungesehen aufkommen ließ. Er cokettirte mit der Religion und machte die Geistlichkeit zur Mitschuldigen und Helfershelferin der Lüsternheit und Verführung. So ent-

standen jene wundervollen Abbés, die zugleich Herolde des Himmels, Muster der Eleganz und Reigenführer des Ehebruchs waren. Unter dem Deckmantel des alleinseligmachenden Glaubens, der die Etikette für Hof- und Staatsfähigkeit wurde, bohrte sich der Wurm der Verderbniß immer tiefer in die „gute Gesellschaft" ein, bis diese als Leichnam in Staub zerfiel.

Wir haben die Bastille erwähnt, die schon unter Richelieu zum Regierungs-Instrument geworden war, unter Ludwig XIV. als Temperament der Widersetzlichkeit und Organ der Despotie diente, um unter Ludwig XV. die Bedeutung eines französischen Sibiriens zu erlangen. Die Pariser Bastille ist der Barometer der königlichen Willkür wie der Geduld des Volkes geworden. Als beide nicht mehr weiter getrieben werden konnten, fiel das Zwing-Paris in Trümmer.

Die Bastille war unter Karl V. im englisch-französischen Kriege 1369 zur Vertheidigung der Hauptstadt nach der Seite der Vorstadt St. Antoine erbaut worden. Sie verrieth sofort ihre wahre Bestimmung, als der Erbauer selbst, der Stadtpräfect Aubriol, sie als Gefangener bezog. Während der Fronde unter Mazarin bediente sich ihrer, wie bereits erzählt, Mlle. de Montpensier zur Rettung Condé's. Ludwig XIV. herrschte noch absoluter als Richelieu mit der Lettre de cachet, dem Siegelbrief; ein solcher Brief war eine einfache Anweisung auf die Bastille: „N. N. einzustecken und bis auf Weiteres in Gewahrsam zu halten."

Wie sich die damalige französische Welt in Hof und Stadt, in Adelig und Bürgerlich theilte — von den manants da draußen, von der Canaille gar nicht zu reden — so war auch die Anweisung auf die Bastille und der Aufenthalt daselbst gründlich verschieden. Personen von hoher Stellung erhielten den Siegelbrief als höfliche Einladung, sich in das königliche Gefängniß zu begeben. Wer nicht eines Staatsverbrechens beschuldigt oder durchaus persona ingrata war,

lebte dort ganz flott auf des Königs, d. i. des Staates Kosten, bekam Suppe, Entrée, Braten, Dessert und drei Flaschen Wein zum Diner, oder aber er ließ sich gewöhnliche Kost geben und theilte die Ersparniß mit dem Gouverneur, so daß das Gefängniß zugleich eine recht einträgliche Sparcasse wurde.

Duelle waren streng verboten; wir sahen wie Richelieu die Duellanten behandelte. Unter dem Könige gingen sie in die Bastille, bis das Gericht einen Ausweg gefunden hatte. Auch wurde ein hoher Adel zur Vorsicht in das königliche Gefängniß gesetzt, um ihn vor schweren Verfolgungen Geschädigter und sogar vor der Anklage auf Todtschlag und Mord sicherzustellen.

Den Bürgerlichen ward es nicht so wohl. Zunächst trat gewaltsame Arrestation ein. Mit dem Siegelbriefe bewaffnet, fingen die Archers du Roi Nachts den Bezeichneten ab, berührten ihn mit dem weißen Stabe und führten ihn in die Bastille. Bürger ließen ihre Söhne wegen Ungehorsams so einsperren. Bittsteller wurden vom König huldvollst beschieden und dann hineingesendet.

Noch schlimmer erging es den peinlich Angeklagten. Man verhörte sie nach Belieben, oft nach langen Jahren einmal; je nach Befund wandte man die Folter an, um ein Geständniß zu erpressen. Unter Anderem legte man den Inculpaten auf eine Matratze und trichterte ihm ein halbes Dutzend Maß Wasser ein, schob dann die Matratze ans offene Feuer und ließ den Gefolterten in dieser Lage unterschreiben. Das Todesurtheil lautete auf Verbrennen oder Hängen; bei ersterem war die vorhergehende Erdrosselung eine besondere Gnade.

Die Bastille war auch noch Münzhotel oder eigentlich schwarze Küche für unfreiwillige Adepten. Hatte der König kein Geld, so ließ er Alchemisten aufgreifen und in der Bastille „arbeiten“. Sie bekamen Schwefel, Antimon und Arsenik und sollten Gold dafür liefern. Sie entdeckten aber nicht wie der in Sachsen gefangene Böttcher das Porcellan, welches in Sèvres bereits gemacht wurde; dagegen entdeckte die Polizei

der Bastille nicht selten, daß die angeblichen Goldmacher Giftmischer waren. Der König suchte Gold und fand, daß die Gesellschaft aus allen Poren Verwesung duftete, daß sein Paris ein höllischer Abgrund war.

In der Bastille, und zwar im Thurm La Bertaudière, beschloß im Jahre 1703, während des spanischen Erbfolgekriegs, mitten im Cevennen-Aufruhr, jener mythische Unbekannte sein ödes Leben, der als „Mann mit der eisernen Maske“ so viele Historiker und Kritiker beschäftigt und noch im Jahre 1831 im Odéontheater zu Paris so viele Thränen gekostet hat.

Das Geheimniß lockt zum Enträthseln, und das Geheimniß des Despotismus entschuldigt die schlimmsten Auslegungen. Im Volksglauben gilt Philipp II. noch immer für der Mörder seines Sohnes Karl. Warum sollte Voltaire, der indiscrete Enthüller so vieler Justizmorde, nicht Recht behalten, wenn er im Siècle de Louis quatorze drucken ließ: Jener lebenslänglich Gefangene sei ein unehelicher Bruder des großen Königs gewesen, den seine Mutter als Wittwe zur Welt gebracht? Machte doch Voltaire auch die Maske aus Eisen, die doch nur aus Sammt bestanden hatte, wie sie die Republik Venedig ihren Staatsgefangenen vorzubinden pflegte. Noch einleuchtender war allerdings die Version, nach welcher der Mann mit der eisernen Maske ein bereits 1631 gebornes, also älteres, gleichfalls uneheliches Kind der spanischen Anna gewesen wäre; am pikantesten und folglich am glaubwürdigsten war es aber, wenn es sich gar um einen Zwillingsbruder des Königs handelte.

Außerdem wurden noch mit dem grausen Geschick bedacht: der Graf von Vermandois, ein Bastard des Königs, der Herzog von Beaufort, ein Sohn Cromwells, der Oberintendant Fouquet. Minder wahrscheinlich, aber verständlicher war die Vermuthung, hinter der Maske habe der Agent des Herzogs von Mantua, der Graf Mattioli gesteckt, den die Franzosen bei der Besetzung von Casale im Jahre 1683 erwischten. Aber

Mattioli starb spätestens im Jahre 1687 im Fort Exiles und gelangte gar nicht in die Bastille. Der Mann mit der Maske dagegen starb im dritten Stock des Thurmes La Bertaudière, dem Verließ für Spione, und wurde auf dem Kirchhofe der Pfarrei St. Paul unter dem Namen Marchiali begraben, wie der vorhandene Todtenschein besagt.

Mit dieser Entdeckung, welche Loiseleur, Bibliothekar zu Orleans, in der „Revue Contemporaine" (Jahrgang 1867) bekannt machte, wurde der Glorienschein von dem Haupte eines vornehmen oder gar prinzlichen Märtyrers abgestreift. Die Infamie des Despotismus aber blieb bestehen.

Endlich im Jahre 1873 machte sich ein französischer Stabsoffizier mit dem deutschen Namen Th. Jung über die französischen Kriegs- und sonstigen Archive her und combinirte mit großem Scharfsinn Folgendes*):

Als sich Ludwig XIV. zum Kriege gegen die holländische Republik anschickte, vertrieb er den Herzog von Lothringen, der es mit den Holländern hielt, aus seinem Lande. Da erhielten Letellier und sein Sohn Louvois Kunde von einem neuen Complott gegen das Leben des Königs. Ein junger Lothringer, namens Marchiel, früher Hauptmann in der kaiserlichen Armee, habe sich, von Spanien und Holland aufgereizt, mit zehn Andern in Verbindung gesetzt, um den König zu ermorden. Ende März 1673 bekam Louvois den Marchiel und dessen sehr wichtige Papiere in seine Hände. In den Papieren waren hochstehende Personen compromittirt. Louvois wurde durch den Besitz des Geheimnisses unantastbar. Den Marchiel beschloß er aufzuheben, nicht hinrichten zu lassen, damit er sich seiner im Nothfalle bedienen könnte; aber er mußte ihn streng isoliren, damit kein Anderer etwas von ihm erführe. So schickte er ihn seinem Vertrauten Saint-Mars, dem Gouverneur von Pignerol, der auch den Fouquet und Lauzun

*) La vérité sur le Masque de fer, d'après des documents inédits des archives de la guerre et autres dépôts publics, par Th. Jung, officier d'état-major. Paris, 1873.

zu hüten hatte, mit dem gemessenen Befehl: den Gefangenen mit Niemandem sprechen zu lassen. Es sei ein Gefangener „von geringem Ansehen, aber doch wichtig." Saint-Mars gehorchte pünktlich, er nahm den Gefangenen mit sich nach Exiles, von dort nach der Insel St^e. Marguerite, Cannes gegenüber, endlich 1698 nach Paris in die Bastille. Louvois war 1691 gestorben, aber Marchiel blieb Gefangener. Bei einem Umzuge war Marchiel so fest in das Wachstuch der Sänfte eingenäht worden, daß er eine Krankheit davon trug. Deßhalb griff man zur venetianischen Sammtmaske, welche der Gefangene auch im Hofe der Bastille tragen mußte.

Wenn etwas in dieser Darstellung Zweifel erregt, so ist es der Umstand, daß Louvois' Tod keine Klärung in die Sache brachte, daß noch 12 Jahre lang dieses entsetzlich stille Foltern andauerte. Aber der Orleanskrieg wüthete bis 1697 und der spanische Krieg wurde vorbereitet. Wie soll der Despotismus inmitten seiner Cabalen und Nöthen Zeit finden, sich um die verborgenen Seufzer eines Einzelnen zu kümmern? wurden doch so Viele in der Bastille — vergessen.

Ludwig XIV. hat Unheil und Verderbniß über Frankreich gebracht; er hat jene negativen Eigenschaften des Gallierthums hervorgelockt und mit Treibhauswärme gepflegt, von denen erst das heutige Frankreich sich zu reinigen bestrebt scheint; aber er hat dafür sein Land groß gemacht — geographisch und ästhetisch; er hat Provinzen erobert, an der Gränze und auf geistigem Gebiet: Hochburgund und Flandern, Elsaß, eine neue Literatur und eine neue Kunst. Er hat für Frankreich ein Zeitalter des Perikles und Augustus geschaffen.

So lautet die Gegenrede auf alles bisher Vorgebrachte, welches sich füglich nicht leugnen läßt.

Eroberungen auf ästhetischem Gebiet, eine neue Literatur und Kunst? Ein Perikleisches Zeitalter oder ein Augustisches?

Perikles, der tadelfreieste unter den Dreien, hat durch

Staatsschutz die Plastik gefördert. Phidias, Iktinos, Alkamenes, Skopas blühten unter ihm und sie brachten die Plastik in Blüthe. Was die Dichter und Denker betrifft, so gehen sie seinem 15jährigen Protectorate über Athen voraus oder sie folgen ihm nach. Homer, Hesiod, Pindar, Herodot und Äschylus lebten vor ihm; Thukydides, Xenophon, Aristophanes und Demosthenes kamen nachher. Sophokles glänzte als zweiter tragischer Stern, als noch Niemand an Perikles dachte; Euripides wurde 23 Jahre nach seinem Tode zuerst gekrönt.

Die Aehnlichkeit mit Augustus ist viel größer, aber zum entschiedenen Nachtheile Ludwigs. Mit Augustus war die Freiheit Roms zu Ende und die Folgezeit hat den Tyrannen sozusagen entschuldigt. Frankreich raffte sich ein Jahrhundert nach Ludwig auf und strafte seinen Tyrannen lügen. Er selbst sah zwei revolutionäre Regierungen in England am Steuer und erlebte die verfassungsmäßige Freiheit unter dem Oranier. In Rom waren dem Augustus und seinem „goldenen Zeitalter" zuvorgekommen: Nävius, Ennius, Plautus, Terenz, Cicero, Varro, Sallust, Cäsar, Lucrez und Catull; Livius, Cornelius Nepos, Horaz und Virgil waren bereits reif für ihre Leistungen, und Virgil und Horaz hätten nicht nöthig gehabt, sich durch Schmeicheleien zu erniedrigen — von Ovid gar nicht zu reden.

Der Vergleich paßt um so besser, als Literatur und Kunst in Rom wie in Frankreich von außen angeregt wurden, im Wesentlichen auf Nachahmung beruhten; als ohne Griechenland nicht Rom, ohne Italien, Spanien, Rom und wieder Griechenland nicht Frankreich ästhetisch existiren würde.

Nun aber nehmen wir einmal die Chronologie zur Hand und sehen zu, welche Männer der Literatur und Kunst gar nicht auf Ludwigs Regierung gewartet haben; welche ferner unter dieser Regierung sich lediglich auswuchsen; welche sodann von dieser Regierung beeinflußt wurden, und welche endlich zwar unter dieser Regierung bereits lebten, aber unabhängig ihre Krone entfalteten oder erst später ihre große Bedeutung erhielten.

Corneille (1606—1684) gehört zu Richelieu und Mazarin und beschloß seine classische Laufbahn schon in den 60er Jahren, als der König anfing maßgebend zu werden. Sein Doppelgänger in der Malerei ist Nikol. Poussin (1594—1665), der übrigens in Rom lebte und den der Kunst-Intendant Richelieu's, Sublet de Noyer, von dort nach Paris kommen ließ, damit er die Galerie des Louvre ausmale. Poussin übte durch seinen Corneille'schen Ernst, durch die Herbe seiner Darstellung, nicht geringen Einfluß auf den Mönchsmaler Eustache Lesueur (1617—1655), der den Aufgang der Versailler Sonne gar nicht erlebte. Auch der große Colorist und Porträt-Maler Philippe Champaigne, der eine gewisse Verwandtschaft mit Poussin zeigt, war durchaus dessen Zeitgenosse.

Daraus folgt zugleich, daß die großartige Einwirkung Poussins auf das Kunstgewerbe, die Folge seines decorativen Genie's, nicht auf die Rechnung des Königs kam.

Scarron, der Verfasser des Roman comique, starb 1660 und hinterließ die Maintenon. Pierre Pujet, der Bildhauer (1622—1694), war schon 1661 was er werden konnte und lebte zudem meist in Genua. So bleiben für das „große Jahrhundert" der Maler P. Mignard und der Bildhauer François Girardon. Der erstere ist auf Simon Vouet, der letztere auf den Italiener Bernini zurückzuführen. In letzter Instanz bleibt nur der Hof- und Decorationsmaler Charles Lebrun (1619—1690) als das eigenste Product der glorreichen Regierung übrig. Mit andern Worten, in der bildenden Kunst hat der König nichts Bedeutendes inspirirt, nichts Neues und Großes angeregt; im Gegentheil, er hat Mehlthau auf versprechende Befähigung gestreut.

Aber das lassen wir gelten, daß die hohe Kunst der jüngsten Vergangenheit, daß die Empfindung für Form und Farbe in sämmtlichen Gewerben sich unter Colbert wiederspiegelte, daß der angesammelte Goldblock künstlerischer Leistung unter ihm in tausend Facetten zerschlagen, in Kleingeld für Manufactur und Handwerk ausgeprägt und so in Wahrheit

unter die Menge gebracht wurde. Es ist richtig, der damals ausgestreute Samen hat unaufhaltsam fortgewuchert und hat die Franzosen noch über die jüngste furchtbare Krise mit staunenswerther Leichtigkeit weggetragen. Nur muß man in dieser Anerkennung des Guten auch nicht zu viel thun und sich doch ein wenig davor hüten, die Kultur eines Volkes, die Bedeutung einer Geschichtsperiode ausschließlich nach der Blüthe des Kunsthandwerkes zu beurtheilen. Geschieht nichts Neues und Großes auf idealem Gebiete, so wird auch das Kunsthandwerk versauern, Manier werden und auf keinen Fall ein Volk vor dem Untergange retten. Wenn alles Geräth zur Schaustellung dient und kein Inhalt in den Töpfen ist, so wird das Kunstgewerbe einen manierirten, verschrobenen Charakter annehmen und zum tönenden Erz ohne Seele werden. —

Molière (1620—1673), der echte und große Komöde, gehört zu denen, die sich unter Ludwig ausgewirkt haben. Er fällt zuerst in die Mazarin'sche und dann ausschließlich in die Colbert'sche Periode Ludwigs XIV. Zehn Jahre später hätte er den „Tartuffe" nicht auf die Bretter gebracht. Die Gunst des Königs hat ihm wenig genützt und ihn nicht einmal vor unehrlichem Begräbnisse bewahrt.

Racine erst (1639—1699) gehört durchaus der Regierungszeit Ludwigs an. Die Maintenon hat einen frommen Dichter aus ihm gemacht, der König ihn zu Tode geärgert. Boileau, (1636—1711), der saubere Reflectirer, der correcte Aristarch, der ästhetisirende Horaz der Periode, ist der wahre Ausdruck der poetischen Literatur unter einem Ludwig.

Die vier Hofprediger: Bossuet (1617—1704), Bourdaloue (1632—1704), Fléchier (1632—1710) und Massillon (1667 bis 1743) verstehen sich von selbst, und doch war Massillon nicht durchaus capitelfest. Den Fénélon (1651—1715) mochte der König nicht, sobald er dessen Wahrheitsliebe entdeckte. Fénélon ist historisch geworden im Gegensatz zum Hofe; er starb in verdienter Ungnade. Lafontaine (1621—1695) mochte den König und das Régime nicht, und der König zahlte ihm

mit gleicher Münze. Der Charakterzeichner La Bruyère (1644—1699) war nur zur Hälfte höfisch gesinnt; sein besseres Selbst rächte sich in scharfen Lakonismen.

Der Humorist Lesage kam im Jahre des Aachener Friedens 1668 auf die Welt und starb 1747, 32 Jahre nach dem Könige. Die großen Männer des 18. Jahrhunderts zeigen schon durch ihre Geburtsjahre: Montesquieu 1689, Voltaire und Quesnay 1694, Rousseau 1702, Diderot 1713, daß sie ganz außer Frage stehen.

Gehen wir nunmehr zur näheren Betrachtung der einzelnen Dichter über.

Pierre Corneille wurde 1606 zu Rouen geboren. Seine Erziehung erhielt er bei den Jesuiten, denen er stets hold geblieben ist. Er studirte dann Jurisprudenz, man erzählt, mit Widerwillen, und doch hat es nie einen geschickteren Generaladvocaten beim Parlament der Leidenschaften gegeben, als ihn; nie einen, der beide Parteien so beredt, so dialektisch, so pathetisch vertreten hätte. Allerdings paßte er nicht zum öffentlichen und mündlichen Verfahren; er sprach schlecht, nicht ohne Accent; sein Aeußeres vernachlässigte er sehr. Schon dieser Umstand hätte ihn verhindert, hoffähig zu werden, wäre ihm nicht die Hofluft überhaupt zuwider gewesen. Wenn Richelieu im „Cid" noch zu viel Individualität entdeckte, wie sollte Ludwig XIV. Gefallen an jenen spanischen und römischen Charakteren finden, die zwar wenig ihrem fremden Namen, desto mehr aber dem Geiste einer Vergangenheit entsprachen, in welcher der Einzelne noch etwas gegolten hatte.

Es ist richtig, die Corneille'schen Charaktere verhalten sich zu den Shakespeare'schen wie Gedankengerüste zu denkenden Menschen, wie Empfindungs-Skelette zu fühlendem Fleisch und Blut. Es ist wahr, Corneille ist der Begründer der Convention im Inhalt wie in der Sprache; bei ihm bestehen die Schicksalsmächte in der Macht der Ehre, des Vaterlandes, so-

gar in der äußerlichen Macht des Despoten; seine Sprache begründete den akademischen Classicismus. Aber unter allem dem glomm doch noch die Asche eines natürlichen Pathos, arbeitete noch die Leidenschaft für's Erhabene, und neben aller Gesuchtheit der Antithese rauscht nicht selten ein hinreißender Strom prachtvoller Diction.

Corneille war die Krystallisation dreier Elemente: er ist ein Normanne, kein Pariser; er bildete sich nach Rom, nicht nach Griechenland; seine Hauptmuster waren die Spanier. Von seiner Heimath hat er das Herbe, von den Römern die oft schwülstige Erhabenheit und die überspannten Gegensätze, von den Spaniern die Majestät der Sprache, den Mangel der Charakterentwicklung und die Tragik wie die Komik der Situation. Nicht der Katholicismus des französischen Papst-Königs hat ihn angekränkelt, sondern der Mysticismus der spanischen Autos. Corneille's Verherrlichung der katholischen Religion, so wie seine Devotion vor dem absoluten Könige sind auf spanischem Holze gewachsen.

Das spanische Theater eroberte von den 20er Jahren an die gebildete Welt. Von den spanischen Besitzungen Neapel und Mailand aus drang es nach Rom. Durch die Heirath der spanischen Anna mit Ludwig XIII. gelangte das spanische Drama nach Frankreich. 1635 zahlte Karl I. Stuart 10 Pfd. Sterl. für eine spanische Truppe. Lope de Vega dominirte alle Bretter, Uebersetzungen und Bearbeitungen seiner Stücke waren überall auf der Tagesordnung.

Corneille's Jugendkomödien sind ganz nach spanischem Muster geschnitten; der Menteur von 1642 ist nichts anderes als die sospechosa verdad des Ruiz de Alarcon. Der brillante „Cid" basirt durchaus auf Guillen de Castro. Auch der „Polyeucte" von 1640 ist das Resultat spanischer Studien, nämlich der geistlichen Dramen. Höchst bezeichnend ist es auch der spanischen Anna in tiefster Demuth zugeeignet. In mehreren Wendungen, und grade im ältesten Text, verräth sich jedoch der Nordfranzose.

Lateinischen Ursprungs sind die „Medea“ (1636), nach Seneca; „Horaz“ (1639), nach dem Livius; „Cinna“ (1639), nach dem Philosophen Seneca de clementia; „Pompejus“ (1641), nach Lucan, dem Dichter der „Pharsalia“, Corneille's rhetorischem Liebling; „Sertorius“ bildet das Vorspiel zu „Pompejus“.

Auf den „Cid“ kommen wir nur deßhalb zurück, um die berühmten drei Einheiten der Zeit, des Ortes und der Handlung mit des Dichters eigenen Worten in das wahre Licht ihrer Richtigkeit zu stellen. Der durchaus reflectirende, stets sich selbst kritisirende Dichter hängte jedem seiner Stücke im Druck ein „Examen“ an, und im Examen du Cid lesen wir: „Ich kann nicht leugnen, daß die Regel der 24 Stunden die Vorfälle in diesem Stücke allzusehr zusammendrängt. Der Tod des Grafen und die Ankunft der Mauren mochten sich gleich hinter einander ereignen . . . . aber so steht es nicht mit dem Zweikampf des Don Sancho, über den der König verfügen und für den er eine andere Zeit bestimmen konnte, als zwei Stunden nach der Flucht der Mauren. Ihre Niederlage hatte den Cid die ganze Nacht so ermüdet, daß ihm zwei bis drei Tage Ruhe zu gönnen waren! Wahrscheinlich war er auch nicht ohne Wunden davongekommen, obgleich ich nichts davon gesagt habe, weil das dem Abschluß der Handlung nur hätte schaden können“!!

„Dieselbe Regel drängt auch die Chimene zu sehr, zum zweiten male Gerechtigkeit vom Könige zu verlangen. Sie hatte es den Abend vorher gethan . . . Sie konnte nicht sagen, daß der König ihr ein Versprechen nicht gehalten habe. Ein Roman hätte ihr 7 bis 8 Tage Zeit gelassen . . . Unbequemlichkeit der Regel“!!

„Den Ort habe ich nach Sevilla verlegt, obgleich der König dieses nie besessen hat; zu dieser Fälschung bin ich gezwungen worden, um den Einfall der Mauren . . . zu Wasser irgend wahrscheinlich zu machen! Jedoch will ich nicht

behaupten, daß die Meeresfluth gerade bis dahin steigt ...“!! „Die Ankunft der Mauren hat auch noch den Fehler, daß kein Schauspieler im ersten Akt sie direct oder indirect gerufen hat! In dem irregulären spanischen Stücke sind sie berechtigter! Dort bekämpft sie Rodrigue an der Gränze; hier machen sie sich das Vergnügen, expreß zu kommen, um geschlagen zu werden und dem Cid Gnade zu erwirken“!!

„Das Begräbniß des Grafen hätte große Verlegenheit bereitet, wenn es vor dem Ende des Stückes stattgefunden hätte, oder wenn der Leichnam einstweilen in seinem Palast ausgestellt gewesen wäre. Das geringste Wort, das ich darüber hätte äußern lassen, würde die gespannte Aufmerksamkeit des Hörers unterbrochen und seinem Geiste eine widerwärtige Vorstellung zugetragen haben ... Ich bin sicher, daß dieser Kunstgriff mir vollständig gelungen ist ...“!!

Der König muß als Ober-Ceremonienmeister dafür sorgen, daß die Hochzeit der Tochter nicht am Sarge des Vaters stattfinde. Er schickt den glücklichen Bräutigam mit der Armee ins Land der Mauren,

Et par tes grands exploits fais-toi si bien priser,
Qu'il lui soit glorieux alors de t'épouser.

Die „liebenswürdige Furie“ ist losgesprochen, und zwar durch den König:

Ta gloire est dégagée, et ton devoir est quitte.

„Pflicht“ und „Ruhm“ sind die einzigen Triebfedern, die Angeln der Charaktere. Hatte doch Chimene dem Cid nach der Blutthat gesagt:

Tu n'as fait que le devoir d'un homme de bien.

Als er die Mauren und Don Sancho besiegt hat, überflügelt sein „Ruhm“ die „Pflicht“ der Geliebten. Aber der König muß als Preisrichter das Urtheil fällen. —

Das war echt spanisch und zwar im Geiste Calderons, mehr als im Sinne Guillens de Castro oder Lope's de Vega.

War es doch dem Calderon vorbehalten, den Schattenkönig Karl II. mit Scipio und Alexander dem Großen zu vergleichen! Auch der Götzendienst der absoluten Ehre, die brutale Rache für einen Schein, den die Frau auf sich geladen, feiern bei Calderon ihre Triumphe im „Letzten Duell in Spanien“, im „Arzt seiner Ehre“ und in dem abscheulichen „Auf geheime Unbill geheime Rache.“ —

„Horace“ ist dem Cardinal Richelieu gewidmet. Der Stoff ist allbekannt: Römer und Albaner machen ihren Streit durch den Einzelkampf der drei Horatier gegen die drei Curiatier aus. Um ein tragisches Moment zu erhalten, gestaltet Corneille den Kampf zu einem brudermörderischen: ein Horatier hat die Albanerin Sabina zur Frau und seine Schwester Camilla liebt einen Curiatier. Der ganze Conflict zwischen Patriotismus und Familie, Krieg, Zweikampf, Schwesternmord, spielt sich jedoch in einem Saale des alten Horatius zu Rom ab. Aus Patriotismus ersticht der Horatier seine Schwester Camilla, welche einem so grausen Vaterlande flucht. Aber die „Pflicht“ gegen die Schwester wird in Schatten gestellt durch den für das Vaterland erworbenen „Ruhm“. Wer soll entscheiden in diesem Kriege der Pflichten? Ein Areopag, wie bei Aeschylus? Oder doch die römischen Duumvirn? Oder die Standesgenossen in der Curie? Mit Nichten, sondern ein spanischer König in der Toga des Tullus Hostilius. An die Erzählung im Livius darf man gar nicht denken.

Man höre den Uebermenschen Horace, wie er dem Gegner zuruft, für's Vaterland könne Jeder sterben, mais

> Vouloir au public immoler ce qu'on aime. . .
> Attaquer un parti qui prend pour défenseur
> Le frère d'une femme et l'amant d'une soeur. . .
> Une telle vertu n'appartenait qu'à nous.
> L'éclat de son grand nom lui fait peu de jaloux,
> Et peu d'hommes au coeur l'ont assez imprimée
> Pour oser à aspirer à tant de renommée!

Damit vergleiche man die politische Doctrin der Schwester

Camilla, die den Filmer und Hobbes auswendig zu wissen scheint: Die Götter haben dem Könige die Wahl der Kämpfer eingegeben,

Et la voix du public n'est pas toujours leur voix;
Ils descendent bien moins dans de si bas étages
Que dans l'âme des rois, leurs vivantes images,
De qui l'indépendante et sainte autorité*)
Est un rayon secret de leur divinité.

So sprach wahrlich nicht im Entferntesten der stolze römische Bauernadel unter seinen Herzogen, von denen einer hier mit Sire, Votre Majesté angeredet wird! —

„Cinna oder die Gnade des Augustus" ist wohl das widerwärtigste von Corneille's römischen Dramen. Am Hofe Ludwigs XIII. und XIV. gefiel es natürlich am besten. Corneille widmete es einem Herrn von Montfaucon als le poëme que j'ai choisi comme le plus durable des miens. Man weiß wie das Soyons amis, Cinna! bis in unser Jahrhundert nachgedröhnt hat, wie namentlich Talma es zur Verherrlichung der Freundschaft zwischen Napoleon I. und Alexander von Rußland declamiren mußte.

Cinna, der Enkel des Pompejus, ist selbst nach Corneille's Darstellung ein trister Bursche. Er wird Verschwörer der Emilie zuliebe, ist aber im Grunde für die Alleinherrschaft und speculirt nebenbei für sich selbst. Maximus ist ein Verräther aus Eifersucht. Sollte gesagt werden, daß es mit der Freiheit Roms vorbei sei, so mußte die Freiheit wenigstens einen Repräsentanten haben. Es ist völlig absurd, wenn Emilie den redseligen Cinna zum Tyrannenmorde auffordert, nachdem sie von Brutus und Cassius gesagt:

Ne les compte-t-on plus pour les derniers Romains?

Wie läppisch nimmt es sich danach aus:

Va marcher sur leurs pas où l'honneur te convie,
Mais ne prends pas le soin de conserver ta vie (!)

---

*) Früher hatte es gar geheißen:

De qui l'absolue et sainte autorité.

Souviens-toi du beau feu dont nous sommes épris,
Qu'aussi bien que la gloire Emilie est ton prix,
Que tu me dois ton coeur, que mes faveurs t'attendent . . . .

Wenn der Edle sein Leben in die Schanze geschlagen hat!

Für solche politische Pickelhäringe taugt nichts als die absolute Gewalt. Der Staatsstreich ist hier Wohlthat, und er wird auch richtig im Munde der Livia glorificirt:

Tous ces crimes d'Etat qu'on fait pour la couronne,
Le ciel nous en absout alors qu'il nous la donne,
Et dans le sacré rang où sa faveur l'a mis,
Le passé devient juste et l'avenir permis.
Qui peut y parvenir, ne peut être coupable;
Quoi qu'il ait fait ou fasse, il est inviolable:
Nous lui devons nos biens, nos jours sont en sa main,
Et jamais on n'a droit sur ceux du souverain. —

„Pompée" entstand 1641 und wurde dem Cardinal Mazarin gewidmet. Die Wahrheit der Geschichte wird der Einheit des Ortes und der Zeit geopfert. Alles muß in Einem Palast zu Alexandrien vor sich gehen. Die Gattin des Pompejus, Cornelia, wird vom Dichter aus Rom in die Hauptstadt des Ptolemäus citirt, damit sie dort mit der Kleopatra auf dem Vorplatz des Palastes disputiren kann. Der Aufruhr in Alexandrien dauerte nach Plutarch ein ganzes Jahr; denn Cäsar war kaum abgereist, als Cäsarion geboren wurde. Bei Corneille ist Alles in 24 Stunden abgethan. Pompejus wurde gar nicht in Alexandria ermordet, sondern vor Pelusium. Endlich kommt der Titelheld des Stückes gar nicht zu Worte, weil er todt ist.

Den Styl dieses Stückes nennt Corneille selbst „erhabener als in irgend einem andern"; doch will er diesen Ruhm mit Lucan theilen, dem er Alles entnommen habe, was ihm dienlich gewesen, so daß auch der Rest „nach seinem Genie schmecke".

Von Lucan stammt allerdings auch hier der Schwulst, von Lucan rühren die weisen Maximen her, die uns der ägyptische Premier (chef du conseil) Photin debitirt:

Laissez nommer sa mort un injuste attentat:
La justice n'est pas une vertu d'Etat. —
Le droit des rois consiste à ne rien épargner,
La timide équité détruit l'art de régner.
Quand on craint d'être injuste, on a toujours à craindre,
Et qui veut tout pouvoir doit oser tout enfreindre,
Fuir comme un déshonneur la vertu qui le perd
Et voler sans scrupule au crime qui le sert.

Man soll sich doch nicht wundern, wenn solche Aussprüche der „classischen" Dichter auf ein Jahrhundert und länger das Volksbewußtsein vergiften. Und dabei muß Julius Cäsar den verliebten Modeton des galanten 17. Jahrhunderts girren: il soupire, il gémit.

Die Antithese und das Bewußtsein von derselben, die Reflection über ein Doppelgefühl in der Brust des Redenden, diese prosaisch-rhetorische Bloslegung des ganzen dramatischen Apparats, macht sich im Munde der tiefgeschlagenen Cornelia geltend, wenn sie also zu Cäsar spricht:

Je t'avouerai pourtant, comme vraiment Romaine,
Que pour toi mon estime est égale à ma haine;
Que l'une et l'autre est juste, et montre le pouvoir,
L'une de la vertu, l'autre de mon devoir,
Que l'une est généreuse, et l'autre intéressée. —
Tu vois que ta vertu . . .
Me force de priser ce que je dois haïr:
Juge ainsi de la haine où mon devoir me lie,
La veuve de Pompée y force Cornélie.

Das liest sich wie das Recept zu einem Drama, aber nicht wie eine dramatische Anrede.

Die Liebe, welche bei Corneille stets Convention, mechanisches Vehikel, bei keinem seiner Helden wahre Empfindung ist, lüftet im „Sertorius" die Maske. Aristia spricht das Geheimniß aus, welches wir schon im „Cinna" durchschauten, indem sie zu Sertorius sagt:

Laissons, seigneur, laissons pour les petites âmes
Le commerce rampant de soupirs et de flammes.

Sertorius:

Que c'est un sort cruel d'aimer par politique.

Die Raison d'Etat wird in seinem Munde bühnenfähig. Sertorius streitet mit der vom Dichter erfundenen Viriata von Lusitanien, was politischer sei, sie oder die Aristia zu lieben! Viriata selbst will nichts von Leidenschaft wissen, sie liebt blos den Helden im Manne. „Wer Alles kann ist liebenswerth.“ Die Frostigkeit der Staatsraison im Gebiete der Empfindung!

Nur noch ein Wort über den „Polyeucte“. Er ist ein christliches Märtyrerdrama, welches dem Dichter gerade wegen seiner klaffenden Antithesen einleuchtete. Als es fertig war, bekannte Corneille selbst, daß er gegen die Regel des Aristoteles gesündigt, welche nur „mittlere Vollkommenheiten“ gestatte. Wessen Auge den Himmel offen sieht, in den er nach kurzer Qual zur ewigen Herrlichkeit einziehen wird, der ist kein tragischer Held. Polyeucte „sucht“ auch förmlich den Tod:

La palme au ciel.

Mes crimes, en vivant, me la pourraient ôter.

Wie künstlich, wie gemacht, wie unwahr ist der ganze „Polyeucte“, wenn man ihn mit dem „Standhaften Prinzen“ des Calderon vergleicht, der jenem vorausgegangen war. Mit diesem Martyrium des Prinzen Fernando zu Fez ist es heiliger und bitterer Ernst; der tritt die Welt in triumphirender Qual hinter sich zurück.

Polyeucte muß obendrein noch der höfischen Liebe pflegen, wie alle Helden Corneille's. Und doch ist hier die Liebe, die süße Entschädigung des Lebens, gradezu unmöglich. In der That bewegt sich der Dialog zwischen Polneucte und der Pauline nach den Regeln eines Complimentirbuches.

An Edelmuth überspringen sich die Hauptcharaktere. Severus, der Heide, will seinen christlichen Nebenbuhler Polyeucte vor dem Scheiterhaufen retten, macht aber dabei allerhand „weit übergebogene“ Bemerkungen über das Christenthum, die unter dem Kaiser Decius jedenfalls für staatsgefährlich galten:

Les chrétiens n'ont qu'un Dieu, maître absolu de tout —
Mais si, entre nous, j'ose dire ce qui me semble,
Les nôtres, bien souvent, s'accordent mal ensemble;
Et me dût leur colère écraser à tes yeux,
Nous en avons beaucoup pour être de vrais Dieux.

Darauf lobt er die Sitten der Christen, preist ihre Tapferkeit als Soldaten:

Furieux dans la guerre, ils souffrent nos bourreaux:
Et, lions au combat, ils meurent en agneaux.

Pauline hat ihre Leidenschaft für Severus mühsam niedergekämpft; nach dem Tode ihres Gatten wird sie Christin, um ihm nachzufolgen. Ja selbst der schlaue Senator Felix, der Statthalter in Armenien, wird Christ — Corneille sagt, um zu Ende zu kommen und die Neugier zu befriedigen! Sever aber schließt mit dem Worte des alten Fritz ab, dessen Ursprung also hier zu suchen ist:

J'approuve cependant que chacun ait ses Dieux,
Qu'il les serve à sa mode et sans peur de la peine.

Das Auto sacramental löst sich hier vor Cartesischem Licht auf; ja es hatte in seinen ersten Auflagen bis zum Jahre 1648 Verse enthalten, die den späteren Herausgeber Voltaire wunderbar anheimeln mußten. Sever ging damals noch viel weiter:

Peut-être qu'après tout les croyances publiques
Ne sont qu'inventions de sages politiques,
Pour contenir un peuple ou bien pour l'émouvoir,
Et dessus sa faiblesse affermir leur pouvoir.

Auch die christliche Moral war in jenen früheren Ausgaben viel stärker betont:

Jamais un adultère, un traître, un assasin;
Jamais d'ivrognerie et jamais de larcin.

Wie bei uns, mußte man zu Corneille's Zeit suppliren.

Wie stark auch die spanische Dramatik auf Frankreich eingewirkt, dem dunkelglühenden Mysticismus des Calderon konnten es weder Corneille noch seine Nachfolger gleichthun. Das war heimisch in Iberien, wie der Murillo. In den Dos amantes del Cielo bekehrt ein Bekehrter eine reine

Priesterin der Minerva. Im Purgatorio de S. Patricio ist der Bösewicht, der Mörder Ludovico, streng katholisch; ein paar Tage Fegefeuer entsündigen ihn vollkommen. In den „Ketten des Teufels“ verschreibt sich die Prinzessin Irene dem Teufel und wird durch ihr katholisches Gewissen verrückt. Der Apostel Bartholomäus stellt sie her und löst den Pact. In der „Andacht zum Kreuz“ wird ein blutschänderisches Geschwisterpaar durch Auflegung des rothen Kreuzes auf die Brust selig. — Das war für die klare Reflection der Franzosen unerreichbar.

Corneille hatte über dreißig Jahre lang die Bühne beherrscht, fast so lange wie Richelieu und Mazarin zusammen den Staat. Erst in den 60er Jahren meldete sich sein Nachahmer und Nachfolger Racine, und erst mit der „Andromaque“, im Jahre 1667, trat Racine an die Stelle Corneille's, der mit keinem Drama mehr aufkommen konnte und auch nicht aufzukommen verdiente. Er lebte jedoch noch bis zum Jahre 1684.

Jean Racine wurde am 21. December 1639, ein Jahr nach dem Könige, zu La Ferté-Milon im Valois geboren. Sein Urgroßvater Jean Racine war Einnehmer der königlichen Gefälle im Herzogthum Valois gewesen. Sein Großvater wie sein Vater waren dort Controleure des Salzmagazins. Sie führten ein Wappen, auf dem Ratte und Schwan (rat und cygne) abgebildet waren. Zwei Großtanten des Dichters hatten zu Port-Royal bei den Jansenisten gelebt; seine Tante Agnes war dort sogar Aebtissin. Der Dichter selbst verbrachte 3 Jahre, von 1655—1658, in jener klösterlichen Abgeschiedenheit, die zugleich der Sitz ernster und tüchtiger Studien war.

Racine wurde ein ausgezeichneter Hellenist, las den Plato und Plutarch wie französische Bücher, wußte den Sophokles und Euripides auswendig und verstand den Aristophanes. Der Aufenthalt in Port-Royal schlägt uns zugleich die Brücke zu seinen letzten, den geistlichen Dramen, zu „Athalie“ und

„Esther"; denn bibelfest war man in Port-Royal und der Dichter hatte dort mit geistlichen Oden debütirt.

In die Welt zurückgekehrt, verfaßte Racine, zum heftigen Aerger von Port-Royal, ein Sonett auf den Pyrenäenfrieden zu Ehren Mazarins. Diesem Verrath folgte im Jahre 1660 die Nymphe de la Seine, ein Hochzeitscarmen für den jungen König und die spanische Infantin. Die „Nymphe" brachte dem Verfasser 100 Louisdor ein und 1664 fügte Colbert eine Pension von 600 Livres hinzu. Racine war damit Hofdichter geworden. Er gehörte ganz der neuen Aera an, während Corneille eine Pension Richelieus mit halbem Unmuth ertragen hatte.

Früh befreundete sich Racine mit dem drei Jahre älteren Boileau und bald reichte er dramatische Arbeiten bei dem neunzehn Jahre älteren Molière ein, Arbeiten, die noch ganz auf Corneille'schen Stelzen einhergingen, welche der ganz anders geartete Dichterbestieg.

Der Jansenist Nicole von Port-Royal donnerte gegen diese Ausartung eines Zöglings und Genossen: Romane und Komödien schreiben nannte er „Eigenschaften, die nach der Meinung der anständigen Leute nicht ehrenvoll sind, und scheußlich, wenn man sie nach den Grundsätzen der christlichen Religion betrachtet . . ." „Ein Romanschreiber und Theaterdichter," fuhr der katholische Pietist fort, „ist ein öffentlicher Vergifter, nicht der Körper, sondern der Seelen. Er muß sich als einer Unzahl von geistigen Todtschlägen schuldig betrachten, die er wirklich vollbracht hat oder verursachen konnte."

Racine wehrte sich, aber ohne Erfolg. Seine eigene Tante, die Aebtissin Agnes, zeigte ihm seine Excommunication aus dem Verbande von Port-Royal an.

Da sehen wir Prynne und die „Gauklergeißel" sammt den Parlamentsbeschlüssen gegen das Theater — in Frankreich! Es war jedoch nur ein matter Nachschlag, gerade wie die Fronde nur die Travestie der mächtigen englischen Bewegung war.

1664 trat Racine mit der „Thebaide oder die feindlichen Brüder“ auf. Das Stück war auch ein Nachklang, nämlich des dröhnenden Corneille'schen Kothurnschrittes. Nicht besser stand es mit „Alexander“ von 1666. Erst 1667 machte die „Andromaque“ eine Sensation, wie sie 21 Jahre früher der „Cid“ gemacht hatte. Das neue Gestirn war aufgegangen; der König erhöhte Racine's Pension auf 1200 Livres.

Dann erfolgte der Wettstreit zwischen dem französischen Aeschylus und seinem Nebenbuhler Euripides, ein Wettstreit, den Madame Henriette veranlaßte und dessen Gegenstand die „Bérénice“ war. Racine ließ den bisher immer gekrönten Sieger weit hinter sich. Die „Bérénice“ (1670) eroberte alle Herzen; die Sensation erreichte ihren Gipfel, da man seine Vermuthung darüber hatte, wer Titus, wer Bérénice sein sollte.

1672 folgte „Bajazet“, nicht ohne Bezug auf die Monaldeschi-Affaire in Fontainebleau. 1673 kam „Mithridate“, ein echt Corneille'scher Stoff, später das Entzücken Karls XII. von Schweden. Racine rückte unter die 40 Unsterblichen der Akademie. „Iphigenie in Aulis“ ist von 1675, die „Phädra“ von 1677. Der Dichter zählte 38 Jahre und hielt seine Laufbahn für abgeschlossen. Der alte Jansenist regte sich wieder mächtig in ihm. Nicht die körperliche Vergiftung, deren man ihn einige Jahre nachher schändlicher Weise beschuldigte, gestand er ein, wohl aber die seelische, deren ihn Nicole angeklagt hatte. Er wollte Karthäuser werden. Aus Tugend heirathete er noch im Jahre der „Phädra“ die Catherine de Romanet, die ihm seinen Sohn Louis schenkte, der sich als Poet, mehr noch durch den Commentar zu des Vaters Werken einen Namen gemacht hat.

Aeußerlich ging es dem Zerknirschten ganz wohl. Die Pension stieg auf 1500, später auf 2000 L. Noch 1677 wurde er mit Boileau zum Hofhistoriographen ernannt und bezog dafür 4000 L. Gehalt. In den Feldzügen, auf denen er den König begleitete, erhielt er nach und nach an Equipirungs-

und Entschädigungsgeldern die Summe von 43,000 L. Mit Port-Royal versöhnte er sich auch, Arnauld gab zu, daß die „Phädra“ moralisch sei.

Die Maintenon wünschte für ihr Fräulein-Institut zu St. Cyr biblische Stücke, und Racine schrieb 1689 die „Esther“, welche ihm 1000 Louisdor einbrachte; 1691 die „Athalie“, wohl das formvollendetste Drama des Dichters.

Den stillen anspruchslosen Lafontaine machten die beiden Hofhistoriographen Racine und Boileau gar noch fromm, wie Bossuet den großen Condé und den Marschall Turenne bekehrt hatte, obwohl Lafontaine außer literarischen Bosheiten gar nichts auf dem Gewissen hatte.

Und doch! — Der schmieg- und biegsame Racine sah mit Grauen den Abgrund, in welchen der König sein Land stürzte; sein Ohr war nicht taub gegen die Jammerrufe des Volkes. Er wagte seine Stimme zu erheben wie Fénélon, wie später der Marschall Vauban — ihn traf wie jene die Ungnade des Imperators. Das Mémoire, welches Racine der Maintenon überreicht hatte, fiel dem König in die Hände. Ludwig rief hocherstaunt: „In was mischt sich Racine!“ und verbot ihm im Zorne den Hof.

Der Dichter, von Jovis Blitz getroffen, erkrankte, siechte hin und starb am 21. April 1699 an einem Lebergeschwür. Er zählte 59 Jahre. Der König war anständig genug, der Wittwe und ihren sieben Kindern eine Pension von 2000 L. auf den letzten Ueberlebenden anzuweisen.

Was nun die Dramen Racines im Einzelnen betrifft, so bezeichnen sie einen wesentlichen Fortschritt gegen Corneille durch die Einführung einer menschlichen, nichtpolitischen Leidenschaft, der Liebe, als eines tragischen Vehikels. Nicht zwar als ob hier Shakespeare'sche Flammen sprühten, als ob das Mysterium der Herzen er- und verklärt würde. Die Liebe bleibt auch bei Racine höfisch, hält sich in den Gränzen des conventionell Erlaubten; aber innerhalb dieser Schranken werden doch Töne der Empfindung laut, von denen wir bei Corneille

keinen einzigen vernahmen. Diese Töne verlangen zugleich ein anderes Instrument als die ewige Posaune Corneille's; die Viola d'amour oder das singende Cello lassen sich hören und schmeicheln sich ein. Es versteht sich nicht mehr von selbst, daß der Held eine Geliebte hat, diese Geliebte ist nicht mehr ein Theaterrequisit, damit „Ehre" und „Ruhm" sich daran hinaufranken; sondern die Liebe wird Motiv. Was die akademische Sprache Frankreichs, diese Etikette des Ausdruckes, in welche Racine dem Geschmacksdespoten Ludwig sogar den Plutarch des Amyot transponiren mußte, an Tiefe der Empfindung zu leisten vermochte, das hat Racine geleistet. Die Etikette freilich konnte er weder materiell noch formell durchbrechen; die Frauen in der „Andromaque", ja die Phädra selbst bleiben „adorable Furien".

Wie bei den Nachahmern die Fehler der Vorbilder stets viel greller zum Vorschein kommen als bei letzteren selbst, so ist auch Racine's „Thebaide", die Geschichte der blutigen Feindschaft zwischen Eteokles und Polynikes zu Theben, bei deren Bearbeitung er mehr seinem Vorgänger Rotrou als dem Euripides folgte, überspannt erhaben. Die beiden Söhne des Oedipus sind natürlich „Prinzen"; Jokaste wird mit „Madame" angeredet. Hämon zur Antigone:

Quoi! mon amour, Madame? Et qu'a-t-il de funeste?

Antigone sagt von sich selbst in den Stanzen eines Monologs:

A quoi te résous-tu, princesse infortunée?

Doch das ist constant und bereits Fontenelle, der Neffe Corneille's, äußerte treffend über diesen „antiken" Spuk: Man lache blos deßhalb nicht über diese Helden, weil man die Sitten der Griechen und Römer nicht kenne; die Sache sei lächerlich genug, nur fehle es an Lachern. — Das Charakteristische des Stücks besteht darin, daß alle Gräuel der Oedipussage: Blutschande, Mord, Brudermord, Selbstmord, hier zusammengedrängt sind. Eteokles, Polynikes, Hämon, Jokaste, Antigone und Kreon fallen gleichsam in eine gemeinsame

Grube. Wäre nicht die zahme Sprache, man könnte sich an Shakespeare's Erstlinge erinnert glauben.

Im „Alexander“ stand Racine auf dem Scheidewege. Während der Gegenstand laut nach Corneille ruft, tritt in seiner Behandlung eine Milde hervor, die bis ans Süße streift und schier an die zeitgenössischen Romane erinnert, in welchen modernste Galanterie und höfisches Schönthun in heroisch-antiker Maske umgingen. Daß von dieser Coketterie ein gut Theil sich ins Drama überhaupt einschleichen mußte, ist selbstverständlich. Beim „Alexander“ aber wurde es dem Boileau, der jene Romane so elegant gezüchtigt hat, denn doch zu arg; er protestirte im Namen des Alterthums. Das Alterthum selbst, wäre es zu Worte gekommen, würde noch viel lauter und gegen viel mehr protestirt haben.

Vom schönsten Helden des Alterthums tröpfelt bei Racine das Zuckerwasser herab:

sentir quelque heureuse faiblesse. —
Le coeur
Contre tant de soupirs peut-il bien se défendre?

Nach dem Tode des Porus girrt der große Alexander mit seinen charmes hinter den divins appas der Cleophile her! —

1667 erschien die „Andromaque“, der Henriette d'Angleterre gewidmet. Unbestreitbar ist hier viel mehr dramatische Bewegung als bei Corneille. Die Liebe der Hermione ist nicht blos ein vom Dichter angewendetes Reflectionsmobil; sie ist Pathos geworden und steigert sich bis zur Raserei; sie treibt den Pyrrhus zum Verrath am Vaterlande. Die Leidenschaft ist vollblütig und die Sprache oft wahrhaft congenial der Empfindung; die Metapher wird sogar nicht selten gewagt. Es sind noch Spuren romanhafter Galanterie vorhanden; wenn z. B. Orest für die schönen Augen der Hermione mordet, so erinnert das an Cinna und Emilie. Daneben aber herrscht eine so hohe Milde und ein so feines Psychologisiren, daß selbst Goethes Orest der „Andromaque“ Einiges zu verdanken haben dürfte.

Wunderbar ist bei Orest die Ironie des verzweiflungsvollen Schmerzes, als ihm Pylades das Ende der Hermione berichtet:

Grâce aux Dieux, mon malheur passe mon espérance!
Oui, je te loue, ô ciel, de ta persévérance. —
Ta haine a pris plaisir à former ma misère;
J'étais né pour servir d'exemple à ta colère. — —
Mais quelle épaisse nuit tout-à-coup m'environne?
De quel côté sortir? . . . d'où vient que je frissonne?
Quelle horreur me saisit? Grâce au ciel, j'entrevoi . . .
Dieux! quels ruisseaux de sang coulent autour de moi? —
Hé bien, filles d'enfer, vos mains sont-elles prêtes?
Pour qui sont ces serpents qui sifflent sur vos têtes?

Hier ergreifen ihn die Furien. — Offenbar war der Jansenist von Port-Royal, der Nachahmer Corneille's, ein ganzer Mensch und ein durch die Antike gebildeter bedeutender Dichter geworden. Seine Verse fließen trotz einiger gelegentlicher Härten vortrefflich.

Die vielseitige Begabung Racine's zeigte sich im folgenden Jahre, als der Dichter mit einer Komödie auftrat. Er kannte auch seinen Aristophanes und namentlich dessen „Wespen". Das Sujet paßte ihm zu einem Präbenden-Proceß, den er selbst wegen der Primatie von Epinay zu führen hatte, und er schrieb les Plaideurs, welche leider das Einzige ihrer Art geblieben sind.

„Britannicus" war kein Stück für die Zeit Ludwigs XIV. Dem Geiste nach war er der ältere Bruder des Voltaire'schen „Brutus". Racine folgte dem Tacitus genau in der Geschichte Nero's. Der junge Wütherich und Lüstling begehrte die Junia, die Verlobte des Britannicus; das Werkzeug des Verderbens ist Narciß, ein Shakespeare'scher Bösewicht. In der Versöhnungsscene wird Britannicus vergiftet. Das Drama ist ein Fluch auf den lüsternen Despotismus. Es zog nicht. Wer wird einen despotischen Hof so liederlich, so verbrecherisch darstellen! Die Anhänger Corneille's krittelten und freuten sich; sie machten dem empfindlichen Racine überhaupt das Leben sauer.

Im Jahre 1670 wurde Racine's Triumph über Corneille endgültig. „Bérénice oder die Liebe des Titus" ging über die Bretter. Im Vorwort zu dem bereits aufgeführten Stück citirt Racine den Terenz: „Kaum geht der Vorhang auf, so schreit er." Corneille war mit seiner „Bérénice" unterlegen; die Racine'sche wurde dreißigmal gegeben.

Das Drama könnte auch heißen: „Titus und die schöne Jüdin oder die Entsagenden," oder „Herz und Herrschaft," oder „Liebe und Kaiserthum". Ob die blasse Lavallière unter der Bérénice zu verstehen sei oder die Herzogin von Orleans, mag dahingestellt bleiben; zu verwundern wäre es nur, oder auch als „ländlich sittlich" nicht, wenn die Herzogin sich darin gefallen hätte, das Unglück ihres Herzens auf die Bühne zu bringen.

Voltaire traf das Richtige, als er von dem Stücke sagte: „Sehr schön, aber keine Tragödie." Er, der doch von der „Reinigung der Leidenschaften" des Aristoteles spöttisch äußerte: Je ne connais pas cette médecine, scheint hier durchgefühlt zu haben, daß „Bérénice" nur tragisch enden kann, wenn ihr und zugleich dem Titus das Herz bricht, wenn die Quadern des Kaiserpalastes auf dem Palatin über ihnen zusammen stürzen. Daß die Liebe der Raison d'Etat weicht, das war freilich das Zeitgemäße.

„Bajazet" von 1672 ist ein Serail-, Liebes- und Mordstück. Von Tragik keine Spur, selbst die Sprache läßt zu wünschen.

Im „Mithridate" von 1673 thut Racine des Guten, nämlich der Liebe, zu viel. Der alte Löwe vom Pontus hat eine Braut, in welche sich seine beiden Söhne Pharnaces und Xiphorus verlieben. Zweifache Liebe geht an, Zeuge „Don Carlos"; aber Eifersucht über's Kreuz wird fade. Der polyglotte Haudegen hätte einen hinlänglichen Gegensatz an seinem römerfreundlichen Sohne Pharnaces, der noch dazu eine Römerin liebte. Alte Männer verliebt darzustellen, reizt überhaupt den Komus im Nebenzimmer.

„Iphigenie in Aulis" (1674) ist ein hochpoetisches Drama und leicht das bedeutendste Kunstwerk aus der Zeit Ludwigs XIV. Es wäre geeignet zum ersten Theile einer Trilogie; aber der Dichter zog vor, durch eine mythologische Zuthat den Abschluß herbeizuführen. Er läßt nämlich den Achilleus eine Eriphile, die auch Iphigenie heißt, das Kind einer früheren Begegnung der Helena mit Theseus, von Lesbos nach Aulis bringen. Diese Pseudo-Iphigenie wird als „Blut der Helena" im entscheidenden Augenblicke der echten Iphigenie untergeschoben. Sie ermordet sich selbst, da Achill, den sie liebt, sie nicht wieder liebt. Achill aber liebt die Tochter Agamemnons. — Der innere Kampf des Vaters ist vortrefflich dargestellt, der leidenschaftliche Achill ist herrlich, der schlaue Odysseus scharf geschnitten, Klytemnästra großartig. Auch dieses Drama wußte Goethe zu würdigen.

„Phädra" ist das letzte der weltlichen Stücke, bezaubernd in der Sprache, classisch in der Erzählung, von hinreißendem Pathos in der Krise. Unwiderstehlich war die Rachel als Phädra, der Dämon in ihr wirkte gleich einer Naturgewalt. Vor einer solchen Darstellung vergaß man willig das Hélas, Madame! das Monseigneur und im Personenverzeichniß die Aricie, Princesse du sang royal d'Athènes. Beim ruhigen Lesen kann man sich allerdings des bösen Gedankens nicht erwehren, daß dem Theseus alle mythologischen Licenzen ruhig hingehen, während die Phädra dem Liebeshofe von Paris verfällt. Ueber die Erzählung des Théramène allein sind Bände geschrieben worden und kein echter Franzose geht bedeckten Hauptes vor der Stelle vorüber:

Le flot qui l'apporta recule épouvanté,

obgleich der Vers nur eine geschickte Uebersetzung eines Virgilschen Hexameters ist.

Ein ganzes Jahrzehnt später bewog die Maintenon den Dichter zur Abfassung der „Esther, Tragödie aus der hl. Schrift gezogen", welche in St. Cyr aufgeführt wurde. 1685 war das Edict von Nantes aufgehoben worden; man kann daher

dem Muth Racine's die Anerkennung nicht versagen, wenn er von Ahasverus, dem persischen Könige, sagt:

On peut des plus grands rois surprendre la justice.

Ja, der Nagel wird noch schärfer auf den Kopf getroffen, wenn es heißt:

Le roi trop crédule a signé cet édit.

In dem Günstling Haman, dem das délire de l'orgueil nachgesagt wird, erkannte Jeder — Louvois. In der „Esther", welche zur race proscrite gehörte, mußte die frühere Protestantin d'Aubigné sich selbst erblicken, um so mehr als Racine die Vasthy, eine frühere Geliebte des Perserkönigs, im Stücke fallen ließ und so den Sieg der Maintenon über die Montespan förmlich proclamirte. Leider durfte Racine nicht sagen, daß die moderne Esther selbst Andersgläubige verfolgte.

Die „Esther" ist theils Drama, theils Oratorium, mit vielen gesungenen Chören. Die Reinheit der Diction und die Cadenz der Strophen wird nur übertroffen durch die gleichartige „Athalie", das Monument des sprachlichen Classicismus.

Die Anspielungen in der „Athalie" sind eben so verborgen wie grausam. Es handelt sich um den Kampf zwischen Weltlich und Geistlich: Athalie ist das weltliche Princip, der Hohepriester Joab das geistliche; aber Athalie hat nur die Kraft auf ihrer Seite, Joab kämpft für das göttliche Recht. Er vertheidigt den kleinen Joas, den er nach seinem Bilde gedrillt hat. Wo bleibt da die Legitimität des weltlichen Princips, des Königs? — Vom ganzen Hause Davids ist nur ein neunjähriger Knabe übrig, der Messias der Juden. Dieser Einzige, Joas, entgeht dem Morden der Athalie und dem ganzen Greuel der Verwüstung. Und Racine kann wenigstens in der Vorrede nicht umhin, die Anspielung zu verdeutlichen: „Ich darf hier nicht sagen — er sagt es aber doch — daß Frankreich in der Person eines Prinzen von 8½ Jahren, der heute seine höchste Lust ist, ein Beispiel davon sieht, was bei einem Kinde ein glückliches Naturell, verbunden mit einer

trefflichen Erziehung vermag." Dieser Prinz war der Herzog von Burgund, der Sohn des bereits verstorbenen unbedeutenden Dauphins Louis, der Enkel des Königs und der muthmaßliche Thronfolger, den Fénélon erzog, und dem er die Weisheit Mentors nebst verfassungsmäßigen Grundsätzen beibrachte. Der Prinz starb jung und die Hoffnung einer Morgenröthe nach der despotischen Nacht, die Hoffnung Racine's und Fénélons und gar vieler Andern war geknickt. — Den Feldherrn Abner aber sehe man sich genau an, ob er nicht die Physiognomie eines Staatsstreichs-Generals trägt?

Racine's gewaltige Begabung hat, trotz des bedeutenden Fortschritts über Corneille hinaus, zwei Hauptfehler des Letzteren nicht überwunden. Der erste ist wirklich ein Fehler, der zweite mehr ein Mangel. Auch bei Racine entwickelt sich kein Charakter vor unsern Augen; sie sind alle von vornherein fertig, festgeronnen; sie sind eigentlich nur die Sprechmaschinen, welche über eine gegebene Situation declamiren. Es geht keine Handlung vor sich, sondern nur eine Recitation mit vertheilten Rollen. Deßhalb kommt auf die Sprache Alles an; das Publicum sitzt im Meistersänger-Gericht und urtheilt nach der Tabulatur. Das Vergnügen ist akademisch, nicht dramatisch, nicht tragisch. Es handelt sich nicht um „Reinigung der Leidenschaften", sondern um Reinheit und Angemessenheit der Diction.

Der Mangel der französischen Hofbühne des 17. Jahrhunderts ist, daß sie keine Nationalbühne war noch sein konnte. Sämmtliche von uns erwähnte Dramen haben mit dem französischen Volke, mit seiner Geschichte, seinem Auf- und Niedergehen, nicht das Geringste zu schaffen. Dagegen wurden die Zuschauer auf die entlegensten Gebiete versetzt, mußten die alte Mythologie und Geschichte, wenn auch noch so oberflächlich, lernen, um sich in „Horace", „Cinna", „Bérénice", „Mithridate", „Iphigénie" und „Phèdre" zurecht zu finden. Oder sie gaben sich, wie das so Theatergebrauch ist, urtheilslos der Fabel und Erzählung hin, die sie dem Dichter aufs

Wort glaubten, ohne nur die dunkelste Vorstellung davon zu haben, wo der Pontus, Persien, Aulis und Trözene in der Welt liegen mögen.

Dieser Mangel an aller Volkssubstanz in der dramatischen Literatur, an allem Zusammenhang zwischen Volk und Bühne, hat die Spaltung der Nation in zwei entgegengesetzte Classen, in beau-monde und roture noch verschärft und in der oberen Welt jene exclusive „Bildung“ verstreut, welche die nationalen Interessen als nicht bühnengerecht, als unter der Würde der Privilegirten erscheinen ließ.

Die Zerklüftung der Gesellschaft und die Entfremdung vom nationalen Gehalt, die Vornehmigkeit der Literatur sind bis tief ins 18. Jahrhundert hinein wirksam gewesen, haben sogar das Revolutions-Zeitalter noch inficirt, spukten bis ins Kaiserreich hinein und wurden erst von der Romantik demolirt.

Gewiß spielte — wir haben das beständig geltend gemacht — die zeitgenössische Politik in das zeit- und volksfremde Drama hinein. Vom „Cid“ an, in dem man den großen Condé zu erkennen glaubte, bis auf den kleinen Joas, den Herzog von Burgund, wurden lebende Personen von dem glatten spanischen, antiken oder hebräischen Spiegel zurückgeworfen; aber welches Raffinement des Verständnisses, welche gesellschaftliche Stellung gehörten dazu, um hinter diese Coulissen-Geheimnisse zu kommen, und wie gering war der Procentsatz der Nation, welcher in die Bedeutung dieser Nadelstiche und Nasenstüber eingeweiht wurde? Endlich aber war nie vom Volke, stets vom Hofe und vom Könige die Rede.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß man einen dritten Dichter betrachten, der mitten ins Leben der Gegenwart hineingriff, an Begabung den andern beiden mehr überlegen als gleich, aber ganz anders, unmittelbar, tief ins Volk hinein wirkend; ein Naturgenie, dessen kühne Flügel sich gar oft an den gemalten Salondecken des herrischen Königthums wundstießen und das noch ganz andere Hindernisse zu bekämpfen

hatte als Racine, um sich die nothdürftige Freiheit der Bewegung zu verschaffen. Wir sind bei Molière angekommen.

— —

Von La Ferté-Milon rücken wir nach Paris. Hier wurde am 15. Januar 1622 dem Königlichen Tapezirer und Kammerdiener Poquelin ein Sohn geboren, der den Namen Jean Baptiste erhielt. Schon der Großvater hatte dieselbe Stelle am Hofe bekleidet, welche übrigens mit einem kaufmännischen Geschäft und einem Laden verbunden war. Mehrere Verwandte waren städtische Consuln oder Gildemeister gewesen. Auf eine solche Stelle war auch der Vater für seinen Jean Baptiste bedacht. Dieser aber wurde nur der Kammerdiener des Königs und lieferte als solcher den Beweis, daß es auch in einem andern Sinne für den Kammerdiener keine Helden giebt. Der Blitz des Witzes fährt gemeiniglich aus den niedern Schichten der Dienstbarkeit und Sklaverei empor. Livius Andronicus und Terenz waren Sklaven, Plautus ein armer Bauer; Morolf belehrt den weisen Salomo, wie später so viele Hofnarren so viele Fürsten; Figaro rasirt den Grafen Almaviva; Molière geißelt die Tollheiten und Thorheiten der bevorzugten Classen, des Adels, der Kirche und des Hofes.

Der Großvater Poquelin führte den Enkel zuerst ins Theater, und zwar ins Hotel de Bourgogne. Hier entzündete sich in dem Knaben die Leidenschaft für das Schauspiel, welche dem Vater später sehr unbequem wurde. Fünf Jahre war er bei den Jesuiten im Collége de Clermont; Gassendi, der Mathematiker und Physiker, der Mann der Atome, wurde sein Lehrer. Im Geiste Gassendi's vertiefte er sich in den Lucrez, in die Weltbibel aller Naturalisten: „Von der Natur der Dinge", die er sogar in Versen zu übersetzen begann. Eine Stelle aus dieser Uebersetzung ist uns geblieben; sie findet sich im „Misanthrope" II. 5 im Munde der Eliante:

L'amour, pour l'ordinaire, est peu fait à ces lois,
Et l'on voit les amants vanter toujours leur choix. —
La pâle est au jasmin en blancheur comparable,

La noire à faire peur, une brune adorable,
La maigre a de la taille et de la liberté,
La grosse est dans son port pleine de majesté. —
La trop grande parleuse est d'agréable humeur,
Et la muette garde une honnête pudeur.

Im Collége schloß Jean Poquelin eine dauernde Freundschaft mit Armand Bourbon, Prinzen von Conti, der ihn später mit seiner Truppe zu sich lud und ihm auch die Stelle eines Secretärs antrug, welche der Freund ausschlug.

Als der junge Poquelin im Jahre 1640 an akademische Studien dachte, reiste der König Ludwig XIII. nach dem Süden zum spanischen Kriege. Der Vater benutzte die Gelegenheit, den Sohn statt seiner als Kammerdiener beizugeben. Jean Baptiste kam nach Perpignan, wo er den todtkranken Richelieu sah, der eben die Verschwörung des Cinq-Mars erstickt hatte. Hierauf begab sich der junge Mann nach Orleans zu juristischen Studien. Nach Paris zurückgekehrt, verließ er im Jahre 1645 plötzlich den gelehrten Beruf und schloß sich der Schauspielertruppe der Geschwister Béjart an, welche sich frischweg als Théâtre illustre aufthat. Jean Poquelin nannte sich jetzt nach einem Dorfe im südlichen Frankreich Molière.

Der 23jährige Acteur, dem noch alles zu seinem Berufe fehlte, ließ sich in der Mimik von dem Italiener Tiberio Fiurelli, genannt Scaramouche, unterrichten, und verliebte sich standesgemäß in die schöne, hochbegabte, aber leichtsinnige Madeleine Béjart. Das Unglück seines Lebens hatte begonnen, und gar bald gestaltete er die Tragik seines Daseins zu wundervollen Komödien.

Da das „berühmte Theater" sich in Paris nicht halten konnte, so zog Molière mit der Truppe in die Provinz. Von seinen ersten dramatischen Versuchen ist nichts auf uns gekommen; es waren meist Skizzen oder Gerippe, die nach Art der commedia dell' arte von den Schauspielern ausgeführt und ausgefüllt wurden. Aus andern Stücken ist Einzelnes in spätere Arbeiten aufgenommen worden.

Zu Lyon wurde im Jahre 1653 — der Dichter zählte 31 Jahre — der Etourdi gegeben, das erste Stück, welches uns in seiner ursprünglichen Gestalt geblieben ist. Es war jedoch keineswegs Original, sondern eine Copie nach dem Italienischen. Die erste selbständige Arbeit ist der Dépit amoureux von 1656, dessen ursprüngliche fünf Akte der Dichter jedoch wohlweislich in zwei zusammenzog.

1657 war Molière wieder in Paris; hier erwarb er sich die Gunst des Herzogs von Orleans, der ihn dem Könige vorstellte. Am 24. October 1658 spielte er im Louvre nach dem „Nicomède" des Corneille den „verliebten Doctor", im November den Dépit amoureux und das neue Lustspiel: les Précieuses ridicules. Ludwig XIV. verlieh der Gesellschaft den Titel: troupe de Monsieur mit einer nie bezahlten jährlichen Subvention von 300 Livres. Molière erhielt als Schauspielhaus das Petit-Bourbon angewiesen, wo er zuerst abwechselnd mit den Italienern, seit 1659 allein spielte, bis er 1661 das Palais-Royal bezog und das Théâtre français gründete.

Der kranke Mazarin sah noch am 26. October 1660 im Louvre den Dépit amoureux und die Précieuses ridicules von seinem Armstuhl aus, auf dessen Lehne sich der König stützte.

Von Madeleine Béjart hatte sich der Dichter enttäuscht zurückgezogen; eine Weile trösteten ihn seine Freundinnen Duparc und Debrie, gleichfalls Schauspielerinnen. Dann aber faßte er eine verderbliche Neigung zu einem jungen Mädchen, das nach dem Kirchenbuch die um 27 Jahre jüngere Schwester der Madeleine, nach kritischen Angaben aber die Frucht einer frühern Verbindung der Madeleine, also deren Tochter gewesen wäre. Molière hatte lange Zeit der kleinen Armande eine väterliche Liebe und Sorgfalt gewidmet. Als jedoch das kokette Mädchen heranwuchs, schlug die väterliche Empfindung in glühende Leidenschaft um. Es wird erzählt, daß Armande bei einer Vorstellung der Fâcheux auf Fouquets Lustschloß

Vaux-le-Villars so bezaubernd geglänzt habe, daß Molière den Entschluß faßte, ihr seine Hand zu geben.

Die Heirath wurde 1662 vollzogen; er zählte 46, sie 16 Jahre. Noch im selben Jahre verrieth die Ecole des maris Molières bitteres Schicksal und die darauf folgende Ecole des femmes die vollkommene Enttäuschung des Dichters.

Die leichtsinnige, wetterwendische Armande, jetzt Mademoiselle Molière, wie die Frauen damals hießen, flog von Herzen zu Herzen; erst munkelte man von einem zärtlichen Verhältniß mit dem Abbé de Richelieu, einem jener Muscadins in der Soutane, die ein Métier aus der Galanterie machten; dann kam die Reihe an den Herzenstürmer und Weiber-Nimrod Lauzun; hierauf wurde der Marquis de Guiche, ein unwiderstehlicher Großhanns, mit ihr ins Gerede gebracht. Molière, zuerst unachtsam, dann überführt von der schmählichen Untreue seiner Frau, seufzte, jammerte, stöhnte. Scheinbare Versöhnungen verklebten den schmerzlichen Riß nur auf Augenblicke. Armande blieb unverbesserlich, und Molière konnte sich nicht zu dem Gedanken erheben, daß eine untreue Frau weder der Liebe noch des Kummers werth ist. Im „Misanthrope“ hat er seinem Schmerze ein unvergängliches Denkmal errichtet, dessen Basreliefs freilich auch noch andere Verdammungen darstellen als die der betrogenen Liebe.

Der Schmerz über dieses unglückselige Verhältniß wurde noch erhöht durch die giftige Natter der Verleumdung, welche sich nicht entblödete, Armande für Molières eigenes Kind auszugeben! Und mitten in dieser Hölle der grimmigsten moralischen Peinigungen schreibt und spielt man die vortrefflichste Komödie!

Gerade in der Leidenszeit seines letzten Jahrzehnts schuf Molière seine größten Meisterwerke: den „Tartuffe“ 1660, „Don Juan“ 1665, den „Misanthrope“ 1666, den „Geizhals“ und „Georges Dandin“ 1668, den Bourgeois Gentilhomme 1670, die Femmes savantes 1672 und den Malade imaginaire 1673.

Brustkrank seit 1667, schleppte er sich noch 6 Jahre hin,

sich selbst und Andere täuschend, sich aufreibend als Schauspieler, väterlich für seine Truppe sorgend. 1672 kam Boileau zu ihm, eine Stelle in der Akademie anbietend, wenn sich Molière auf die Darstellung gewisser höherer Charaktere zu beschränken verspräche. Der Dichter schlug aus, weil er treu zu seiner Truppe halten wollte.

Am 16. Februar 1673, nach der dritten Aufführung des Malade imaginaire, wurde er vom Fieberfrost geschüttelt und verschied am andern Tage, 51 Jahre alt.

Was hat Ludwig XIV. für den großen Charaktermaler gethan, der seine Zeitgenossen schärfer gezeichnet hat als irgend ein Anderer? Er hat sich von ihm amusiren lassen und seine Truppe mit 7000 Livres jährlich dotirt. Molière blieb sein Leben lang Kammerdiener und machte das königliche Bett. Dem Kammerdiener gab der König einmal Genugthuung. Als sich das übrige Gesinde darüber beschwerte, mit einem „Komödianten" zu dienen, lud der König seinen Kammerdiener zum Abendessen ein und legte ihm den Flügel eines Poulet vor. Dann ließ er die Audienzen beginnen.

Nicht die großen Werke Molières liebte der König, nicht die Gewitterschläge in die stickige Atmosphäre der Zeit. Allenfalls mochten die faden Marquis, der gezähmte Adel gestriegelt werden, die Pedanten beiderlei Geschlechts, der verrückte Epicier ihre Züchtigung erfahren. Aber die Juvenal'sche und Aristophanische Ader hätte er ihm am liebsten unterbunden. Es steht fest, daß er ihn beständig auf lustige Intermèdes verwies und ihm Stücke wie le Mariage forcé und la princesse d'Elide lebhaft empfahl. Gewaltigen Anstoß erregte der „Don Juan"; fünf Jahre lang hat der „Tartuffe" auf die königliche Erlaubniß zur öffentlichen Darstellung warten müssen!

Nicht einmal ein ehrliches Begräbniß hat ihm der König gesichert. Als der Klerus sich weigerte, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, eilte die Wittwe nach Versailles und sagte erregt dem Könige: „Wenn mein Mann ein Verbrecher

ist, so sind seine Verbrechen von Ew. Majestät autorisirt worden!" Der König versprach Nichts. Ein Gesuch der Wittwe an den Erzbischof von Paris erwirkte die Begleitung von zwei Geistlichen, unter der Bedingung eines einfachen Begräbnisses zur Nachtzeit und ohne Todtenamt. Den Pöbel, der sich am Abend in der Rue Richelieu ansammelte, um den Verfasser des „Tartuffe" noch im Sarge zu beschimpfen, beschwichtigte Mademoiselle Molière mit 1000 Livres, die sie zum Fenster hinauswarf.

Molière läßt seinen Vertheidiger in der Critique de l'Ecole des femmes sagen: „Ich finde es viel leichter, sich in schwülstigen Empfindungen zu ergehen, dem Schicksal in Versen zu trotzen, das Geschick anzuklagen und den Göttern Grobheiten zu machen, als gründlich auf die Lächerlichkeiten der Menschen einzugehen und Jedermanns Fehler anmuthig auf dem Theater wiederzugeben. Wenn Ihr Helden malt, so macht Ihr was Ihr wollt; das sind Porträte nach Laune, in denen man keine Aehnlichkeit sieht; Ihr braucht nur der Einbildungskraft die Zügel schießen zu lassen, die zuweilen das Wahre bei Seite läßt, um das Wunderbare zu finden. Wenn Ihr aber Menschen darstellt, so müßt Ihr nach der Natur zeichnen; diese Porträte müssen ähnlich sein, und Ihr habt nichts gethan, wenn man die Leute Eures Jahrhunderts nicht wieder erkennt."

Wem fällt da nicht die Theorie des Dänenprinzen ein: Zweck des Schauspiels ist, „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten — und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen?" Hat die französische Poesie diese Aufgabe auf ernstem Gebiet nur wenig und höchstens indirect erfüllt, so im Lustspiel desto vollständiger und gelungener, und zwar vornehmlich durch Molière.

Wir können nicht behaupten, Molière sei durchweg Original — wer wäre das seit der Antike gewesen? Molière hat wie Shakespeare sein Gut genommen wo er es fand: er

hat wie Corneille die Spanier studirt und benutzt, doch ohne sie zu verderben; er hat die Italiener gekannt, die italienischen Lazzi der Arlechino, Pulcinella und Scaramuzza aufgenommen, nachgeahmt und verarbeitet; er ist zu den Alten gegangen, wie Racine, und kannte seinen Terenz und Plautus, wie jener den Sophokles und Euripides. Er hat aber auch, was die Andern versäumten, aus der Urquelle des gallischen Esprit, aus Rabelais reichlich getrunken.

Seine Erstlinge, l'Etourdi und le Dépit amoureux, verdankt er Italien, den Etourdi dem Inavvertito des Niccolò Barbieri, zu dem sich eine Novelle des Cervantes gesellte; den schon selbständigern Dépit amoureux dem Niccolò Secco. Die Ecole des maris entstammt dem Stoffe nach der Discreta enamorada des Lope de Vega, die im selben Jahre zu Paris französisch aufgeführt wurde; doch spürt man auch etwas von den „Adelphi" des Terenz und ein wenig Boccaccio. Die Ecole des femmes ist auf Scarron, Cervantes und einen Italiener zurückzuführen, natürlich als auf „zerstreute Glieder". Der Médecin malgré lui ist dem Lope de Vega entlehnt. l'Amour médecin hat ein Stück des Tirso de Molina benutzt. Der „Amphitryon" stammt von Plautus, so wie auch Einzelnes aus dem Avare; der „Don Juan" von dem Spanier Tirso de Molina; Georges Dandin von Boccaccio; die Fourberies de Scapin lehnen sich an den „Phormion" des Terenz. Daß Molière Spanisch und Italienisch verstand, sieht man klärlich im Bourgeois Gentilhomme.

Molière fand lauter Situations-Komödien vor, d. h. Lustspiele, in denen die Komik aus der Lage entsprang, in welche gewisse typische Figuren versetzt waren. Kein Wunder daß auch bei ihm die Situation, der künstlich herbeigeführte Zufall, vielfach das Beste that und daß häufig nicht der Charakter die Ereignisse schuf, sondern der Zufall dem Charakter Relief verlieh. Es ist daher erlaubt, gewisse zum Voraus fertige Typen, z. B. den Avare, den Malade imaginaire zu bekritteln; aber um so glorreicher geht der Dichter aus die-

sem Kampf mit der Routine hervor, wenn er den „Tartuffe“, die Ecole des femmes und den Misanthrope schreibt, welches Sitten- und Charakterstücke für ewige Zeiten sind. Da tritt das kritische Genie des Jahrhunderts in poetischer Form auf.

Die vorstehenden Bemerkungen gehören der Literaturgeschichte an. Sehen wir jetzt mit geschärfter Aufmerksamkeit dem Manne zu, der in schwierigster Stellung seiner Zeit den Spiegel vorhält und der, angesichts der Cabale seiner Neider und Feinde und seines persönlichen Mißgeschicks, niemals den Muth verlor, eine unauslöschliche Lache über den Jammer der damaligen französischen Welt zu erregen.

Den ersten Klapps erhielt das Hotel Rambouillet. Diese hohe Schule des Geschmacks aus der Zeit Richelieus hatte sich allmählich der Feinschmeckerei und zuletzt der Abgeschmacktheit ergeben. Der immer fadere, gespreiztere, preciösere Ton, der sich im Kreise der Chapelain, Benserade, Cotin ꝛc. ausbildete, wurde durch Mademoiselle de Scudéry in zehn Bänden „Cyrus“ und weitern zehn Bänden „Clélia“ über Stadt und Land ausgeschüttet und verdarb Geschichte, Sprache und Sitte zugleich. Es entstand da ein Jargon, von dem La Bruyère sagte, die Eingeweihten hätten sich zuletzt nur noch unter einander verstanden. Da brachte Molière seine Précieuses ridicules aufs Theater: zwei Gänschen aus der Provinz kommen nach Paris und werden von dem Bedienten Mascarille, der sich für einen Marquis à la mode ausgiebt, in der ergötzlichsten Weise düpirt. Einen ehrlichen Heirathsantrag finden sie plump: „wo bliebe der Roman, wenn Cyrus gleich die Mandane heirathete“? — Stühle sind bei diesen Leuten „Bequemlichkeiten der Unterhaltung“. Riechen Sie an diesen Handschuhen! heißt: „Heften Sie ein wenig auf diese Handschuhe die Reflection Ihres Geruchsinnes!“ Endlich ist das Landconfect gründlich beschämt.

Die Précieuses waren eine einaktige Posse in Prosa. Zehn Jahre später nahm der Dichter dasselbe Thema wieder

auf und schuf die fünfaktige Komödie: les femmes savantes in Versen. Hier griff er tiefer, persifflirte nicht nur die ewigen Sonette, Madrigals, Gedichte nach gegebenen Reimen, Epigramme und Vierzeilen, die ohne Talent, geschraubt und platt von modischen Schöngeistern fabricirt und als Tagesereigniß in Curs gesetzt wurden; nicht nur das eitle und ekle Treiben pedantischer Abbés, die in den Hotels Rambouillet und Longueville als apollinische Pfauen einherstolzirten und angebetet wurden: er brachte echt aristophanisch die Modephilosophie auf die Bretter und geißelte den hochmüthig-heuchlerischen Dualismus, den sich die Précieuses aus einigen Brocken vom Tische des Descartes zurecht gemacht hatten.

Jener obenerwähnte Abbé Cotin, den Molière zuerst Tricotin nannte und dann als Trissotin unsterblich machte, wurde nicht nur als jämmerlicher Reimschmied, sondern auch als Speculant auf ein reiches, unverbildetes Mädchen blosgestellt. Die Damen des Hauses aber, die in der Wirthschaft alles drunter und drüber gehen ließen, machten Tiraden über „Geist und Materie“, radotirten von der Herrschaft des „Geistes“ über den „Lump“ von Körper, schwatzten von der Philosophie, welche

Donne à la raison l'empire souverain,
Soumettant à ses lois la partie animale
Dont l'appétit grossier aux bêtes nous ravale.

Und dann zeigt sich, was das keusche Ohr der Armande nicht hören, ihr keusches Herz aber nicht entbehren kann. Als den alten und jungen Närrinnen die Wahrheit über ihr verrücktes Wesen gesagt wird, vergießt die perfecte alte Jungfer Bélise einen Tropfen Gassendi:

Est-il de petits corps un plus lourd assemblage,
Un esprit composé d'atomes plus bourgeois?
Et de ce même sang se peut-il que je sois!

Dann kommt wieder Cartesius:

Descartes, pour l'aimant, donne fort dans mon sens.
— J'aime ses tourbillons.
— Moi ses mondes tombants.

Und die unvergleichliche Bélise definirt, damit nichts fehle,

une espèce d'amour
Qui doit être épuré comme l'astre du jour.
La substance qui pense y peut être reçue,
Mais nous en bannissons la substance étendue.

Als dieser geistige Janhagel seine Akademie gründet, spricht er das Motto aller verschworenen Coterien aus:

Nul n'aura de l'esprit, hors nous et nos amis. —

Ein Schlag, der das läppische Bürgerthum zugleich mit dem geckenhaften Adel traf, wurde im Bourgeois Gentilhomme ausgeführt. Denn nicht nur wird der reiche, einfältige Mr. Jourdain grimmig lächerlich gemacht, daß er in allen Gewohnheiten, Fertigkeiten und Sportarten den gens de qualité nachäfft; sondern auch die Muster, die er sich nimmt, und speciell der Graf Dorante, der Schmarotzer, ewige Borger und Lügner von Profession, erhält sein redlich Theil. Ein hoher Adel merkte das so gut, daß er eine Cabale gegen das Stück anspann, welche erst an dem Worte des Königs zu Molière: „Sie haben nichts Besseres gemacht" scheiterte.

Das Motto des Stücks liegt in den Worten Mr. Jourdains: „Wenn ich mit dem Adel umgehe, so zeige ich mein Urtheil, und das ist schöner als mit Eurer Bourgeoisie verkehren," worauf Mme. Jourdain, der gesunde Menschenverstand: „Wahrhaftig, ein großer Gewinn, mit Euren Adeligen umzugehen; Ihr habt es gut gemacht mit dem schönen Herrn Grafen, in den Ihr vernarrt seid!" Das Stück endigt mit Ballet, Gesang und „ungeheurer Heiterkeit", als Mr. Jourdain zum „Mamamouchi" gemacht wird und dem Sohne des Großtürken die Hand seiner Tochter geben will!

In der Ecole des femmes wird uns ausdrücklich erzählt, wie die Adelssucht sich der damaligen bürgerlichen Strohköpfe bemächtigt hatte:

Qui diable vous a fait aussi vous aviser,
A quarante-deux ans de vous faire débaptiser,
Et d'un vieux tronc pourri de votre métairie
Vous faire dans le monde un nom de seigneurie?

oder:

Je sais un paysan qu'on appelait Gros-Pierre,
Qui, n'ayant pour tout bien qu'un seul quartier de terre,
Y fit tout alentour faire un fossé bourbeux,
Et de monsieur de l'Jle en prit le nom pompeux.

Und wie verhöhnt Molière die Geschmacklosigkeit des Adels, der das Vorrecht hatte, auf der Bühne selbst zu sitzen: „Wisse denn Marquis, und Ihr Anderen auch, daß der gesunde Verstand keinen bestimmten Platz im Theater hat; daß der Unterschied zwischen einem halben Louisdor und 15 Sous nichts für den guten Geschmack bedeutet; daß man stehend wie sitzend ein schlechtes Urtheil fällen kann und daß ich mich im Allgemeinen lieber auf das Parterre verlasse, weil dort Leute sind, die nach den Regeln urtheilen . . . Ich werde wüthend über die Menschen, die im Theater bei schlechten Stellen Lärm machen und sich bei guten nicht rühren; die vor einem Gemälde und im Concert Alles widersinnig tadeln und loben, technische Ausdrücke aus der Luft schnappen und sie regelmäßig verhunzen. Zum Teufel, Ihr Herren, schweigt!" (Critique de l'Ecole des femmes.)

Das bedeutendste politische Stück Molières, nicht der Form, wohl aber dem Gedanken nach, ist der „Don Juan". Mit Ausnahme der Précieuses hat er hier alle seine Themata angeschlagen: Liederlichkeit und Gewissenlosigkeit des Adels, Leichtgläubigkeit und Dienstwilligkeit des gemeinen Volkes, knechtische Unterwürfigkeit unter den Willen des Monarchen, infame Heuchelei als Freibrief des Lasters. Sogar die Aerzte bekommen ihre Seitenhiebe.

Der Franciscaner Gabriel Tellez, ein Spanier, hatte als Tirso de Molina den Burlador de Sevilla geschrieben, welcher 1658 in französischer Uebersetzung zu Lyon aufgeführt wurde, wo ihn Molière sah. 1661 kam er in Paris aufs Theater. Der französische Bearbeiter Dorimon hatte den spanischen Untertitel: el Convidado de piedra (der „steinerne Gast") in Festin de Pierre („Gastmahl Peters") verwandelt, was leider auch auf Molière überging.

Allerdings ist der „Don Juan“ flüchtig in Prosa hingeschrieben; aber Don Juan selbst ist eine mächtige Charakterfigur, und die Spitzen und Stacheln bohren sich von allen Seiten her tief ins Fleisch der Zeit.

Gusman: „Aber die heiligen Bande der Ehe halten ihn fest.“
Sganarelle: „Ach, mein armer Gusman, Du weißt noch nicht, welch' ein Mensch Don Juan ist.“ — „Der größte Verbrecher, den die Erde je getragen, ein Rasender, ein Hund, ein Dämon, ein Türke, ein Ketzer, der weder an Himmel noch Hölle und Teufel glaubt, der dieses Leben als wahrhafte Bestie verbringt, ein Schwein Epikurs, ein wahrer Sardanapal, der sein Ohr gegen alle Vorstellungen schließt und Alles, was wir glauben, Alfanzereien nennt. — C'est un épouseur à toutes mains.“ Später: „l'épouseur du genre humain.“

Don Juan ist natürlich Cavalier, Edelmann; er vergleicht seine zahllosen Verführungen mit Eroberungen. „In diesem Punkte habe ich die Ambition der Eroberer, die beständig von Sieg zu Sieg fliegen wollen und sich nicht entschließen können, ihre Wünsche zu beschränken. — Wie Alexander möchte ich wünschen, daß es noch andere Welten gäbe, um dorthin meine Liebes-Eroberungen auszudehnen.“

Treubruch und Mord, leichtsinniges Schuldenmachen und Verhöhnung der Gläubiger sind die Devise dieses Edelmanns.

Sein Vater Don Luis sagt ihm: „Erröthest Du nicht, so wenig Deine Geburt zu verdienen? Hast Du das Recht eitel auf sie zu sein? Was hast Du in der Welt gethan, um Edelmann zu sein? Glaubst Du, man brauche nur Namen und Wappen zu führen und es sei ruhmvoll, aus edlem Blut entsprossen zu sein, wenn man infam lebt? Nein, nein! Geburt ist nichts, wo die Tugend nicht ist. Wisse daß ich weit weniger auf den Namen sehe, den man unterschreibt, als auf die Handlungen, die man verrichtet, und daß ich mehr auf den

Sohn eines Lumpensammlers gebe, der ein ehrlicher Mann ist, als auf den Sohn eines Monarchen, der so lebt wie Du“.

Die knechtische Unterwürfigkeit des Volks und der Anspruch darauf von Seiten der Hochgestellten spiegelt sich in dem Satze Don Juans: „Glückselig ist der Diener, der den Ruhm haben kann, für seinen Herrn zu sterben“.

Und erst die geschlechtliche Frivolität dieser adligen Schnapphähne! Don Juan verläßt die edle Elvire, die ihm Alles geopfert, jagt einer eben Vermählten nach, verspricht den beiden Landmädchen zugleich die Ehe, und das Alles aus Verehrung des schönen Geschlechts, dem man nicht genug huldigen könne, dessen Reize ihn zum permanenten Treubruch zwingen! Das war das Porträt eines Herzogs von Gramont, dessen bunte Perücke aus lauter Locken seiner zahlreichen Geliebten bestand; eines Marquis de Puygelhem, der als Herzog von Lauzun mit 90 Jahren, ein Vorfahr des Königs Jérome, starb. Er war Raufbold, sogar tapferer Offizier unter Mazarin, lebte von den Damen, die er beglückte, und trug eine Kette von Ringen der verschiedensten Schönen um seinen Hals. Er stahl sich in die Gunst Ludwigs XIV., der ihn förmlich liebte. Das Bild der Fürstin von Monaco, mit einem Heiligenschein umgeben, lag in seinem Gebetbuch; er entdeckte und störte ein Rendez-vous zwischen dem Könige und der Fürstin und trat der letztern dafür barsch auf die Hand. Mlle. de Montpensier, die Enkelin Heinrichs IV., verliebte sich in ihn und wollte ihn heirathen. Der König widersetzte sich, wofür die Montespan tödtlich beleidigt wurde. Lauzun ging auf 10 Jahre in die Festung Pignerol, dann heirathete er die Montpensier wirklich mit ihren 53 Jahren. Sie prügelten sich, die Montpensier ging davon, Lauzun aber lebte noch ein Menschenalter lang von Intriguen und Bosheiten. St. Simon hat ihn geschildert. —

Don Juan greift in der äußersten Noth zur Heuchelei: „Warum nicht? Es giebt so viele Andere gleich mir, welche sich derselben Maske bedienen, um die Welt hinters Licht zu führen. — Man braucht sich nicht mehr zu schämen. Die

Heuchelei ist ein Laster in der Mode, und alle Laster in der Mode gelten für Tugenden. Entdeckt man sie auch, so wagt man doch nichts gegen sie zu sagen. Man bildet unter lauter Grimassen einen engen Bund mit allen Leuten von der Partei. Wer Einen stößt, hat sie Alle auf dem Halse, und selbst die ehrlichen Frommen gehen gutmüthig ins Netz der Grimassenschneider und unterstützen blind die Affen ihrer Handlungen. Wie viele glaubst Du daß ich ihrer kenne, die durch solchen Kunstgriff die Unordnungen ihrer Jugend geschickt gutgemacht haben und die unter geachtetem Aeußern sich erlauben dürfen, die schlechtesten Menschen zu bleiben? Irgend ein Senken des Kopfes, ein reuiger Seufzer, zwei Augenverdrehungen bringen alles Gethane in Ordnung. — Ich werde den Rächer der unterdrückten Tugend machen und unter diesem bequemen Vorwande meine Feinde verfolgen, sie der Gottlosigkeit anklagen und gegen sie die indiscreten Eiferer loslassen, die ohne Weiteres gegen sie schreien und sie auf eigene Faust verdammen. So muß man die Schwächen der Menschen benutzen und so findet sich der Kluge mit den Lastern seines Jahrhunderts ab".

Sganarelle: „Es fehlte Euch nur noch Heuchler zu sein, um vollkommen zu werden. Das ist der Gipfel der Abscheulichkeiten". Dieser Zug übertrifft an Tiefe den ganzen „Tartuffe".

Die Hypokriten und der Adel stürzten sich auf den Verräther ihrer Geheimnisse. Ein Herr von Rochemont, Advocat am Parlement, schrieb in seinen „Bemerkungen über eine Komödie Molière's: „Theodosius ließ die Possenreißer, welche unsern Cultus in Theaterstücken verhöhnten, den wilden Thieren vorwerfen, und jene Stücke erreichten nicht die Leidenschaftlichkeit des jetzigen". „Don Juan" mußte von der Affiche verschwinden und kam erst 1677, ganz entstellt durch Thomas Corneille, wieder auf die Bühne. Da er immer wahrer wurde, mußte er sich nach Holland flüchten, wo er 1688 zuerst vollständig gedruckt wurde.

Der „Tartuffe", ursprünglich dreiaktig und vor dem Könige aufgeführt, erhielt nicht den königlichen Beifall. Lud-

wig erblickte darin, nach den Aufzeichnungen des Hofhistoriographen, eine solche Gleichstellung der wahren und falschen Frommen, daß „sein Zartgefühl eine derartige Aehnlichkeit des Lasters und der Tugend nicht billigen konnte". Das Stück wurde für die Oeffentlichkeit verboten, was noch in unserm Jahrhundert der sachkundige erste Napoleon guthieß. Der große Condé ließ es jedoch zu Chantilly fünfaktig aufführen.

Als der König in den spanischen Krieg zog, gestattete er dem Dichter mündlich die Aufführung im Théâtre français, wenn gewisse Stellen wegfielen, der Titel in l'Imposteur und der Held in „Panulphe" umgetauft würde. Auch der Imposteur konnte nur einmal gegeben werden, da der Präsident des Pariser Parlaments, Lamoignon, jede weitere Aufführung verbot. Zugleich bedrohte der Erzbischof Hardouin von Paris Schauspieler wie Zuschauer mit dem Kirchenbann. Molière richtete drei motivirte Gesuche an den König und endlich 1669, nach fünfjährigem Harren, wurde die Erlaubniß ertheilt.

Aus diesen Widerwärtigkeiten und schier unbesiegbaren Hindernissen geht wohl zur Genüge hervor, wie nothwendig es für den Dichter war, seine wahre Absicht zu verclausuliren. In der That wird denn auch der Unterschied zwischen wahrer und falscher Frömmigkeit und das Verdienst der ersteren auffallend stark in dem Stücke betont. Sorgfältigst ist dem leisesten Verdacht aus dem Wege gegangen, als handle es sich um Glauben und Religion, und nicht ausschließlich um die Schufterei der Frömmlinge, um ihre Heuchelei und die weltlichen Zwecke, die sie bei der himmlischen Komödie verfolgen. Aber jeder konnte durchfühlen, daß hier das Ideal Don Juans porträtirt sei, und die Zuthat, daß er abgefeimte Modefrömmling seine politische Denunciation damit rechtfertigt:

Mais l'intérêt du prince est mon premier devoir.
De ce devoir sacré la juste violence
Etouffe dans mon coeur toute reconnaissance:
Et je sacrifierais à de si puissants noeuds
Ami, femme, parents, et moi-même avec eux.

ist wahrlich nicht geeignet, den Mohren weiß zu waschen. Dieser letzte Stich wird kaum wieder gutgemacht durch den Theatercoup am Schlusse, vermöge dessen die Weisheit und Allmacht des Königs —

Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude,
Un prince dont les yeux se font jour dans les coeurs,
Et que ne peut tromper tout l'art des imposteurs. —
D'un souverain pouvoir il brise les liens
Du contrat qui lui fait don de tous vos biens.

einen rechtsgültigen Vertrag cassirt und den gordischen Knoten zerhaut. Für immer haftet auf Tartuffe das niedliche Brandmal, wie er sich anklagt:

D'avoir pris une puce, en faisant sa prière,
Et de l'avoir tuée avec trop de colère.

Für immer flattert das Schnupftuch in seiner Hand, das er der Dorine mit den Worten entgegen hält:

Couvrez ce sein que je ne saurais voir.

Für immer geilt er vor Elmire:

Je tâte votre habit, l'étoffe en est moelleuse.

Dieses Stück war 10 Jahre später eine bare Unmöglichkeit. Was aber Molière wagte, das that er als Mann, mit vollem Bewußtsein. In der Vorrede sagt er: „Hier ist eine Komödie, welche lange verfolgt worden ist, und die Leute, welche sie spielt, haben gezeigt, daß sie mächtiger in Frankreich waren als alle diejenigen, welche ich bis dahin gespielt hatte. Die Marquis, die Précieuses, die Hahnreie und die Aerzte haben ruhig gelitten, daß man sie dargestellt. Aber die Heuchler haben keinen Spaß verstanden“.

Dem Könige selbst sagt sein Kammerdiener in der ersten Vorstellung gegen das Verbot des Stückes: „Die Tartuffes haben unter der Hand die Geschicklichkeit besessen, Gnade vor Ew. Majestät zu finden und die Originale haben endlich die Copie unterdrücken lassen, so unschuldig sie auch war und so ähnlich man sie finden mochte“.

Was schließlich den „Misanthrope“ betrifft, diese wahre

Tragikomödie der Zeit, voll Lebenskenntniß und herber Kritik, ein Stück eher zum Todtschießen als zum Todtlachen, so kann man nur sagen: Wehe dem Geschlechte, welches sich in diesem Spiegel wiedererkennen mußte!

Wir bedürfen wahrlich nicht der leichtsinnigen Armande Béjart, um die Misanthropie dieses Dramas zu verstehen. Es ist im höhern moralischen Sinne ein „A la mode Kehraus“, der da gespielt wird, und von der ganzen Herrlichkeit des vierzehnten Ludwig bleibt schon jetzt, 1666, nichts anders übrig als Lüge, Hohlheit und Fäulniß. — Die Gesellschaft ist verrottet, Jeder lügt dem Andern Artigkeiten ins Gesicht, die er hintennach für leere Form erklärt oder ins Gegentheil verwandelt. Wer da verlangt, alles müsse von Herzen gehn, ist schon dadurch der Narr der Gesellschaft. Alceste ist nur im philosophischen Sinne hochkomisch. Er mag tausendmal Recht haben, wenn er sagt:

Mes yeux sont trop blessés, et la cour et la ville
Ne m'offrent rien qu'objets à me chauffer la bile. —
Je ne trouve partout que lâche flatterie,
Qu'injustice, intérêt, trahison, fourberie —:

was hat er in dieser Welt zu lieben, wie kommt er dazu, sein Herz an ein Weib zu hängen? Seine Célimène ist doch gerade so gut eine Schwätzerin, die über Alles Phrasen dreht, sich in der Médisance gefällt, wie alle Andern.

Nicht einmal der Hof findet Gnade vor Alceste:

Le ciel ne m'a point fait, en me donnant le jour,
Une ame compatible avec l'air de la cour.

Ganz Frankreich ist keinen Schuß Pulver werth:

Et qui n'a pas le don de cacher ce qu'il pense,
Doit faire en ce pays fort peu de résidence.

So daß es wie die bitterste Ironie lautet, wenn Alceste von einem schlechten Gedicht sagt:

Hors qu'un commandement exprès du roi me vienne,
De trouver bons les vers dont on se met en peine,
Je soutiendrai toujours, morbleu, qu'ils sont mauvais,
Et qu'un homme est pendable après les avoir faits.

Die Justiz ist wurmstichig, Gerechtigkeit ist Gefälligkeit, der Ungefällige verliert seinen Proceß. Um eine Partei zu discreditiren, schiebt man ihr die Urheberschaft von anrüchigen Büchern unter (wie es dem Dichter selbst passirte). Kurz, dem Misanthropen bleibt nichts übrig, als die Lüge der Freundschaft, die Falschheit der Liebe, die Verkehrung aller Sitte, die Käuflichkeit des Rechts, die totale Corruption der Gesellschaft zu constatiren, um — seinen Haß gegen diese Gesellschaft gerechtfertigt zu sehen.

Nach allem dem aber wird es verständlich, wenn Racine, mit dem sich Molière eine Weile verfeindet hatte, unserm Dichter den ersten Platz unter den Zeitgenossen einräumte. „Welches ist der beste Schriftsteller meiner Zeit?" frug Ludwig XIV. Racine. „Sire, das ist Molière," antwortete ohne Zögern Racine. Und der König: „Ich glaubte es nicht, aber Sie verstehen sich besser darauf als ich." —

Und Boileau, freimüthiger als er im Bedientenrock seiner Zeit aussieht: „Ich weiß keinen, der ihm an Geist und Naturgabe überlegen wäre. Dieser große Mann ragt weit über Corneille, Racine und mich hinaus; denn," fügte er lächelnd hinzu, „ich muß mich auch wohl mitzählen".

Dem Könige wäre so etwas sicher nicht eingefallen — sein Kammerdiener ein „großer Mann"! Der schlaue Diplomat und raffinirte Depeschenschreiber war in Sachen des Geschmackes auf das Pompöse und Emphatische und auf die Posse beschränkt. Es liegt darin kein Widerspruch; die ausbündigsten „Staatsmänner" können gleichwohl ungebildete, ja rohe Naturen sein.

Boileau-Despréaux (1636—1711), auch ein Pariser, der Zeitgenosse Racines, den er überlebte, der Freund Racines und Molières, entstammte gleich ihnen dem bürgerlichen Mittelstande. Er kannte das Alterthum gründlich, wie Racine, und beobachtete scharf wie Molière. Seine poetische Anlage war gering, wie namentlich seine „Oden" beweisen; er war

von kritischer Natur bis in die angeblich poetischen Schöpfungen hinein. Seine „Satiren" und „Episteln", sowie sein komisches Epos le Lutrin, sind elegant gereimte und correct versificirte Prosa. Seine dichterische Fähigkeit wird am besten ausgedrückt durch die Art poétique, der Ars poetica des Horaz nachgebildet. Er war der französische Aristoteles, soweit Frankreich den Aristoteles verstand; weit mehr der französische Horaz und Longinus. Kein größerer Feind und glücklicherer Verspötter des Schwulstes als Boileau:

Tout doit tendre au bon sens. —
Rien n'est beau que le vrai, le vrai seul est aimable.

Der Vers und die klare Diction bilden in den „Satiren" wie in der „Poetik" sein Hauptaugenmerk; er verwirft die reimlose Poesie, eben so sehr die phrase insipide, welche des Reimes wegen herbeigeholt wird. Er preist den „Wort- und Sylben-Tyrannen" Malherbe, mit dem die französische Literatur angefangen habe:

Enfin Malherbe vint, et le premier en France
Fit sentir dans les vers une juste cadence,
D'un mot mis à sa place enseigna le pouvoir,
Et réduisit la muse aux règles du devoir.

Der Pegasus ist ein Schulpferd und muß zugeritten werden. Boileau ist zugleich Cartesianer, und die cartesische Philosophie giebt ihm die Regel für den Inhalt der Poesie:

Aimez donc la raison. Que toujours vos écrits
Empruntent d'elle seule et leur lustre et leur prix!

Wer den Pegasus besteigt, muß Cartesianer sein! Mit dieser Ästhetik kommt man nicht weit, und als die großen Dichter todt waren, mühte sich die französische Poesie in der Reitschule ab.

Gäbe es in der Poesie, in der Kunst überhaupt, eine goldene Mittelstraße, Boileau hätte sie für immer gezeigt und abgesteckt. Er erhob einseitig die Correctheit und Nüchternheit zur Regel. Man vergesse aber nicht, mit welchen Ungeheuerlichkeiten und Extravaganzen, mit welchen Fadaisen und

Geschmacklosigkeiten der Kritiker zu kämpfen hatte; wie wohlthätig seine Stachelruthe auf die Romane und Poetastereien des Hotel Rambouillet niederschlug, wie er neben Molière die Preciösen fuchtelte und die Chapelain, die Cotin und Trissotin züchtigte.

Es ist doch nicht wenig gesagt, wenn man behaupten darf, Boileau habe sich, mit Ausnahme Lafontaine's, an nichts Bedeutendem und Großem vergriffen, sondern diesem nur die Wege offen gehalten. Den Corneille, welchen der König vernachlässigte, vertheidigte Boileau vor ihm. Molières „Ecole des femmes," die so gehässig angegriffen wurde, besang er in eigenen Stanzen. Die „Phädra" Racines lobte er entschieden und warm. Aber gegen die Nachtreter der großen Dramatiker, gegen die Thomas Corneille, Pradon und Montfleury, legte er seine kritische Lanze ein.

Boileaus strenges Regelthum, seine Correctheit in der Kritik wie im Umgang machten ihn dem König angenehm. Vor seiner Gelehrsamkeit, die sich nicht aufdrängte, beugte sich die königliche Unwissenheit. Boileau fügte sich ohne Anstrengung dem Hofton und pries als Hofhistoriograph mit 2000 Livres Gehalt gelegentlich den „Unüberwindlichen" in Versen.

Doch kommen schon in der ersten Regierungsperiode des Königs auch Warnungen vor. 1668 sagt er dem jungen Triumphator:

> Mais quelques vains lauriers que promette la guerre,
> On peut être héros, sans ravager la terre.

Aber einen König,

> Qui du bonheur public ait cimenté sa gloire,
> Il faut pour le trouver courir toute l'histoire.

Nach dem Rheinübergang von 1672, bei dem sich der König feige betragen hatte, huldigte allerdings Boileau dem allgemeinen Schwindel:

> Je t'attends dans deux ans aux bords de l'Hellespont!

Ganz ohne Ironie vermochte aber doch der tief ver-

ständige Satiriker nicht zu bleiben, und gewiß hat er zu dem Verse gelächelt:

Grand roi, cesse de vaincre, ou je cesse d'écrire.

Repräsentirte Boileau die französische Poesie seiner Zeit durch den „Lutrin“ (Chorpult), so hätte sich Frankreich nicht über das damalige Italien erhoben, wo von Tasso noch der Tassoni übrig war und ein dem Ariost „geraubter Eimer“ (la secchia rapita) die Inhaltsleere des Epos ausdrückte. Der „Lutrin“ ist dem Tassoni nachgebildet, ging später nach England über, wo Pope's „Lockenraub“ daraus wurde und endigte bei uns als Zachariäsches „Schnupftuch“.

Wenn je ein Mann von der Literatur- und Kulturgeschichte verkannt, wenn je ein Werk des Talents verkehrt betrachtet und angewendet worden ist, so war dies das Loos Lafontaine's und seiner „Fabeln“. Er hätte seit 200 Jahren Gelegenheit genug gehabt, seinen kaustischen Witz an seinen Lobern und an den meisten seiner Tadler, so wie an sämmtlichen Schulmeistern der Erde zu üben.

Jean de Lafontaine (1621—95) war ein Landedelmann aus Château-Thierry in der sprühenden Champagne. Sein Vater war Forstmeister und der Sohn folgte ihm eine Weile im Amte, das ihn wenigstens mit der Thierwelt vertraut machte. Mit 26 Jahren heirathete er ein Mädchen von 15 Jahren. Sie war keine Hausfrau, er zerstreut. Sie schieden ohne Hader von einander und Lafontaine ging von dannen. Wir treffen ihn bald auf dem Schlosse Vaux bei Fouquet, dem er auch im Unglück treu verblieb. Stets der Protection bedürftig, schloß er sich eng an die geistreiche Herzogin von Bouillon an und residirte mit ihr seit 1664 in Paris. Für sie veröffentlichte er 1665 seine Contes. In Paris lebte er in innigster Freundschaft mit dem gleichalterigen Molière (1622) und den jungen Koryphäen Boileau (1636) und Racine (1639). Nach dem Tode der Herzogin von Bouillon war er verwaist; mit einer Rolle unter dem Arme begegnete er der Marquise de La Sablière; als diese ihn frug, warum er nicht

zu ihr komme, erwiderte er: Madame, j'y allai. Fortan bewohnte er das Haus der Marquise. Er wurde Mitglied der Akademie, obgleich der König mit der Bestätigung gezögert hatte. 1692 erkrankte er und die La Sablière drang in Gemeinschaft mit Racine auf eine sog. Bekehrung, auf eine demüthige Anerkennung des officiellen Kirchenthums, dem der Poet stets fern gestanden hatte. Lafontaine ließ machen und bekundete nach der Genesung seinen religiösen Wandel durch Kirchenlieder und ein Gedicht: Dies irae. Am 13. April 1695 starb er mit 74 Jahren.

Lafontaine war in seiner besten Zeit ein schöner, kräftiger, nur stets gebeugter Mann; er hatte große Augen und einen feinen Mund, wie uns das Bild Mignard's verräth. Sein Wesen war eine Mischung von Gutmüthigkeit und Schalkheit, von steter Zerstreuung und aufmerksamer Beobachtung. In dem Vierblatt: Lafontaine, Molière, Racine und Boileau stand er zu Molière als Sitten- und Charakterzeichner, besonders aber in seiner Vorliebe für die ältere französische Literatur und die realistische Darstellung in naiver Form. Auch die späte Entwickelung hat er mit Molière gemein; mit 20 Jahren hatte er noch kein Zeichen geistigen Lebens von sich gegeben; er zählte 34, als die Contes erschienen.

Lafontaine liebte den Boccaccio und die Erzählungen der Königin von Navarra; er war zu Hause in den Contes und Fabliaux des Mittelalters; er studirte den Terenz und den Rabelais, wie Molière. Er warf sich auf die Fabeln des Braminen Bilpay, welche 1644 in einer französischen Bearbeitung erschienen, und lernte darin, wie man einem Tyrannen durch den Mund der Thiere Weisheit lehrt. Aeußerst congenial waren ihm die Fabeln von Corrozes aus dem 16. Jahrhundert, in denen sich der alte Roman du Renart in einzelne Episoden zersetzte. Aesop und Phädrus verstanden sich von selbst.

Der Inhalt bestimmte zugleich die Form. Von Malherbe, den er für ein Muster gehalten hatte, wandte er sich mit den Worten ab: „Er war drauf und dran mich zu verderben."

Gedrungene, oft archaistische Sprache, malerischer Ausdruck, poetische Einkleidung des Gedankens wurde sein Ideal. So konnte ihm Boileau nie ganz gerecht werden, und so blieb er mitten in dem modernen Paris ein Einsiedler aus einer frühern Welt, daneben ein Sonderling, der sich über die gesellschaftliche Etikette wegsetzte, der schweigend seine Beobachtungen machte, stets sich der Faulenzerei anklagte, wenig producirte, aber seine Verse feilte wie Keiner. Trotz seiner literarischen Bosheit war er gutmüthig wie ein Kind, wohlthätig bis zum Exceß, und weil die Wenigsten ihn verstanden, glaubte man ihn mit dem Ehrentitel le Bonhomme abzuthun. Seine Krankenwärterin, die den ewigen Sermonen des Abbé Pouget beiwohnte, sagte zu diesem: Dieu n'aura jamais le courage de le damner.

Die Contes oder „Erzählungen" Lafontaines erregten wegen ihrer unverschleierten Natürlichkeit Scandal bei Hofe. Der Verfasser verrieth jedoch in seinen Darstellungen von Liebesabenteuern durchaus nicht persönliche Gelüste, sondern einfach seine Vorliebe für Boccaccio und die französischen Contes, im Gegensatz zu allem, was in der neufranzösischen Literatur mignard, guindé, ampoulé und coquet zu nennen war.

Die berühmten „Fabeln" Lafontaines, in denen sich orientalische, äsopische und altfranzösische Elemente und Einflüsse verbinden, sind meistens der allerverkehrtesten Beurtheilung verfallen. Wenn die Thierfabel ein Niederschlag des Thierepos ist, so kann man unmöglich die Forderung an sie stellen, stets mit einem moralischen fabula docet zu schließen. Wenn Aesop und Phädrus sich dieser Forderung fügten, so thuen es die Orientalen und die französischen Fabliaux nicht. Bei ihnen hängt der Fabel noch ein Stück Epos an, und das Epos von Reinecke dem Fuchs ist wahrlich kein Text für erbauliche Predigten, vielmehr die poetische Darstellung des bösen Weltlaufs, die „unheilige Weltbibel". Nun aber sagt uns Lafontaine ausdrücklich, er bringe une ample comédie en cent actes divers, und anderswo: Je me sers d'animaux

pour instruire les hommes, keineswegs pour prêcher oder moraliser les hommes.

Damit erledigt sich auch der Vorwurf Lessings, Lafontaine habe die Fabel nicht einfach und schmucklos gelassen. Lessing nahm die Fabel im strengen antik-classischen Sinn, Lafontaine dagegen als ausgeführte episch-dramatische Dichtung im kleinen Rahmen.

Instruire les hommes, hatte Lafontaine gesagt, aber nicht les enfants. Wenn er die Thiere als Sprachrohre menschlichen Handelns und Leidens, menschlicher Tücke und Bosheit, menschlicher Rache und Polemik gebraucht; wenn er mit seinen versteckten Angriffen die siegreichen Großen und Mächtigen nicht schont: so wird häufig die scheinbare Moral der Fabel nur die Unmoral des Weltlaufs ausdrücken. Er taugt daher für den Jugendunterricht durchaus nicht, es sei denn daß man superkluge, rechthaberische, herzlose Kinder erziehen wolle. Er hat das selbst sehr genau gewußt, indem er für den Enkel des Königs, den Herzog von Burgund, eine strenge Auswahl traf. In diesem Betracht hat Lamartine vollkommen Recht, wenn er sagt: „die Fabeln Lafontaines taugen nicht für Kinder, das ist Gift und nicht Milch für die Lippen und Herzen dieses Alters.“ Nur dagegen muß man protestiren, daß Lamartine den Grund seines wegwerfenden Urtheils in der Person des Dichters sucht und diesen „weder sittsam noch naiv“ nennt. Die „Sittsamkeit“ wollen wir auf sich beruhen lassen, da sie mit der Erzählung des Weltlaufs gar nichts zu schaffen hat; jedenfalls aber hat die naive und stets discrete Form der Darstellung Lafontaines keine solche moralische Herzenserweichung oder vielmehr unmoralische Verweichlichung hervorgebracht, wie die Sentimentalität und krankhafte Selbstberäucherung Lamartines.

Der wirkliche Verlauf der Dinge in der Welt gewährt höchst selten ein ganz untadelhaftes moralisches Axiom; die Gegensätze sind bei weitem nicht immer die von Schwarz und

Weiß, und sehr häufig ist die vom Dichter ausgesprochene Moral die allerbitterste Ironie.

Gerade bei den bekanntesten Fabeln unsres Dichters kommt die gestrenge Moral mit Quetschungen davon: so bei „Grille und Ameise", wo das Schlußwort: Eh bien, dansez maintenant! eine boshafte Hartherzigkeit ausdrückt; bei „Rabe und Fuchs", wo man lernt, den Vortheil von der Eitelkeit Anderer ziehen; bei „Fuchs und Storch", wo Böses mit Bösem vergolten wird; bei „Fuchs und Bock", wo niederträchtige Hinterlist den Preis erhält. Vorausgesetzt, daß eine Moral für Kinder in diesen Fabeln zu suchen sei. Denkt man sich jedoch den Dichter in der Rolle des „Alceste" bei Molière, geht man davon aus, daß Lafontaine die Ereignisse und Sitten seiner Zeit vor sich hat und in den Fabelstoffen passende Illustrationen dazu findet, so gewinnt die Sache ein anderes Ansehen.

Dann versteht man „Habicht und Nachtigall" mit dem grausen Schluß: Ventre affamé n'a point d'oreilles; dann auch „Wolf und Lamm" mit der Impertinenz gleich an der Spitze: La raison du plus fort est toujours la meilleure, was doch dem Dichter seit der Cabinettsjustiz gegen Fouquet sehr zuwider war.

Alles das paßt nicht für die kindliche Anschauung; es vergiftet sie gradezu. Eben so wenig passen die „Frösche, die einen König haben wollen" und die, nicht zufrieden mit dem Klotz, einen Storch bekamen,

> Qui les croque, qui les tue,
> Qui les gobe à son plaisir,

und denen Jupiter, um ihren Beschwerden ein Ende zu machen, zuruft:

> De celui-ci contentez-vous,
> De peur d'en rencontrer un pire.

Ganz unbrauchbar für pädagogische Zwecke, wenn auch sonst vorzüglich, sind die „Pestkranken Thiere". König Löwe sucht ein Opfer, um die Götter zu beschwichtigen; er erkennt zunächst seine eigenen Verbrechen an. Aber der Fuchs wirft ihm ein:

Sire . . . vous êtes trop bon roi, —
Eh bien, manger moutons, canaille, sotte espèce,
Est-ce un péché? Non, non. Vous leur fites, seigneur,
En les croquant, beaucoup d'honneur.

Endlich bekennt der Esel, daß er auf einer Mönchswiese eine Zunge voll Gras genommen. Alle finden ihn schuldig des größten Verbrechens:

Quel crime abominable!
Rien que la mort n'était capable
D'expier son forfait: on le lui fit bien voir.
Selon que vous serez puissant ou misérable,
Les jugements de cour vous rendront blanc ou noir.

Das ist „Alceste" in anderer, noch spitzerer Form. — So wird uns Lafontaine in seinen „Fabeln" zu einer Quelle kulturgeschichtlicher Erkenntniß seiner Zeit; er bildet neben Molière den Anfang einer Opposition, die erst in der zweiten Regierungsperiode des Königs durch directen Angriff und genauere Formulirung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen sollte.

Da ging die schöne und spirituelle Marquise de Sévigné (1626—1696) ganz anders auf in der goldglitzernden, parfümirten Atmosphäre von Versailles. Sie spiegelt so recht die Eleganz der schönen Welt — ohne deren frivole Genußsucht, ihren Esprit — ohne die Fadaisen, ihre Sprache — aber wie von Boileau geschult, wieder. Sie hat natürliches Gefühl, aber sie faßt es beständig in Brillanten; sie hat Verstand, aber sie läßt ihn auch mit Selbstbewußtsein leuchten. Und vor und über Allem ist sie trunken vom Glanz des Hofes, von der Pracht und der Glorie des Königs: sie kann es gar nicht glauben, daß die Feinde des großen Louis auch tüchtige Soldaten haben; eine Niederlage der Franzosen erscheint ihr wie ein Bruch in der Weltordnung.

Das Werk, an welches sich ihr Name und ihre Bedeutung knüpfen, sind die „Briefe" an ihre Tochter Madame de Grignan, die sie in der Ferne ebenso abgöttisch liebte, wie sie

sich in der Nähe keine Minute mit ihr vertrug. Der Ton dieser Briefe ist uns heutzutage vielfach unverständlich; um so besser charakterisirt er die überspannte Art der Zeit, welche alle natürlichen Gefühle im Ausdruck outrirte.

Sieht man genau zu, so hat die Sévigné aus ihrer Tochter eine herzlose Egoistin gemacht: auf die Adoration der Mutter folgte fast regelmäßig ein Bettelbrief der Tochter. Ihr Herr Gemahl, mit dem sie nur auf dem Fuße der Höflichkeit gelebt, hatte seiner Zeit der jungen Ninon de l'Enclos den Hof gemacht; ihr Herr Sohn nahm diese Bewerbung bei der 65jährigen Courtisane wieder auf. Derselbe Charles hatte eine Liaison mit einer Schauspielerin; die Mama ließ machen und geschehen und nannte die Actrice gar ihre „Schwiegertochter".

Sie selbst hat Anbeter genug gehabt, zuerst den Herzog von Rohan, dann den Oberintendanten Fouquet, hierauf einen Vetter, Marquis de Rassi, endlich den Prinzen von Conti, der in ihrem Schlafzimmer (dans la ruelle) spazieren ging. Aber wie sie aus dem Hotel Rambouillet hervorging, ohne preciös zu sein, so trieb sie die Galanterie, ohne die jansenistischen Eindrücke ihrer ersten Erziehung gänzlich zu verlieren. Sie war eine Art Célimène.

Der berühmte Charaktermaler Jean de la Bruyère (1644—99) hielt sich den Kopf freier als die Sévigné. Er lebte beständig am Hofe, wie die Sévigné, wie Boileau, und bewahrte sich doch ein ziemlich freies Urtheil. Seine „Charaktere Theophrasts, aus dem Griechischen, nebst den Charakteren und Sitten dieses Jahrhunderts" erschienen grade in der Krisis 1688, als der Orleanskrieg ausbrach und Ludwig XIV. abwärts zu steigen begann. Das Revolutions-Edict und die Dragonnaden waren bereits erlebt, als La Bruyère drucken ließ: „Ein Devoter (Frömmling) ist derjenige, welcher unter einem atheistischen Könige Atheist sein würde". Ein kurzer Commentar zu „Tartuffe".

Die ganze Schwierigkeit seiner Position als Sittenmaler war ihm nicht nur zum Bewußtsein gekommen, er drückte sie

auch freimüthig dahin aus: „Ein Mann, der als Christ und Franzose geboren wurde, findet sich bei der Satire eingeengt; die großen Themata sind ihm verboten. Er greift sie bisweilen an, dann wendet er sich ab zu kleinern Gegenständen, die er durch sein Talent und seinen schönen Styl zu heben sucht".

Zwei Jahre vorher war der Entretien sur la pluralité des mondes, die praktische Erläuterung des wahren kosmischen Systems, von Fontenelle erschienen. Damit rührte sich in Frankreich selbst die Aufklärung, welche die Exulanten im Haag so kräftig von Außen betrieben, und zugleich war die pikante und geistreiche Form des Dialogs auf die Tagesordnung gesetzt, welche die Bewegung der Geister so mächtig fördern sollte.

Es ist Pflicht und Verlegenheit zugleich, der großen Kanzelredner unter Ludwig XIV. zu gedenken. Die officielle Theologie hat überall einen so bestimmten Typus, daß man bei ihr immer an das Wort La Bruyère's über die „Devoten" erinnert wird und daß sich in ihren Leistungen nur ein Unterschied im Talent bemerklich macht. In einer Periode, die ganz der Form lebte, mit der sie den vorgeschriebenen Inhalt verbrämte; zu einer Zeit, als die Talente Alles galten, das Genie stets Quarantäne halten mußte, gewinnt allerdings auch die Form der geistlichen Beredtsamkeit und des theologischen Styles Interesse.

Jacques Bénigne Bossuet (1627—1704), ein Jesuitenzögling aus Burgund, war der eigentliche Leibtheologe Ludwigs und das geistliche Orakel seiner Regierung, der glücklichere Laud Frankreichs. Als profunder Theologe, gewaltiger Redner und scharfsinniger Kopf wurde er zur Erziehung des ältern Herzogs von Burgund, des ersten Dauphins, berufen und später zum Bischof von Meaux ernannt. Er hieß der „Bischof (auch „der Adler") von Meaux", wie Rabelais der „Pfarrer von Meudon" geheißen hatte. In dieser Stellung leitete er das französische National-Concil und setzte die vier

gallicanischen Artikel durch. Strengkatholisch, aber nationalfranzösisch: das war seine Devise, weil es die des Königs war. Strengkatholisch war seine sehr geschickte Schrift über die Variations des églises réformées, gegen Calvinisten und Lutheraner. Daß die Reformation in die unterste Hölle zu verdammen sei, verstand sich am Hofe Ludwigs so sehr von selbst, daß sogar der Cartesianer Boileau nicht umhin konnte, gegen den

Fougueux moine, auteur des troubles germaniques,

zu donnern. Bossuet übersetzte dann seine theoretischen Diatriben in die praktische Verfolgung der Ketzer.

Nationalfranzösisch bekämpfte er die politische Anmaßung Roms, und als echter Hofprediger des großen Königs gab er den geistlichen Schauspieler mit ganz erlesenem Talent bei den Begräbnissen hoher Persönlichkeiten ab. Der Sermon funèbre war seine Force. Da die gerichtliche Beredtsamkeit nur engen Spielraum hatte, die politische ganz gestrichen war, so setzte Bossuet die christliche oben an und seine sechs Trauerreden wurden Staatsangelegenheiten, öffentliche Ereignisse. Er begrub die Königin von England, deren Tochter, die Herzogin von Orleans, den großen Condé, die Königin Marie Therese, die Pfalzgräfin Anna und den Kanzler Letellier, den er wegen der Widerrufung des Edicts von Nantes und der Protestantenverfolgung in den Himmel erhob.

Soll man ihn mit Jemandem aus einer andern Branche der Kunst vergleichen, so steht er dem Corneille am nächsten, wegen der beständigen Erhabenheit des Ausdrucks, die auch er bis zur Ueberspannung trieb. Will man dem Manne, der sich einen Gregor von Nazianz, einen Gregor von Nissa, einen Ambrosius von Mailand zu Mustern genommen und der sich mit Wohlgefallen den „zweiten St. Bernhard“ nennen hörte, Herz und Nieren prüfen, so lese man seine Maximes et Réflexions sur la Comédie, und namentlich den bigotten Unverstand, die theologische Bosheit, die er über Molière auskramt:

„Wir müssen also die Gottlosigkeiten und Infamien, von

denen die Komödien Molières strotzen, als ehrbar gelten lassen, oder man darf die Stücke eines Autors, der sozusagen unter unsern Augen verschieden ist und der noch jetzt alle Theater mit den gröbsten Zweideutigkeiten erfüllt, von denen jemals die Ohren der Christen inficirt wurden, nicht mehr unter die heutigen Theaterstücke zählen . . . Bedenkt doch nur, ob Ihr es wagt, angesichts des Himmels Stücke zu vertheidigen, worin Tugend und Frömmigkeit beständig lächerlich sind, die Corruption beständig entschuldigt und beständig angenehm dargestellt wird! ... Die Nachwelt wird vielleicht einst das Ende dieses Poeten erfahren, der bei der Aufführung seines Malade imaginaire den letzten Angriff der Krankheit erlitt, an welcher er wenige Stunden darauf starb, um sich von den Späßen des Theaters, unter denen er fast den letzten Seufzer ausstieß, vor das Gericht dessen zu begeben, der da gesagt hat: „Wehe Euch, die Ihr lacht, denn Ihr werdet weinen!"

Diese Verdammung bildet den Edelstein in der Krone Molières. Guarda e passa! — Wie ganz anders zeigt sich uns der hohe und milde Fénélon, wenn er von Molière sagt: Ich muß es stets von Neuem wiederholen: „Ich finde ihn groß!" —

Bourdaloue (1632—1704), ein Jesuitenpater, ersetzte häufig Bossuet im Predigtamte. Weit entfernt von hochtrabender Emphase, klar-verständig, wirkte er auf die Ueberzeugung seiner Zuhörer. Die „raison" wiegt so sehr bei ihm vor, daß er sie sogar in seinen Sermons sur les mystères einbürgert. Er erinnert an Boileau in dessen Verhältniß zu Corneille. Man kann sogar sagen: es war ein jansenistisches Element in ihm, er streift an Pascal in dessen Pensées. Ganz ähnlich wie dort lautet es in dem Sermon sur la Trinité Bourdaloue's: „Wenn ich an einen Gott in drei Personen glaube, so bringe ich ihm ein Opfer, und welches! Das Opfer des edelsten Theils meiner selbst, meiner Vernunft".

Esprit Fléchier (1632—1710), Bischof von Nîmes, hatte sich offenbar den Bossuet zum Muster genommen; wo er diesen nicht erreichte, wurde er gemacht. Attische Eleganz zeichnet

ihn wieder vor dem gründlichern Bourdaloue aus. Er glänzte wie Bossuet in der Trauerrede und begrub sensationell den bekehrten Turenne, den Tartuffe-Verfolger Lamoignon, die Herzogin von Montausier, eine Tochter der Rambouillet, die Herzogin von Aiguillon, eine Nichte Richelieus, eine eifrige Mitarbeiterin am Barmherzigkeitswerke des heiligen Vincenz von Paula; endlich die bayerische Dauphine, die Mutter des hoffnungsvollen Herzogs von Burgund und des spanischen Königs Philipps V.

J. B. Massillon (1665—1742), Bischof von Clermont, wächst aus unserer Periode heraus, in die folgende hinein, und schließt sich, so seltsam es klingt, an die Lafontaine und La Bruyère an. Er war der größte Kanzelredner unter den Vieren, und zeichnete sich durch eine graciöse Milde aus, die ihn mit Racine vergleichen ließ. Seine wahre Bedeutung, und zwar eine politische, erlangte er jedoch erst durch den großartigen Freimuth, den er in seinen Predigten des Mi-Carême vor dem jungen Ludwig XV. offenbarte.

Die herrliche Gestalt Fénélons wird uns weiterhin in Anspruch nehmen; er tritt erst in der zweiten Periode des Königs in volle Beleuchtung.

Den vier katholischen Rednern gegenüber ist es Pflicht, auch an den gewaltigen calvinischen Kanzelhelden Jacques Saurin zu erinnern.

Daß in der Versailler Luft keine Geschichtschreibung aufkommen konnte, ist selbstverständlich. Höchstens wurde diplomatisches Material gesammelt. Wo das religiöse und das politische Credo so streng vorgeschrieben waren, da lag auch die historische Wahrheit in Banden. Bossuet zog auch auf diesem Gebiet die Gränze. In seinem Discours sur l'histoire universelle, der übrigens das hohe Verdienst hat, das erste Tasten nach einer Philosophie der Geschichte zu bedeuten, erklärte er das katholische Reich Gottes für den Inhalt und Zweck der Weltgeschichte, alles Frühere für Mittel und Durch-

gangspunkte. Der Calvinist Isaak de Beausobre nahm mit demselben Rechte seine Kirche zum Leitstern im Wirrsal der Geschichte, ohne mehr damit zu beweisen.

Der Bossuet'schen Maxime entsprachen in der Behandlung der Profangeschichte der P. Daniel in seiner „Geschichte Frankreichs" und der P. d'Orleans in seiner Darstellung der Englischen Revolution. Unendlich besser und gründlicher war die „Geschichte Englands" von dem Calvinisten Rapin de Thoyras, der natürlich im Auslande lebte.

Vertot in seinen Révolutions romaines und Saint-Réal in den Conjurations de Venise schrieben Romane, und nicht Geschichte, wie in neuerer Zeit Lamartine und theilweise auch Thiers.

Da ist es gewiß höchlich zu verwundern, daß François de Mézérai (1610—83) in seiner „Geschichte Frankreichs bis zum Ende der Valois", also gerade bis auf Heinrich IV., so freimüthig und mitunter so scharf zu schreiben wagte. Unsere Verwunderung steigert sich noch, wenn wir erfahren, daß Mézérai Hofmann war und im Dienste des Königs, gegen eine Pension von 4000 L. schrieb. Als er jedoch die willkürlichen Besteuerungen der Vergangenheit rügte, klopfte ihm Colbert auf die Finger: der König wolle keine „Betrachtungen über das Benehmen seiner Vorfahren und über eine längst zu Recht bestehende Politik"! Wenn Mézérai mehr Moralist als Historiker war, so bleibt ihm doch das Verdienst, in schwüler Zeit zuerst wieder an das „Naturrecht", an die Grundlagen der Vergesellschaftung erinnert zu haben.

Ludwig XIV. pflegt auch wegen seiner Beförderung der bildenden und zierenden Künste gepriesen zu werden. Leider war die Zeit der großen Meister und des großen Styles vorüber. Die Bolognesen verbrauchten die Traditionen ihrer classischen Vorgänger, vermochten aber schon als Eklektiker nicht eine neue Bahn zu öffnen. Die Großkunst fuhr in den

alten Geleisen und die Kleinkunst der Niederländer behagte dem hochfahrenden Sinn des Königs nicht. Hätte er aber auch, gleichwie er Marschälle und Herzöge machte, einen Lionardo und einen Raffael decretiren können: er würde sie lediglich zur Verherrlichung seiner Person und angeblichen Großthaten angehalten haben. Auf sein Commando rührte sich die wahre Kunst nicht; sie wurde immer stiller, und Rococo und Zopf lauerten auf die Erbfolge.

Der Hauptmaler unserer Periode, der eigentliche Hofkünstler Ludwigs war Charles Lebrun (1618—90). Lebrun war im höchsten Grade talentvoll, er hatte eine große Begabung zur Composition und zur Zeichnung. Um sich auszubilden, ging er nach Rom, studirte dort den Poussin und besonders den Raffael. Von der Farbe sah er jedoch nur den matten Abglanz. So wurde aus ihm auf des Königs Geheiß ein phantasievoller Decorateur, der mit seinen geschraubten Erfindungen ohne Mark und Lustre die Säle von Versailles und die Galerie des Louvre füllte, ohne eines gesunden Sterblichen warme Empfindung hervorzulocken. Theatralischer Pomp ist der Charakter seiner Darstellungen aus dem Leben Alexanders des Großen, hohles Schaugepränge sein Triumph Ludwigs, vor dem sich der Olymp beugt! Die königliche Großmannsucht hat da einen wirklichen Künstler zum schalen Formalisten heruntergebracht. Was der Kleinkunst vom Könige zum Vorwurf gemacht wurde, das producirte der „Classiker" Lebrun — des magots, Zieraffereien, hohles Chinesenthum.

In dem Lustschloß Marly unweit von Versailles hat sich der König eine ganz private Pagode errichtet: oben in der Kuppel thront der Sonnengott auf goldenem Wagen; 12 kleinere Pavillons im Kreise figuriren den Thierkreis. Hier betete Ludwig sich selbst an als Roi-soleil, als Sonnenkönig!

François Girardon, der Bildhauer, arbeitete nach Lebruns Zeichnungen, ebenfalls für Versailles, und schuf die Decorations-Plastik oder die Schnörkelmalerei in Stein. Die Statuen im Schloß und Park von Versailles haben nichts

mehr von der ruhigen Würde der Plastik; sie scheinen aus Biscuit und für den Salon gemacht.

Versailles war schon unter Ludwig XIII. zu einem königlichen Asyl auserlesen worden; Mazarin hatte hier ein kleines Lustschloß angelegt. Ludwig XIV. führte den Gedanken: in der Wüste einen Olymp für sich und die elyseischen Felder für die auserwählten Seligen, fern von dem profanen Paris, zu schaffen, seit dem Frieden von Nimwegen aus. Arbeiter und Soldaten wurden ans Werk gestellt und kamen massenweise in der Sumpfluft um. Die vergeblich versuchte Ableitung der Eure nach Versailles kostete allein 30,000 Soldaten das Leben. Als der massige Bau des Architekten Mansard mit seiner unarticulirten Façade 1682 bezogen wurde, hatte er 150 Mill. Livres gekostet! Und die Bauern empörten sich gegen Colberts Steuerdruck!

Versailles sollte den großen König nach allen Richtungen darstellen, ganz nach seinem Bilde gemacht sein. Auch die Natur mußte ihre Allongeperücke tragen, auch die Baumwelt hoffähig werden. Der Gartenkünstler Lenôtre war ein Freund Lebruns, und der Park von Versailles wurde das gepflanzte Rococo, der Garten im Jesuitenstyl. Erst im Jahre 1702 wurde das Ganze für vollendet erklärt.

Wie die Perücke ihren Einzug in England, Deutschland und den Niederlanden gehalten hatte, so zog ihr jetzt der Lenôtre'sche Garten mit Baumfrisur, Heckenschnitt, allen Grotten und allem Grotesken nach, und grade Mijnheer leistete das Unglaubliche in Steinhaufen und Muschelbeeten. Der Oranier verpflanzte die Unnatur nach England, wo sie sich überschlug, bis Kent zu Anfang des 18. Jahrhunderts den natürlichen Baum und die schattige Baumgruppe wieder entdeckte.

Merkwürdig ist übrigens, daß der Despotismus nicht zum ersten male die Natur verdarb. Wir finden dieselbe alberne Gewaltthätigkeit unter Augustus; Bäume und Sträucher, besonders der willfährige Buchs, wurde auch damals greulich mißhandelt. Plinius d. J. berichtet in der Beschreibung seiner zwei Villen von Thiergestalten aus Buchs!

In diesem Versailles, nicht zu Paris, thronte majestätisch der Monarch, der sich die Sonne zum Abzeichen gewählt hatte, in prachtvollsten, mit allem Raffinement der Kunst und des Gewerbes ausgestatteten Gemächern, lustwandelte auf den Terrassen zwischen Marmorbildern und Cascaden und sonnte sich in seiner eigenen Herrlichkeit.

Während so das hochfahrende Königthum das Aeußerste leistete, die Natur überall aus der Natur zu vertreiben, schien es gar nicht zu bemerken, daß anderswo die Kunst der Natur ein neues Geheimniß ablauschte, ihr einen neuen Zauber entlieh. Es entstand nämlich zu jener Zeit die Stimmungslandschaft. Nikolaus Poussin hatte die „heroische" oder besser gesagt die „architektonische" Landschaft aufgebracht, in welcher das Werk der Natur und das von Menschenhand wie aus einem Gusse und Style erschienen, das Castell und die Ruine dem Gebirgszug entsprachen; eine Harmonie, die man eben nur in Italien entdecken konnte. Waren seine Bilder noch etwas trocken, reliefartig, so brachte sein Schwager Gaspard Dughet-Poussin (1613—75), angeregt von dem Holländer Paul Bril, Luft und große Perspective in die Landschaft, die wie vom feinsten Fluidum beseelt erscheint und dem entzückten Beschauer den Ausblick in die Unendlichkeit vortäuscht.

Claude Gélée, bekannt als Lorrain (1600—82) sprach: Es werde Licht! und aus diesem Licht tauchten Wald und Fluß, Haus und Berg, Thier und Mensch, wie aus schöpferischem Aether hervor. Das italische Gefilde ist in seinen Bildern wie vom Morgengold eines Pfingsttages angehaucht; die Natur selbst erscheint jetzt in dem Glorienschein, der früher die Köpfe der Asketen und Heiligen umgeben hatte. Es war eine Verklärung aller Creatur, die Heiligsprechung der alma mater.

Alle drei Künstler lebten in Italien, in Rom, des Vaterlandes willig entbehrend. Von ihnen, namentlich von Claude Lorrain, coloristisch auch von Spagnoletto, ging der geniale Neapolitaner Salvator Rosa (1615—73) aus. Ein wunderlicher Heiliger, und ein großer Maler. Anfänglich zum

Geistlichen bestimmt, ergab er sich mit 18 Jahren der Wanderlust und theilte kräftigen Armes die Fluth landschaftlicher Schönheiten der Halbinsel: Venetien, Apulien, Calabrien, Basilicata; ergab sich, von der Noth getrieben, eine Weile dem Räuberleben, dichtete, componirte und malte aber immer dabei, malte ganz besonders, als gründlicher Beobachter der Natur, als glücklichster Späher nach ihren romantischen Gestaltungen, als Meister des Colorits in allen Abtönungen vom hellsten Sonnenblitz bis zum tiefsten Waldesdunkel, und erhöhte durch die gelungensten Staffagen das Verständniß und den Reiz seiner wildphantastischen Einsamkeiten und Felsschluchten.

Wie die Stimmungsbilder von einem Holländer angeregt worden, so wirkten sie auf Holland zurück. Claude Lorrain wurde der geistige Vater der Swanefeld, Both, Pynacker, Zachtleven. Frankreich hat ein Jahrhundert lang warten müssen, ehe es sich von der anerzogenen Unnatur, von der verzwickten Künstelei befreite und den ungetrübten Blick an der schönen Erscheinung der wirklichen Welt erquicken lernte. Während die übrige Welt für den untilgbaren Idealismus neue Bahnen ausfindig machte, verharrte Frankreich sklavisch im gestutzten Park — einer vermeintlichen Classicität.

Im Bourgeois Gentilhomme Molière's sagt der Musikmeister zu seinen Leuten: „Allons, vorwärts!" und dann zu Mr. Jourdain: „Sie müssen sich vorstellen, daß sie als Schäfer gekleidet sind". Mr. Jourdain: „Warum immer Schäfer? Man sieht nichts Anderes mehr". Der Tanzmeister: „Wenn man Personen in Musik sprechen läßt, so muß man um der Wahrscheinlichkeit willen zu Schäfern greifen. Der Gesang hat zu jeder Zeit den Schäfern gehört".

Als Molière das im Jahre 1670 niederschrieb, war die Pastorale oder „gesungene Komödie" seit 10 Jahren in Frankreich im Schwange. Die Oper war freilich viel ältern Ursprungs und in Italien zur Welt gekommen. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war dort auch das Recitativ der Declama-

tion abgenommen und der Musik zuertheilt worden. 1647 hatte der Cardinal Mazarin den „Orfeo“ von Monteverde in Paris aufführen lassen. In Venedig wurden von 1637—1680 350 Opern gegeben; eine von diesen, den „Xerse“ des sehr bedeutenden Componisten Cavalli, verschrieb sich der Cardinal im Jahre 1660 gleichfalls nach Paris. Cavalli componirte zwei Jahre später den Ercole amante eigens für Ludwig XIV.

Die Franzosen hatten bis dahin nichts Aehnliches hervorgebracht und waren auch von dem „Orfeo“ gar nicht sonderlich erbaut. Ihr ganzes Herz hing seit der Katharina von Medici an jener Mischung von Tanz, Declamation, Decoration, Verwandlung und Gesang, welche das „Ballett“ genannt wurde. Die französischen Architekten und Maschinisten thaten es darin mit der Zeit den italienischen gleich, ja zuvor. Man liest Wunderdinge von solchen Balletten vom Ende des 16. und aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Selbst die neueste Zeit hat nichts Wundervolleres aufzuweisen, als was sich in Frankreich schon 1581 auf der Bühne ereignete. Eine Bande Tritonen kam angeschwommen, alle musicirten sie, einer spielte gar Violoncell im Wasser!

Der Cardinal Richelieu, der mit Corneille wetteifern wollte, machte seine langweilige „Mirame“ zum Ausstattungsstück und ließ bei der Aufführung im Palais-Cardinal alle Künste des Balletts spielen, die allerdings zu einem succès d'estime für die „Mirame“ höchst nöthig waren.

Zum Jahre 1663 wird uns von einem Ballett: „die sieben freien Künste“ berichtet, welches vor dem Könige aufgeführt wurde und worin Mademoiselle de Brancas die Rolle der „Geometrie“ „hinreißend“ gespielt habe. Wie Richelieu dem Corneille auf dem hohen Kothurn gefolgt war, so wetteiferte dann Corneille mit den Ausstattungskünsten des Cardinals: der große Dramatiker verfaßte zwei Ballette, die „Andromeda“ und das „goldene Vließ“ und übertraf darin Alles, was je an Effect hervorgebracht worden. Das „goldne Vließ“ wurde zur Hochzeitsfeier Ludwigs XIV. aufgeführt.

Wie eingewurzelt dieser Geschmack war, sehen wir ein ganzes Jahrhundert später, als Gluck in Paris ein Ballet „Don Juan" componirte.

In dasselbe Bett ballettmäßiger Ausstattung, in welches Richelieu seine lahmen Alexandriner gelegt hatte, mußte sich auch die Pastorale legen, um gleichen Schritt mit dem Zeitgeschmack zu halten. Sie war in der That zu einfach. Der Hauptpoet der gesungenen Schäferei war ein Abbé Perrin, der Tonsetzer ein Organist Cambert, die Sänger wurden den Kirchen entlehnt; im Anfang fehlten sogar die Chöre. Da wurde 1671 die Académie royale de musique in der Rue Guénégaut eröffnet; man berief den florentinischen Componisten Lulli zu ihrem Director, verlegte das Institut in die Rue Vaugirard, und so entstand 1672 für Frankreich die Opera seria, aus Ballett und Pastorale.

Lulli besaß das Talent den Textdichter Quinault zu entdecken, dessen Libretti: „Thésée", „Atys", „Armide", „Isis", „Roland" die Musik des Maestro überdauert haben. Und doch ging Quinault den untersten Weg, räumte der Musik die Herrschaft ein und begnügte sich mit dem elastischen Ausdruck von Empfindungen, auf welchem der Componist seine Töne ausspinnen konnte, wie das im Parallelismus der hebräischen Poesie und noch vollendeter in den chinesischen Liedern geschieht.

Nach Quinault versuchten sich andere Dichter an Operntexten. Wenn Einer dazu untauglich war, so gewiß der concise, epigrammatische Lafontaine; und doch wagte er sich auch daran, wie er ja auch Tragödien, Komödien und Oden verfaßte. Nicht besser machte es Thomas Corneille, der Bruder, Pradon und zuletzt gar der kritische Fontenelle, der spirituelle Causeur.

Was man aber auch von der Musik Lulli's halte: sie paßte durchaus zum Versailler Hofe; sie war ernst-langweilig, majestätisch-platt. Je früher die Franzosen das des psalmodies eunuyeuses nannten, desto besser für sie.

Ludwigs zweite Regierungsperiode.

Bis zum Schluß des Jahrhunderts.

Die zweite Hälfte der Regierung Ludwigs XIV. oder der Niedergang der Versailler Sonne theilt sich wieder in zwei Perioden: den Orleanskrieg und den spanischen Erbfolgekrieg. Vorläufig haben wir es nur mit dem ersteren zu thun.

Der Name des Orleanskrieges will kurz erklärt sein, und zu dieser Erklärung wird uns eine Persönlichkeit dienen, die im schroffsten Gegensatz zu dem bisher geschilderten französischen Hofwesen steht und deren Existenz in der Versailler Welt ein wahres Martyrium genannt werden muß. Es handelt sich um die bereits mehrmals erwähnte Liselotte.

Elisabeth Charlotte, die Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, die Enkelin des Winterkönigs, wurde im Jahre 1652 zu Heidelberg geboren. Der Vater lebte in Unfrieden mit seiner hessischen Gemahlin, ließ sich scheiden und heirathete ein Fräulein von Degenfeld. Elisabeth Charlotte wurde von ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie von Hannover, vortrefflich erzogen, und in Briefen an diese Tante schüttete sie später ihre Beobachtungen, ihren Sarkasmus und ihren Schmerz aus. Es war etwas Männliches in ihrem Wesen, noch in ihrem Alter erzählte sie, wilde gefährliche Jagd, Degen und Flinten seien ihr schon in früher Jugend lieber gewesen als Puppen, und als sie gehört habe, in Frankreich sei ein

Mädchen durch Springen zum „Mannsmenschen“ geworden, so habe sie sich fast zu Tode gesprungen.

An weiblicher Schönheit war sie allerdings zu kurz gekommen; anstatt jedoch durch die Künste der Toilette und Kosmetik ihren Mängeln abhelfen zu wollen, schildert sie sich selbst: „Ich habe kleine Augen, eine kurze dicke Nase, ein großes Gesicht mit hangenden Backen und bin gar klein von Person, dick und breit: Summa Summarum, ich bin gar ein häßlich Schätzchen.“

Im Jahre 1670 starb Madame Henriette d'Angleterre, die Gemahlin des Herzogs von Orleans, Bruders des Königs Ludwig, und dieser warf jetzt die Augen auf die Tochter des Kurfürsten von der Pfalz für seinen verwittweten Bruder. Karl Ludwig, der sich schon in England beim Ausbruch des Conflicts zwischen seinem Onkel und dem Parlament zweideutig benommen hatte, erwies sich auch jetzt als diplomatischer Speculant; er hoffte, durch die Freundschaft mit Frankreich Ersatz für die verlorene Oberpfalz zu erlangen. Er gab sein Kind hin, wie Victor Emanuel das seinige, und die Prinzessin gehorchte unter Thränen, wie Clotilde.

Es war eine vornehme, glänzende Partie, die der pfälzischen Prinzessin; denn Karl Ludwig gab seiner Tochter 200 Gulden als ganze Mitgift und ließ sich am selben Tage die Stiefel für 8 Kreuzer flicken. Wenn es freilich galt zu Regensburg auf dem Reichstage zu paradiren, so hatte der Kurfürst Geld. Die Liselotte aber seufzte: „So bin ich denn das politische Lamm, das für den Staat und das Land soll geopfert werden!“ „Ich bin wider Willen aus purem Gehorsam gegangen!“ Das geschah im Jahre 1671.

Der kernhafte deutsche Michel fand in dem aufgezwungenen Gemahl schier eine Hofdame, weichlich, cokett, „liebte weder Pferde noch Jagen, nichts als spielen, Cercle halten, wohl essen, tanzen und geputzt sein.“ Er betrug sich auch wie eine Kammerzofe, legte der Gemahlin Roth auf die Backen,

schrieb ihr die Toilette vor und behängte sich zur Entschädigung mit allen ihren Ringen und Juwelen.

Die Liselotte war zu gut unterrichtet, um sich nicht durch die Plejade von bedeutenden Geistern in dem damaligen Paris imponiren zu lassen und Männer wie Corneille, Racine und Molière nicht vollkommen zu würdigen. Sie war zugleich zu überlegen verständig, um nicht ihren Gemahl zu einem freundschaftlichen Verhältnisse heranzuziehen. Ihr frankes pfälzisches Wesen, ihr durchschlagendes Urtheil, ihr unumwundener Freimuth imponirten sogar dem Könige, dem ja auch Molière Respect einflößte und der sich später vor der Maintenon bis in den Staub beugte.

Dem Klatsch der Marquis und des „Ritterzeugs“, dieser höfischen School for scandal, konnte indessen nicht einmal das „häßliche Schätzchen“ entgehen. Sie wurde bei ihrem schwachen Gemahl angeschwärzt, und da sie dessen rücksichtslose Behandlung nicht ertragen konnte, wollte sie ins Kloster gehn. Der König mußte sich mit aller Gewalt ins Mittel legen, um die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. Er hat ihr später Herzeleid genug angethan.

Sie mußte mit ansehen, daß ihr Sohn Philipp, der spätere Regent, den liederlichen Abbé Dubois zum Hofmeister erhielt, der nun den Sohn der braven Pfälzerin zum ärgsten Roué Frankreichs erzog. Sie mußte zugeben, daß dieser Sohn eine Tochter der Montespan, Mademoiselle de Blois, heirathete. Bei der Verlobung wußte sie sich nur durch eine altdeutsch-mütterliche historische Ohrfeige Genugthuung zu verschaffen, die sie dem Bräutigam applicirte. Ihre Tochter rettete sie vor dem Duc du Maine und bewahrte sie dadurch für den Herzog von Lothringen auf, dessen Sohn Franz der Gemahl der Maria Therese von Oesterreich werden sollte.

1680 starb Karl Ludwig von der Pfalz, den Ludwig XIV. genug „chagrinirt“ hatte, und fünf Jahre darauf folgte ihm auch schon der Bruder der Liselotte, Kurfürst Karl, im Tode. Karl starb kinderlos und die Pfalz ging durch Erbrecht an

den katholischen Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg über. Philipp Wilhelm betrug sich in der Pfalz als jesuitischer Reactionär.

Ludwig XIV. rieb sich die Hände, als in England (durch den Regierungsantritt Jakobs II.) und in Deutschland zu gleicher Zeit unabsehbare Wirren entstanden. Er forderte plötzlich für die Frau seines Bruders die Pfalz-Simmern'schen Allode auf der linken Rheinseite und alles Gebiet, welches nicht Mannslehen sei.

Elisabeth Charlotte hatte bei ihrer Verheirathung auf alle Ansprüche verzichtet; das aber focht den König so wenig an wie die Verzichtleistung seiner eigenen Frau auf Niederland und Spanien. Der Herzog von Orleans sollte Pfalzgraf von Simmern und Kaiserslautern werden. Der Liselotte wurde gesagt, man ziehe in ihrem Interesse in den Krieg, wofür sie sich heftig bedankte. Sie fiel gradezu in Ungnade.

Europa war indessen genug gewitzigt worden, um den innern Hader zu vergessen und gemeinsam Front gegen den Störenfried zu machen. Die verschiedensten Interessen convergirten in dem einen Geständniß, daß keiner vor dem französischen Gewaltherrscher sicher sei. Die berühmte Lehre vom „Gleichgewicht“, die damals aufkam, hieß ja nichts Anderes, als daß man sich nicht eine einzelne Uebermacht über die Köpfe wachsen lassen dürfe.

Vorauf stand der Oranier, für Holland besorgt und England scharf ins Auge fassend. Im Jahre 1686 brachte er die Ligue von Augsburg zu Stande, zur Aufrechthaltung der Friedensschlüsse von Münster, Nimwegen und Regensburg (des uti possidetis auf 20 Jahre von 1684). Brandenburg trat bei, weil es für Cleve besorgt war; Schweden wegen Zweibrückens und als Antwort auf die dänisch-französische Freundschaft; Spanien wegen Belgiens; der Kaiser Leopold, der endlich türkenfrei geworden, für das Reich und im Sinne Lisola's; Max Emanuel von Bayern, ein tüchtiger Kriegsmann gegen die Türken, wegen der ihm zugesicherten „perpe-

tuirlichen" Statthalterschaft in Spanisch-Niederland, bald auch wegen der Händel um Kur-Köln; endlich Pfalz-Neuburg, aus naheliegenden Gründen. Die Confession war zum ersten male vor den weltlichen Interessen gänzlich zurückgetreten: Katholiken, Reformirte und Lutheraner standen zusammen wider den „allerchristlichsten" König.

Ludwig XIV. sah dem grollenden Unwetter siegesgewiß zu; er verlangte, daß der Regensburger Ausgleich definitiv werde, d. h. daß Straßburg und Luxemburg französisch blieben. Die Coalition ging nicht darauf ein.

Wie wichtig die Kölner Kur für Ludwig gewesen, haben wir beim holländischen Kriege gesehen. Der alte Wittelsbacher Heinrich Max, für den Wilhelm von Fürstenberg regierte, war durchaus französisch gesinnt. Auch als Wilhelm von Fürstenberg seinem Bruder Egon im Bisthum Straßburg folgte, blieb er in Bonn wohnhaft und harrte der Wahl in Köln. Im Sommer 1688 starb Heinrich Max. Das Domcapitel wählte zwar den Fürstenberg; aber der Kaiser erklärte sich für Joseph Clemens von Bayern, und Papst Innocenz XI. entschied sich für diesen. Wieder einmal war die Curie gegen Ludwig.

Der König, von allen Seiten bedroht, griff zur Gewalt. Ohne jede Kriegserklärung rückten im September zwei Armeen über die Gränze; der Dauphin mit den Marschällen Vauban und Catinat nahm Philippsburg, während Marschall Boufflers die Pfalz von Kaiserslautern bis Mainz besetzte. Der Dauphin schlug sein Hauptquartier in Heidelberg auf.

Vor Schluß des Jahres kam Jakob II. als Flüchtling nach St. Germain. Brandenburg mit Hannover und Hessen war zur Vertheidigung Hollands an den Niederrhein gerückt, Wilhelm von Oranien mit deutschen Hülfstruppen, Hugenotten und dem Marschall Schomberg nach England hinüber gesegelt. Ludwig hatte der holländischen Republik schon im November 1688 den Krieg erklärt; die englischen Truppen

aber, welche Jakob noch zurückbeorderte, blieben mit geringen Ausnahmen in Holland.

Im Februar 1689 zogen die Kaiserlichen an den Rhein. Die französischen Marschälle fanden, daß sie eine zu große Linie zu vertheidigen hätten und sich concentriren müßten. Da befahl Louvois: de brûler le Palatinat. Charlotte Elisabeth faßte sich ein Herz und bat den König flehentlich um Schonung für ihr Heimathland. In ihren Briefen muß sie es „beweinen, daß ich meines Vaterlandes Untergang bin“. Vergebens. General Duras erhielt gemessene Ordre. An der Bergstraße und am Rhein ging Alles in Rauch auf; Mannheims Bürger wurden gezwungen, ihre eigene Stadt in Schutt zu verwandeln. Vom Hardtgebirge bis nach Kreuznach leuchtete das Feuer der Verwüstung. Die Domkirche zu Worms wurde eingeäschert, in Speier trieb man die Bürger aus, warf die Brandfackel in den ehrwürdigen Dom, verunehrte die alten Kaisergräber. Die deutsche Geschichte sollte bis auf „Charlemagne“ gestrichen werden. General Mélac ließ den dicken Thurm des herrlichen Heidelberger Schlosses sprengen.

„Alle Nacht, seufzt die Liselotte, kaum daß ich ein wenig eingeschlafen bin, däucht mir ich sei zu Heidelberg oder zu Mannheim und sehe alle die Verwüstung, und dann fahre ich im Schlaf auf und kann in zwei Stunden nicht wieder einschlafen, und dann kann ich mich des Weinens nicht enthalten.“

Ganz zur nämlichen Zeit, als Duras und Mélac die Pfalz verbrannten, begründete der Oranier die constitutionelle Freiheit in England.

Die Verbündeten hatten große Mühe, gegen die erprobte Feldherrnkunst und die herostratischen Maßregeln der französischen Kriegspolitik aufzukommen. Sehr schwer wurde es den Brandenburgern und Sachsen, Bonn und Mainz zurückzuerobern. Nicht nur die Pfalz, auch Baden-Durlach und der Breisgau litten furchtbar unter der Invasion. In Belgien schlug der Marschall Luxemburg die deutsche Armee durch einen Moltke'schen Flankenmarsch im Juli 1690 bei

Fleurus; der Admiral Tourville siegte zur See bei der Insel Wight über die englische Flotte. Auch Victor Amadeus von Savoyen hatte sich aus Speculation den Verbündeten angeschlossen. Aber der Herzog von Savoyen wurde bei Staffarda von Catinat geschlagen, der jetzt auch Nizza nahm und auf gut Pfälzisch im Lande hauste. 1691 wurden Mons im Hennegau genommen, Urgel und Barcelona in Spanien belagert. Barcelona nahm jedoch Vendôme erst im letzten Kriegsjahre.

1692 eroberten die Franzosen Namur und schlugen den Oranier bei Steenkerken. Die Art wie die französischen Offiziere ihre Cravatten gebunden hatten hieß seitdem à la Steenkerque. Erst Lord Will. Russell weckte den siegestrunkenen König, der schon die Welt zu seinen Füßen erblickte, aus seinen Träumen: er schlug die französische Flotte bei Harfleur und beim Cap La Hague ganz entschieden; England war wieder oben zur See.

Im folgenden Jahre eroberte Luxemburg trotz des Sieges bei Neerwinden (unweit von Tirlemont) blos die Stadt Charleroi. Aber aufs Neue begann die Mordbrennerei in der Pfalz. Das zurückeroberte Heidelberg ging durch den kopflosen kaiserlichen F.-M.-L. Grafen von Haidersdorf verloren. Die Franzosen sprengten die Thore des Schlosses und äscherten den Michel-Angelesken Otto-Heinrichsbau ein. Es war, als ob der große König, der die beiden Pforten von St. Denis und St. Martin und die Façade des Louvre bauen ließ, keine echte Renaissance vertragen könnte. Rex dixit, et factum est, „der König sprach und so geschahs", stand auf der Siegesmedaille. In der That war es bald um ihn geschehen.

An dem Grafen von Haidersdorf wurde ein nützliches Exempel statuirt. Zu Heilbronn rückte die ganze Armee aus, der General wurde auf dem Schinderkarren vorübergeführt. Vor der Front verlas der Profoß oder Generalgewaltige das Urtheil: Tod durch das Schwert! Während der Henker die Toilette besorgte, wurde die Begnadigung verkündigt. Der

Henker zerbrach den Degen des Grafen, schlug ihm denselben dreimal ins Gesicht, packte ihn selbst wieder auf den Karren und führte ihn von dannen. Haidersdorf war „auf ewig der österreichischen, rheinländischen und beider Kreise Franken und Schwaben Erbländer verwiesen.“

Indessen begann der Triumphzug der Franzosen im Norden zu stocken. Im Jahre 1694 richteten sie nichts weiter aus als noch die Stadt Brüssel zu bombardiren; Namur aber ging verloren. Die verbündeten Heere hatten jetzt gleichfalls große Generale an ihrer Spitze: Wilhelm von Oranien und Ludwig von Baden; außerdem noch den großen Ingenieur Coehorn, den holländischen Vauban. Der frivole Marschall von Luxemburg warnte den König noch kurz vor seinem Tode, 1695; Louvois war ihm um vier Jahre voraufgegangen. Und — schlimmer als Alles — es war kein Geld mehr aufzutreiben. Die finanziellen Quellen Frankreichs hatten eigentlich schon beim Ausbruch des Krieges versagt. Wenn Colbert den fünften Theil der 100 Millionen Einkünfte an Jahresrenten zu zahlen hatte, so mußte der Nachfolger das Doppelte aufbringen; die nichtfundirte Schuld ging auf 400 Mill. los. 1695 wurde eine neue Capitation oder Kopfclassensteuer aufgelegt, die sich in 22 Classen von 20 L. bis zu 2000 L. erhob. Die Grundsteuer war von zahlreichen Besitzern nicht mehr aufzubringen; sie verkauften ihre Güter, um die Steuern zu zahlen! Gold- und Silbermünzen wurden fortwährend „erhöht“, d. h. verschlechtert. Fénélon schrieb im Jahre des Friedens: „Der Ackerbau liegt danieder, die Bevölkerung sinkt, die Gewerbe ernähren nicht mehr ihre Arbeiter, der Handel ist vernichtet. Anstatt Steuern zu erheben, müßte man den armen Leuten Almosen geben. Ganz Frankreich ist nichts als ein großes, elendes, unversorgtes Spital.“

Was die Armeen nicht mehr vermochten, das mußten abermals Diplomatie und Intrigue thun. Wie nach dem Aachener Frieden und wie am Ende des holländischen Krieges, so ging das Trachten auch jetzt wieder dahin, die Einzelnen von der

Coalition loszubröckeln. Der savoyische Marder wurde zuerst abgefangen. Seit Staffarda und Nizza hatte er die Sache satt. Ludwig schloß zu Turin mit ihm ab, gab ihm Casale und Pinerolo, französische Eroberungen Richelieus, zurück und versprach seiner Tochter den Herzog von Burgund. Dann kam die Reihe an Holland. Die französische Diplomatie begab sich nach Delft; zwischen Delft und dem Haag liegt das Dorf Ryswik, wo die Schweden sich etablirten. Es war Münster und Osnabrück im kleinen Maßstabe. Die deutschen Gesandten wurden als überflüssig bei Seite gelassen; man bot ihnen später das Ausgemachte zur Annahme.

Der Congreß wurde am 9. Mai 1697 eröffnet. Holland biß seiner Natur gemäß auf einen Handelsvertrag an. Spanien war froh Barcelona herauszubekommen, es erhielt Luxemburg dazu, verlor jedoch etliche belgische Annexen und die Insel St. Domingo. Der Oranier wurde als König von England anerkannt. Dagegen mußte der Hochverraths-Proceß gegen Wilhelm von Fürstenberg niedergeschlagen werden. Freiburg, Breisach, Philippsburg fielen an Deutschland zurück. Lothringen wurde restituirt und der Herzog Leopold heirathete die Tochter der Liselotte. Schweden erhielt Zweibrücken zurück. Karl XI. von Schweden, der schon lange zu vermitteln gesucht, war besonders thätig beim Abschluß des Friedens.

Von der Erbschaft der Pfälzerin, von Simmern und Lautern war keine Rede mehr; dagegen setzte Frankreich die Clausel durch, daß die katholische Religion in der Pfalz in jenen Rechten verbleiben müsse, in welche sie durch die Occupation gewaltsam eingesetzt worden, was natürlich dem Kaiser ganz recht war. So wurde die pfälzische Reformation „reformirt“ und die Protestanten bekamen schlimme Tage. Selbst der Oranier sah sich außer Stande ihnen beizuspringen, aus Rücksicht für den — Kaiser. Dagegen wurde das Fürstenthum Orange im Petrarca'schen Vaucluse-Thal dem Stammherrn zurückgegeben; es bildete den Sammelplatz der Hugenotten; von hier aus entzündete sich der furchtbare Cevennenkrieg.

Ueber Straßburg hatte in den französischen Präliminarien gestanden: Festhaltung der Stadt oder ein Aequivalent. Kaiser Leopolds ganzer Sinn stand jedoch nach Spanien, wo es sich um die Erbfolge handelte. Die Franzosen setzten einen Termin bis Ende August: Annehmen oder es beim Alten lassen. Leopold, der noch 60,000 Mann Reichstruppen auf den Beinen hatte, rührte sich nicht. Am 1. September war der Termin abgelaufen, Straßburg verloren.

Elsaß und Straßburg blieben fortan bei Frankreich. Leibniz ergrimmte und klagte bitter im Namen des deutschen Volkes. Das Volk selbst aber machte sich Luft durch den Witz über den letzten Friedensschluß mit Frankreich: Zuerst „Nimmweg", dann „Reißweg"!

Der aber, welcher „weggenommen" und „weggerissen" hatte, besaß jetzt ein ruinirtes Land. Frankreich war mit 10 Monaten Steuer im Rückstande; Aufstände drohten allenthalben; Epigramme bitterster Natur flogen bis ins königliche Cabinet hinein. Auch der Marschall Luxemburg war gestorben. Der „Staat" war jetzt die Maintenon.

Deutschland in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts.

Das Kaiserthum und Oesterreich. Ungarn, Türken und Polen. — Brandenburg. — Der spanische Erbfolgekrieg. — Ludwigs XIV. Ausgang. — Skandinavien. — Deutsches Kulturleben: bildende Kunst und Literatur, die Sprache, der Pietismus, die Musik, Nahrungs- und Genußmittel.

Das Kaiserthum und Oesterreich. Ungarn, Türken und Polen. — Brandenburg.

Unter der Hand hat sich uns der Schauplatz der Begebenheiten gewaltig erweitert. Indem wir die Geschichte Ludwigs XIV. zu Ende führen wollten, sahen wir uns nach Italien, Spanien und Deutschland geführt, hörten wir den Schlachtendonner aus allen Kulturländern des Continents wiederhallen. Der höllische Kreis war diesmal noch größer gezogen als zu Anfang des Jahrhunderts: dem 30jährigen Morden, mit dem sich das 17. Jahrhundert eröffnete, antwortete zum Scheidegruß das 9jährige Sengen und Brennen des Orleanskrieges, auf welches fast unmittelbar das 13jährige blutige Ringen des Spanischen Successionskrieges folgte.

Und doch sind damit die martialischen Gräuel, welche den Ausgang des alten Jahrhunderts und den Eingang des neuen so purpurroth bezeichnen, noch lange nicht erschöpft. Von den entsetzlichen Türkenkriegen ist bis dahin nur synchronistisch Notiz genommen worden und von den gewaltigen Kämpfen des Nordens nur andeutungsweise die Rede gewesen.

Was von diesen Ereignissen noch in den Rahmen unserer Periode gehört, hat zum Mittelpunkt das deutsche Reich, den Kaiser und seine Erbstaaten. Es ist die Geschichte eines unaufhaltsamen Verfalles, eines vergeblichen Versuches der Neubildung und einer immer deutlicher hervortretenden Unterminirung des historischen Bestandes.

Das römisch-deutsche Kaiserthum war eine mittelalterliche Idee und Institution. Es war die Parallele der Weltlichkeit zu dem allgemeinen abendländischen Papstthum. Wie die römische Curie über alle Landesgränzen weg die Einheit der katholischen Christenheit repräsentirte und verfolgte: so galt der wirkliche historische Kaiser für das Schwert dieser Christenheit, für den weltlichen Arm Gottes, für die einzige Majestät des Abendlandes, welche nur der Heiligkeit des Pontifex die Ebenbürtigkeit zuerkannte. Daß sich Majestät und Heiligkeit oft nicht vertrugen, daß die heftigsten Conflicte zwischen beiden ausbrachen, änderte nichts an ihrer Gleichwerthigkeit und an ihrer gemeinsamen Präponderanz über alle andern Gewalten und Autoritäten. Wie es die höchste Ambition des geistlichen Würdenträgers war, sich auf dem Stuhle Petri die Tiara aufs Haupt zu setzen: so trachteten alle ehrgeizigen Fürstlichkeiten, nicht nur in Deutschland, nach der Krone Karls des Großen, Spanier, Engländer, Holländer, Schweizer, Franzosen; sogar bei Schweden fand man diese Ambition glaublich und begreiflich.

In diese mittelalterliche Welt hatten nun zwei gleichzeitige Factoren Bresche gelegt: der Nationalitätsdrang und die Reformation. Sobald die Nationen sich zu constituiren begannen, fing das Kaiserthum an seinen Sinn zu verlieren. Es war ja gegründet auf die Unterschiedslosigkeit der occidentalen Gebietsmassen. Das Papstthum hatte dabei scheinbar leichteres Spiel, der Glaube hängt ja nicht an der politischen Zugehörigkeit des Menschen. Und dennoch sehen wir, daß England und die skandinavischen Staaten sich aus politischen Gründen von Rom absperrten, daß bei ihnen die Reformation als nationales Kräftigungsmittel in Anwendung kam.

Der innere Drang nach Freiheit der Gewissen machte sich namentlich in Deutschland, der Schweiz, Schottland und Holland geltend. Ein Papstthum über Protestanten war dasselbe Unding wie ein Kaiserthum über ausgeprägte Nationalitäten, über geschlossene politische Gemeinschaften. Zum Wenig-

sten mußte sich der Kaiser fortan auf Deutschland beschränken. Aber selbst die Idee eines deutschen Kaiserthums stieß auf die kirchliche Spaltung und Trennung. Auch in Deutschland war ein specifisch katholischer Kaiser, ein Kaiser, der die Interessen des Papstes vertreten wollte, zur Unmöglichkeit geworden. Karl V. gestand das ein, als er seinen Bruder Ferdinand zum römischen König machte und ihm die Reichsverweserschaft in Deutschland übertrug. Die Päpste gestanden es zu, indem sie sich seit Wallensteins Zeit mehrfach gegen den Kaiser erklärten.

Je mehr sich auf Grund der Reformation die Territorialhoheit in Deutschland entwickelte, desto mehr wurde das Habsburgische Kaiserthum zur Fiction. Die mittelalterliche Idee verblaßte bis zum Schemen; es blieb für das Kaiserthum nur noch die Ohnmacht oder die Hegemonie des Stärkern. Daß die Hegemonie nicht einem specifisch katholischen, intoleranten Fürstenhause, welches seine Erbstaaten gegen jeden Hauch des Fortschritts in der Gewissensfreiheit hermetisch verschloß, zu Theil werden würde, stand seit dem 30jährigen Kriege deutlich in den Sternen geschrieben. Daß das Haus Habsburg genug eigene Interessen zu wahren hatte, erschwerte ihm nur die Sisyphusarbeit, zugleich Meister im Reiche bleiben zu wollen.

Mit dem Wachsthum der einheitlichen Hausmacht trat allmählich das kaiserliche Amt in zweite Linie. Bis auf Ferdinand II. besaß der Träger der Krone nur das Erzherzogthum ob und unter der Enns, Böhmen, Mähren, Schlesien und die Lausitzen. Tirol, Vorderösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain gehörten habsburgischen Nebenlinien. Ungarn war prekärer Besitz. Durch Ferdinand II. kamen nun Steier, Kärnten und Krain an die Hausmacht, wogegen Elsaß an Frankreich, die Lausitz an Sachsen gelangte. 1665 fiel auch Tirol an die Hauptlinie, die jetzt ungleich mächtiger wurde und auf den Gedanken kommen mußte, die Hausmacht zum wesentlichen Mobil ihrer Politik zu machen. Die Aufstände der Ungarn und die Türkengefahr konnten sie nur in diesem Gedanken bestärken.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts lag die übermenschliche Doppelaufgabe, das Reich und die Erbstaaten vor schwerer Schädigung und Vernichtung zu hüten, auf den Schultern Leopolds, des zweiten Sohnes Ferdinands III. Als Leopolds älterer Bruder starb, richtete Mazarin gierige Blicke auf die deutsche Krone, die ihm feil zu sein schien. Leopold kam, ihm selbst sehr unerwartet, 1657 auf den Thron. Er war zum geistlichen Stande bestimmt und erzogen, von Herzen katholisch, wie er denn entscheidende Entschlüsse nur mit Hülfe der Mutter Gottes von Mariazell gefaßt hat; daneben der Astrologie und Alchemie ergeben. Sein wenig einnehmendes Wesen hüllte er in düstre Gravität. Bedächtig und langsam ging er in der steifen spanischen Etikette die dornigen Wege seines Lebens dahin. Jagd und Musik, die Erbleidenschaften seit Ferdinand II., zogen ihn einzig von dem pedantischen irresoluten Grübeln über Staatsangelegenheiten ab. Er componirte selbst Kirchenstücke, Arien, 13 Oratorien und 9 Opern; in seiner langen Regierungszeit wurden 400 neue Opern und Oratorien in Wien aufgeführt. Die auserlesene Hofcapelle kostete 45,000 Fl., grade so viel wie die Hofkammer, doppelt so viel wie der Hofkriegsrath; der Hofstaat mit seinen pompösen Opern und Balletten verschlang große Summen. Dabei war der Kaiser persönlich gutmüthig, milde, zugänglich; er führte ein Jahrhundert vorher das allbekannte „Franzeln" ein. Als ihm Jemand bemerkte, es sei schade, daß ein so guter Musiker und Flötenbläser sich nicht ganz der Musik gewidmet, erwiderte er: „Wir stehen uns halt so besser". Drei venetianische Gesandte stellen ihm in ihren Berichten das Zeugniß der Moralität, Besonnenheit und des Fleißes aus.

Die Verwaltung der Erbstaaten war im höchsten Grade mangelhaft: ein überzahlreicher Beamtenstand, weder fähig noch redlich; die Competenz der einzelnen Behörden stets controvers; Geld nirgends. Die Gesammtheit der Staaten war nur in der Person des Fürsten repräsentirt; sonst boten sie ein spa-

nisches Chaos dar. Es gab 20 verschiedene Provinzen mit eben so vielen Cassen — erst Maria Theresia bildete eine Centralcasse — die diversen Stände spielten verdecktes Spiel mit ihren Einnahmen. Die allgemeine Hofkammer brachte es nicht fertig, die Länderkammern zu controlliren. Die Untrennbarkeit des Ganzen wurde erst durch die pragmatische Sanction Karls VI. ausgesprochen. Ungarn, noch für lange Zeit ein prekärer Besitz, und Böhmen hatten ihren eigenen Hofrath und ihre eigene Hofkanzlei, so wie ihren besondern obersten Gerichtshof. Der Ministerrath zu Wien war nur ein Conferenzrath, der in Abtheilungen für die verschiedenen Separat-Anliegen zerfiel. Die Steuern beliefen sich Ende des Jahrhunderts auf circa 11 Mill. Fl. Von der Auftreibung der Steuern werden wir Näheres hören.

Der schwerfälligste Regierungsapparat war zur Bewegung der lahmen Maschine bestimmt. 25,000 Kronbeamte verschlangen allein an 5 Mill. Fl. 1678 behalf sich der Kaiser noch mit 62 Geheimräthen; bei seinem Tode hatte er deren 164! Ferdinand I. hatte 33 Kämmerer, Leopold 400!

Die Parallele zu diesem finanziellen Wirrsal, eben so störend und noch viel verderblicher, bildet der Einfluß der Jesuiten als Beichtväter am Hofe und als Leiter des öffentlichen Unterrichts. Kein Geringerer als Pascal bietet uns die einschlägigen Beweise. Ferdinand III. war das gehorsame Beichtkind des „ehrwürdigen Pater“ Gans oder Gandius, der erst 1662 starb; der P. Henri hatte Vater und Sohn erzogen; der „ehrwürdige Pater“ Bastel war der Beichtvater des Erzherzogs Leopold. Den Töchtern Ferdinands III., also den Schwestern unsres Leopold, wurde der Grundsatz beigebracht: „Es ist nur eine erlaßliche Sünde (peccatum venale), denjenigen, der Uebles von uns redet, zu verleumden und ihm Verbrechen anzudichten, um den Glauben an seine Aussagen zu untergraben“. Durch Anwendung dieses Grundsatzes, heißt es, sei in wenigen Tagen der ganze Hof vergiftet worden. Man mußte den Capuziner-Pater Quiroga zu Hülfe rufen,

der den Frauen diesen Grundsatz als verderblich ausredete, worüber ihn der Jesuit P. Dicastillo heftig auszankte.

Sämmtliche Professoren der Universitäten Wien, Graz und Prag waren damals Jesuiten. Wie sich mit dieser Richtung die Allianz mit England und Holland, das Zusammengehen mit Ketzern überhaupt vertrug, ist eigentlich ein Mysterium, welches nur in der schweren Noth der Zeit seine Erklärung findet.

Daß aber der bigotte finstere Gewissenszwang die Bewegung Oesterreichs nach Osten hin furchtbar erschwerte, wird um so einleuchtender. Dieser wichtige Umstand pflegt von österreichischen Schriftstellern vielfach übergangen oder auf die leichte Achsel genommen zu werden. Man ist schnell fertig mit dem Wort vom ungarischen Adelswesen, von der Nichtigkeit und Willenslosigkeit der ungarischen Volksmasse; man ruft noch nachträglich das christliche Pathos wider die muhamedanischen Türken ins Feld. Aber man verschweigt die Wahrheit, daß die Intoleranz und Verfolgungssucht des österreichischen Jesuitismus den Türken erst die Straße nach Ofen und Wien gebahnt hat.

Oesterreich hat zwei Jahrhunderte in und um Ungarn-Siebenbürgen gekriegt, hauptsächlich weil es dort die Reformation unterdrücken wollte. Die Jesuiten wurden begünstigt und sie verdarben Alles, wie in Polen. Das Lutherthum wie der Calvinismus wären die Mittel zur Germanisirung gewesen — man wollte sie ausrotten. Selbst der gefeierte Erzbischof Pazman von Gran gründete unter Ferdinand II. alle seine Lehranstalten in majorem gloriam der Katholicität. So kam es, daß in Preßburg der Palatin, in Ofen 145 Jahre lang ein türkischer Pascha saß.

Bocskai, der Fürst von Siebenbürgen, wollte sich mit Oesterreich verbinden und schloß mit Rudolf II. den Wiener Frieden auf freie Religionsübung für Adel und Städte. Er brachte auch die Türken zu einem 20jährigen Waffenstillstande. Aber der Wiener Frieden war gleich dem böhmischen Maje-

stätsbriefe — eitel Wind. Ferdinand II. konnte gegen Bethlen Gabor nicht aufkommen und wäre noch schlimmer gefahren, hätte Bethlen Charakter besessen. Georg Rakoczy I. ging zum Sultan, da „die teutsche Hülf', weil es ein langsam Volk, zu fern liege": Es handelte sich um Hülfe wider den Jesuitismus; Bethlen hatte den Schweden die Hand reichen wollen.

Unter dem jungen König von Ungarn (Ferdinand III.) nahmen die katholischen Stände zu Preßburg den Protestanten alle Rechte. Die Stimmung wurde so erbittert, daß der Palatin Esterhazy an den Kaiser meldete: Die Unterhanen verlangten ihre Rechte und sprächen von „Untergang oder schrecklicher Aenderung". Rakoczy brach 1644 im Bunde mit Schweden und Franzosen in Ungarn ein und erlangte im Frieden von Linz 5 Comitate, so wie die Rückgabe von 90 Kirchen sammt ihren Einkünften an die Protestanten. Der zweite Rakoczy stand in türkischer Zinspflicht und wurde so gefährlich, daß Oesterreich auf eine neue „Capitulation" mit seinem Vorder-Ungarn eingehen mußte.

Unter Leopold I. wurden die Jesuiten mächtiger als je; die protestantischen Beschwerden wurden auf dem Reichstage zu Preßburg gar nicht mehr zugelassen. Die glühenden Kohlen des Hasses und der Empörung lagen verstreut umher.

Grade um diese Zeit regte sich neues Leben und neuer Angriffsmuth im türkischen Heerlager am Bosporus. 1571 hatte Selim II. den Venetianern die Insel Cypern genommen; seit 1644 handelte es sich um Candia, wo die Venetianer grade so beliebt waren wie die Oesterreicher in Ungarn. Lange gingen die stolzen Herren von S. Marco den untersten Weg. Sie zahlten sogar für ein aufgebrachtes Türkenschiff 250,000 Zechinen Buße in Konstantinopel. Endlich, als die Johanniterritter auf Malta ein türkisches Schiff erjagten und sammt der Beute auf Candia freundlich aufgenommen wurden, trieb der Kapudan Pascha Jussuf, ein Renegat aus Dalmatien, den üppigen Sultan Ibrahim zur Rache. Der erste Krieg auf Candia währte von 1644—46, der zweite unter Muhamed IV.

von 1650—56! Immer noch hielten sich die Venetianer. Da gab die Sultanin Valide dem jungen Padischah den Albanesen Mohammed Köprili zum Großwessier und die Türkei erhob sich mächtig zum Angriff.

Rakoczy II. von Siebenbürgen betrug sich unbotmäßig gegen die Pforte, indem er auf eigene Faust Krieg mit Polen begann, und wurde schwer gezüchtigt. Seine Armee ging 1658 kriegsgefangen nach der Krim, er selbst wurde abgesetzt. Rakoczy sammelte eine neue Armee, aber der 70jährige Köprili schaffte Ruhe und setzte den Barcsay als Lehensfürsten in Siebenbürgen ein. Dann schlug er einen Aufruhr in Kleinasien schonungslos nieder. Als sich Rakoczy abermals rührte, drang der Pascha von Ofen Sidi Achmed mit 25,000 Mann gegen das belagerte Hermannstadt, schlug und tödtete den Rakoczy bei Klausenburg und sandte 4000 Köpfe nach Adrianopel, wo sie Köprili den Hunde nvorwarf (1660). Mohammed Köprili starb das Jahr darauf im Alter von achtzig; sein Sohn Achmed war fast noch bedeutender. Er wollte Siebenbürgen einfach zu einem Paschalik machen.

Dem Kaiser brannte dieser neue Aufschwung der türkischen Macht auf die Finger. Schon bei Lebzeiten Mohammeds Köprili war der große Kriegstheoretiker Raimond von Montecuccoli aus dem Modenesischen sammt dem Fürsten Joh. Richard von Starhemberg mit Heeresmacht an die mittlere Donau und die Theiß entsendet worden, wo ihn jedoch der Hofkriegsrath derart lähmte, daß er mehr Mannschaft durch Zaudern verlor, als eine Schlacht gekostet hätte. Jetzt aber galt es sich gegen den 33jährigen Achmed zur Wehre zu setzen. Dieser zog 1663 mit zwei Armeen von Essek und Belgrad auf Ofen. Montecuccoli hatte schlecht gerüstete Truppen und unzuverlässige ungarische Milizen. Der Wiener Hof flüchtete nach Linz. Bei Gran erlitt Graf Forgacz eine Niederlage; die Gefangenen wurden niedergehauen. Neuhäusel mußte sich ergeben. Die Protestanten erhielten — von den Türken! — freie Religions-

übung. Bis Brünn und Olmütz schweiften und brandschatzten die seldschuckischen Reiter.

Jetzt bot das Reich die Türkenhülfe. Markgraf Wilhelm Leopold von Baden rückte als Reichs-Feldmarschall vor. Neutra wurde zurückerobert (1664). Souches siegte an der Gran, unter 6000 Türkenleichen lagen 3 Paschas. Fahnen, Geschütz und Wagen waren erbeutet. Montecuccoli gewann am 1. August 1664 die Schlacht bei St. Gotthard an der Raab, Tausende wurden erschlagen oder in den Fluß gesprengt. Und jetzt schloß Leopold den Frieden von Vasvar auf 20 Jahre, auf Grund des frühern Besitzstandes und gegen ein „freiwilliges Geschenk" von 200,000 Fl. — an die Türken! Neuhäusel, dicht bei Preßburg, blieb türkisch! Alles war unzufrieden, selbst die Kaiserlichen. Die Ungarn wurden gehöhnt; sie, und die Protestanten am lautesten, erklärten: Lieber türkisch als österreichisch! Es war kein Wunder, wenn sich Complotte gegen diese Herrschaft bildeten, wenn der ungarische Adel sein eigenes Interesse allem Andern vorsetzte.

Wieder war Oesterreich durch Fremde gerettet worden. Wer die Namen überschaut, welche der Kaiser für Krieg und Politik zu verwenden hatte, dem wird schon dadurch der Begriff eines kosmopolitischen oder Allerweltstaates aufgehen. Waren die eingeborenen Lobkowitz und Haidersdorf nichtsnutzig, so brachte der Hochburgunder Lisola die österreichische Diplomatie auf den rechten Weg und der Italiener Montecuccoli, der Vorgänger des Prinzen Eugen, wurde das Schwert der richtigen Politik. Bournonville war freilich keine besondere Gabe des Auslandes; das aber machte der Markgraf Ludwig von Baden vollauf wieder gut. Es war freilich ganz natürlich, daß der österreichische Boden unter dem Bleihimmel des Jesuitismus keine Helden erzeugte. Eine glänzende Ausnahme machte der Vertheidiger Wiens gegen die Türken, Rüdiger von Starhemberg.

Der wichtigste Mann des Augenblicks war Graf Raimondo Montecuccoli, geb. 1609 auf dem gleichnamigen

Schlosse bei Modena. Soldaten-, d. h. Condottiereblut hatte er in den Adern. Gedient hat er von der Pike auf bis zu den höchsten Ehrenstellen der kaiserlichen Armee, ein volles halbes Jahrhundert, 1625—1675. Im 30jährigen Kriege schwang er sich vom gemeinen Soldaten bis zum Armeeführer empor. Im schwedisch-dänischen Kriege drang er von Alsen nach Jütland und Fünen. Im Türkenkriege mußte er zunächst mit schlecht gerüsteten Truppen weichen, nahm dann aber bei St. Gotthard (1664) glänzende Revanche.

Im Jahre 1668 war er als Präsident des Hofkriegsraths eigentlich Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und wurde nur nach Westen hin durch den fatalen Lobkowitz gehemmt. In den Jahren 1672—75 sahen wir ihn bereits am Werke. Er war ein Stratege wie Turenne, diesem jedoch überlegen. Seine wissenschaftlichen Schriften sind: Aforismi dell' arte bellica (1668), später fortgesetzt in: Aforismi riflessi alle pratiche delle ultime guerre d'Ungheria („Aphorismen über die Kriegskunst“ und „Aphorismen über die letzten Ungarischen Kriege“). Seine Maxime: so wenig als möglich schlagen, den Feind mürbe manövriren. Die politische Lage Europas war ihm ganz gegenwärtig. Nebenbei war er ein freimüthiger und geistreicher Mann. —

Durch den seltsamen Frieden von Vasvar geschah es auch, daß die Venetianer auf Candia keinerlei Erleichterung verspürten. Im Gegentheil, Achmed Köprili zog jetzt selbst nach Candia. Die Gefahr wurde dringend. Das Abendland gerieth in scheinbare oder wirkliche Besorgniß. Ludwig XIV., der schon bei St. Gotthard Hülfe geleistet, ließ seine Ritter ziehen; Kaiser Leopold gab 3000 Mann, Braunschweig und Lauenburg sandten 3 Regimenter unter Josia v. Waldeck. Aber das genügte nicht. Die Türken hatten wieder die Vollkraft ihres Anpralls erlangt. Von den Verbündeten zog Einer nach dem Andern ab. Man kämpfte zuletzt nur noch um und auf Steinhaufen. 4000 Mann der Besatzung waren noch übrig. Am 27. September 1669 empfing Achmed Köprili die 83

Schlüssel der Stadt und der Festung. Venedig hatte 126 Millionen Dukaten vergeblich geopfert.

Eine ungarische Verschwörung war seit 1666 gebildet. Auf der Hochzeit Franz Rakoczy's mit Helene Zriny kamen die Zriny, Wesselenyi, Nadasdy, Frangipan überein, den Kaiser auf seiner spanischen Brautfahrt aufzuheben. Das zerschlug sich, aber in Wien kannte man den Plan. Peter Zriny wollte als türkischer Vasall über Ungarn herrschen, wie einst Zapolya unter Suleiman dem Prächtigen, nach der Schlacht von Mohacs, 1526. Franz Rakoczy, sein Schwiegersohn, sollte Großfürst von Siebenbürgen werden. 1670 wurden die Verschwörer arretirt und nach Wien gebracht, Zriny, Nadasdy und Frangipan 1671 in Wiener-Neustadt hingerichtet. Rakoczy kaufte sich los. Emmerich Tököly erhielt sich für die Zukunft durch die Flucht.

Die Verschwörung war unterdrückt, die Verschwörer hatten gebüßt. Jetzt aber wurde zum Ueberfluß ein förmliches Rachegericht in Preßburg eingesetzt, die Regierung militärisch gehandhabt und der härteste Steuerdruck der ganzen uns so geläufig gewordenen Procedur als Siegel aufgedrückt. Eine inquisitorische Glaubenstyrannei grub nach den Wurzeln des Uebels; Prediger und Lehrer, der Ketzerei überführt, wanderten auf die Ruderbänke von Neapel. War es ein Wunder, wenn in Oberungarn der Aufstand ausbrach, wenn die empörten Gewissen nach dem Großwessier ausschauten? Und wie natürlich reihte sich grade damals, beim Ausbruch des holländischen Kriegs, die Blosstellung des Rheins an die ungarischen Wirren, selbst wenn Fürst Lobkowitz kein Geld von Frankreich bekommen hätte! Die fluchwürdige Intoleranz und Verfolgungssucht im Osten schaffte Ludwig XIV. freie Hand im Westen.

Und er wußte den Moment zu benutzen. Für den polnischen Thron hatten zugleich Johann Sobiesky und Karl von Lothringen candidirt. Sobiesky, mit einer Französin vermählt, bezog eine Pension vom französischen Hofe: er war Ludwigs Candidat. Karl von Lothringen wurde vom Kaiser

patronirt; ihm fehlte, was bei polnischen Königswahlen die Hauptsache war, das Geld. Sobiesky wurde gewählt. Als nun der schöne Emmerich Tököly die Fahne der Empörung in Ungarn erhob, genügte ein Wink von Versailles an Sobiesky, daß er Schaaren von polnischen Kriegsknechten nach Ungarn abziehen ließ, ohne den Krieg zu erklären.

In Siebenbürgen und Ungarn brannte es bald lichterloh. Oesterreich mußte einen Theil seiner Rheinarmee zurückrufen. Kara Mustapha, der Schwager und Nachfolger Achmed Köprili's, ging auf den Plan der Rebellen ein. Tököly nahm mehrere ungarische Bergstädte, bedrohte sogar Preßburg; auf seinen Dukaten stand die Legende: „Für Religion und Freiheit"!

Das überdauerte den Nimwegener Frieden. Endlich, als Ludwig XIV. die Reunionskammern arbeiten ließ und Elsaß überzog, gab Oesterreich auf dem Reichstage zu Oedenburg scheinbar nach. Aber wieder war die bewilligte Religionsfreiheit eine halbe, wohl verclausulirte, so daß Tököly sich weigerte zu erscheinen und von der Pforte den Roßschweif annahm. Den Titel „König von Ungarn" lehnte er jedoch ab. In Gemeinschaft mit den Türken eroberte er die Bergstädte Kaschau, Eperies ꝛc. Ungarn zahlte der Pforte Tribut. Dem Sultan Muhamed und seinem Großwessier schwoll der Kamm, sie stellten an Oesterreich das Ultimatum: Tributpflichtigkeit und Schleifung der Festungen in ganz Ungarn!

Im Frühjahr 1683 hielt der Sultan Muhamed IV. zu Adrianopel eine große Heerschau; in Belgrad übernahm Kara Mustapha den Oberbefehl; in Essek stieß Tököly mit seinen Scharen zu der türkischen Armee. Die allbekannte Zahl von 200,000 Mann ist jedoch übertrieben, dafern man nicht blos Köpfe zählt. Die türkische Armee theilte sich in Janitscharen (zu Fuß) und Sipahis (zu Pferde). Die Janitscharen zählten mit allen Ehrenmitgliedern, zu denen auch der Sultan gehörte, nominell 400,000 Mann, von denen jedoch in diesem ganzen Kriege höchstens 55,000 Mann in der activen Armee ausrückten. Die Sipahis, adelige Gardecavallerie, zählten bis zu

15,000 Mann. Die arnautischen Hülfsvölker bezifferten sich im allerhöchsten Fall auf 20,000 Mann; der Khan der Krim brachte kaum noch 30,000 Mann auf; der Moldau-Walachen waren 9000. Zählt man diese sämmtlichen Truppentheile nach den billigen Abzügen zusammen, so ergiebt sich eine Armee von 100,000 Mann; 20,000 Ungarn dazu erheben die Gesammtstärke auf 120,000 Mann. Wenn nun die Einen 144,000, die Andern 300,000 Mann angeben, so erwäge man, daß zu einer Armee von 100,000 Mann gehörten: 78,000 Pferde, von denen höchstens ein Fünftel zur Schlachtordnung gerechnet werden kann; 5000 Kameele und 26,000 Zelte mit ihrer Bedienung, wie denn für die Pferde allein 19,000 Troßknechte erwähnt werden. Dazu der ganze Troß von Dienern, Sklaven, Handwerkern und Handelsleuten. So konnten allerdings aus 100,000 Mann leicht 200,000 Köpfe werden.

Diese Armee richtete ihren Marsch auf Wien. Die Vorhut unter Führung des Tataren-Khans brannte Alles nieder. Der Herzog Karl von Lothringen erlitt an der Leitha eine Niederlage und am 12. Juli 1683 zeigten sich die ersten Sipahi-Schwärme vor Wien. Der Hof war wieder nach Linz geflohen. Rüdiger von Starhemberg vertheidigte mit 17,000 Mann die Stadt; sämmtliche Vorstädte legte er in Asche. Die Türken schlossen einen Halbkreis auf dem rechten Donauufer von der Schwechat über Inzersdorf, Schönbrunn, Hietzing, Hernals, Döbling bis Nußdorf. Die Stadt zählte damals 60,000 Bewohner, von denen viele mit dem Hofe geflohen waren. Die Türken stürmten in 60 Tagen 18 mal und wurden jedesmal zurückgeschlagen. Zahlreiche Feuergarben stiegen vom Stephansthurme als Nothsignale in die Luft; Starhemberg bat den Herzog von Lothringen dringend um Hülfe. Hunger und Seuche wütheten in der Stadt. Endlich stießen zu Tulln bayerische und sächsische, fränkische und schwäbische Reichstruppen zu Karl von Lothringen, 25,000 Mann stark; die 12,000 Bayern wurden von dem jungen Kurfürsten Max Emanuel geführt; an der Spitze der Sachsen

war gleichfalls der Kurfürst erschienen. Zu ihnen gesellte sich der tapfere Polenkönig Johann Sobiesky, der sich schon bei Choczim mit den Türken gemessen und ihnen den größten Theil von Podolien und Kaminiec entrissen hatte, mit 20,000 Mann. Raketen stiegen vom Hermannskogel auf, Kanonenschläge folgten: die Hülfe nahte.

Am 12. September 1683 —

> Hört an die Tapferkeit!
> Der Polenkönig in Person
> Zum Angriff war bereit,
> Herzog von Lothringen desgleich,
> Viel brave Helden aus dem Reich,
> Es war nun Fechtens Zeit." —

stürzte sich das christliche Heer vom Kahlenberge herab auf den Feind. Auf dem rechten Flügel griff Sobiesky an. Seine Reiter in bunter Uniform, mit hohem Rückenschilde, von Tigerfellen umflattert, den Stahlhelm auf dem Kopf, die Lanze in der Faust, sprengten gen Dornbach; der Herzog Karl bewegte sich mit den Kaiserlichen gegen Nußdorf; die Reichstruppen bildeten das Centrum. Sobiesky brach mit seinen Husaren den rechten türkischen Flügel und warf mit Hülfe des Centrums den Feind auf die Vorstädte zurück. Die Türken widerstanden vergebens dem wuchtigen Anprall der Polen und Deutschen. Der Sieg neigte sich auf die Seite des Abendlandes, 10,000 Türken bedeckten das Schlachtfeld; das türkische Lager wurde erstürmt, 15,000 Zelte, 300 Kanonen, 9000 Wagen und die Kriegscasse fielen den Siegern zur Beute. 30,000 Gefangene aber hatten die Türken bereits niedergemacht, 17,000 schleppten sie auf dem Rückzuge mit fort.

Zu St. Stephan wurde gepredigt über den Text: „Es war ein Mann von Gott gesandt, der hieß Johannes." Kaiser Leopold aber, der von Linz herbeigekommen war, wußte nicht, wie ein Monarch von Gottes Gnaden einen Wahlkönig empfangen sollte. Als man ihm sagte: „Mit offenen Armen,

er hat das Reich gerettet," wich er aus und ließ es bei einer steifen Begrüßung zu Pferde im Freien bewenden.

Kara Mustapha war außer sich vor Wuth und ließ mehrere Paschas als Feiglinge enthaupten. Dann stob er bis Belgrad zurück, wo ihn dasselbe Loos traf.

Bei dem Christenheere aber befand sich ein 19jähriger Jüngling, der sich in der Schlacht bei Wien ausgezeichnet hatte und dessen Name bald die Welt erfüllen sollte.

Der türkische Bann war gebrochen, der Harnisch hatte seine Lücken bekommen und energisch drang das Abendland hinein. Venedig nahm seine Revanche, seine Truppen landeten auf Morea, marschirten auf Athen und Theben. Damals geschah es, daß eine Bombe in den Parthenon schlug und die Akropolis in Trümmer fiel. Die marmornen Löwen des Piräeus stehen noch vor dem Arsenal zu Venedig. Auf österreichischer Seite zog Sobiesky mit Karl von Lothringen nach Ungarn. Waitzen wurde genommen, Ofen widerstand (1684). Im folgenden Jahre eroberte Karl von Lothringen Neuhäusel, die Bergstädte fielen, Tököly entfloh. 1686 erstürmte der Markgraf Ludwig von Baden endlich Ofen. Diesmal war unser junger Ritter sonder Furcht und Tadel sehr dabei.

Und abermals mißbrauchte Oesterreich seinen Sieg im Interesse der Kirche. Der junge Franz Rakoczy wurde in dem ominös gewordenen Munkacz gefangen und nach Wien geschickt, wo ihn die Jesuiten erziehen sollten. Dann wurde 1687 zu Eperies das christliche Blutgericht im Style Albas unter dem spanischen General Caraffa eingesetzt. Daß 1687 das Wahlrecht der Ungarn aufgehoben und die Erblichkeit der Krone decretirt wurde, war das Recht des Eroberers; daß aber nachträglich blutige Rache geübt und dann gewaltthätige und schleichende Bekehrung der Protestanten betrieben wurde: das war das verderbliche Erbübel; dafür hatten Polen und Sachsen, Franken und Schwaben nicht ihr Blut vergossen. Das anhaltende Kriegsglück und die tadellose Tapferkeit der Armee machten den tückischen Jesuitismus jedenfalls überflüssig. Denn

am 12. August 1687 schlugen Herzog Karl und Markgraf Ludwig von Baden die Türken bei Mohacz, 161 Jahre nach dem Ende des letzten ungarischen Stammkönigs. Croatien und Slavonien wurden genommen. Die Siegesnachricht brachte jener junge, jetzt 24jährige Mann nach Wien. 1688 unterwarf sich Siebenbürgen den Oesterreichern. Im September desselben Jahres wurde Belgrad erobert und Ludwig von Baden drang im folgenden Jahre in Serbien ein, schlug die Türken bei Patasch und Nissa und eroberte Widdin. Der Halbmond verfinsterte sich zusehends.

Der Horizont der österreichischen Politik hatte sich seit der Zurücktreibung der Türken von Wien mächtig erweitert; eine große Zielstrebigkeit hatte sich selbst der phlegmatischen und pedantischen Seelen bemächtigt. Man warf die Augen begehrend auf das gesammte untere Donaugebiet: Bosnien, Herzegowina, Serbien, ja Bulgarien, selbst Konstantinopel wollte man haben. Noch im Jahre 1688 überlegte Kaiser Leopold, ob es besser sei, Frieden zu schließen, oder ob man nicht auch Dalmatien nehmen, an der Adria festen Fuß fassen, sich der Moldau und Walachei bemächtigen sollte. Augenscheinlich hätte eine solche Expansion nach Osten den Einfluß im Westen ganz in Frage gestellt. Für die Doppelaufgabe reichten Oesterreichs Kräfte nicht aus.

Wer war jener junge Mann, der 1683 vor Wien so tapfer focht und der die Siegesnachricht von Mohacs überbrachte?

„Prinz Eugenius, der edle Ritter", war der jüngste Sohn des Grafen von Soissons aus dem Hause Savoyen-Carignan und einer der brillanten vielgeliebten Nichten des Cardinals Mazarin, der Olympia Mancini, die des blutjungen Königs Herz zuerst entflammt hatte. Er wurde geboren zu Versailles am 18. October 1663, präcis $1^1/_2$ Jahrhunderte vor der Schlacht bei Leipzig. Olympia machte nach ihrer Verheirathung ein Haus und gab Feste zu Ehren des Königs;

aber die Montespan stürzte sie und trieb sie sogar aus dem Lande. Die Kinder jedoch blieben in Versailles.

Der kleine magere Eugen mit der großen Nase, den dunkeln Feueraugen und den kurzen Oberlippen, welche zwei hauerartige Zähne hervortreten ließen — wie ihn uns die Palatine beschreibt — sollte Geistlicher werden, trug die Soutane und hieß der petit abbé. Der Prinz aber fühlte sich zu etwas ganz Anderem bestimmt. Die Wahl war freilich nicht groß. Jüngere Söhne mußten sich entweder für den Himmel oder für den Krieg entscheiden. Ein drittes gab es nicht.

Man kam also bei Louvois im Anfang der achtziger Jahre um eine Reitercompagnie für Eugen ein. Wie die Dinge bei Hofe standen, wurde der petit abbé ab- und zur Ruhe verwiesen. Louvois, der doch sonst mit der Vorsehung auf dem besten Fuße zu stehen glaubte, verkannte diesmal deren Absichten völlig. Er trieb den umgekehrten Richelieu durch seinen Bescheid außer Landes.

Der 19jährige Eugen ging 1683 nach Oesterreich und wurde sofort unter dem tüchtigen Herzog Karl von Lothringen gegen die Türken verwendet. Am 7. Juli stand er zum erstenmale bei Petronell im Feuer. In der Schlacht bei Wien vom 12. September zeichnete er sich aus; vor Jahresschluß wurde er Commandeur eines Dragonerregiments. Der streng methodische Markgraf Ludwig von Baden stellte ihn dem Kaiser mit den Worten vor: „Dieser junge Savoyarde wird mit der Zeit diejenigen erreichen, welche die Welt als große Feldherren betrachtet.“ In der That hat ihn die Kriegsgeschichte unter die 7 großen Helden eingereiht.

Zu Anfang September 1686 war Eugen bei der Belagerung von Ofen. Am 12. August 1687 (Mohacz) ließ er seine Dragoner absitzen und stürmte mit ihnen das feste Lager der Türken. Er wurde mit 24 Jahren Feldmarschall-Lieutnant und erhielt das Bild des Kaisers in Diamanten. 1688 belagerte er mit Max Emanuel die Festung Belgrad. Beide

Heerführer drangen zugleich in die Bresche; Eugen wurde am Fuße schwer verwundet.

Der Orleanskrieg stand vor der Thür und Eugen wurde als Diplomat nach Turin gesandt. Es gelang dem gewandten Mann, seinen Vetter, den Herzog Victor Amadeus, von Ludwig XIV. abzuziehen. Dann ging Eugen zur kaiserlichen Armee an den Rhein und belagerte Mainz, wo er eine Wunde am Kopfe erhielt. Die Feldherren waren damals immer vorauf und zahlten redlich mit ihrer Person.

Unterdessen ermannten sich die Türken. Die Familie der Köprili war noch nicht ausgestorben. Mustapha, ein Bruder Achmeds, wurde Großwessier. Er ernannte den Tököly zum Beherrscher Siebenbürgens und marschirte mit 80,000 Mann nach Serbien, nahm Widdin und Nissa, zog in das explodirte Belgrad ein und bedrohte von Semlin aus Ungarn. 1691 marschirte er auf Peterwardein. Ludwig von Baden aber vernichtete am 19. August bei Szalankemen das türkische Heer: 24,000 Türken und Mustapha selbst fielen. Siebenbürgen unterwarf sich abermals.

Der Orleanskrieg verhinderte indeß Oesterreich, diesen Sieg auszubeuten. Die Türken behaupteten ungestört Belgrad. Das gab dem Sultan Mustapha II. den Muth, selbst das Heil der Waffen zu versuchen. Er schlug die schwache österreichische Armee 1695 bei Lugos und rückte im folgenden Jahr gegen Temesvar. Prinz Eugen, der in Italien weilte und dort den Schmerz erlebte, daß sein herzoglicher Vetter wieder zu Frankreich abfiel, wurde jetzt nach Ungarn geschickt.

Hier lagen die Dinge zu Anfang 1697 sehr verwickelt. Der Kurfürst August von Sachsen führte den Oberbefehl; der Vertrag Oesterreichs mit dem Reiche ermächtigte ihn sich sofort zurückzuziehen, wenn die Stipulationen verletzt würden. Der österreichische Befehlshaber war nur ein Ablatus des Kurfürsten, der dem letztern aufzupassen hatte. Geld war wie gewöhnlich in Wien nicht vorhanden; von den nothwendigen 8 Millionen Gulden war kaum die Hälfte aufzutreiben. Erst

als Kurfürst August am 27. Juni zum Könige von Polen gewählt worden, bekam Eugen nach dieser Seite hin freie Hand. Immer aber blieb er durch den fatalen Hofkriegsrath in seinen Unternehmungen gehindert.

Mustapha II. hatte es wieder auf 100,000 Combattanten gebracht. Auch Tököly war bei der türkischen Armee. Prinz Eugen verfügte nie über 80,000 Mann, und jetzt hatte er die größte Mühe, die detachirten Truppentheile aus Oberungarn und Siebenbürgen heranzubekommen. Er schrieb an den Kaiser: „Dann erkühne ich mich, Ew. kaiserliche Majestät allerunterthänigst zu versichern, wann fernerhin nicht gleich im Anfang der Campagne Dero Armee beisammen sein wird, daß es allemal für ein Besonderes muß gehalten werden, wenn man ohne Unglück heraus kommt.“ Als endlich die 20,000 Mann aus Siebenbürgen in forcirten Märschen heranrückten, begann Eugen zu manövriren, und griff die türkische Armee, die eben einen Brückenübergang vom rechten auf das linke Theißufer vollzog, bei Zenta am 11. September 1697 an.

„Der Mond verliert den hellen Schein,
Ist ganz von Blut geröthet . . .“

Die Déroute der Türken war jammervoll: 10,000 Mann lagen todt, 10,000 Mann schwammen in der Theiß, kaum 2000 erreichten das andere Ufer. Der Sultan verlor den Großwessier, 4 Paschas, 70 Begs, Agas 2c.; 7 Roßschweife, 423 Fahnen, 80 Geschütze und das ganze Lager wurden erbeutet. „Nicht ein Einziger ist insgesammt, schrieb Eugen nach Wien, welcher, so viel ich weiß, nicht mehr als seine Schuldigkeit gethan hat.“

Und nach dieser glorreichen Waffenthat litt das österreichische Heer die bitterste Noth an den morastigen Ufern der Theiß. Vergebens klagte Eugen zu wiederholten malen nach Wien über die „unglaubliche Miseria“ der Armee. Nicht daran denken konnte er, wie er wohl gemocht, auf Temeswar im Banat vorzurücken. Aber gethan mußte etwas werden. Der kühne Feldmarschall drang mit einem kleinen Theile seiner

Truppen in das unwegsame Bosnien ein und zeigte den Türken wie der Rajah, wer jetzt Herr geworden. Der merkwürdige Zug erstreckte sich bis nach Serajewo.

Der Kaiser, anstatt die Lage auszunutzen, vor allen Dingen das Banat zu säubern und Belgrad zu nehmen, ließ zunächst einen Waffenstillstand und dann im Januar 1699 den Frieden von Carlowitz mit der Pforte schließen. Die spanische Erbschaft war in Sicht.

Oesterreich erhielt ganz Siebenbürgen, das Land zwischen Donau und Theiß, einen großen Theil von Croatien und Slavonien. Den Türken blieb in Ungarn das Land östlich von der Theiß und Marosch. Venedig behielt Morea nebst den Inseln Maura, Aegina und Zante. Ragusa wurde eine selbständige Republik. Tököly starb als Fürst von Widdin und als guter Lutheraner im Jahre 1704.

So stand es bei Ablauf des Jahrhunderts um die kaiserliche Macht. Mit Hülfe der Fremden — Sobiesky, Karl von Lothringen, Ludwig von Baden, Prinz Eugen — war es gelungen, die Türken zurückzutreiben und des Kaisers Besitz nach Osten zu erweitern und zu sichern, leider unter schmählicher Verletzung der edelsten Principien. Kaiser Leopold hatte allen Grund, das Heil Oesterreichs in einem „Miracle" der Vorsehung zu erblicken. Wenn Alles zu Ende zu gehen schien, so erhoffte er die Rettung von „Gott, der in Allem so übernatürlich vor das Haus Oesterreich operirt." —

Wirft man einen Blick auf die Besitz- und Rechtsverhältnisse im damaligen deutschen Reiche, so darf man sich schier verwundern, daß noch so bedeutende Hülfe vor dem bedrängten Wien anlangte.

Die feierlichen Reichstage hatten mit Ferdinand III. im Jahre 1653, wo der letzte „Abschied" erfolgte, ganz aufgehört; seit dem Jahre 1663 tagte zu Regensburg ein „immerwährender Reichstag", beschickt von den 314 Ständen, die nie

mehr selbst erschienen, der sich bis zur Katastrophe von 1806 hinschleppte. Es war nur eine Deputation oder Delegation der Territorialherren, ein wahrer Bundestag mit allen Anzeichen des Marasmus, der letztern ausgezeichnet hat. Und grade auf jenem letzten ordentlichen Reichstage von 1653 war den Fürsten das Recht zuerkannt worden, die Steuern zur Reichsvertheidigung selbst aufzulegen. Das Band zwischen dem Reiche und dem Volke war damit gänzlich durchschnitten. Daß die Lasten der Verträge und Bündnisse „gehorsamlich und unweigerlich" getragen würden, war die Conditio sine qua non, ohne deren Erfüllung keine „alten Freiheiten" der Landstände geltend gemacht werden konnten, Beschwerden beim Kammergericht gar nicht angenommen wurden. Das Reich gab die Landstände und das Volk der Willkür der Territorialherren preis. Johannes Müller sagt: „der (nunmehrige) Reichstag bestand aus Denen, über welche die Nation vorzüglich zu klagen hatte; im Reichskammergericht saßen von ebendenselben unterhaltene Assessoren". Die Freiheit der Herren war der Inhalt der deutschen Adelsrepublik geworden.

Die früheren, oft so schwer einzutreibenden „Römermonate", die auf die 10 Reichskreise gelegte Kriegssteuer des Reichs, waren aus dem Ganzen geflossen; als aber diese Römermonate 1672 zu Regensburg in „Beiträge der Kreise an die Reichsoperationscasse" verwandelt wurden, welche die einzelnen Herren erhoben, war es äußerst schwierig geworden, Geldmittel für Gemeinzwecke zu bekommen, da ja die Domanialbesitzer ihre eigenen Ressourcen durch solche Auflagen beeinträchtigt hätten. Deßhalb zankte man sich in Regensburg aufs heftigste, als die Türken bereits in Mähren ihr wüstes Wesen trieben.

Im Gebiete der Reichsstände legte man nur Gewicht auf die Reichserlasse prohibitiver Natur; diese Verbote und Strafandrohungen galten als das Maximum der „Freiheit", über welches gewiß keine Landesregierung hinausging.

Der Westfälische Frieden hatte zwar die Rechte der Landstände garantirt. Bald jedoch wurde ihnen untersagt, über

ordentliche und außerordentliche Steuern zu debattiren; die Fürsten verhinderten das selbständige Zusammentreten ihrer Stände, die allmählich außer Thätigkeit gesetzt wurden.

Seit dem 16. Jahrhundert war die Idee der Volkssouveränität, nicht ohne Einfluß der jesuitischen Literatur, aufgekommen. Diese Idee hatte jedoch nur in England eine Handhabe an den beiden Häusern des Parlaments. In Frankreich suchten sich die Gerichtsparlamente zwischen der unorganisirten Masse und der Krone einzuschieben; denselben Anspruch erhoben in Deutschland die privilegirten feudalen Stände. Parlamente und Stände haben zeitweilig zugleich mit ihrem Rechte das allgemeine Recht vertreten; aber in Frankreich wie in Deutschland waren beide nur noch Reste der Vergangenheit und wurden von dem stärkern Fürstenthum unterdrückt. Der bureaukratische Despotismus hielt den Platz frei für die wahren Berechtigten.

Die Wahlcapitulation verbot den Einzelnen wie den Landständen, sich um Rechtsschutz an den Kaiser zu wenden. Der Reichshofrath, an dem nichts gelegen war, verlor seine Competenz, man brauchte seinen Entscheidungen nicht mehr Folge zu leisten. Das hätte sich ertragen lassen, wäre das Reichskammergericht nur etwas werth gewesen.

Alles ging auf Sonderung, auf Einzelwillkür aus; alle Reichsstände, von den untersten bis zu den obersten, strebten nach Erhöhung ihrer Geltung und Selbständigkeit. Die äußeren Abzeichen der Etikette spielten dabei eine gewaltige Rolle. Wer „durchleuchtig“ sei, wer „Durchlaucht“, wie viele Maibäume den Gesandten der Fürsten, wie viele denen der Kurfürsten zukommen: das war zu Regensburg die „deutsche Frage“. Allenthalben ein eitles Sichrecken und Emporstrecken, ein Wedeln um den Kaiser, der nur in der Verleihung von Titeln noch Macht und Finanzquellen besaß! Die altgräflichen Geschlechter wollten fürstlich werden; Leopold machte zu Fürsten: die Fürstenberg, Schwarzemberg, Öttingen, Waldeck (1667); die Thurn und Taxis und Dietrichstein (1689); die Nassau-Saar-

brücken und Usingen (1668); die Schwarzburg-Sondershausen (1697). Das nannte man die „Reputation". Wenn die alten und neuen Fürsten die Landstände nicht mehr um sich liebten, so umgaben sie sich dafür mit Kanzleien, Hofräthen, Geh. Räthen, Consistorien, Kirchenräthen, und Hofkammer-Juristen und Theologen beherrschten die deutsche Kleinwelt.

Der Kaiser, selbst ganz Etikette, zog seinen Vortheil aus der „Reputation"; der Preis für Rangerhöhungen war sein sicherstes Einkommen aus dem Reich. 1672 kostete ein Fürstentitel 12,000 Fl., eine fürstliche Durchlaucht 6000 Fl., ein Marchese eben so viel, ein Graf 4000, ein Ritter 300, Wohlgeboren — sehr heruntergekommen — 200, ein medicinisches Doctordiplom 60, eine Hofhandlung 80, die Gründung einer Universität 2000, eines Gymnasiums 1000, einer Druckerei 400 Fl.

Die Großen im Reiche wollten noch höher hinaus, noch größer werden. Der Kaiser langte mit ihren „Beiträgen zur Reichsoperationscasse" nicht aus; er mußte Subsidien zahlen, wie z. B. dem Kurfürsten von Sachsen, der schwere Rechnungen einreichte. Dem Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg wurde im Jahre 1692 die neunte Kurwürde (Hannover) verliehen; dem Kurfürsten von Sachsen, Friedrich August II., war der Kaiser bei der Erlangung der polnischen Königskrone (1697) behülflich. Friedrich August, der Erbherr des Stammlandes der Reformation, wurde in Baden bei Wien katholisch, um der „Reputation" willen. Hier wuchs ein Reichsfürst völlig aus dem Reichsverbande heraus; glücklicherweise verlieh ihm der Wahlthron zu Warschau keine Machtverstärkung; im Gegentheil, das Kurfürstenthum schwitzte Blut für die polnische „Reputation". Viel bedenklicher für den Kaiser war der brandenburgische Ehrgeiz.

Wie locker die Reichsverhältnisse waren und wie wenig neuere Maßstäbe auf den damaligen „Patriotismus" passen, sahen wir längst bei Gelegenheit der Jülich-Cleve'schen Erbschaft, wo grade Brandenburg dem Béarner die deutsche Kaiser-

krone hinhielt. Nicht anders machte es der Kurfürst Friedrich Wilhelm zu Anfang der achtziger Jahre, Ludwig XIV. gegenüber. Seine Haltung war in diesem Punkte um nichts besser als die von Kur-Köln und Kur-Mainz. Als Friedrich III. um die preußische Königskrone warb, nahm der Kaiser Leopold Anstand. Ein Wahlkönig in Polen schien ihm noch annehmbar; aber ein erblicher König von Preußen, ein bleibender König in Berlin: das war ihm bedenklich. Als der Kurfürst sich durch diese Zögerung verletzt fühlte, schickte er einen außerordentlichen Gesandten nach Paris. Der spanische Erbfolgekrieg hing über dem Kaiser; die brandenburgische Kriegsmacht war nicht zu verachten; auf eine Bevölkerung von 1½ Millionen Seelen 40,000 Mann — am 16. Nov. 1700 gab der Kaiser nach und der Kurfürst wurde — König von Preußen.

Kaum läßt sich ein schärferer Gegensatz innerhalb derselben Nation denken, als der im 17. Jahrhundert mit wachsender Deutlichkeit und Bedeutsamkeit hervortretende zwischen dem Habsburgischen Oesterreich und dem Hohenzollern'schen Brandenburg. Dort ein behagliches, fahrlässiges, spanisch-vornehmes Wesen; hier ein langsames, vorsichtiges, militär-strammes Aufstreben. Dort ein fatalistisches Ausruhen auf der breiten Tradition und ein hartnäckiges Beharren bei dem alten Glauben; hier eine stete Unruhe und kluge Accommodation an die neue Geistesrichtung. Dort die Speculation auf Wiederbelebung der katholischen Weltmonarchie unter dem Aushängeschild des Kaiserthums; hier das consequente Trachten nach Gründung eines neuen Staates und nach Durchbrechung der hergebrachten Reichsschranken. Dort eine ziemlich compacte Ländermasse, die mit Ausnahme von Vorder-Oesterreich geographisch leidlich zusammenhing; hier das unablässige Bestreben, das Entlegenste zu erwerben und durch den bloßen Staatsbegriff zusammenzuschweißen. Zusammenheirathen, Zusammenkaufen

und Zusammenerobern verstanden sie beide, in den Mitteln zum Zwecke war keins wählerisch; aber in der Ausnutzung des Erworbenen unterschieden sie sich himmelweit. Oesterreich verlor sich in lauter Mitteln, und diese waren oft so unpraktisch wie möglich; Brandenburg war durchweg zweckmäßig praktisch. Die Romantik hatten beide abgestreift; aber Oesterreich liebäugelte noch mit abgelebten Traditionen, während Brandenburg absolut nüchtern zu Werke ging. Wie wäre es sonst denkbar, daß die österreichische Hausmacht nicht Herrin über den zerrissenen Länderbesitz Brandenburgs geworden ist!

Die Anwartschaft auf das Herzogthum Preußen, durch eine Doppelheirath gesichert, realisirte sich 1618 beim Tode des blödsinnigen Herzogs Albert Friedrich; Kurfürst Johann Sigismund wurde Herzog. 1609, beim Tode Herzog Johann Wilhelms von Jülich-Cleve-Berg hatte sich eine neue Erbschaft aufgethan, die mit dem Pfalzgrafen von Neuburg zu theilen war. Johann Sigismund überwarf sich mit dem jungen Pfalzgrafen, der sein Schwiegersohn werden sollte; dieser heirathete die Schwester des bayerischen Maximilian und den Schutz der Liga. Johann Sigismund näherte sich den calvinistischen Holländern und wurde reformirt. Der Erbstreit wurde erst 1666 definitiv ausgeglichen, Brandenburg erhielt Cleve, Mark und Ravensberg.

Seit dem Kurfürsten Joachim 1539 war Brandenburg lutherisch gewesen, und zwar nach der strengen Observanz. Crucifixe, Altäre, Weihwasser wurden beibehalten; die lutherische Abendmahlslehre war unerläßlich. Alles reformirte Wesen wurde strengstens verpönt, unter Johann Georg am strengsten. Joachim Friedrich dachte für seine Person milder, mußte sich aber vor den Landständen und der Geistlichkeit hüten. Da wurde nun Johann Sigismund 1619 reformirt, Ranke sagt vorsichtig, „aus Ueberzeugung und aus politischen Gründen“. Es wäre nicht allein die Rücksicht auf Holland gewesen, sondern auch das Streben nach Befreiung der landesherrlichen

Macht von den Einflüssen der ständischen und geistlichen Corporationen. Die lutherischen Geistlichen opponirten heftig, organisirten einen wahren Feldzug gegen die Reformirten; es erfolgte ein scharfes Edict wider die Kanzeln — vergebens. Vergebens versicherte auch der Kurfürst, jeden in seinem Gewissen unbehelligt zu lassen. Die Mark und das Herzogthum blieben steif lutherisch.

Am Ende des Jahres 1619 folgte der schwache Georg Wilhelm. Er wurde mit den Landständen nicht fertig und machte den katholischen Grafen Adam Schwarzenberg, der immer gut kaiserlich blieb, zum Kanzler, weil ein Katholik nicht so verhaßt war wie ein Reformirter. Gustav Adolf durchschaute sehr genau den Mißgriff. Der „Hort des Protestantismus" spielte im 30jährigen Kriege eine gar traurige Rolle.

Im schwedisch-polnischen Kriege wurde das Herzogthum Preußen verwüstet; im niederdeutschen Kriege suchten Mannsfeldt und Wallenstein die Mark heim. Gustav Adolf mußte sich den Durchzug mühsam erzwingen. 1635 trat der Kurfürst dem Prager Frieden bei, wofür die Schweden ins Land fielen und 12 Jahre darin hausten. Georg Wilhelm starb auf der Flucht in Ostpreußen, Brandenburg war eine Einöde, Berlin entvölkert.

1640 folgte der tüchtigste aller brandenburg-preußischen Herrscher, der wahre Grundleger der Monarchie, Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst. Gustav Adolf, sein Oheim, hatte ihn schon 1631 erkannt, und der Oheim wurde des Neffen Ideal. Er lag in seiner Jugend emsig dem Studium ob und trieb auf der Universität Leyden ernstlich Geschichte und Sprachen. Im Haag, wo sein späterer Schwiegervater Friedrich Heinrich von Oranien als Erbstatthalter residirte, lernte er neben der holländischen Kriegskunst auch die Feinheiten der damaligen Staatskunst kennen.

Als Kurfürst schloß er Waffenstillstand mit den Schweden und beseitigte den fatalen Schwarzenberg sammt seinem nichtsnutzigen Anhange. Die Armee säuberte er bis auf 3000

Mann, den Kern eines zukünftigen Heeres. Im Jahre 1646 führte er seine Cousine Luise Henriette von Oranien heim, nachdem sich der hochpolitische Plan einer Verbindung mit der schwedischen Christine, zu beiderseitigem Glück, zerschlagen hatte.

Im Westfälischen Frieden drang der Kurfürst auf die Gleichberechtigung der Reformirten. Er strebte die Versöhnung zwischen den protestantischen Confessionen ernstlich an, traf jedoch auf unbeugsamen Widerstand bei den Lutheranern.

Schon seit dem Jahre 1655 hatte Friedrich Wilhelm seine militärisch-diplomatische Bedeutung gezeigt. Karl Gustav von Zweibrücken war der Königin Christine auf dem schwedischen Throne gefolgt. Verdrossen darüber, daß Johann Casimir von Polen, der Nachkomme des schwedischen Sigmund, seine Ansprüche auf die schwedische Krone nicht fahren ließ, vom Kriegs- und Eroberungsgeiste getrieben, überzog er Polen mit einer Armee und rückte bis Krakau vor. Friedrich Wilhelm, der sein Heer auf 26,000 Mann mit 72 Geschützen gebracht hatte, schloß ein Vertheidigungs-Bündniß mit den polnischen Städten in Westpreußen. Karl Gustav aber rückte vor Königsberg und zwang den Kurfürsten zur Lehenspflicht für das Herzogthum Preußen. Als das eine Mittel versagt hatte, warf sich der Kurfürst auf die andere Seite und schloß 1656 ein Bündniß mit Schweden. Die Schlacht bei Warschau wurde von den neuen Verbündeten nach dreitägigem Ringen gewonnen, und zum Dank hob Karl Gustav im Vertrage von Labiau das preußische Lehensverhältniß auf. Der Kurfürst war souveräner Herzog. Aber Polen hatte sein Recht noch nicht aufgegeben. Als daher Karl Gustav mit Dänemark Krieg bekam, warf sich der Kurfürst wieder herum und schloß 1657 mit Polen den Vertrag von Wehlau: Anerkennung der preußischen Souveränität gegen Herausgabe von Ermeland und Verzicht auf Westpreußen. Dann kam die Allianz mit Dänemark und Holland gegen Schweden. Zu Oliva (bei Danzig) erkannte Schweden 1660 auch den Wehlauer Vertrag an. Der Kurfürst hatte auf savoyische Art

seinen Zweck in den trüben Wassern gefischt. Polen entsagte allen Ansprüchen auf Schweden, verlor Esthland und fast ganz Lievland und gab die Kosaken auf. Das Königreich sank zusehends von seiner Höhe herab. 1667, im Frieden von Andrussów, ging Severien und Smolensk an Rußland verloren. Johann Casimir sagte auf dem Reichstage von 1661 die Zukunft fast wörtlich voraus: „Gott wolle, daß ich ein falscher Prophet sei; aber wenn Ihr Euch nicht beeilt dem Unglück abzuhelfen, welches Eure angeblich freien Wahlen über das Land bringen, wenn Ihr Euern persönlichen Privilegien (das liberum Veto eines Einzigen genügte, seit 1652, alle Beschlüsse des Reichstages nichtig zu machen), so wird dieses edle Königreich eine Beute der Völker werden. Der Moskoviter wird Euch Ruthenien und Littauen entreißen, der Brandenburger sich Westpreußens und Posens bemächtigen, und Oesterreich, loyaler als diese beiden Mächte, wird genöthigt sein es ihnen gleichzuthun, es wird Krakau und Polen nehmen." Es giebt eben Völker, bei denen Kassandra die Stelle einer Heroldin einnimmt. Bot doch schon Karl Gustav von Schweden dem Kaiser und dem Kurfürsten von Brandenburg eine Theilung Polens an, bei welcher der Kurfürst statt Hinterpommerns Polnisch-Preußen erhalten sollte.

Das Markten und Feilschen im holländischen Kriege ist uns bereits bekannt. Zuerst Einverständniß mit Holland und Frankreich, dann Frieden von Vossem; hierauf Betheiligung am Reichskriege, Einfall der Schweden in die Kurmark.

In dem Feldzuge gegen Schweden offenbarte sich eine ungeahnte militärische Kraft und Tüchtigkeit. Die in Brandenburg unter der Maske der Freundschaft eingerückten Schweden begannen sich dort häuslich einzurichten, erhoben Steuern und Contributionen. Die Bauern bewaffneten sich und führten einen Guerillakrieg. Die Schweden rückten vor Spandau und Berlin und zogen auf die Elbe zu, wo Hannover gleichfalls französisch gesinnt war. Da machte sich der Kurfürst am Rhein auf, zog durch Franken und den Thüringerwald und

schickte von Magdeburg aus einen Theil der Infanterie auf Wagen, begleitet von der Reiterei, voraus. Der Havelpaß wurde genommen, die beiden schwedischen Flügel waren getrennt. Die eigentliche Infanterie war noch zurück, aber der tapfere Landgraf von Hessen-Homburg griff am 28. Juni 1675 die doppelt starke schwedische Armee bei Fehrbellin an und vernichtete sie. Fast ganz Pommern wurde erobert. Stralsund, welches Wallenstein in Monaten nicht hatte nehmen können, ergab sich nach 14 Stunden. Die Insel Rügen wurde genommen.

Als der Frieden von Nimwegen bereits im Zuge war, fielen die Schweden von Lievland aus in Ostpreußen ein. Der Polenkönig Sobiesky war im Einverständniß. Da flog der Kurfürst Friedrich Wilhelm, wie vom Rhein in die Mark, mit 10,000 Mann heran. Er jagte die Schweden mitten im Winter über das Eis vor sich her bis auf zwei Tagmärsche von Riga. Im Februar 1679 war kein Schwede mehr im Lande. Aber zu Nimwegen hatten die „Federfuchser" Alles verdorben: der Kaiser, Braunschweig und Münster waren dem Kurfürsten abgeneigt; die Etappenstraßen standen den Franzosen offen, sie besetzten Cleve und Créqui stand in Minden. Am 29. Juni kam der Frieden von St. Germain en laye zu Stande; der siegreiche Kurfürst mußte den Schweden ganz Vorpommern bis auf einen schmalen Streifen an der Oder herausgeben.

Des Kurfürsten Feldherren waren neben dem Landgrafen von Hessen-Homburg der Generalfeldmarschall Christian Otto von Sparr, sodann der vom einfachen Reisläufer heraufavancirte ehemalige Schneider Derfflinger, General-Feldzeugmeister und Freiherr. Sein Militär-Diplomat war der aus Holland herübergenommene Graf Georg Friedrich von Waldeck. Dieser hatte zuerst die Idee einer preußisch-deutschen Union, die hundert Jahre später als „Fürstenbund" wieder auftauchte und abermals nach hundert Jahren das preußisch-deutsche Reich wurde.

Zu dem auswärtigen Kriege kam der innere, und zwar in doppelter Gestalt, als confessioneller und als ständischer Krieg. Die Lutheraner hielten noch immer keine Ruhe. Der Kurfürst, der die Universität Frankfurt a/O., die specifisch märkische Hochschule, reorganisirte und die reformirte Universität Duisburg gründete, verbot seinen Theologen den Besuch von Wittenberg. Von den Predigern verlangte er im September 1664 einen Revers, in welchem sie sich verpflichteten, auf der Kanzel nicht zu schmähen und keinen Streit über die Gnadenwahl zu erheben. Den Exorcismus bei der Taufe stellte er frei. Der Revers fand heftigen Widerspruch; wer ihm namentlich die Unterschrift verweigerte und sich in Rede und Schrift unbotmäßig äußerte, war kein anderer als der Fürst der geistlichen Liederdichter, Paul Gerhard, Prediger zu Berlin. Der Kurfürst entsetzte ihn seines Amtes. Dagegen petitionirten die Berliner Stadtverordneten und die Vorsteher von sechs Gewerken. Der Kurfürst rescribirte von Cleve aus: von Paul Gerhards „sonderbarer Frömmigkeit" sei ihm nichts bekannt; der Prediger möge den Revers unterschreiben. Später bezeigte sich jedoch der Kurfürst sehr milde, indem er den Widerspenstigen (1667) wieder in sein Amt einsetzte. Der streng orthodoxe Lutheraner wollte aber wissen, wie er die Restitution zu verstehen habe. Da verordnete der Kurfürst die Einladung von Probepredigern für die erledigte Stelle. Paul Gerhard wanderte aus, erhielt jedoch reichliche Unterstützung von vornehmen Glaubensgenossen, so ein Jahrgehalt vom Herzog von Sachsen-Merseburg, und starb 1676 zu Lübben.

Noch heftigere Opposition erhob sich gegen den Absolutismus des Kurfürsten von Seite der Stände, namentlich der zähen ostpreußischen. Die Zeit war, theils in Folge der Reichsverfassung, wie wir schon bemerkten, theils durch die allgemeine politische Constellation, dem ständischen Wesen nicht günstig. Die Restauration in England hatte das Parlament von seiner souveränen Höhe gestürzt; in Frankreich herrschte der Einzelwille; in Dänemark und Schweden wurden die

alten „Freiheiten und Privilegien“ gebrochen; in Holland stand den Hochmögenden das Oranierthum beschränkend gegenüber. Ganz natürlich mußten die Stände mit ihren alten corporativen Rechten der staatsgründenden Tendenz des Kurfürsten im Wege stehen, der vor Allem seine Souveränität wie einen Rocher de bronze stabiliren und die Sorge für das Ganze auf sich nehmen wollte. Im fertigen Militärstaate ist der Parlamentarismus stets das Mädchen aus der Fremde; wie unleidlich muß diese Erscheinung erst im werdenden sein! Und die Excesse der ständischen Vertretung in dem benachbarten Polen wirkten obendrein als abschreckendes Beispiel.

Fehler wurden in dem ostpreußischen Conflict auf beiden Seiten begangen. Der Kurfürst trat aus dem herkömmlichen Gesetz heraus, um sich beim Erfolge die Indemnität zu holen. Er umging die Stände. Diese protestirten; aber der ständische Schöppenmeister von Königsberg, Hieronymus Rhode, und der Oberst Christian Ludwig von Kalkstein vergaßen sich so weit, bei dem Warschauer Hofe Hülfe zu suchen, der doch seit dem Frieden von Ollva gar nichts mehr drein zu reden hatte. In Königsberg sagte man grade wie in Ungarn: „es sei härter als türkisch regiert zu werden!“ Es kam zu stürmischen Debatten, die Drohung mit „Landespreisgebung“ wurde ausgestoßen. Rüstungen fanden statt; der Kurfürst umzingelte Königsberg, Polen wollte den Ständen zu Hülfe kommen.

Das war 1661. Im folgenden Jahre wurde Rhode gefangen und blieb bis zu seinem Tode 1678 im Kerker. Endlich gaben beide Theile nach, die „Assecuration“, das Compromiß, die Vereinbarung kam zu Stande. Bei der Huldigung fehlte Kalkstein, er wurde gefangen genommen, zu ewigem Kerker begnadigt und ein Jahr nachher, 1667, freigelassen. Er schwur Urfehde. Trotzdem begab er sich nach Warschau, wo auch der Sohn des Schöppenmeisters Rohde weilte. Der Kurfürst verlangte Kalksteins Auslieferung und zog sogar den Reichstag ins Mittel. Da es damit gute Wege hatte, so

ließ der preußische Resident in Warschau kurzer Hand den Kalkstein aufgreifen und schickte ihn nach Preußen, machte sich aber zugleich selbst aus dem Staube. Kalkstein wurde 1671 in Memel enthauptet.

Zu der großen Aufregung der Gemüther, welche diese Vorgänge hervorriefen, gesellte sich der steigende Unwillen über die Höhe der eingeforderten Steuern. Der Kurfürst brachte das Staatseinkommen auf $2^1/_2$ Mill. Thaler, bei einer Bevölkerung von $1^1/_2$ Mill. Seelen; die Hälfte ging auf die Armee. Zudem verwandelte sich die Soldatenwerbung allmählich in eine mehr oder minder gewaltsame Conscription, da der Kurfürst nur Soldaten aus dem eigenen Lande wollte und die Offiziersstellen meist mit seinem Adel besetzte. Auch das „Volk in Waffen“ schwebte ihm bereits in roher Form vor.

Um den Städten ihre schweren Lasten zu erleichtern, verlieh ihnen der Kurfürst 1667 das Recht der Accise, jene von den Holländern aufgebrachte Ergänzung der directen Abgaben, welche nach dem Product noch einmal die Verzehrung des Productes trifft, und zwar im umgekehrten Verhältniß der Kaufkraft des Verzehrers.

Unermüdlich war im Uebrigen der absolute Herr von Brandenburg und Preußen, die Wunden des 30jährigen und des schwedischen Krieges zu heilen. Er betrieb die Volkswirthschaft als Haus- und Hofwirthschaft. Ackerbau, Gewerbe und Handel zu beleben, ließ er sich unausgesetzt angelegen sein. Sehr zu statten kam ihm dabei seine holländische Erfahrung und die Mitwirkung seiner vortrefflichen Gattin Luise Henriette. Er ordnete die Domänen und holte holländische Colonisten herbei, welche rationelle Agrikultur und Viehzucht einbürgerten. Er ließ desgleichen Baumeister, Zimmerleute, Stempelschneider, Maler und Bildhauer aus Holland kommen. Auch die classiischen preußischen Verwaltungsbeamten sehen wir unter dieser Regierung schon auftreten, so in Cleve-Mark den Fürsten Johann Moritz von Nassau-Siegen.

Unter Friedrich Wilhelm wurde der Canal zwischen Spree

und Elbe gegraben. Obgleich ihm die Ostsee noch ziemlich versperrt blieb, dachte er doch an die Gründung einer Marine — auch die erste Idee zur preußisch-deutschen Flotte hat er gegeben. In den 70er Jahren erhielt der Holländer Benjamin Raule die Erlaubniß, Kaperschiffe gegen Schweden auszurüsten. An diesen Anfang schloß sich 1681 die Handelsspeculation auf Westafrika. 1682 ließ der Kurfürst zwei Fregatten bauen und sandte den Kammerjunker Otto v. d. Gröben zur Anlegung von Befestigungen an die Goldküste. In der Nähe des Berges Mamfort wurde Groß-Friedrichsburg gegründet, am 2. Januar 1683 die brandenburgische Flagge dort aufgesteckt. Die Eingebornen schwuren Treue und der Commandant gelobte ihnen Schutz. Die feierliche Handlung hieß „Fetisiesaufen“. Der „Fetisie“ war eine Schale Branntwein mit Schießpulver oder mit Wermuth und Violensaft. — Im Jahre 1720 überließ Friedrich Wilhelm I., der Präsident des Tabaks-Collegiums, den neidischen Holländern die erste und einzige deutsche Colonie. Sie war unglücklich genug gewählt, die Localfieber fraßen die Europäer. —

Der außerordentliche Mann interessirte sich sogar für — China. Ihm verdankt die gelehrte Welt die erste Sammlung chinesischer Werke, welche nach ihm vervollständigt wurde.

Friedrich Wilhelm brachte Berlin von 6000 Einwohnern auf 28,000; er legte die Linden und den Lustgarten an; unter ihm erschien die erste Zeitung in Berlin.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der russische Czar Peter sich den Großen Kurfürsten zum Muster nahm, als er sein barbarisches Volk und Land mit Gewalt zu civilisiren suchte. Sollte denn nicht, wenn ein energischer Einzelwille die Mark Brandenburg in ein gesittetes Land zu verwandeln vermochte, dasselbe in Moskovien möglich sein?

Fest in seinem protestantischen Glauben, fühlte der Kurfürst eine Cromwell'sche Regung in sich, als die Valdesier in Piemont so schmählich verfolgt wurden. Aber er stand ein ganzes Menschenalter höher als der englische Protector, indem

er auch für die bedrückten Katholiken in Lievland, Groningen und Westfriesland eintrat. Er nahm die Socinianer, Arianer und Mennoniten aus dem jesuitisch gewordenen Polen auf; er bereitete 7000 hugenottischen Flüchtlingen aus Frankreich ein neues Heim. Das ererbte Jülich-Cleve'sche Gebiet ist nicht mit Unrecht ein „interconfessionelles Kleindeutschland" genannt worden. Nicht einmal vor den Jesuiten fürchtete man sich in Berlin; die PP. Volta und Wolff gingen im Schlosse ein und aus und wurden zu diplomatischen Missionen verwendet. Der Kurfürst ließ auch zum erstenmale seit einem Jahrhundert wieder Juden zu. Wenn er die polnische Krone zweimal „um der ewigen Seligkeit willen" ausschlug, so waltete doch auch berechtigtes irdisches Bedenken gegen den Marterreif ob.

Noch aufgeklärter als der Kurfürst, ja naiv freigeistig zeigten sich die Bauern des Amtes Ragnit, als sie im Jahre 1663 bei der Besitzergreifung den Kurfürsten ersuchten, er möge doch das Kirchengehen und Beten nach der Zahl der Hufen umlegen und den Armen nicht so sehr beschweren wie den Reichen. Also eine progressive Frömmigkeitssteuer! —

Leider starb die Kurfürstin schon sehr früh und ihre Nachfolgerin, Sophie Dorothea von Holstein-Glücksburg, zog sich, wenig populär, in die Potsdamer Abgeschiedenheit zurück.

Der Abschluß des vielbewegten, thatenreichen Lebens des Kurfürsten gestaltete sich trübe. Seinen ältesten Sohn verlor er schon 1674. Mit dem nunmehrigen Kurprinzen, dem spätern Friedrich III., stand er nicht besser als Friedrich Wilhelm I. mit seinem Kronprinzen. Der Kurfürst dachte zuerst an Enterbung; der Kurprinz entfloh, wie später Kronprinz Friedrich. Ja der Kronfürst wurde so verstimmt, daß er fast die Mission seines Hauses aufs Spiel gesetzt hätte: die Bildung eines Sturmbocks gegen das morsche Reich. Trotz der Versöhnung mit dem Kurprinzen testirte er im Jahr 1686 die Theilung des Staates unter der Souveränität des künftigen Kurfürsten. Der Streit mit Oesterreich um die

schlesischen Besitzungen Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, stand grade damals auf der Tagesordnung. Friedrich Wilhelm war müde; er ließ Liegnitz, Brieg und Wohlau von Oesterreich einziehen und schloß am 22. März 1686 einen Vertrag mit dem Kaiser, worin dieser den Kreis Schwiebus gegen Jägerndorf abtrat, Brandenburg aber versprach, einen Erzherzog zum Kaiser zu wählen, in Spanien die Rechte der deutschen Linie Habsburg zu unterstützen und gegen Subsidien Hülfstruppen nach Ungarn zu senden. Das blieb vorläufig geheim, noch geheimer, daß der Kurprinz versprach, Schwiebus zurückzuerstatten, wenn er zur Regierung gelangt sein würde. Der Kurprinz hielt 1695 sein Wort. Das Testament des Vaters aber wurde nicht executirt.

Kurfürst Friedrich Wilhelm starb im Jahre 1688, nach 44jähriger Regierung. Er hatte sein Land von 1444 Quadratmeilen auf 2046 — das östliche Hinterpommern, Halberstadt, Minden, Cammin, Magdeburg, Erzstift und später die Stadt, waren hinzugekommen — die Einkünfte auf das Fünffache gebracht. Auch die Königsidee war in seinem Haupte entsprungen.

Auf ihn folgte Friedrich III., der Prächtige und der Glückliche. Weder im Cabinett noch im Felde zu Hause, wurde er doch Mehrer des Reichs und an seinen Namen knüpft sich die Einführung höherer Bildung, der Wissenschaft und Kunst in Preußen.

Er förderte den liberalen Staatsstreich des Oraniers in England, stand im Orleanskriege zum Kaiser, ärntete aber zu Ryswik Undank, wofür der stolze Minister Eberhard von Dankelmann zehn Jahre im Gefängniß saß. Die Herrschaft über den Kurfürsten und König übte von 1697 an der Pfälzer Karl von Wartenberg, zu dem sich später Wartensleben und Wittgenstein gesellten, so daß das Volk von einem „dreifachen Weh“ sprach.

Bei all' den Standeserhöhungen ringsum, von Warschau bis London, wollte der prächtige Friedrich nicht zurückbleiben.

Er verhandelte wegen des Königstitels für das Herzogthum Preußen. Der Sachse meinte, er solle den Papst angehen und dann katholisch werden! Der spanische Erbfolgekrieg und eine Insinuation nach Paris halfen. Der Kaiser gab nach und am 18. Januar 1701 wurde die Krönung zu Königsberg mit unerhörter Pracht vollzogen. Ueber dem rothen Adler erhob sich der schwarze, einst vom Kaiser den Deutschen Ordensrittern in Preußen verliehen. Den tapfern preußischen Truppen, die dem Kaiser reichlichen Dank abstatteten, werden wir demnächst begegnen.

Im Innern wurde die Agrikultur-Politik des Großen Kurfürsten weiter verfolgt. Der einsichtsvolle Christian Friedrich Luben von Wulffen begann mit der größern Parcellirung der Domänen und mit der Einführung der Erbpacht. Er beabsichtigte die Ablösung der sogen. Vorwerke durch die Pächter. Freie Bauern, mehr noch freilich die Vermehrung der Bevölkerung, war sein Ziel. Leider ging man im 18. Jahrhundert wieder auf die Zeitpacht zurück.

War es dem Kurfürsten und Könige mehr um Pracht und Prunk zu thun und hätte er sich zur Noth mit der Ceremonien-Poesie eines Herrn v. Besser begnügt, so glänzte seine Gemahlin Sophie Charlotte von Hannover — Charlottenburg ist nach ihr benannt — durch tiefere und feine Bildung. Sie hatte von ihrer Mutter Sophie, der Correspondentin der Liselotte, eine vortreffliche Erziehung erhalten und suchte sich im Umgang und brieflichen Verkehr mit den größten Geistern der Zeit beständig weiter zu bilden. Sie darf nicht außer Acht gelassen werden, wenn es sich von Kunst und Wissenschaft unter Friedrich III. und I. handelt.

1692 entstand zu Halle die wahrhaft preußische Staats-Universität. Sie machte Front gegen Wittenberg und Leipzig, gegen die Orthodoxie des Lutherthums wie gegen die verzopfte Juristerei; sie wurde die hohe Schule für aufgeklärte Geistliche und für staatsbewußte pflichtstramme Beamten. Thomasius und Hermann Franke, beide aus Leipzig vertrieben,

später Christ. Wolf, waren die Koryphäen des Katheders und der Kanzel.

In Berlin wurde eine Akademie der bildenden Künste und durch Leibniz die „Societät der Wissenschaften" gegründet. Mathematik, Physik und Sprachenkunde kamen in Aufnahme. Andreas Schlüter, der letzte Repräsentant des antiken Formenbewußtseins, gleich groß als Bildhauer wie als Architekt, gab dem jungen Königthum die Weihe der Kunst. Er gestaltete das Alte Schloß in großartiger Weise um; er schuf die imposante Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der neuen Langen Brücke; er schmückte das Alte Schloß mit herrlichen Reliefs und das von Nehring erbaute Zeughaus mit den Köpfen der sterbenden Krieger. Hat man noch den etwas spätern Rafael Donner in Wien genannt, so ist vorläufig von der Plastik das letzte Wort gesagt.

Als die Königin 1705 starb, bot der Gemahl alle erdenkliche Pracht zu Ehren der Verstorbenen und zu seinem eigenen Trost auf: 5 Monate lang wurde das Leichenbegängniß vorbereitet, der Katafalk allein kostete 80,000 Thaler.

Friedrich der Prächtige war Mehrer des Reichs. Im Jahre 1697 kaufte er die Schirmvogtei über das Stift Quedlinburg und die Stadt Nordhausen von Sachsen; Elbing, das ihm von Polen als Pfand versetzt war, nahm er 1698 mit Gewalt. Die Souveränität über Neuchâtel und Valengin, die ihm rechtlich nach dem Tode des Oraniers als Erben seiner Mutter zugefallen war, wurde ihm im Frieden von Utrecht förmlich zuerkannt. In Utrecht wurde ihm ferner Obergeldern zugesprochen. 1702 waren aus der Oranischen Erbschaft noch die Grafschaften Mörs, Lingen und Tecklenburg heimgefallen; das Fehlende wurde gekauft. Die Anerkennung der Königswürde endlich erfolgte gleichfalls zu Utrecht von Seiten aller Paciscenten; nur der Papst wartete bis — 1787.

So standen die Dinge in Deutschland, als der Weltkrieg um die spanische Erbschaft ausbrach.

Der spanische Erbfolgekrieg. Ludwigs XIV. Ausgang.

Der spanische Erbfolgekrieg ist von unserer säcularen Periode nicht abzutrennen, obwohl er chronologisch ganz ins 18. Jahrhundert gehört. Er bildet das Ende der Regierung Ludwigs XIV. und bringt keinen neuen Factor auf die Weltbühne, wie dies der große Nordische Krieg that. Uns interessirt er nach drei Seiten hin: einmal findet das französische Kriegsvirtuosenthum nicht nur seinesgleichen, sondern seine Meister; sodann richtet die absolute Einherrschaft das reichste Land Europas zu Grunde und bereitet durch ihre wahnsinnige Ueberstürzung auf die Begier nach neuen Dingen vor; endlich kündigen sich diese neuen Dinge, nicht etwa durch Réfugiés im sichern Auslande, sondern durch den Mund der loyalsten Männer des Inlandes an; die Kette der Lafontaine, La Bruyère und Fontenelle schließt sich.

Der wahre Grund des 13jährigen, längsten und blutigsten Krieges, den Ludwig XIV. geführt, ist das Streben nach Uebermacht, nach Präponderanz in Europa, nach Ausdehnung der französischen Gewalt bis an die Gränzen Afrikas und über den neuen Continent. Das verstanden schon damals die Börsen als meteorologische Stationen der Finanzwerthe. Die gesuchte und gefundene Veranlassung zum Ausbruch bot ein verwirrter und langweiliger Erbschaftsstreit.

Wir kennen den Heißhunger der Bourbons nach dem

Erbe der Habsburger schon längst. Die Verheirathung des knabenhaften Ludwigs XIII. mit der spanischen Anna, bald nach dem Tode Heinrichs IV., zeigte uns bereits die Richtung des Steuers. Mazarin wiederholte den Curs, als er die Infantin Maria Therese im Pyrenäenfrieden für Ludwig XIV. heimbrachte. Oesterreich versuchte vergebens den Schlag zu pariren, indem auch Leopold I. dieselbe Maria Therese, die älteste Tochter seiner Schwester, zur Gemahlin begehrte.

Diplomatisch wird berichtet, daß die Verzichtleistung der Infantin auf die spanische Erbfolge nicht den spanischen Cortes vorgelegt worden sei, was ihre Rechtsgültigkeit invalidirt habe — zur Notiznahme für diejenigen, welche solche „Verfassungsmäßigkeiten" geringschätzen.

Kaiser Leopold heirathete im December 1663 die jüngere Infantin Margarethe, und in einem geheimen Vertrage hatte Philipp IV., kurz vor seinem Tode, die Erbschaft auf die Gemahlin des Kaisers übertragen, da auf seines eigenen Sohnes Leben oder gar auf dessen Nachkommenschaft gar nichts gegeben wurde.

Im September 1665 wurde dennoch Karl II. nomineller König von Spanien. Unter ihm hörte die Intrigue um die Erbschaft gar nicht mehr auf. Er lebte zwar bis zum Jahre 1700, aber kaum mehr als ein Scheinleben. Eine wahre Jammergestalt schlich und stolperte der Erbe Karls V. durch ein Vierteljahrhundert dahin. Der ziemlich phrasenhafte Castelar, der viel in Victor Hugo'schen Antithesen macht, thut hier des Guten oder vielmehr des Schlimmen kaum zu viel, wenn er den letzten Habsburger also malt: „Karl konnte Scepter und Schwert kaum in verwitterten Händen tragen; er hatte eine geisterhafte Blässe im Antlitz, todtes Haar auf leerem Haupte, erloschene Augen; er war ein Schatten von Schatten, welche Gräber heimsuchen und von Hexen- und Zauberkraft gequält werden." Man vergleiche dazu das Bild von Juan Careño (Galerie Harrach zu Wien).

Nüchternere Autoren, wie z. B. Gädicke in der „Politik

Oesterreichs und der spanische Erbfolgekrieg“ geben mit realistischen Mitteln ein noch packenderes Bild des letzten Habsburgers in Spanien: Geradezu dumm war der König nicht, aber eben so krank wie bigott. Heißhungrig verschlang er Alles; seine beiden Kinnladen paßten nicht auf einander, er kaute also nicht und verdaute nicht. Sein Schlund war so weit, daß er Magen und Leber eines Huhns auf einmal schluckte. Er litt an Kolik, Schwindel und Ohnmacht. Die Aerzte gaben ihm eine Zeit lang Hühner, mit Vipernfleisch gefüttert. Zu Zeiten erhob er sich gewaltsam vom Lager, um eine Procession mitzumachen, und fiel sich blaue Augen. In seinem Todesjahre noch ließ er einen Teufelsbanner aus Deutschland kommen, der ihm den bösen Geist austreiben sollte. Bei der Oeffnung der Leiche fand sich ein Herz groß wie ein Taubenei, die Leber fast verfault, darin ein Stein von der Größe einer gebrannten Kaffeebohne.

Fügen wir noch einzelne Züge aus Buckle's Schilderung hinzu: Mit 35 Jahren hatte Karl Haar und Augenbrauen verloren; er war vom Schlage gelähmt, epileptisch und impotent. Er sah aus wie ein faselnder Idiot. Er kannte die Provinzen und Städte seines Landes nicht einmal dem Namen nach. Er bedauerte die Engländer, daß sie Städte verlören, die doch in seinem Reiche lagen. Er ging nur mit seinem Beichtvater zu Bett, zwei Mönche mußten die ganze Nacht bei ihm wachen. Die Dynastie endete im sterilen Blödsinn.

Gleich nach Philipps IV. Tode machte Ludwig XIV. das „Devolutionsrecht“ für Flandern und Brabant geltend, woraus sein erster Krieg entstand, dem die Tripelallianz ein Ziel setzte. Aber gleichzeitig mit dem Aachener Frieden schloß auch Ludwig den Theilungsvertrag mit Oesterreich ab, wodurch sich der Kaiser eine gewaltige Blöße gab.

Als sich Oesterreich, besser berathen, im holländischen Kriege gegen Frankreich erklärte, veröffentlichte Ludwig den Theilungsvertrag, der in Spanien natürlich böses Blut machte.

Durch den Frieden von Nimwegen wurde eine Prinzessin von Orleans die erste Gemahlin Karls II. Die französischen Chancen stiegen wieder; aber die Königin machte sich gründlich verhaßt und wurde vom Nationalhasse der ärgsten Dinge beschuldigt.

Als die „Reunionskammern" ihre Pflicht gethan und die Spanier Luxemburg verloren hatten, heirathete die Tochter des Kaisers, Maria Antonia, im Jahre 1685 den tapfern Max Emanuel von Bayern. Auch sie verzichtete auf die spanische Erbschaft. Max Emanuel aber steckte sich hinter die Königin-Mutter von Spanien und wurde im Jahre 1691 Statthalter der spanischen Niederlande, wo er in pompöser Popularität regierte. König Karl war ihm überaus gewogen.

Unterdeß war der Oranier König von England geworden und der Gedanke seines Lebens: das französische Uebergewicht zu brechen, trieb ihn schon im Jahre 1689 zu einem Vertrage mit Oesterreich, worin dem zweiten Sohn des Kaisers die spanische Erbschaft garantirt wurde. Hätte der Kaiser nur bessere Diplomaten, Truppen, Entschluß und — Geld gehabt!

Im Jahre 1692 gebar die von ihrem Gemahl getrennte Kurfürstin Maria Antonia in Wien einen Sohn, den Kurprinzen Joseph Ferdinand. Sie starb im selben Jahre, verzichtete aber vor ihrem Tode noch einmal feierlich auf alle spanischen Erbansprüche für sich, ihre Kinder und Nachkommen. Sie handelte österreichisch.

Dessen ungeachtet wuchs in Madrid eine bayerische Partei heran; Oesterreich war dort weniger durch seinen Gesandten als durch die zweite Gemahlin des Königs, durch Marie Anna von Pfalz-Neuburg vertreten. Sie war schön und unternehmend, aber ebenso hochfahrend und unstet; sie beherrschte natürlich den König, wurde aber dafür wieder durch die Gräfin Berlepsch und den Tiroler Pater Gabriel geleitet. Ihre Krankheit benutzte die bayerische Partei, um ein Testa-

ment des Königs zu Gunsten des bayerischen Kurprinzen zu erlangen. Als die Königin genesen war, zerriß sie das Testament und verlangte die Zusage ihres Gemahls, daß der Erzherzog Karl mit 10—12,000 Mann nach Madrid kommen dürfe. Es kamen aber keine Truppen, aus guten Gründen.

Während des Orleanskrieges kreuzten sich die Cabalen in Madrid im bunten Wechselspiel. Die Corruption in der spanischen Hauptstadt war aufs Höchste gestiegen. Ein bayerischer Agent schrieb an den Minister Prielmayer nach München, wo der kleine Kurprinz lebte: „Ew. Excellenz haben von Madrid gar keine Wissenschaft; man kann es so schwarz nicht malen, es ist an sich selbst noch viel schwärzer."

Mit dem Ryswiker Frieden bekam Ludwig XIV. freie Hand. Im Frühjahr 1698 erschien zu Madrid der französische Gesandte Marquis d'Harcourt, der jedoch mit seinen 300,000 Livres unter dem Hofpöbel wenig ausrichtete. Aber Ludwig rechnete auf die Fahrlässigkeit und Unentschlossenheit des Kaisers. Leopold that nichts und schickte nicht einmal seinen Sohn Karl, geschweige eine Armee, nach Madrid.

Den Kurfürsten hatte Ludwig schon vorher abzufangen versucht, indem er ihm Neapel und Sicilien anbot, die Länder zwischen Inn und Donau versprach und die deutsche Kaiserkrone in Aussicht stellte. Das wurde vom Kurfürsten zurückgewiesen. Der gekrönte Diplomat sann daher auf eine neue Intrigue.

Am 11. October 1698 ließ sich Ludwig, um die Karten recht zu mischen, zu einem Theilungsvertrag mit England und Holland herbei: der Dauphin bekommt Neapel und Sicilien, sammt den spanischen Pyrenäenabhängen; der Kaiser Mailand, der Kurprinz von Bayern Spanien, Indien und Niederland. Als Karl II. Kunde davon erhielt, machte er im November sein Testament zu Gunsten des Kurprinzen von Bayern als des Universalerben und berief denselben zu sich nach Madrid.

Da erkrankte der sechsjährige Kurprinz Joseph Ferdinand, der bei seinem Vater in Brüssel war, heftig und starb am

6. Februar 1699. Die Sachlage war gänzlich verschoben und vereinfacht; es konnte sich nur noch um Frankreich und Oesterreich handeln. Finstere Gerüchte gingen um, das abscheuliche Wort: Poudre de succession wurde laut. Der Verdacht fiel auf den Kaiser, den erst die neueste Quellenforschung gänzlich davon befreit hat.

Jetzt diplomatisirte Ludwig mit dem Kaiser und mit den Seemächten, bot bald diesen, bald jenen Modus der Vertheilung. Als der Oranier vorschlug, dem Erzherzog Karl Spanien, die Colonien und die Niederlande, dem Dauphin Neapel und Sicilien zu geben, nahm Ludwig das an, der Kaiser nicht. Unterdeß arbeitete Ludwig still und nachhaltig zu Madrid an einem letzten Testament. Als er dieses durchgesetzt hatte und sein Enkel Philipp von Anjou am 3. October 1700 zum Universalerben eingesetzt war, hatten die Unterhandlungen mit den Mächten natürlich ein Ende, obgleich die Gesandten noch bis zum November 1700 zu Versailles amusirt wurden. Das Abkommen mit den Seemächten war in Ludwigs Augen nichtig, da der Kaiser es verworfen hatte.

Oesterreich war in Paris so schlecht bedient wie in Madrid. Der junge Graf Sinzendorff hatte weder Instruction noch Instructionen und tappte förmlich im Dunkeln. Als Karl II. am 1. November 1700 gestorben war, wurde Philipp V. unter lautem Jubel in Madrid zum König ausgerufen. Philipp begab sich sofort nach Spanien; beim Abschiede sagte ihm Ludwig: Dorénavant il n'y a plus de Pyrénées!

Jetzt wollte Oesterreich unterhandeln — zu spät! In London war die Verblüffung ungeheuer. Die Tories hatten die Armee so verkürzt, daß Wilhelm alle Lust verloren, länger in England zu bleiben. Und jetzt wurde der König aufs heftigste angeklagt, das Interesse des Landes verwahrlost zu haben.

Zum erstenmale ging ein Papst mit dem König Ludwig. Dieser hatte es mittlerweile durch seine Kirchenpolitik

wohl verdient, daß Innocenz XII. sich in Madrid für den Herzog von Anjou entschied. Mehr jedoch als auf die geistliche, verließ sich wohl Ludwig auf seine eigene weltliche Macht.

Seine Miliz- oder Provinzialregimenter, 30 an der Zahl, waren so einexercirt, daß sie vollständig in den Rahmen der Feldarmee paßten. Von 1701 an wurde die Loosung allgemein, der Loskauf kostete 75 Livres. Nur die Cavallerie bestand aus Geworbenen. Die französische Armee umfaßte 250,000 Mann Garden, Infanterie und Cavallerie, ein Regiment Royal-Fusiliers, 70 Compagnien Artillerie, 14 Compagnien Royal-Bombardiers, 2 Compagnien Mineurs; dazu 90,000 Mann fremde Truppen: 33,000 Schweizer, 17,000 Irländer, 13,000 Italiener, 12,000 Deutsche, 8000 Wallonen, im Ganzen 340,000 Mann. In diesem Punkte war die neueste Zeit angebrochen!

Madrid jubelte, wie gesagt; es gehörte nicht viel dazu, das Andenken an die letzten Herrscher zu verwischen und den Spaniern den Glauben beizubringen, daß sie jetzt „glücklich gemacht“ werden sollten. Elender konnten sie nicht wohl werden.

Alles was wir früher vom spanischen Niedergange erfuhren, war in der letzten Zeit weit überboten worden. Das Land sah ungefähr aus wie Karl II., ein Gespenst ehemaliger Größe. Ein unverhältnißmäßiger Reichthum in wenigen Händen, der unverschämteste und massivste Luxus auf einzelnen Höhepunkten; in der ganzen weiten Ebene der wörtlichste Bettelstolz. Jeder Handwerker wollte ein Hidalgo sein, d. h. keine Steuer bezahlen, und ließ sich als Don Ranudo Colubrados adeln.

Von den 8 Millionen Einwohnern des Jahres 1600 waren noch 5,700,000 übrig. Die ungeheure Anzahl der Bisthümer, Klöster, Bruderschaften, Civildiener und Beamten war seit den Tagen Philipps II. noch bedeutend gestiegen. Ein Drittel der Bevölkerung faulenzte im Dienst der Kirche, ein Drittel des Jahres war Feiertag.

Von Industrie kaum noch die Rede. Die feine Wolle ging aus dem Lande und kam verarbeitet zurück. Der Colonialhandel war fast ganz in fremden Händen; nicht einmal den innern Verkehr besorgte die Nation selbst. Die Silberflotte war beständig zum voraus verschrieben, wie heute die türkischen Staatsgefälle. Die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse kosteten enorme Summen. In Madrid lebten 60,000 Menschen unter 150,000 von Almosen.

Die Soldaten bettelten, weil sie keine Löhnung erhielten; eine Armee war nicht mehr zusammen zu bringen. Kriegsschiffe gab es eigentlich nicht mehr. Le chapelet d'Espagne défilait. . . .

Kaum hatte sich England zu beruhigen angefangen, weil ja Frankreich selbst nichts von der ungeheuern Beute erhielt, vor Allem nicht Neapel und Sicilien, wie es in dem Theilungsplane gelegen, als Ludwig XIV. diesen Traum zerstörte. Er ließ zur Unterstützung seines Enkels marschiren, zugleich im Norden und im Süden. Der Kurfürst von Bayern lieferte ihm die Niederlande geradezu aus. Ludwig besetzte Belgien, Mantua und Mailand und stipulirte in Madrid große Handelsvortheile für Frankreich, zum Schaden der Seemächte; in Frankreich bildeten sich bereits Handelscompagnien zur Ausbeutung der spanischen Colonien; das Mittelmeer stand in Gefahr ein mare clausum zu werden. Zudem erklärte Ludwig öffentlich: der neue König von Spanien behalte seine Anwartschaft auf den französischen Thron, d. h. die Pyrenäen könnten möglicherweise abgetragen werden!

Da Ludwig zugleich den Exkönig Jakob II. unterstützte, so entstand große Aufregung in England. Energische Petitionen wurden ans Parlament gerichtet; in einer derselben hieß es: „Die Freisassen von England sind Eure Obern!" Auf solche der echten Volkssouveränität entstammende Worte erweichte sich der harte Sinn des Parlaments; es gewährte dem König Wilhelm die Mittel zur Aufrechterhaltung der „Freiheit Europas." Als Ludwig die geringste Entschädigung für den Kaiser

ausschlug, wurde die „große Allianz" zwischen England, Holland und dem Kaiser geschlossen, 7. September 1701. Preußen, Hannover, Dänemark, Kurmainz, Kurtrier und Pfalz traten bei. Auf Ludwigs Seite standen Bayern, dem Ludwig alles von Oesterreich zu Erobernde sammt der Rheinpfalz versprach, Kurköln, Braunschweig-Wolfenbüttel, Savoyen.

Der ursprüngliche Plan der „großen Allianz" war gar nicht so gewaltig; er stellte nur die Nothwendigkeit der Abwehr gegen die Weltmonarchie dar. Italien, so wurde stipulirt, müsse dem Kaiser gehören; die spanischen Colonien sollten an die Seemächte fallen. Dabei konnte Philipp V. ganz ruhig König von Spanien und Herr der Niederlande bleiben und noch dazu eines Tages König von Frankreich werden. Erst später nahm der Kaiser Leopold das ganze Erbe für seinen zweiten Sohn Karl in Anspruch.

Wilhelm von Oranien starb schon 1702, im zweiten Jahre des Krieges, nach langem Kränkeln, kinderlos. Fast immer besiegt, stand er dem französischen Willkürherrscher unbesiegt gegenüber, zäh wie sein Vorfahr, der Schweigsame, gegen Philipp, muthig wie Coligny gegen die Medici, principientreu wie Washington.

Der Krieg, welcher sich jetzt eröffnete, zeigte bald, daß es mit der französischen Siegesgewißheit trotz der colossalen Armee und ihrer musterhaften Organisation nicht mehr so stand wie früher; daß die französischen Marschälle kaum noch die Waffenehre aufrecht zu halten vermochten; daß es noch gewaltigere Taktiker und Strategen gab und daß unter solcher Führung auch andere Truppen „Verve", „Elan" und die glänzendste „Bravour" zu entfalten wußten.

Die beiden größten Kriegshelden der Zeit, die Condé und Turenne im Anfang des 18. Jahrhunderts, waren Prinz Eugen und Marlborough, die Verbündeten und Befreundeten. Den Prinzen Eugen haben wir auf einem frühern Kriegstheater kennen gelernt. Der mit Lorbeern bedeckte Held zählte jetzt 37 Jahre, hatte sich auf dem schwierigsten Terrain

wie im Cabinett ausgezeichnet und sollte bald auch als Organisator und Administrator seine glänzende Probe ablegen.

Wie mochte Ludwig XIV. es bedauern, daß er das große Genie einst verächtlich von sich gestoßen, daß er dem Habsburgischen Gegner alle jene Tugenden und Eigenschaften zugewiesen hatte, an denen dieser so großen Mangel litt!

Ganz anders geartet war Eugen's Genosse und Freund. John Churchill, Herzog von Marlborough, den wir aus der englischen Geschichte kennen, war 13 Jahre älter als der Prinz Eugen und hatte bei Beginn des Erbfolgekrieges schon eine große, wenn auch nicht schöne politische Rolle gespielt. Er war sowohl Hofmann als Soldat, genial, von schönem Aeußern, mit leuchtenden Radaugen, beredt, das was die Engländer nothgedrungen mit fremdem Worte a Beau nennen. Habsüchtig, wie so viele französische Marschälle, zeichnete er sich obendrein durch die rücksichtsloseste Undankbarkeit aus. Eine Mischung von Condé und Luxemburg, führte er den Krieg heldenhaft für seinen Ruhm und sein Interesse; er beherrschte nicht nur das Kriegstheater, sondern auch das politische an der Themse, und als Wilhelm III. 1702 gestorben war, dominirte die ihrem Gemahl ebenbürtige Gemahlin, Lady Sarah Marlborough, die befreundete Königin Anna und das Land.

Dem Prinzen Eugen gereicht es zum nicht geringen Ruhme, daß er die guten Seiten Marlboroughs heraussand und sogar dessen stark gefährdete Privatehre als Freund zu retten bemüht war, daß er den englischen Luxemburg mit der Bravheit Vaubans zu decken suchte.

Prinz Eugen eröffnete den Krieg mit einem Hannibalszuge über die tridentinischen Alpen, sprengte Felsen, wenn auch mit Pulver, statt mit Essig, schleppte das schwere Geschütz mit je 20—30 Ochsen über die Berge und schob auf der Südseite der „überstiegenen Unmöglichkeit“ den Marschall Catinat nach dem Treffen bei Carpi (7. Juli) aus Italien hinaus. Dann ging er über den Mincio, schlug den Marschall

Villeroy am 1. September bei Chiari, nahm ihn zu Cremona gefangen und schickte ihn nach Wien. Das Glück schien die Franzosen zu verlassen; aber auch nur Eugen konnte das möglich machen was geschehen war. Seine Truppen waren niemals in diesem Feldzuge kriegsfähig ausgerüstet. Nach dem Siege bei Carpi flehte der Feldherr förmlich um Mittel. Vergebens. Auch der Sieg von Chiari half zu nichts. Als Eugens Hülferufe nach Wien gelangten, war der Kaiser im Gebet versunken. 18,000 schlecht oder gar nicht genährte Soldaten mit unbezahlten Offizieren standen gegen 80,000 wohlequipirte Franzosen! Alle Wunder erfindungsreicher Defensive mußten aufgeboten werden, und dennoch trug Eugen den Sieg von Luzzara davon.

Jetzt, Ende des Jahres 1702, begab sich der Prinz nach Wien, um persönlich Rath zu schaffen. Es war klar, daß die österreichische Heeresmacht nicht nur bedeutend zu vermehren, sondern gründlich zu reorganisiren sei, und daß die oberste Leitung in eine kundige und feste Hand kommen müsse. Im Juni 1703 wurde Eugen Präsident des Hofkriegsraths. In Italien blieb Starhemberg in der Defensive; Vendôme behauptete Savoyen und die Lombardei.

Die Lage war äußerst kritisch. In Ungarn brach der heftige Aufstand unter Rakoczy aus; auf dem nördlichen Kriegstheater ging alles schief. Der Kurfürst Max Emanuel von Bayern hatte den Franzosen die spanischen Niederlande ausgeliefert, seine eigene Armee auf 40,000 Mann gebracht und war auf dem Marsche gegen Oesterreich begriffen. Der kaiserliche General Styrum war bei dem bald nachher so berühmten Höchstädt geschlagen. Max Emanuel hätte ohne Beschwerde nach Wien vorrücken können. Glücklicherweise wurde ein anderer Plan beliebt. Der Kurfürst fiel in Tirol ein; Vendôme sollte an der Etsch hinaufrücken und ihm am Brenner die Hand reichen. Schon zog der Kurfürst in Innsbruck ein und schrieb: „dem Hause Oesterreich ist der Todesstoß versetzt.“

Da meldeten sich jene fast elementaren Gewalten der Tiroler Volksnatur und lieferten das ziemlich unbekannte Vorspiel zu der Empörung des Jahres 1809, das eine wie das andere mal gegen Bayern und Franzosen. Es ist das hohe Verdienst der neuesten österreichischen Geschichtsschreibung, daß uns dieser Aufstand des Jahres 1703 in allen Einzelheiten bekannt geworden ist.*)

Ueber den Tiroler Aufstand erfahren wir, daß die Bewegung zuerst sich gegen die lässigen und muthlosen Landesbehörden und kaiserlichen Beamten richtete, ja die Geistlichkeit selbst nicht verschonte, so daß es hieß: „die Bauern sind gefährlicher als die Bayern". Prächtig wird die Feuersbrunst in Kufstein geschildert, wo der Brand in das Schloß gerieth, Bomben, Granaten und Carcassen mit einem Getöse in die Luft prasselten und einen solchen Lärm in den Felsschluchten wachriefen, wie von zwei Kriegsflotten in der ärgsten Seeschlacht.

Max Emanuel war schon von Innsbruck über den Brenner gedrungen, eine Heeresabtheilung Vendômes bis nach Trient. Aber die Brixener Nonne hatte recht gesehen, als ihr in einer Vision ein Schwert erschien, welches vom Himmel herab zwei verbundene Hände trennte. Sie konnten sogar nicht zusammen kommen, der Aufstand hackte sie ab, ehe sie sich verbanden.

Das tapfere Hall am Inn fiel über die fremden Truppen her und erschlug ihrer 3000; 14 Geschütze wurden genommen. Der Kurfürst mußte vom Brenner zurück. Die Franzosen

*) Wir nennen mit wahrer Befriedigung die „Feldzüge des Prinzen Eugen, herausgegeben von der Abtheilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegsarchivs," in zwei Serien: 1) von 1697—1707, 2) von da bis zum Schlusse der Laufbahn des Prinzen. Diese hochwichtige Publication, die noch bei der ersten Serie steht, enthält im 5. Bande den „Feldzug von 1703, nach den Feldakten bearbeitet" von Alphons Danzer, k. k. Oberlieutnant, Wien 1878. Dieser junge Militärschriftsteller liefert ein plastisches Bild des Tiroler Kriegs.

zogen gleichfalls ab, da Savoyen von Frankreich abzufallen drohte. Nach ihrer Gewohnheit ließen sie um den Gardasee eine Wüste hinter sich; sogar die Oelbäume hieben sie ab. Der Kurfürst aber entwich über Partenkirchen nach Bayern.

Piemont fiel wirklich ab. Vendôme ließ auf der Parade 3400 Piemontesen entwaffnen und behielt 700 Pferde käuflich. Der Herzog von Savoyen ergriff Repressalien zu Turin. In dem Bündnißvertrage mit Oesterreich aber besagte ein geheimer Artikel: die Eroberungen in Franche-Comté und Burgund fallen an das Haus Habsburg, die im Dauphiné und der Provence an Savoyen; Toulon ist für die Engländer. So weit gingen die österreichischen Hoffnungen.

Prinz Eugen, der zu Wien den Kopf und alle Hände voll Arbeit hatte, mochte wohl zu solch' wilden Speculationen lächeln. Italien war in Feindeshand, kaum daß sich Starhemberg mit allen Wundern der Strategik nach Nizza rettete — ein Rückzug, der ihm den „Feldmarschall" eintrug —; in Deutschland richtete der bedächtige Markgraf Ludwig von Baden, trotz der Kriegserklärung des Reichs, nichts aus.

Der Prinz, wie wir aus dem erwähnten gediegenen Werke jetzt genau wissen, arbeitete unaufhörlich an der Organisation der Armee und führte die Anfänge Montecuccolis mit eiserner Consequenz durch. Er schuf die Einheit der Heereskörper, ordnete die taktische gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Waffengattungen, wies der Cavallerie ihre große Rolle an. Durch ihn wurde der eigentliche Militärgeist, der in Frankreich schon seine Früchte getragen, in der kaiserlichen Armee eingebürgert. Der Soldat lernte sich als etwas Positives und Besonderes fühlen. Allerdings waren auch der Kastengeist, die Anmaßung und der Frevelmuth, selbst in Freundesland, damit verbunden. Mit dem althergebrachten Stellenkauf, selbst in der activen Armee, hatte Eugen große Noth. Unbarmherzig wurde die Disciplin, barbarische Strafen bedrohten die militärischen und die gemeinen Vergehen. Neben Schwert, Galgen,

Rad und Scheiterhaufen blieb die Tortur der „Carolina" in Geltung; selbst wer ungerecht torquirt worden war, blieb durch die Berührung mit dem Henker ehrlos. Das „Gliederstutzen" war eine gewöhnliche Operation. Das „Gassenlaufen" wurde als Milderung eingeführt, da das „Prügeln", wobei häufig durch Schläge auf den Kopf Blödsinn und Epilepsie hervorgerufen wurden, „zum Herrendienst untauglich mache".

Hexerei, Zauberei, Amulete waren in hohem Schwange; der Soldat bedurfte ihrer zum Glück im Spiel, in der Schlacht und in der Liebe. Wie niedrig damals noch das Niveau des Offizierberufes stand, geht aus einem Vorschlage zur Bildung einer Militärakademie hervor, wonach der Antragsteller den Rath ertheilte, die verwahrloste und vagabundirende Jugend von der Gasse, hinter Zaun und Hecke wegzuholen und sie zu Cadetten zu machen!

Die neue Disciplin erfuhr der Feldmarschall-Lieutnant Graf Arco, der, als er 1703 die Festung Altbreisach leichtsinnig übergeben hatte, ohne Gnade enthauptet wurde, während man den Vicecommandanten für infam erklärte.

Dazu, daß eine Vermögens- oder Einkommensteuer auf die österreichischen Lande blutwenig eintrug, konnte der Präsident des Hofkriegsraths nichts. War doch ein Steuersystem überhaupt nicht vorhanden, hatte man doch gar keinen Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Unterthanen. In dem Erblande zählte man die Feuerstellen, in dem verheerten Ungarn die Hausthore, die deßhalb meist im innern Hofe angebracht wurden. Die Länder der böhmischen Krone mußten allein zwei Drittel der Auflagen aufbringen!

Der aus Tirol vertriebene Kurfürst von Bayern operirte in Süddeutschland, die Franzosen boten ihm von Westen her die Hand. Von Passau aus war Wien bedroht. Ohne englische Hülfe war Deutschland verloren. Marlborough mußte einschreiten. Finanziell hatte er das schon gethan. Vor Ausbruch des Krieges war er in Wien gewesen und hatte durch *seinen* Credit dem Kaiser 100,000 Pfd. Sterl.

bei dortigen Bankiers verschafft! Aus London flossen sodann größere Summen. Jetzt stand der Herzog mit englischen Truppen in Holland; die holländischen Streitkräfte schlossen sich ihm an; in Deutschland konnte er die Kaiserlichen und die Reichstruppen aufnehmen. Aber er mußte den kühnsten und genialsten aller Märsche vor Holland wie vor dem Kaiser geheim halten; schwerlich hätte er von beiden die Zustimmung erlangt.

Von Bedburg im Jülicher Lande marschirte der große Stratege am 19. Mai 1704 auf Bonn und Koblenz. Mastricht blieb seine Operationsbasis. Die Franzosen erwarteten ihn zu Trarbach; sie meinten, er würde moselauf in Frankreich eindringen. Er aber ging über den Main und Neckar nach Stuttgart und weiter nach Ulm. Der Kurfürst zog von dort ab und rückte donauaufwärts nach Donauwörth, wo er sich auf dem Schellenberge verschanzte. Markgraf Ludwig, der neben Marlborough commandirte, zögerte nach seiner Art, den Schellenberg anzugreifen. Da die beiden Feldherren jedoch im Commando abwechselten, nahm Marlborough seinen Tag und stürmte die Position. Der Markgraf wurde zur Belagerung von Ingolstadt detachirt und Marlborough behauptete das Feld allein. Zu gleicher Zeit rückten jetzt Marschall Tallard mit einer französischen Armee durch den Schwarzwald und Eugen mit einer österreichischen zum Succurs heran. Die Vereinigung fand auf beiden Seiten statt. Bei Höchstädt oder bei Blindheim, woraus die Engländer Blenheim machten, in der Nähe von Donauwörth, wurde am 13. August 1704 die entscheidende Schlacht geschlagen. Von 60,000 Franzosen und Bayern lagen 20,000 todt oder verwundet auf dem Platze; Villars selbst mußte sich mit 11,000 Mann ergeben. Unter der Führung Marlboroughs hatte auch das preußische Hülfscorps mannhaft seine Pflicht gethan. Die Franzosen aber wußten jetzt, was es zu bedeuten hatte: Marlbrouck s'en va-t-en guerre.

Der Kurfürst Max Emanuel floh über München nach

Brüssel. Ganz Bayern stand zur Verfügung der Verbündeten. Nur die Bauern thaten es jetzt den Tirolern nach; sie versuchten, empört über die Excesse der fremden Soldateska, namentlich über die österreichische Soldatenpresse, unter Anführung eines Studenten Meindl eine Weile den Guerillakrieg.

Joseph I., der im folgenden Jahre Kaiser wurde, gedachte Bayern in Stücke zu reißen und erklärte den Kurfürsten Max Emanuel sammt seinem Bruder Joseph Clemens von Kurköln in die Reichsacht.

Das Volk sang auf die glorreiche Schlacht bei Höchstädt:

> „Der Hahn (Gallus) ist sehr frech und trutzig darzu,
> Kräht gern auf fremder Misten;
> Eugenius aber legt ihn zur Ruh
> Vor sein raubgier'ges Gelüsten."

Den Tallard aber ließ es in einem Gespräch zwischen dem Kurfürsten, Eugen und Tallard klagen:

> „Ach seyn ich erst angekommen
> Ibel bei dem vollen Mahl!
> Man hat mich gefangen genommen,
> Darzu meine Mätressen all."

Der Refrain am Schlusse der Strophen lautet beständig mit ironischer Bosheit:

> „Nudel und Stearz, Nocken und Blünten
> Seynd der Bayer vier Elementen."

Wie seltsam großartig stand da dem französischen Marschall der Prinz Eugen gegenüber, der doch italienisches Blut in sich trug und der in Frankreich aufgewachsen war, den aber schon die Venetianer „Mars ohne Venus" genannt hatten!

Im selben Jahre 1704 begann auch der Krieg in Spanien selbst, zu Lande wie zu Wasser. Der Thronprätendent Erzherzog Karl landete in Portugal und zog mit portugiesischen Truppen nach Spanien. Catalonien und Valencia erkannten ihn als König an. Die englische Flotte nahm Gibraltar — für immer. Die Portugiesen besetzten Madrid, Philipp V. floh nach Burgos.

Unterdeß starb der Kaiser Leopold (1705) und sein Sohn Joseph I. folgte ihm. Joseph, ein Mann von fast weiblicher Schönheit, war durch einen Weltpriester antijesuitisch erzogen und erweckte auch für die Verwaltung seiner Erbstaaten die schönsten Hoffnungen. Leider waren ihm nur sechs Regierungsjahre zugemessen.

Ludwig XIV. bot den Frieden an, aber den Verbündeten war mit seinen Anerbietungen nicht gedient.

Marlborough zog in die Niederlande und schlug am 23. Mai 1706 bei Ramillies, südlich von Löwen, den Marschall Villeroy, der jetzt von beiden Helden gezüchtigt war, mit einem Verlust von 20,000 Mann, so daß Spanisch-Niederland völlig in die Hände der Verbündeten fiel.

Eugen hatte unterdeß in Oberitalien vollauf zu thun. Persönlich erlitt er eine Niederlage bei Cassano, wagte aber dennoch den Sturm auf Turin. Am 7. September 1706 kam es zur grimmigen Schlacht. Auf österreichischer Seite focht auch der Herzog Leopold von Dessau, der später so berühmte „alte Dessauer", ritterlich an der Spitze der preußischen Hülfstruppen. Gegenüber befehligte nominell der Herzog von Orleans, der Sohn der Liselotte, deren geplagtes Herz zwischen Gefühlen der Blutsverwandtschaft und andern Sympathien ein langes Martyrium erduldete. Der glänzende Sieg gehörte dem Prinzen Eugen. Ganz Oberitalien jubelte dem Sieger entgegen; die Franzosen hatten die Halbinsel, mit alleiniger Ausnahme von Neapel, verloren.

In dem ganz verlotterten Spanien, dessen Provinzial-Gegensätze fröhlich unter der Doppel-Invasion gediehen, wurden im Jahre der Schlacht von Turin die Franzosen wieder Meister; im October zog Philipp von Anjou zum andernmale in Madrid ein. Als der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt, des Erzherzogs kräftigste Stütze, gefallen war, trug im Jahre 1707 der Marschall Berwick den Sieg von Almanza davon; jetzt behielt der Erzherzog nichts mehr als die Stadt Barcelona. In demselben Jahre belagerten Prinz

Eugen und der Herzog von Savoyen Toulon: Frankreich hatte den Krieg im eigenen Lande. Auf eine Drohung Karl XII. von Schweden, der 1706 den Altranstädter Frieden geschlossen, wurde jedoch die Belagerung aufgehoben.

Unerschöpflich schien die waffenfähige französische Bevölkerung zu sein; die Armeen wuchsen aus dem Boden, natürlich auf Kosten desselben Bodens, der ohne Arbeitskraft blieb. Die Finanzschraube ächzte bei diesem kostspieligen Kunststück. Colberts Nachfolger hatten keine Ader von ihm. Zuerst war der leichtsinnige Graf Pontchartrin gekommen, nach diesem Chamillard, endlich Desmarets. Schon Chamillard hatte den Bogen aufs Aeußerste gespannt. Auspressung der Finanzpächter, abermalige Kopf-Classensteuer, Geldverschlechterung, Ausgabe von nichtsnutzigen Staatsbons, die auf ein Viertel ihres Nominalwerths sanken: Alles war versucht. In den ersten 8 Jahren des Erbfolgekrieges hatte Chamillard ein Budget von 1462 Millionen Ausgaben und von 387 Millionen Einnahmen! Er machte Anleihen, die bis 30% Zinsen kosteten. Als er, selbst erschöpft, mit Tode abging, widmete man ihm den bissigen Nachruf:

> Ci-gît le fameux Chamillard,
> De son Roi le Protonotaire,
> Qui fut un héros au billard,
> Un Zéro dans le ministère.

Nur daß er die Nullen hinten hinsetzte. Als Desmarets ans Ruder kam, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er die spanische Flotte mit 300 Millionen Livres an Gold und Silber wegnahm und die geprägten Münzen obendrein verschlechterte. Dann machte er unter den lockendsten Versprechungen eine letzte Anleihe und erpreßte mit dem äußersten Druck eines Kriegszehnten noch 24 Millionen Livres.

König Ludwig warf noch einmal 100,000 Mann nach den Niederlanden; sie wurden von dem tüchtigsten Marschall, Vendôme unter dem Obercommando des ältesten königlichen Enkels geführt. Aber das Heldenpaar Eugen und Marl-

borough war zur Stelle und schlug am 4. Juli 1708 in der Schlacht von Oudenarde an der Schelde das französische Heer gründlich. Die Verbündeten rückten zum andern male in Frankreich ein und belagerten Lille. Es war ein großes fürstliches Rendez-vous vor der Stadt. Die Rollen hatten gänzlich gewechselt. Lille und Gent wurden genommen.

Dazu kam in Frankreich eine Mißernte; die Zustände des Landes waren desperat. Der König bot demüthig den Frieden an. Er verzichtete auf die ganze spanische Erbschaft, mit Ausnahme von Neapel und Sicilien. Die Verbündeten forderten nicht nur diese, sondern Elsaß und Straßburg dazu. Als Ludwig sich auch dazu bereit erklärte, verlangte man, er solle helfen seinen Enkel aus Spanien verjagen!

Das ging dem königlichen Stolze, der bisher die Welt gemeistert hatte, doch zu nahe. Die Marschälle Villars und Boufflers rückten mit einer neuen Armee in die Niederlande ein. Die Dioskuren faßten sie am 11. September 1709 bei Malplaquet an der Schelde, unweit Tournai, und schlugen sie in der blutigsten Schlacht des Jahrhunderts. Auf dem Schlachtfelde lagen 42,000 Mann todt oder verwundet. Das Friedensbedürfniß hatte den höchsten Grad erreicht: Ludwig bot eine Million Livres monatlicher Subsidien zum Kriege wider seinen Enkel. Wohin war der Mann gekommen, den einst die Schmeichler angesungen:

Vous êtes monté si haut,
Que l'éloge et l'encens ne vous sauraient plus joindre!

Draußen wurde das Hahnengeschrei immer lauter:

„Ein Hähnlein wollen wir rupfen,
Ist stolz und wohlbekannt;
Schneeweiß mit bunten Tupfen,
Es soll uns nicht entschlupfen . . .“

„Eugenius
Tritt auf den Fuß
Dem Hahn,
Damit er nicht —
Wie's sonst geschicht —
So schnelle laufen kann.“

Die Verbündeten verloren die politische Fassung, als sie sich auch jetzt nicht befriedigt erklärten. Sie vergaßen ganz, daß ihrer mehrere waren und daß ein Einzelner in solchem Falle immer größere Chancen hat. Prinz Eugen, der sich von allen Siegen nicht zum Uebermuth verleiten ließ, warnte vergeblich vor einer größern Demüthigung des Gegners. So weise wie tapfer bat er, „den Bogen nicht zu straff anzuziehen". Man hörte ihn nicht.

In Spanien wechselten die Loose: zuerst wurde Philipp besiegt und Karl zog in Madrid ein; dann aber siegte Vendôme in der Schlacht bei Villaviciosa am 10. December 1710, und Philipp war oben.

Das Schlimmere aber war der Sturz der Whigs in England. Die Tories waren des Krieges und Sieges müde, besonders aber der hochfahrenden Lady Sarah und ihres Einflusses auf die Königin Anna. Sie setzten alle möglichen Hebel an, sprachen von Gefahr der Hochkirche, lamentirten über die 53 Millionen Pfd. Sterl. Staatsschuld, poussirten die Abigail Hill und verheiratheten sie hinter dem Rücken der Lady Marlborough mit Samuel Masham. Endlich brachte das berühmte „Glas Wasser" die stolze Herzogin sammt ihrer ganzen Politik zu Falle. Robert Harley (Graf Oxford) und Henry Saint-John (Lord Bolingbroke) wurden Minister; sie hatten schon vorher Separatverhandlungen mit Frankreich eingeleitet. Alle Gegenbemühungen des Kaisers und des Prinzen Eugen blieben vergeblich. Die Königin Anna fühlte sich erleichtert; im Herzen war sie gut torystiisch-katholisch, sie hoffte auf die Restauration ihres Bruders, Jakob III.

Die Tories, einmal fest im Sattel, griffen jetzt dreist den leider nicht makellosen Privatcharakter Marlboroughs an, bezichtigten den gewaltigen Feldherrn der Erpressung (1711) und entsetzten ihn aller seiner Aemter (1712). Umsonst war Eugen als treuer Freund nach England geeilt; er erzielte nichts als die Niederschlagung des Processes. Marlborough wurde exilirt.

Englands Politik befand sich in anderem Fahrwasser, und in Oesterreich war Kaiser Joseph I. 1711 gestorben.

Dieser Tod war ein großes Unglück für Oesterreich. Kaiser Joseph I. war ein selbständiger Charakter, der auch antipäpstlich zu sein wußte. Clemens XI. hatte den Anjou in Spanien anerkannt; die Kaiserlichen aber besetzten Neapel, Ferrara und Bologna; die preußischen Truppen Parma und Piacenza, zwei Kirchenlehen. Die Geistlichen in den besetzten Ländern mußten Steuern bezahlen. Der Papst that die Steuererheber collectiv in den Bann. Die Kaiserlichen besetzten Comacchio im Kirchenstaate; der päpstliche Legat wurde nach Wiener-Neustadt verwiesen, der österreichische Gesandte von Rom abberufen. Clemens drohte mit dem Banne. Auf das betreffende Breve erwiderte Joseph: „des heil. Vaters Vorgehen sei ein fast des Lachens werthes Beginnen.“ Der Papst gab nach und erkannte Karl III. als König von Spanien an.

Kaiser Joseph schloß noch in seinem Todesjahre aufrichtig Frieden mit den Ungarn zu Szathmar. Temeswar im Banat nahm jedoch Prinz Eugen erst 1716; es war 165 Jahre in türkischem Besitz gewesen.

Josephs Nachfolger war sein Bruder Karl, als spanischer König Karl III., als deutscher Kaiser Karl VI., der Vater der großen Maria Theresia. Die Idee oder die Maxime des politischen Gleichgewichts wurde auch ihm gegenüber geltend gemacht: ein deutscher Kaiser und Herr der österreichischen Lande, auch noch im Besitz der spanischen Monarchie — das hätte geheißen, die Weltmonarchie Karls von Gent herstellen!

Wie die Interessen sich separirt hatten, so waren jetzt auch die Friedensverhandlungen separat. Zu Utrecht wurde 1713 zwischen Frankreich, England, Holland, Savoyen und Preußen pactirt. Philipp V. blieb König von Spanien und Herr von Indien. Die protestantisch-hannoversche Thronfolge in England wurde anerkannt; England behielt Gibraltar und die Insel Minorka, bekam von Frankreich Neuschottland, Neufundland und die Hudsonsbailänder, und schloß den abscheu-

lichen Asientovertrag, in welchem Spanien der Einführung von jährlich 5000 Negersklaven in seine Colonien „zustimmte". Holland wurde mit Handelsvortheilen abgespeist und erhielt in Gemeinschaft mit Oesterreich das Besatzungsrecht in den belgischen Gränzfestungen (Barrièren). Brandenburg ließ sich die neue preußische Königswürde bestätigen und legte sich Obergeldern, Neuchâtel und Valengin in der Schweiz zu. Der Herzog von Savoyen bekam einen Streifen der Lombardei und die Insel Sicilien, die er jedoch 7 Jahre später mit dem unwirthlichen Sardinien vertauschen mußte, wonach er den Titel König von Sardinien führte.

Der Kaiser befand sich thörichterweise noch im Kriege mit Frankreich, aber ohne Bundesgenossen; die Reichstruppen wollten nicht viel besagen. Eugens Scharfblick durchschaute rasch die Situation, der Frieden war absolut nothwendig. In Rastadt kamen die beiden Kriegsfürsten Eugen und Villars zusammen.

Für seine isolirte Lage trug Oesterreich noch genug davon: es erhielt die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand und Sardinien, statt des letztern später sogar Sicilien. Im selben Jahre 1714 trat das Reich zu Baden im Aargau dem Frieden bei, mußte Landau opfern und abermals unter dem Caudinischen Joch der Ryswiker Clausel hergehen: was die Franzosen gewaltsam katholisch gemacht hatten, blieb katholisch. Hannover wurde als neunte Kur anerkannt; Kurbayern und Kurköln kamen an ihre frühern Herren zurück.

Ludwig XIV. zählte 76 Jahre und Frankreich lag in Ruinen. Ein entsetzliches Sterben in der Königsfamilie verdüsterte noch die letzten Lebensjahre des finstern und devoten Königs. Der Dauphin starb; der hoffnungsvolle Sohn desselben, der Herzog von Burgund, starb; die Herzogin von Burgund starb; der älteste ihrer Söhne, ein Urenkel des Königs, starb. 1715 starb der König selbst, und auf den Trümmern aller Pracht und Herrlichkeit lag ein fünfjähriges, schwäch-

liches Kind, ein zweiter Urenkel, seines Zeichens der fünfzehnte Ludwig, bestimmt zum Könige der Verwesung.

Frankreich aber seufzte unter der Last einer Schuld von einer Milliarde Thaler oder 3 Milliarden Livres — hatten doch nach Lemontey's Berechnung die beiden letzten Kriege allein 4000 Millionen Livres gekostet! Und Fénélon schrieb die Moral dazu nieder: „Allerdings wirkt der Despotismus, so lange er sich im Ueberfluß befindet, mit mehr Schnelligkeit und Nachdruck, als irgend eine gemäßigte Verfassung. Wenn er aber erschöpft, kraftlos, verschuldet, ohne Credit und bankerott ist, werden da wohl die käuflichen Seelen, die er mit dem Blute des Volkes gemästet, sich zu Grunde richten wollen, um ihn aufrecht zu erhalten?" —

Das arme Spanien, um welches der höllische Krieg geführt worden war, gewann blutwenig durch den Thronwechsel. Philipp V. litt ebenfalls unter den Folgen der steten Wechselheirathen zwischen Bourbon und Habsburg; er ging dem Wahnsinn entgegen. Zu seiner Bigotterie gesellten sich früh ein weibischer Eigensinn und eine trostlose Unselbständigkeit. Er wurde Hypochonder und verfiel endlich der irrsinnigen Vorstellung, daß er todt und eine Leiche sei. Er sowie sein Sohn Ferdinand VI. endigten im Blödsinn. Hofdamen und Abenteurer richteten das schöne Land immer weiter zu Grunde; kein Politiker sprach mehr im Ernste von Spanien.

Auch nicht die geringste Aufklärung brachte der Dynastiewechsel in die spanische Finsterniß. Die grausame Inquisition war und blieb dort national. Philipp V. trug von seinem Namen zu viel Phlegma in sich, als daß er sich nicht durch eine Junta von Theologen von der Heiligkeit und Heilsamkeit der Institution hätte überzeugen lassen sollen. Er regierte 40 Jahre und in dieser Zeit verbrannte das heilige Gericht 1554 Opfer leibhaftig, 782 in effigie.

In Frankreich hatte die Maintenon, grade zu Anfang des letzten Krieges, mit den Beichtvätern des Köngs in ihrer Weise die Ketzerei ausgerottet. Was in Spanien der Holzstoß that, das verrichteten in Frankreich Musketen, Kanonen, Rad und Galgen. Von 1702—1705 tobte in den Cevennen der wilde Rache- und Vertilgungskampf mit den Camisarden. Die Bewohner jenes Gebirges, in denen der uralte valdesische Geist sich mit unheimlicher Verzückung paarte, trugen weiße Blousen oder Kittel, nach denen sie benannt wurden. Der furchtbare Aufruhr begann mit einem Racheakt der Bedrückten.

Der Abbé du Cheyla, ein Bekehrungsmissionär, galt für den Ohrenbläser und Aufreizer des königlichen Intendanten Lamoignon de Bâville; in seiner Wohnung, in der Abtei von Pont du Montvert, sollte er eine Anzahl von Hugenotten eingekerkert halten, die er auf ihrer Wanderschaft nach Genf aufgegriffen.

Mitten im Gebirge kamen die Verschwörer nächtens zusammen, voll von dem Fanatismus eines Pierre Brousson, des grimmigsten unter den „Propheten der Wüste", und eines Jurieu, der nicht minder das „Wetterleuchten aus einer höhern Welt" betrieb. An ihrer Spitze standen Pierre Séguier und später der bekanntere Jean Cavalier. Séguier war der Mann der schonungslosen Rache, der darauf ausging, alle katholischen Priester umzubringen. Cavalier war ein hübscher, blauäugiger, blondgelockter Hirtenknabe von 17 Jahren mit militärischem Talent.

Am 24. Juli 1702 sammelte sich die Schar bei den „drei Buchen" am Fuße des Berges Les Bouges. Es waren ihrer 50 bewaffnete Männer, bereit, „Gottes Geheiß" zu vollführen. In der Abtei von Montvert herrschte laute Fröhlichkeit und festlicher Jubel.

Sie umzingelten das Haus, du Cheyla ließ Feuer geben, sie sprengten das Thor. Einer der Führer fiel, ein zweiter Camisard rief sterbend: „Kinder Gottes, gebraucht Eure

Waffen nicht; verbrennt, verbrennt unter ihrem eignen Dache die Priester und die Satelliten Baals!“

Das Haus ging in hellen Flammen auf; du Cheyla, der sich in ein Gewölbe gerettet hatte, ließ sich an Bettüchern zum Ufer des Tarn hinab, wurde aber entdeckt: „Bitte nicht um Dein Leben, keine Gnade, der Herr fordert Tod!“ Und jetzt versetzte ihm Jeder einen Todesstreich: „Nimm das für meinen Vater, der auf dem Rade starb!“ — „Und das für meinen Bruder, den Du auf die Galeeren geschickt!“ — „Und das für meine Mutter, die Du durch Kummer getödtet hast!“ — „Und das für meine Schwester, für meine Freunde, die im Exil, im Kerker, in Qualen endigten!“ Von 52 Wunden waren 25 tödtlich.

Nach der Rache knieten Séguier und die Seinen neben den Leichen nieder, dem Herrn für ihren Sieg zu danken. Die ganze Nacht sangen sie Psalmen. Daneben prasselten die Flammen und rauschte der Sturm. Am Morgen zogen die Camisarden unter Psalmsingen in ihre Höhlen und Felsennester zurück.

Séguier wurde gefangen, vor Gericht berief er sich auf den Geist Gottes in ihm, erkannte keinen andern König an als den im Himmel, und auf die Frage, ob er Reue empfinde, antwortete er: „Meine Seele ist ein Garten voll Schatten und Brunnen.“ Zuerst hieb man ihm die rechte Hand ab und verbrannte ihn dann lebendig. Von zwei getreuen Freunden wurde der eine gerädert, der andere gehenkt.

So war der Anfang der Rebellion, und dieses Bild mag genügen, eine Vorstellung des entsetzlichen Krieges zu geben, der drei Jahre lang den Südosten Frankreichs, nicht allzu fern vom Schauplatz der Albigenser, verwüstete. Solche Wuth auf beiden Seiten, solch’ fanatischen Haß und gottseliges Morden hatte der englische Bürgerkrieg nicht aufzuweisen. Derartige Scenen kündigen den Anfang oder das Ende einer Religion an.

Auf Séguier folgte Laporte als „Oberst der Kinder

Gottes". Sein Neffe Roland, ebenso inspirirt, ebenso verwegen, hatte zugleich das Zeug zur Organisation und politischen Leitung. Er glaubte fest, den König zum Widerruf des Revocationsedicts zu zwingen. Von Savoyen war doppelte Hülfe gekommen. Als Victor Amadeus 1703 von Frankreich abgefallen war, rächte er sich für die Entwaffnung seiner Truppen durch Unterstützung des Aufstandes. Er ließ 4000 bewaffnete Valdesier, dort auch Barbets genannt, in die Cevennen ziehen und warb 6000 Schweizer zu demselben Zweck. Die Seemächte schickten reichlich Geld. Die Catalonier reichten die Hand durch Languedoc. Ludwig XIV. sollte im eigenen Lande beschäftigt werden.

Leider herrschte keine Einigkeit zwischen Roland und dem jungen Cavalier. Dieser war ein geborner Guerillachef, erfindungsreich, rasch und geschickt; aber er war nicht der intransigente Fanatiker, sogar der Schmeichelei zugänglich.

Roland führte den Defensivkrieg gegen erfahrene Marschälle eine gute Weile mit Glück. Die königlichen Armeecommandanten waren oft selbst nicht einig unter sich, und obgleich Montreval zuletzt über 60,000 Mann verfügte und die Ausrottung aller Camisarden frischweg zum System erhob, so waren doch Roland und Cavalier, der mit einer Prophetin, der „Großen Marie" umherzog, noch immer die Herren der Rouergue und des Vivarais. Da kam der Marschall Villars, und seiner Diplomatie gelang es, den Cavalier von Roland zu trennen. Cavalier wurde begnadigt, vom König empfangen, ging aber, da man ihn mit Mißtrauen behandelte, mit andern Camisarden in englische Kriegsdienste. In der Schlacht bei Almanza focht er gegen den Marschall Berwick. Er starb 1740 zu Chelsea als englischer Offizier a. D.

100,000 Menschen hatte die Empörung in den Cevennen und deren unbarmherzige Niederwerfung gekostet; 10,000 davon waren gehenkt, gerädert und verbrannt worden. Und während dieser Greuel hatte die Maintenon geschrieben: „Die Unruhen in den Cevennen haben wenig zu bedeuten.

Es ist unnöthig, daß sich der König um die Vorfälle in diesem Aufstande bekümmere. Es würde das Uebel nicht heilen, ihm aber viel Aerger bereiten!" — Der Aufstand war das letzte Aufblitzen des hugenottischen Geistes. Von da an wandten sich die Gedanken auf Anderes.

Mit der Aufräumung der Jansenisten hatte die jesuitische Clique leichteres Spiel. Im Jahre 1685 war der P. Quesnel nach Holland entwichen und hatte dort eine Uebersetzung des Neuen Testaments gefertigt, die sogar den Papst Clemens XI. entzückte. Aber der Jesuit Letellier schlug Lärm, und derselbe Papst verdammte die Uebersetzung als „aufrührerisch, ketzerisch und jansenistisch." Nicht einmal das Papstthum war mehr frei.

Die kümmerlichen Reste von Port-Royal de Paris blieben bei dem allgemeinen Kehraus nicht unbeachtet; 1713 wurde das Kloster zerstört, die Gräber riß man auf, verunehrte die Leichname, und das Alles ließ man sanctioniren durch die gradezu dumme Bulle Unigenitus, in welcher sogar Stellen aus der Bibel und den Kirchenvätern verdammt werden. Der Jansenismus, die letzte Regung religiöser Opposition innerhalb des Katholicismus, war ausgetreten; das Element des Pietismus in ihm artete in „Convulsionarismus", in krampfhafte Verzückung aus. Die Parole war von oben herab gegeben: entweder ganz katholisch oder absolut irreligiös. Während anderswo aus der Freiheit der Schriftforschung sich die Forschung der Vernunft entwickeln sollte, wurde Frankreich vor die reine Negation gestellt. Man weiß, welche Wahl es im 18. Jahrhundert getroffen hat.

„Die Heiligen", meinte Göthe, „und die Ritter stehen jedem Ungewitter und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn". Wir haben das allerdings an den Marschällen der Kirche und den Bischöfen der Armee gesehen. Wie dann aber, wenn diese „würdigen Stützen" des Thrones zu wanken beginnen, wenn „selbst die festen Felsen beben?" Und so geschah es in

der That. Der „heilige“ Fénélon und der echte „Ritter“ Vauban versagten den Glauben an die Allmacht des willkürlichen Königthums. Von den ungnädigen Strahlen der untergehenden Versailler Sonne getroffen, sprachen sie beide das Todesurtheil über die fluchwürdige Willkür eines bigotten Despoten aus. Wie tief mußte ihre Ueberzeugung von dem Elende des Volkes und von der Ursache dieses Elends gewurzelt sein, daß sie ihrer tadellosen Loyalität den Aufschrei der Empörung abrangen!

François de Salignac de Lamothe Fénélon (1651—1715), aus der Dordogne, war doch von Haus aus zu keiner Opposition angelegt. Sein friedlicher, sanfter, etwas schwärmerischer Charakter eignete ihn durchaus zum Priester im besten Sinne des Wortes. Was bei den Andern Politik, Geschäft, weltliche Absicht war, die Mission und Bekehrung, das war ihm innerster Beruf. Früh schon richtete sich sein Sinn auf Missionsreisen nach Canada und Griechenland, wo einst Sokrates und Paulus gepredigt hätten. Er war ein überzeugter Katholik und beförderte, so viel an ihm lag, die Einheit der Religion im Staate; aber milde und durchaus lehrhaft ging er zu Werke, jede Gewaltmaßregel widerstrebte seinem humanen Wesen. Protestantische Mädchen erzog er zu seinem Katholicismus, und aus seinem Traité de l'Education des filles ließe sich noch heute manches lernen. Auf Turenne's Rath wurde er zur Hugenottenbekehrung nach Poitou und Saintonge geschickt; aber die Dragoner verbat sich der fromme Abbé ernstlich als Unterstützung seiner katholischen Lehre, was ihm sogar die Achtung seiner Gegner eintrug.

Wie die Maintenon auf den Gedanken kam, grade Fénélon zum Erzieher des jungen Herzogs von Burgund vorzuschlagen, ist nicht wohl zu begreifen. Der König, der ihren Rath befolgte, ist nie dem ernsten würdevollen Weisen näher getreten; dieser war für ihn eine bedenkliche Erscheinung aus einer fremden Welt. Der Ehre halber ernannte er ihn zum Erzbischof von Cambrai.

Fénélon wird uns also geschildert: Ein schlanker, hoher Mann von eleganter sicherer Haltung; im Gesichte romanische Züge, große Augen, hochgewölbte Stirn; gewinnend und doch überlegen; geschlossener Mund, wie bei allen großen Rednern. Fénélon war auch in der neuen Stellung unfähig zur Liebedienerei. Wahrscheinlich übergab er der Maintenon den berühmten Brief an den König, worin er diesem seine Selbstsucht vorhält. Der König, heißt es da, denke nur an sein Vergnügen und seinen Vortheil, während Frankreich verarme. Ein ungerechter Krieg werde nie ein gerechter, ein erzwungener Frieden daure nicht. Der König solle sich endlich einmal vor Gott erniedrigen und seine ungerechten Eroberungen zurückerstatten. — So hat wohl nie ein Prinzenlehrer mit einem absoluten König gesprochen.

Welcher Art die moralische Unterweisung des künftigen Königs von Frankreich war, geht aus den „Fabeln" Fénélons, aus den politisch-moralischen „Todtengesprächen" und am besten aus den Aventures de Télémaque hervor, die freilich gegen Fénélons Willen dem König unvollständig bekannt wurden und 1699 im Haag erschienen. Daß der Hof an tausend Dingen darin Anstoß nahm, daß Alles und Jedes empfindlich gedeutet wurde, wenn der Verfasser auch ganz allgemein den Despotismus verurtheilte, Mäßigung empfahl, die Grotte der Kalypso schilderte: das war bei den herrschenden Zuständen und Personen kein Wunder. Warum glich Ludwig XIV. dem Idomeneus, der wegen seiner Tyrannei verjagt wurde? Weßhalb war für den Thronfolger — auf Ithaka die Göttin der Weisheit als Mentor nöthig? Der König war erbittert, nannte den Verfasser hinterlistig und undankbar und verwies ihm den Hof.

Noch mehr hatte sich Fénélon in der officiellen Welt durch seine religiöse Richtung geschadet. Der Kirchenmarschall Bossuet war ihm anfangs freundlich entgegengekommen, wie Allen, die in der königlichen Gunst standen, z. B. auch der Fontanges. Sobald er jedoch Spuren von Jansenismus bei

Fénélon zu entdecken glaubte, betrachtete er ihn mißtrauisch. Die Sache wurde noch schlimmer, als Fénélon sich dem Quietismus zuneigte. Seine beschauliche, durchaus nicht militante Auffassung des Christenthums fühlte sich angeheimelt durch die Richtung des Spaniers Michael Molinos, der im Jahre 1675 die Vernichtung des persönlichen Seins und das völlige Aufgehen in Gott gelehrt hatte. Der P. Lachaise betrieb die Verfolgung des Molinos in Rom, der auch wirklich im Jahre 1687 dort verdammt wurde und zehn Jahre darauf in einem Klostergefängniß starb. Madame Lamothe, verwittwete Guyon, nahm des Molinos Ideen in Frankreich auf und schrieb: Les Torrents. Sie wurde mehrmals verhaftet und wieder freigelassen. Es war ein Zinzendorf'sches Wesen, was da zu Tage trat: die gläubige Seele vermählte sich mit dem blutigen Bräutigam Christus; die Guyon „machte dem Herrn immer neue Kinder." Diese sehr unschuldige, höchstens der Kritik verfallende Schwärmerei fuhr dem Bossuet wider die Haare. Fénélon, obgleich solcher Excentricitäten unfähig, war doch insofern einverstanden, als auch er die Frömmigkeit durchaus nach innen verlegte: er schrieb die Maximes des saints, „Auslegung der Maximen der Heiligen über das innere Leben." Darin war zu lesen: „es gebe schon in diesem Leben einen Stand reiner Liebe, in dem das Verlangen nach dem ewigen Leben nicht mehr stattfinde," und: „im Zustande reiner Liebe sei die Seele gleichgültig gegen ihre eigene Vervollkommnung." Darüber gerieth Bossuet in Harnisch, der König verbannte den Erzbischof von Cambrai in seine Diöcese; dann betrieb er die Verdammung der Maximes in Rom, welche Fénélon ganz ruhig von der Kanzel verlas. Er unterwarf sich seinem Charakter gemäß: „Nie werde ich mich schämen von dem Nachfolger Petri zurechtgewiesen zu sein." Und dem Papste war es gar nicht einmal rechter Ernst gewesen!

Der Herzog von Burgund, über dessen Charakter die Quellen auseinandergehen, indem die Einen ihn als die Hoffnung Frankreichs, die Andern als leidenschaftlich und böse

darstellen — er starb übrigens 1712 — unterhielt bei all' diesen Fährlichkeiten die Verbindung mit seinem Lehrer und empfing fortwährend politische Anweisung von ihm. Schon seit 1670 war der Gedanke an die Generalstaaten in Frankreich lebendig geworden; die Soupirs de la France von jenem Jahre sprechen das Verlangen deutlich aus. Fénélon theilte dem Herzog einen Plan zu einer förmlichen Verfassung mit: in jedem Bezirke müsse ein Mann des alten Adels und ein Anderer aus dem dritten Stande gewählt werden; die so zusammentretenden Stände sollten mit legislativen Rechten ausgestattet sein.

Fénélons Ansichten über die Verödung Frankreichs seit dem Orleanskriege sind uns bekannt. Den spätern Regenten, Herzog von Orleans, belehrte er über die richtige Auffassung der Religion, so ziemlich nach Cartesischen Principien, und suchte ihm das Gefühl seiner persönlichen Verantwortlichkeit beizubringen.

Fénélons politisches Testament ist die Direction pour la conscience d'un Roi — nebenbei schon im Titel ein starkes Epigramm auf die Directeurs de la conscience royale — welche jedoch erst 33 Jahre nach seinem Tode bekannt wurde. Hier eröffnete er würdig das politische Jahrhundert, indem er nachdrücklich von den „Rechten der Unterthanen" sprach, von denen bis dahin keine Rede gewesen. Ganz im Anschluß an jenen Brief über des Königs persönliche Fehler, nur viel kategorischer ausgedrückt, heißt es da: „die Liebe des Volkes, das öffentliche Wohl, das allgemeine Interesse der Gesellschaft, ist das unwandelbare oberste Gesetz der Souveräne. Dieses Gesetz geht jedem Vertrag voraus; es ist auf die Natur selbst gegründet, es ist die Quelle und die sichere Regel aller andern Gesetze. Wer regiert, muß zuerst diesem Urgesetze gehorchen. Der gemeinsame Vater der großen Familie will, daß ein einzelner Mann durch seine Weisheit das Glück so vieler Menschen besorge, und nicht, daß so viele Menschen durch ihr Elend dem Stolz eines Einzelnen schmeicheln. Der

tyrannische Despotismus der Fürsten ist ein Attentat auf die Rechte der menschlichen Brüderlichkeit. Die schrankenlose Gewalt ist ein Wahnsinn, der ihre eigene Autorität ruinirt. Man kann die Freiheit des Volkes mit dem Gehorsam vereinbaren und die Menschen zugleich zu guten Bürgern und treuen Unterthanen machen, unterwürfig ohne Sklaven, und frei ohne zügellos zu sein . . ." — Fénélon verlebte seine letzten Jahre in stiller Betrachtung und unausgesetztem Wohlthun in seiner Diöcese zu Cambrai, und starb 1715, im selben Jahre mit dem König.

Nicht minder unerwartet, aber ebenso charakteristisch war das Auftreten des genialen Marschalls Vauban. Er war geboren zu Morvan in Burgund, im Jahre 1633. Im Verlaufe der Kriegsgeschichte ist er zum öftern erwähnt worden. Man hat ihm nachgerechnet, daß er 33 neue Festungen gebaut und 300 alte hergestellt, 53 Belagerungen geleitet und 140 Schlachten theils geliefert, theils mitgemacht habe. In diesem vollendeten Kriegsmanne hatte jedoch der Ingenieur den Menschen vor dem Soldaten gerettet. Noch unter Louvois besaß er mit Andern den Muth, gegen die Hugenottenverfolgung zu reclamiren, und neben der Menschlichkeit hatte er die Einsicht, daß der Staat durch die massenhafte Auswanderung von Menschen und Capital, von Fleiß und Kunstfertigkeit, den bittersten Schaden erleide. In der That wurden auch zu Anfang der 80er Jahre einzelne der schroffsten Maßregeln auf Colberts und Vaubans Verwendung gemildert.

Nach dem Frieden von Ryswik, als Frankreichs Elend offen zu Tage lag, verfaßte der alte Marschall eine höchst bedeutsame Schrift unter dem Titel: Projet d'une Dîme royale, „der königliche Zehent", welche 1707, zur Zeit des höchsten Unglücks, im Druck erschien. Man kann sagen, dieser Ingenieur hat die Statistik geschaffen, die Finanzpolitik angebahnt und zugleich mit Fénélon das allgemeine Wohl als Ziel der Staatskunst aufgestellt. Das Alles freilich noch rudimentär, aber mit vollstem Bewußtsein und aus edelstem Antrieb.

Vauban führte aus, daß von den $^{10}/_{10}$ der französischen Bevölkerung $^{1}/_{10}$ bettle, $^{5}/_{10}$ keine Almosen geben könnten, $^{3}/_{10}$ in schlechten Verhältnissen voller Schulden und Processe lebten. Das machte zusammen $^{9}/_{10}$ des Volkes. Zum letzten Zehntel rechnete er die Männer vom Degen und von der Robe, den weltlichen und geistlichen Adel, Beamte, Handelsherren, Rentner: zusammen nicht 100,000 Familien von 19 Millionen Seelen! Der ganze französische Boden befinde sich in 19,000 Händen!

Und an diesen abscheulichen Zuständen sei wesentlich das verrottete und ungerechte Steuersystem schuld. Wie später Chaptal, rechnete schon Vauban heraus, daß der Lohnarbeiter nicht leben könne, daß daher seine Existenz ein Räthsel sei.

Zur Abhülfe des Mißstandes schlug nun der Verfasser seinen „königlichen Zehnten" vor: Alle Steuern sollen bestehen aus dem Zwanzigsten bis Zehnten von allen Fruchternten, und zwar in natura, und von allem Geldeinkommen; Domänen und Feudalprivilegien haben feste Abgaben zu entrichten; auf das Salz ist eine mäßige Taxe zu legen. Also Gleichheit vor der Steuer, Aufhebung der Exemtionen, Schonung des niedern arbeitenden Volkes!

Im Zorn über die Privilegirten und den schnöden Mißbrauch, den sie mit ihrer gesellschaftlichen Stellung trieben, ruft der Ehrenmann aus: „Die Zeit ist noch nicht gekommen, das arme leidende Volk den Händen jenes Otterngezüchtes zu entreißen, das zu nichts gut ist als die Galeeren zu füllen, und das doch in Paris so herausfordernd einherschreitet, als habe es den Staat gerettet!"

Das prophetische Buch wurde auf Befehl des Königs confiscirt, verdammt und öffentlich vernichtet. Kurz darauf verschied der greise Marschall, vom tiefsten Schmerz durchschüttert.

Die Zustände zur Zeit des Ryswiker Friedens gaben einem hohen Finanzbeamten ein anderes Buch ein. Boisguillebert (Lieutenant-général au bailliage de Rouen)

griff auch in seiner allgemeinen Bildung ins folgende Jahrhundert über, indem er kurzweg sagte: La nature qui n'est autre que la Providence. Er beantragte eine totale Reform der Grundsteuer, die künftig Jeden treffen müsse, die Aufhebung der indirecten Abgaben und der immer noch vorhandenen innern Douanen. Die 1697 erschienene Schrift war betitelt: Détail de la France sous le Règne de Louis XIV. Als man sein Buch wenig beachtete und gar leichtfertige Einwände dagegen erhob, schrieb Boisguillebert 1707 — ganz parallel mit Vauban — das Factum de la France, worin er den allgemeinen Zehnten von allen Immobiliar- und Mobiliar-Einkommen, aber in Geldform, vorschlug. Chamillard, der Finanzverwüster in der ersten Hälfte des Successionskriegs, schützte den Krieg vor und wollte erst den Frieden abwarten. Da schrieb Boisguillebert ein Supplément au Détail de la France, worin er höhnisch frug, ob man den Frieden abwarten solle, bis alles bankerott sei?

„Es sind die Völker selbst, welche in diesen Memoiren sprechen, 15 Millionen gegen höchstens 300 Personen, die sich am Ruin des Königs und der Völker bereichern." — „Was beständig wahr ist, würde dadurch nicht gewisser, wenn auch alle Heiligen des Paradieses es bezeugen kämen; es ist ganz sicher ebenso unzweifelhaft, daß die Seine durch Paris fließt, als wenn die Engel es beschwüren." „Kopernikus wurde im vorigen Jahrhundert mit allem Feuer der Theologie bedroht, als er sein System veröffentlichte, welches heute allgemein angenommen ist." Welche Sprache im Munde eines Beamten! Daß die Arbeit alle Güter erzeugt, war ihm ausgemacht. Bescheidener und zugleich schärfer konnte man sich nicht ausdrücken, als wenn Boisguillebert sagt: Das Volk verlange nichts als die Erlaubniß zur Arbeit und zum Tausche der Producte.

Einen Monat nach der Verurtheilung der Dîme royale erfuhr das Factum de la France dasselbe Ge-

schick; Boisguillebert wurde abgesetzt und in die Auvergne verbannt.*)

Das waren die Prediger in der Wüste. Die Regentschaft erbte von dem großen Könige 3 Milliarden Schulden und hauste fröhlich darauf los. Die Bevölkerung Frankreichs ging von 19 Millionen, gegen Ende des 17. Jahrhunderts, unter Ludwig XV. auf 16 Millionen herab.

Der ehrliche Abbé de St. Pierre, ein Fackelträger in der Nacht der Verwüstungen, verweigerte zuerst dem gestorbenen Könige den Beinamen des „Großen" und wurde dafür 1718 von der Akademie ausgeschlossen. Sein Platz blieb leer und später durfte Maupertuis nicht sein „Eloge" halten. Jetzt nennt den König Niemand mehr den Großen, auch nicht in Frankreich.

Wir haben in allem Vorhergehenden die Ausdrücke: Despotismus, Tyrannei, Gewaltherrschaft, Willkürherrschaft, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch folgend, als synonym verwendet. Und doch besteht ein großer Unterschied zwischen Gewalt und Willkür, zwischen Tyrannei und Despotie. Gewaltherrschaft und Tyrannei sind Phasen der Entwickelung der Völker; Gewalt ist bisweilen nöthig, um das Recht einzusetzen oder herzustellen; Tyrann heißt etymologisch nichts Anderes als Herr, Gebieter, von dem schon Homer sagt: nur Einer dürfe es sein. Willkürherrschaft fußt dagegen nicht auf der Nothwendigkeit der Sachlage, sondern schaltet nach subjectiven Einfällen und Launen; das griechische Wort Despot bezeichnet den dominus, den Hausherrn, der über Familien und Sklaven nach Gut-

*) Man verdankt diese Détails den Memoiren des spätgeborenen Herzogs von Saint-Simon. Dieser vornehme Duc et Pair mit scharfem Auge und scharfer Feder kam erst 1675 zur Welt und starb 1755 als Achtzigjähriger. Maßgebend ist er daher nur für den Ausgang des 14. Ludwig. Erst die Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts hat seine kostbaren Aufzeichnungen benutzen können; 3 Bände erschienen 1788, vollständig liegen sie vor seit 1830.

dünken verfügt, vor dem die Menschen lediglich Sachen sind. Tyrannei kann in Despotismus ausarten; Despotismus ist stets verdammlich. Wollen wir das auf Frankreich im 17. Jahrhundert anwenden, so war Richelieu ein Tyrann, ein Gewaltherrscher; Ludwig ein Despot oder Willkürherrscher.

Der Despotismus richtet jedes Gemeinwesen auf die Dauer zu Grunde, und der Despot steht immer außer dem Gesetz. Die Tyrannis dagegen hat schon oft wohlthätig gewirkt, wenn sie die Hindernisse gewaltsam aus dem Wege schafft, welche die gedeihliche Entwickelung des Staates geradezu unmöglich machen. Daß Richelieu dem hohen Adel, auch dem hugenottischen, die Masten kappte, war kein politisches Verbrechen; daß aber Ludwig XIV. seine Creaturen mit dem Blute des Volkes mästete, daß er dieses Volk zertrat, war eins. Richelieu ließ Jeden seines Glaubens leben und verbat sich nur tyrannisch die Einmischung religiöser Corporationen in den Staat. Ludwig war zugleich Staats- und Glaubensdespot; er verfügte willkürlich über Körper, Beutel und Empfindung seiner Unterthanen.

Der Unterschied wird noch klarer, wenn man die beiden skandinavischen Reiche zur Vergleichung mit Frankreich heranzieht.

In Schweden war nach Gustav Adolfs Tode (1632) dessen 6jährige unmündige Tochter Christine Königin geworden. 12 Jahre lang stand sie unter Vormundschaft des adligen Reichsraths, an dessen Spitze Axel Oxenstjerna regierte; dann herrschte sie 10 Jahre als souveräne Königin. Während der Vormundschaft beutete der Adel den Staat aus, Bürger und Bauern wurden vom Reichstage ausgeschlossen, der Bauer trug die Lasten, er war schier leibeigen. Die Königin veräußerte Krongüter, um ihre Privatliebhabereien zu befriedigen. Im Jahre 1654 dankte sie zu Gunsten ihres Vetters Karl Gustav von Zweibrücken ab, ging ins Ausland, wurde in Innsbruck katholisch und starb 1689 arm und verbittert zu Rom.

Karl X. Gustav schon sah sich genöthigt adlige Güter zurückzunehmen. Er führte tapfer den polnischen und dann den dänischen Krieg, drang zweimal bis vor Kopenhagen und eroberte die südschwedischen Gebiete Schonen, Bleckingen und Halland zurück.

In Dänemark war auf Christian IV. Friedrich III. gefolgt. Beide standen unter der Botmäßigkeit des aristokratischen Reichsraths. Schweden und Dänemark schlossen 1660 nach dem Tode Karls X. den Kopenhagener Frieden.*) Noch im October desselben Jahres stürzte der dänische König Friedrich III. die unausstehliche Adelsverfassung des Landes um.

Dänemark war bis dahin ein Wahlreich gewesen, wie das unglückliche Polen. Der König mußte bei seiner Wahl eine Capitulation unterschreiben, wonach er selbst nichts, der adelige Reichsrath Alles war. Jede Wahl war mit der Veräußerung eines großen Theiles des Nationalgutes, mit neuen Exemtionen und Privilegien verbunden. Grade im letzten Kriege, als es galt, die Hauptstadt gegen die Schweden zu retten, hatte sich der Adel in schnöder Feigheit jedes Anrechts auf Schonung begeben; von den Schulden des Krieges wollte er nichts auf sich nehmen, und doch besaß er zwei Drittel des Bodens! Es war daher eine Wohlthat, daß der Bischof von Seeland, Hanns Suane, in Verbindung mit dem Bürgermeister Nansen von Kopenhagen, auf dem Reichstage von 1660, wo die Bauern bereits fehlten, darauf drang: der König solle seine Domänen zurücknehmen und eine allgemeine Accise ausschreiben, bei der sich der Adel in erster Linie zu betheiligen hätte. Am 13. October boten die Stände dem Könige die erbliche Krone, am 14. die Dictatur. Selbst der Adel stimmte zu, er glaubte so vor „Freiheit und Gleichheit" herzukommen, die bereits

*) Nach Abschluß dieses Friedens mußte der romantisch vielverwendete Korfiz Ulfeldt, den der Schwedenkönig in Dänemark restituirt hatte, abermals und für immer entfliehen. Die Einzelheiten dieser und ähnlicher Geschichten gehören in die Propyläen des 18. Jahrhunderts, wo die Nordischen Reiche darzustellen sind.

mehr als ein Jahrhundert vor der französischen Revolution laut wurden.

Die treibenden Kräfte der Revolution waren die Königin Sophie Amalie von Braunschweig-Lüneburg und der „Kammerschreiber" oder Cabinetssecretär Gabel, ein Deutscher. Der dritte Stand hatte schwerlich die Absicht, eine Absolutie zu gründen; er sprach sogar von einem permanenten Vereinigten Ausschuß. Aber in der Hitze des Kampfes griffen die Führer zu den stärksten Mitteln, um den Trotz des Adels zu beugen. Der König wurde, unter Aufhebung der frühern Capitulationen, zum erblichen, unumschränkten Dynasten erklärt und diese Erklärung durch einen also nicht so ganz neuen „Appel ans Volk" oder durch das „Referendum" bestätigt. Adel, Geistliche und Municipien unterschrieben die Akte persönlich: für Dänemark d. d. 10. Januar 1661, für Norwegen 7. August 1661, für Island 28. Juli 1662, für die Färoer 14. August 1662. Der Tag der dänischen Unterschriften gilt für das Datum des „Kongelov" oder Königsgesetzes (lex regia).

Man beging den Fehler, dem Könige die absolute Souveränität beizulegen, anstatt die Verfassung mit ihm zu berathen. Friedrich III. hat zwar den Fehler nicht selbst ausgebeutet; dies that erst der Nachfolger Christian V., der von 1670 bis zu Ende des Jahrhunderts regierte. Aber der Adel in Dänemark hatte seine privilegirte Stellung für immer verloren, die Bürger und Bauern kamen auf.

Die Agrarreform wurde eingeleitet, die betrügerische Domänen-Verpachtung cassirt, die allgemeine Steuer umgelegt. Das Gesetz, welches die neue Erbfolge sanctionirte, stammt von 1665, wurde aber erst 1670 beim Regierungsantritt Christians V. veröffentlicht.*)

In Schweden ahmte Karl XI. (1660—97) die dänische

*) Der Urheber des revidirten Königsgesetzes, auch Stifter des Danebrog, welcher die absolute Gewalt organisirte, war der Kanzlei-Secretär Schumacher, Graf von Greifenfeld. In 25 jähriger Kerkerhaft erfuhr er den Absolutismus an sich selbst.

Revolution von oben zwanzig Jahre später nach, und zwar ging er noch gründlicher zu Werke als Friedrich III. Er verband sich mit der Geistlichkeit, mit Bürgern und Bauern gegen den Adel. Er nahm für die verarmte Krone zurück, was der Adel an sich gerissen hatte, und zwar seit der Reformationszeit, ließ die Staatsschulden untersuchen und ermäßigen, zur Hälfte auch tilgen, schränkte die Befugnisse des Reichsraths ein, ließ aber die Stände bei ihrem Bewilligungsrechte. Sein Berather war Johann Gyllenstjerna.

Fast ergötzlich ist es zu sehen, wie die schwedischen Stände bei ihren Debatten sich gegen einander verhielten und jeder dem andern am Zeuge zu flicken suchte. 1682 behauptete der Adel, daß auch Ursprung und Rechtstitel der geistlichen und städtischen Besitzungen und Einnahmen untersucht, entbehrliche Posten eingezogen, besonders die geistlichen Gehälter neu festgesetzt werden müßten. Die Bauern fanden ein strenges Vorgehen gegen Geistliche und Bürger ganz in der Ordnung, beschwerten sich aber über die Erhöhung der Verzehrsteuer und der Kriegslasten.

Doch brachten die Geistlichen und Bauern gemeinschaftlich das Meiste gegen den Adel durch. Der König konnte lange ruhig zusehen und that es auch. Als jedoch Alles im guten Zuge war, beantragte er, daß auch Lehen als Eigenthum verliehen und dennoch zurückgenommen werden könnten, was ihm die drei andern Stände zugaben.

Endlich überstürzten sich alle vier Stände in der Erklärung: der König sei gar nicht gebunden, die Stände um ihre Meinung zu fragen; nur möge er bei ganz allgemeinen Gesetzen ihre unvorgreiflichen Gedanken anhören.

Das hieß sich selbst aufgeben, und der Propst Boethues erfuhr dies, als er sich erkühnte gegen den Absolutismus zu schreiben. Er wurde zum Tode verurtheilt und ihm obendrein die ewige Seligkeit abgesprochen. Aus diesem Grunde wahrscheinlich ließ man ihn auf Lebenszeit im Gefängniß.

Dieselbe Ueberstürzung hatte sich übrigens auch in Däne-

mark gezeigt. Ein Professor Wandal schrieb dort ein Buch nach dem alten Testament über das Recht des absoluten Königs. Es war wie ein Echo des „Patriarchen“ von Filmer. Wandal erklärte: kein Widerstand sei gegen den Monarchen gestattet, nur Bitten seien am Platze. Der König sei mit Gott mystisch verbunden. Adam sei der erste König gewesen.

Bei der Eintreibung der königlichen Gerechtsame ging es sehr scharf zu. Die Strafen überstiegen oft den Werth der Güter. Der König erbte vor allen Gläubigern, ja die Rechnungen wurden bisweilen derart gemacht, daß der Gläubiger als Schuldner dastand. Beim Reichsadmiral Steenbock wurde alles inventarirt, auch sein sammtner Rock mit goldenen Knöpfen. Der Feldmarschall Banér wurde von seiner Schwiegermutter ernährt, sonst hätte er armuthshalber umkommen müssen.

Und doch gestand ein so hochgestellter Mann wie der Feldmarschall Axel Sparre: „Ich und meine Familie haben durch Rücknahme der Krongüter viel gelitten; aber ich behaupte doch, daß Karl XI. dadurch mehr Heil über Schweden gebracht hat, als hundert Reichstage zusammen.“

Der hochconservative Fr. von Raumer bemerkt zu diesen Vorgängen*): „Jedenfalls ergab sich, daß, wenn ein Theil der Einwohner eines Staates durch lange Zeiträume hindurch seinen vorherrschenden Einfluß eigennützig geltend macht, kein Buchstabe des Rechts das zweideutig Erworbene gegen unausbleibliche Angriffe schützen kann, sondern ein neues Recht gefunden werden muß, wenn der Staat nicht in innere Kriege versinken oder ganz zu Grunde gehen soll.“

In Dänemark wie in Schweden war der Despotismus legal geworden; der legale Despotismus ist der Absolutismus, denn es muß Einer absolvirt, vom herkömmlichen Recht losgesprochen sein. Auf der Universität zu Upsala mußte der Absolutismus vorschriftsmäßig gelehrt werden. Der Reichstag selbst hatte Karl XI. zum „Staate“ erklärt, weßhalb auch

*) Raumer: „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.“

Karl XII. jeder Zügel abging. Doch zum Herrn über die Geister wollte sich Karl XI. nie aufwerfen. Als die protestantischen Theologen auf Bannung der Cartesischen Philosophie — des weitestverbreiteten unter den damaligen neuen Systemen — antrugen, ging ihr bescheidenes Gesuch an die philosophische Facultät. Diese erklärte: „Es ist gar kein Wunder, daß ein alter Professor, welcher an die 20 Jahre den Studenten die philosophiam aristotelicam dictirt und sich dadurch ein venerables hohes Ansehen erworben, vor Eifer fast bersten will, wenn er sieht, daß ein junger Cartesianer auftritt und seine graubärtige Weisheit für lauter Lapperei und einen nichtsnutzigen Bettellumpenkram ausruft und bei der Jugend Gehör und Zulauf findet." König Karl XI. ließ die neue Philosophie, deren Stifter einst bei seiner Vorfahrin Christine ein willkommener Gast gewesen war, unbehelligt.

Deutsches Kulturleben.

Ueber deutsche Art und Kunst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ist nicht viel Erfreuliches zu melden. Der 30jährige Krieg setzte Deutschland gegen England und Frankreich um ein volles Jahrhundert zurück. Nur ganz im Hintergrund, abseits der großen Straße, regt sich das Eigenthümliche und Zukunftverheißende. Den ganzen Vordergrund und die Mitte des Schauplatzes füllt das Fremde, Französisches und Italienisches.

Die tonangebenden Klassen gallisirten sich um die Wette, Fürsten und Adel bezogen die hohe Schule zu Paris. Was nicht aus Frankreich stammte, hatte keinen Anspruch auf Geschmack, kam nicht zur Geltung. Vom Hofcavalier bis zum Tanzmeister herab verschrieb man sich Alles von jenseit des Rheins: Lustschlösser, Gartenanlagen, Kleidermoden und Sprache mußten französisch sein. Die Mätressen-Wirthschaft machte reißend Propaganda. Die Duodez-Fürsten spielten die kleinen Louis XIV. und sogen ihre Ländchen aus. Wie sich die Schweden mit Behagen die „Franzosen des Nordens" nannten, so waren die sächsischen Kurfürsten die eifrigsten Nachäffer des Thronkünstlers von Versailles: Johann Georg II. (1656—80), noch mehr Johann Georg IV. (1691—94), am ärgsten Friedrich August der Starke mit der Aurora von Königsmark, der Cosel, der Dönhof und zahllosen Kebsen zweiten Ranges — rechnet man doch diesem „Vater des Vaterlandes" 354 uneheliche

Kinder nach! Friedrich August ruinirte sein armes Land, gerade wie sein erhabenes Vorbild das seinige; dann verdarb er noch was an Polen zu verderben war. Eberhard Ludwig von Würtemberg (1693—1733) baute seiner Grävenitz das Ludwigsburger Versailles. Der Kurfürst Joseph Clemens von Köln hatte 150 französische Kammerherren. Kaiser Leopold, der selbst stark in italienischer Ausländerei machte, gerieth auf den „patriotischen“ Einfall, die französischen Bedienten im Reiche zu verbieten! Er hätte mit einem Schock hoher Herren anfangen müssen.

Nur der Kurfürst Friedrich Wilhelm hielt sich hausväterlich einfach; sein Sohn Friedrich holte aber das Versäumte reichlich nach. Wiederum waren es die deutschen Handelsstädte, die dem verderblichen Strom am kräftigsten widerstanden: Augsburg, Nürnberg, Ulm behielten ihre alte Tracht bei und führten keine Fremden in Privathäusern ein. Man besuchte sich in der Herberge.

Von der bildenden Kunst in Deutschland ist in dieser Periode sehr wenig zu sagen. Durch das ganze Jahrhundert grassirte die Nachahmung der Italiener, die geradezu fürchterlich wurde, wenn philisterhafte Stümper sich an Michel Angelo vergriffen. Gegen die allgemeine Zerfahrenheit reagirten nur Wenige, und auch diese nur in Ausläufen der großen Kunst, im Porträt, im Genre, im Thierstück und höchstens in der Landschaft. Die reproducirende Kunst stand weit höher als die Schöpfung. Merkwürdigerweise gruppirt sich das künstlerische Streben zumeist um die Stadt Frankfurt a./M.*) Matthäus Merian, ein Baseler, kam 1624 nach Frankfurt und stach biblische Scenen, topographische Schilderungen, eine Menge Städte, darunter Frankfurt selbst, in Kupfer. Er hinterließ 2212 Platten. Auch Gustav Adolfs Einzug in Frankfurt ist von ihm. Sein Schüler Wenzel Hollar

*) S. Gwinner: „Kunst und Künstler in Frankfurt a M.,“ Frankfurt 1862.

(1621—87) ist einer der größten Kupferstecher und Radirer des Jahrhunderts. Joachim Sandrart (1606—88), ein Schüler des berühmten Kupferstechers Egid Sadeler zu Prag, zeichnete die ganze Galerie Giustaniani zu Venedig für den Kupferstich; 1650 malte er, höchst akademisch, das Friedensmahl zu Nürnberg mit 50 Personen sammt den Speisen. Auch Karl Gustav von Schweden zu Pferde ist sein Werk. Matthäus Merian d. J. (1621—87) ist sein Schüler; dieser malte zu Nürnberg die verschiedenen hohen Offiziere beim Vollzugs-Congreß. Sein Sohn Joh. Matthäus von Merian malte den Prinzen Eugen; eine Tochter von ihm heirathete einen Schweden von Göthe, so daß unser Dichter doch von den „Gothen" abzustammen scheint. Dieser Göthe, Hofbaudirector zu Berlin, stürzte den großen Andreas Schlüter durch Intrigue. Auch der Landschafter Lingelbach, (1622—87) der das italienische Volksleben so trefflich darstellte, war ein Frankfurter. Eben so Abraham Mignon (1649—70), ausgezeichnet in Blumen und Früchten. Die Blumen- und Insectenmalerin Marie Sibylle Merian, Tochter des älteren Merian, war seine Schülerin. Neben Lingelbach ist noch zu nennen: Joh. Heinr. Roos (Rosa di Tivoli, 1585—1657), der ganz vorzüglich Thiere malte und ausgezeichnet im Porträt war. Die technische Fertigkeit Sandrarts schloß in dem vielbestaunten Balthasar Denner ab, der als zeichnender und malender Gesichtercopist so „sprechende" Bilder machte, die jedoch nichts zu sagen haben. In ihm wurde die Kunst Handwerk. —

In der Literatur war das Ausland so maßgebend, daß man heimische, herzentsprungene Klänge nur noch für eine Weile aus dem geistlichen Gesange und dem Volksliede heraushört, während die Kunstpoesie jener Zeit nicht im Stande ist, ein einziges Echo in unserer Brust zu wecken. Neben den Passionsblumen, den Heckenrosen und Gelbveiglein des Chorals, der Liebes- und Handwerkslieder, erscheint uns die ganze übrige Flora papieren oder tulpenhaft stinkend. Wie echt ertönt es aus dem bedrückten Herzen Paul Gerhards:

„Befiehl Du Deine Wege,“
„Wach' auf mein Herz und singe,“
„Nun ruhen alle Wälder.“

Wie patriotisch verfolgt das Volkslied das Franzosenthum:

„Der nit kann französisch lügen,
Wird wohl keine Charge kriegen.“

„Vormals als man kurze Haar'
Und ein' langen Bart getragen,
Als zu Hof kein Franzos war,
Thät man nach Landskinder fragen.
Aber jetzo ist es aus,
Man hält nur mit Wälschen Haus.“

Leider meldet sich auch im Volksliede der Sprachverderb noch stärker als in der obigen „Charge“.

„Teutschland thät vor (dem) guberniren,
Gab Gesetz manch' fremdem Land;
Jetzt muß es sich submittiren,
O der übergroßen Schand!“

Ganz volksliedlich ist auch noch hin und wieder ein namhafter Dichter, Aßmann von Abschatz, aus der zweiten schlesischen Schule (1646—96):

„Nun ist es Zeit zu wachen,
Eh' Deutschlands Freiheit stirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.

Herbei, daß man die Kröten,
Die unsern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke,
Zur Son (Saône) und Seine schicke!“

Oder:

„Fremde Kleider, falsche Haare,
Falsche Treu', verfälschter Wein,
Glatte Worte, falscher Schein,
Sind anjetzt die beste Waare.“

Gegen das Ende des Jahrhunderts ging übrigens auch dem Volksliede der Athem aus.

Die Kunstdichter lebten auf französischem Fuße und von französischen Recepten, oder sie verkamen in italienischem Zier-

schwulst. Die Prosa-Epik ahmte den von den Franzosen selbst schon nachgeahmten Schäfer- und Ritterroman noch einmal nach. An der Spitze steht seit 1645 Philipp von Zesen mit der „Adriatischen Rosamund", der gleich in der Vorrede prahlt: daß Spanien, Welschland und Frankreich jetzt nicht mehr allein solche Liebesgeschichten hätten. Auf der Spur der Scudéry entstanden die oberflächlichen Schilderungen fremder Länder und Sitten: des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig „Aramena", die „Syrierin" und „Octavia"; des Andr. Heinr. Buchholz „Herkules und Valdisca", „Herkules und Herkuladisla", durch die der braunschweigische Hofprediger den „Amadis" verdrängen und den Roman christianisiren wollte! Dann trat Anselm von Ziegler und Kliphausen mit der „Asiatischen Banise, oder blutiges und doch muthiges Pegu" in die Schranken. Happel, der Fruchtbare, docirte in seinen Romanen geradezu Geographie. Unter allen diesen reichte Keiner dem Grimmelshausen das Wasser.

Am berühmtesten in dieser Gattung wurde einer der Gründer der sogenannten zweiten schlesischen Schule, der kaiserliche Rath und Syndicus von Breslau, Daniel Kaspar von Lohenstein (1635—83), dessen Muster der zierschwülstige Neapolitaner Marino war, besonders durch seinen Roman: „Großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann, als ein tapferer Beschirmer der deutschen Freiheit, nebst seiner durchlauchtigen Thusnelda" (erst 1689 erschienen, mit Kupfern von Sandrart), 4 Bände. Unnatürliche, langweiligste Erhabenheit, und dennoch besserer Styl als bei den Zeitgenossen, auch historische Anlage nicht zu verkennen. Christian Gryphius, der Sohn des Andreas, pries in seinem Ehrengedicht auf Lohenstein dessen Patriotismus:

„Auf Deutschland, kannst Du noch der fremden Schmach vertragen?
Fällt Dir Quintilius und Drusus noch zu schwer?
Ist das verhaßte Joch noch nicht entzwei geschlagen?
Auf Deutschland, rüste doch ein auserles'nes Heer!"

Noch schwülstiger, vor Bombast oft ganz unverständlich,

sind Lohensteins „Tragödien“, von denen die „Agrippina“ noch die am wenigsten unerträgliche sein dürfte. Was aber der Geschmack der Zeit mit sich brachte, ersieht man aus einer Scene, worin der persönlich züchtige kaiserliche Rath die Agrippina ihren Sohn Nero emphatisch zur — Blutschande auffordern läßt! Wir Neuesten werden zwar eben wieder durch das „Kunstwerk der Zukunft“ und durch gewisse Effectstücke an solche Dinge gewöhnt; historisch muß man sich aber doch erst erinnern, daß selbst ein Leibniz der Kurfürstin von Hannover Besser's „Schooß der Geliebten“ vorlas, welche Zote dann die gebildete Kurfürstin weiter verbreitete!

Den Opitzianern hatte man nachgesagt, sie besäßen weder Phantasie noch Sinnlichkeit, was auch in der Wahrheit begründet war. Da habt Ihr beides, konnte neben Lohenstein auch Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1618—79) sagen, der gleichfalls Rathsherr in Breslau, von Person eben so ehrenwerth wie sein College war. Das Schlechteste der französisch-italienischen Lüstlinge brachte Hoffmannswaldau in seinen „Heroiden“ (Liebesbriefen) über die Feder, und natürlich mit deutscher Bärenhaftigkeit. Die Zeitgenossen aber, nicht etwa nur das große Publikum, stellten den Lohenstein nicht nur über Seneca und Corneille, sondern über Aeschylus und Sophokles! Die Höhe des Parnasses war mit Hoffmannswaldau und Lohenstein erreicht. Selbst Thomasius, ästhetisch freilich sehr incompetent, meinte, die Beiden könnten es mit Virgilius aufnehmen!

Da wurde denn doch die trockenste Boileau'sche Schulmeisterei zur wohlthätigen Nothwendigkeit, damit dieses Geschlecht beim ästhetischen ABC wieder anfange. Der Bakel wurde, in Erwartung Gottscheds, von dem Zittauer Rector Christian Weise (1642—1708) pedantisch genug geschwungen. Weise war ein wässeriger Poet, ohne Salz und Schmalz in seinen geistlichen Liedern und Schulkomödien; daß er aber das Bessere fand und billigte, bewies er schon durch seine Anlehnung an den „Simplicissimus“ in dem volksthümlichen Roman:

„Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt“ (1673). Daß er, wie auch Lohenstein, auf der Spur des Andreas Gryphius einherging und historische Stoffe, ja Ereignisse seines Jahrhunderts dramatisch zu gestalten suchte, verrieth wenigstens ein richtiges Streben. So verfaßte Weise: den „gestürzten Marschall von Ancre“, den „Neapolitanischen Rebellen Masaniello“, den „Spanischen Favoriten Olivarez“.

Seine pädagogische Stellung nahm er sehr ernst; es soll ihm unvergessen sein, daß er das Deutsche auf den Gymnasien einführte, wo bis dahin sogar in den Spielstunden lateinisch gesprochen werden mußte! Auch das war richtig getroffen, daß er theoretisch die Poesie und Beredtsamkeit vom „Galanten“ auf das „Naturelle“ zurückverwies, wenn er auch als hausbackener Magister das „Natürliche“ in der gemeinen Natur suchte und es sogar auf Unfläterei ankommen ließ.

Aehnlich, aber mit mehr Geist reagirte der Hamburger Christian Wernicke in seinen „Ueberschriften“ (Epigrammen) um die Wende der Jahrhunderte vom Boileau'schen Standpunkte aus gegen die lasciv-schwülstigen Nachtreter des Marino, die schlesischen Marinisten und Manieristen.

Ein Resultat dieser Cur war zunächst kaum zu bemerken. Niemand wird heutzutage den Freiherrn v. Canitz für einen Dichter erklären. Er war zu Berlin 1654 geboren, hatte sich zu Versailles den Boileau und die feine Sitte einverleibt und schrieb gegen „Zibeth und Ambra“ der Schlesier, sowie gegen Weise'sche Bettelsuppen. Sein Freund Joh. v. Besser, ein Kurländer, im selben Jahre geboren, war Ceremonienmeister bei Friedrich I. von Preußen, fiel in Ungnade, ging als Geh. Kriegsrath nach Dresden und lieferte dort Festbeschreibungen. J. Ulrich König, die formelle Leere, erzählte aufs genaueste „August im Lager“, die Beschreibung einer Revue!

Erst jenseits der Schwelle des Jahrhunderts dämmert das Bessere auf. Heinrich Brockes (1680—1747) nahm sich den Engländer Thomson zum Muster und zeigte den etwas holperigen Weg zur Natur. Die ersten wahren Herzenslaute,

aus der Tiefe der Verkommenheit und Zerknirschung, ließ Joh. Christian Günther (1695—1723) hören, wie das der Pansoph Göthe richtig angemerkt hat.

Die französische Literatur in ihren bedeutenden Erscheinungen ging ziemlich spurlos an den Deutschen vorüber; kaum daß Corneille und Molière dürftig übersetzt wurden. Die Schauspielergesellschaften, zu Anfang des Jahrhunderts aus Studenten und Meistersingern zusammengewürfelt, z. B. die von Pauli, wurden durch den langen Krieg zerstäubt. Die Veltheim'sche Truppe war in den 70er Jahren zu Nürnberg und spielte hier Molière'sche Stücke. Erst gegen Ende des Jahrhunderts kommen stehende Schauspielertruppen bei uns vor. An den fürstlichen Höfen führte man eine Art von „Masks" mit extemporirten Scenen, den sogenannten „Wirthschaften" auf. Oper und Ballet überwucherten Alles. Endlich nahm sich das Bürgerthum, z. B. in Hamburg, der Schaubühne an, und gar lustige Dinge wurden dort aufgeführt: „Seigneur Schelmuffsky et l'honnête femme Schlampampe", die „Schadenbringende Alchymisten-Gesellschaft" u. s. w.

Die Literarhistoriker klagen noch mehr über den Verfall der Prosa in dieser Zeit als über die jämmerliche Poesie. Und zwar mit Recht. Das Gesetz der Accentuirung und die Opitz-Boileau'schen Regeln gaben der poetischen Form allmählich eine gewisse Correctheit; in der Prosa dagegen hatte selbst das deutsche Wort Mühe sich einzubürgern. Das Gelehrten-Latein, die Ausdrücke des römischen Rechts, die französischen diplomatischen Wendungen, der Italianismus, ja in Oesterreich das Spanische, erdrückten das Deutsche, brachten es in Vergessenheit. Die Zeit des Moscherosch war noch lange nicht vorüber.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist sogar das kindliche Ringen Jakob Böhme's mit der Sprache anzuerkennen. Der Prediger Joh. Arnd (starb 1621) folgte noch der guten Luther'schen Tradition. Dann gab es keine gute und reine Prosa bis auf die Hallischen Pietisten. Thomasius, der viel für die deutsche Sprache that, schrieb selbst bei weitem nicht rein.

Leibniz, der das volle Bewußtsein von der Sache hatte, ließ es bei Versuchen, verfaßte aber seine Hauptwerke lateinisch und französisch. Erst Christian Wolf brachte ein verständliches Philosophen-Deutsch auf. Grade am Ende des Jahrhunderts vollendete der fromme und gelehrte Gottfried Arnold aus der Hallischen Schule seine „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie", das beste deutschgeschriebene Geschichtswerk des ganzen Jahrhunderts.

Die Katholiken, wenn sie deutsch schrieben, mißhandelten die Prosa noch mehr als die Protestanten; namentlich die Jesuiten, z. B. der Elsässer Jakob Balde, waren kaum genießbar. Und doch erklärte ein Jesuit unter dem Kaiser Leopold: in Oesterreich sei die deutsche Sprache in einem fremden Lande.

Unumgänglich war die Erneuerung des Bewußtseins von der Sprache. Dazu gehörten etymologische, lexikographische und grammatische Studien. Das Wort mußte erst wieder in seinem Urwerthe empfunden werden. Diese Bestrebungen wurden eingeleitet durch das große Werk von Schottelius: „Ausführliche Arbeit von der deutschen Haubt-Sprache" (1663), worin Etymologie, Syntax und Versbau methodisch vorgetragen waren. 1665 wurde zu Dortrecht der Codex argenteus, die gothische Evangelien-Uebersetzung, gedruckt. Dann kam die Grammatik der altgermanischen Sprachen an die Reihe, und Johann Schilter schrieb seinen großen Thesaurus.

Leibniz, mit diesen Studien vertraut, verfaßte 1679 seine „Ermahnung an die Deutschen, ihren Verstand und Sprache besser zu gebrauchen" und 1697 seine „Unvorgreiflichen Gedanken." Er beschäftigte sich mit der Idee eines deutschen Glossars, in welchem der deutsche Sprachquell sprudeln sollte, und beklagte im Interesse der einheitlichen Sprachgesetzgebung den Mangel einer Hauptstadt und einer literarischen Akademie.

Um aber deutsch schreiben zu lernen, bedurfte die Nation deutscher Gedanken, einer Verdeutschung der Gelehrsamkeit.

Bis zum Ende des Jahrhunderts wurden alle akademischen Vorträge lateinisch gehalten. Hier griff Thomasius ein, der die Reform Christian Weise's auf die Universität übertrug.

Christian Thomasius (1655—1717) war der Sohn des Leipziger Professors Jakob Thomasius, zu dessen Füßen auch Leibniz gesessen. Er war Jurist und Staatsrechtslehrer. Im Jahre 1681 kündigte er als Professor zu Leipzig Vorlesungen in deutscher Sprache über Hugo Grotius und seinen Lehrer Pufendorf an. Die Neuerung war so verblüffend, daß sich kein einziger Hörer meldete. 1688 veröffentlichte Thomasius das erste Heft seiner deutschen wissenschaftlichen Monatsschrift: „Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand nützliche und lustige Bücher und Fragen ꝛc. ꝛc.“ Der Titel legt Zeugniß von der ungewohnten Schwierigkeit des Unternehmens ab, da die Kritik selbstredend bis dahin gleichfalls in lateinischer Sprache geübt worden war. Hatte doch Otto Menken seine Zeitschrift: Acta eruditorum nicht lange vorher erst gegründet. Bei vielfachem Mangel der Form zeigte jedoch Thomasius Energie und sogar Geist. Bekämpfen wollte er vorzüglich Pedanterie, Heuchelei und Servilismus. Das Beste, was Thomasius geschrieben hat, ist der Aufsatz: „Roman von dem Leben des Aristoteles und dessen Curtesien“; hier wird der scholastische Heilige und theologische Kirchenvater in heiterster Weise als moderner Hofmann und eleganter Ritter, so zu sagen als „auch ein Mensch“ dargestellt.

1690 entfloh Thomasius vor einem drohenden politischen Processe nach Berlin und hielt dann in Halle mit Erlaubniß des Kurfürsten Friedrich Privatvorlesungen. Als die Universität Halle bald darauf gegründet wurde, wirkte Thomasius in Gemeinschaft mit Spener und Francke gegen das „eiserne Joch“ des Lutherthums, welches man für das „hölzerne“ des Papstthums eingetauscht habe, und für deutsch-wissenschaftliche Sprache und Schrift. Er machte den Hexenprocessen den Proceß und erstrebte die Abschaffung der Folter. —

Die Pietisten sind bereits als Förderer der Prosa erwähnt worden. Vorab ist es nöthig, über den Namen ins Klare zu kommen, der ursprünglich weit davon entfernt war, ein Spitzname zu sein und durchaus nicht den Wupperthaler Beigeschmack hatte. Der Prediger Phil. Jakob Spener aus Rappoldsweiler im Oberelsaß (1635—1705) hielt zu Anfang der 70er Jahre in der Katharinenkirche zu Frankfurt a/M. Erbauungsstunden, die den Titel Collegia pietatis führten. Seine Zuhörer und Anhänger, die Pietisten, waren also einfach die Frommen. Die Frömmigkeit faßten sie, im Gegensatz zu der starren Orthodoxie und dem gelehrten Klauben, als innere Bewußtseinsthat auf. Ihr Christenthum sollte ein selbsterworbenes, nicht ein dogmatisch mitgetheiltes, ein in jeder Persönlichkeit lebendiges sein, das sich in thätiger Liebe zum Nebenmenschen äußerte.

Es war nichts Neues was sie lehrten. So dachte man sich die älteste christliche Gemeinde; so hatten die Mystiker des 14. Jahrhunderts gelehrt, der große Johann Tauler zu Straßburg, Heinrich Suso in Konstanz und Ulm, Johann Ruysbroek, der Niederländer. Diese Mystiker oder „Gottesfreunde" waren dem officiellen Katholicismus so widerwärtig gewesen, daß der Papst sie bannte. Ruysbroek, der die Versenkung in Gott das „höchste Sein" nannte, war der Vorgänger des protestantischen Theologen Bullinger im 16. Jahrhundert, der französischen Jansenisten des 17. Jahrhunderts, die wir längst als „katholische Pietisten" bezeichneten, des katholischen Spaniers Molinos, von dem wieder Fénélon mit seinen „Maximen" abstammt.

Der Pietismus ist sonach nichts wesentlich Protestantisches; er eignet auch innerhalb des Protestantismus nicht specifisch dem Lutherthum, obgleich er grade in Martin Luthers tiefem Gemüth eine seiner Wurzeln hat. Eine andere Wurzel aber hat er im Calvinismus, und zwar schon in den Puritanern, die sich angesichts des Geheimnisses der Prädestination in mystische Selbstbetrachtung vertieften. Die Puritaner Barter und besonders Bunyan sind reformirte Pietisten. Als die

strenge Prädestinationslehre auf der Dortrechter Synode 1618 gesiegt hatte, bildete sich auch in Holland die praxis pietatis aus. Gisbert Voëtius wurde der Träger dieses holländischen Pietismus, und Anna Maria Schuermann seine Prophetin. Der gelehrte Coccejus behandelte, grade wie die deutschen lutherischen Pietisten, die Bibel nicht als dogmatischen Beweis-Apparat, sondern als Entwicklungsgeschichte des Gottesbegriffs, was aller spätern Bibelkritik eine erwünschte Handhabe bot.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts betrat der milde und fromme Lutheraner Johann Arnd mit seinem „Wahren Christenthum" die Bahn der christlichen Selbstbetrachtung, auf welcher ihm Spener und Francke folgten.

Die Befreiung der Gemüther vom Banne der Orthodoxie war noch keine Befreiung der Geister; aber die Spontaneität der Empfindung, selbst in abgesteckter Sphäre, war ein nicht zu verkennender Fortschritt. Und diese Spontaneität, dieses Selbstempfinden und Selbstproduciren der religiösen Wahrheit, bedurfte auch des spontanen Ausdrucks. Die Orthodoxie, die dogmatische Theologie mochten lateinisch schreiben; sie hatten es mit fertigen Begriffen und Schablonen zu thun. Wer aber ins Herz greifen wollte, wer das Herz zu eigener Empfindung zu erwecken strebte, der mußte dies in der angebornen Muttersprache thun, weil er nur so wirken konnte. Auch die Mystiker des 14. Jahrhunderts schrieben deutsch. Luther gründete eine Sprache; Arnd, Spener, Francke schrieben deutsch und förderten mit der Frömmigkeit die deutsche Prosa.

Der Pietismus brachte zugleich eine wohlthätige Bewegung im deutschen Universitätssumpfe hervor. Die Stagnation war hier fast ebenso arg geworden wie in vorlutherischen Zeiten. Die Wissenschaft überhaupt, von der Theologie so abhängig wie vordem, hatte sich zur Scholastik verknöchert. An einer lutherischen Universität war kein Tanz- oder Fechtmeister, der nicht auf die symbolischen Bücher vereidigt gewesen wäre. So ging es zu Altdorf, Erfurt, Gießen, Greifswald, Jena, Helmstädt, Kiel, Königsberg, Leipzig, Rinteln, Rostock, Straßburg,

Tübingen und Wittenberg. Namentlich Wittenberg war in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts steif orthodox, grimmig gegen Pufendorf und Thomasius. Eine Ausnahme machte Calixtus zu Helmstädt; er schmähte nicht die Rationalisten und hatte Spener'sche Anwandlungen vor Spener. Die symbolischen Bücher seien nicht ewig, erklärte er. Ein schweres Wort, welches Entsetzen verbreitete. Doch war man in dem so gläubigen Jena nicht abgeneigt, auf solche Dinge einzugehen.

Reformirt waren die Hochschulen zu Heidelberg, Marburg und Frankfurt a/O., zu denen der Große Kurfürst Duisburg gesellt hatte. Was der Kurfürst praktisch anbahnte, die Union, das lehrte Spener als Theologe, indem er erklärte: Mit Ausnahme des Abendmahls könnten sich die Lutheraner gar wohl mit den Reformirten vereinigen. Der Lärm, der darüber entstand, war das sicherste Zeichen, daß es mit der Union noch gute Wege hatte.

Die werkthätige Liebe des Pietismus bewies der Lübecker August Hermann Francke (1663—1727) durch die Erbauung des Hallischen Waisenhauses 1698. Rauchs Meisterhand hat sein Standbild errichtet.

Kein Umstand charakterisirt wohl besser das Wesen der Pietisten als ihre Freundschaft mit den scheinbar entgegengesetzten Rationalisten. Und doch hatten beide denselben Ausgangspunkt vom Wesentlichen; nur daß die Einen das Wesentliche mit dem Verstande zu fixiren, die Andern es in der innern Anschauung zu erreichen suchten. Und wie nahe kamen sie sich im weitern Verlauf der Entwickelung! Konrad Dippel (1673—1734) ging vom Pietismus aus und leugnete die dogmatische Ansicht von der Wirkung des Todes Christi; die Sacramente waren ihm Menschensatzungen. Wenn einmal das Unwesentliche zur Seite geschoben wird, so gestaltet sich die Frage immer spitziger: Was ist das Wesentliche?

Die Keckheit des scheidenden Jahrhunderts war groß; sie kündigte, wie in der Literatur so in der Kritik, das folgende

Zeitalter deutlich an. Nach der neuesten Forschung verdankt die berufene Schrift: De tribus impostoribus (Moses, Christus, Muhamed), welche man früher bis auf Kaiser Friedrich II. zurückdatirte, ihre Entstehung dem Ende des 17. Jahrhunderts, und der Geschmack an solchen pikanten Verwegenheiten war so verbreitet, daß der Prinz Eugen auf einer Versteigerung 80 Thaler für die Rarität zahlte.

Die Gemüthsbewegung des Pietismus werden wir noch auf einem andern Felde wirksam sehen.

Die Musik war in Deutschland, wie so ziemlich überall, eine dreigetheilte: volksthümlich, gelehrt und opernhaft. Die volksthümliche Musik war traditionell und selbstverständlich durchaus national. Die gelehrte Musik war kosmopolitisch und kam auf ihrer Wanderung zumeist aus Italien nach Deutschland. Die Opernmusik war rein italienischen Ursprungs.

Das Volkslied und der Choral hatten sich seit Luthers Tagen verquickt; manche Volksweise war in die Kirche übergegangen, manches Volkslied hatte eine fromme Umwandlung erfahren. Der Choral war in den Ländern der Reformation volksthümlich geworden. In den schlimmsten Zeiten des 30jährigen Kriegs hatte sich das Volk an profanen und geistlichen Gesängen aufrecht erhalten, sich die beschwerte Brust leichter gesungen. Leibniz verstand genug von der Kunst der Töne, um sie als eine „Uebung der Seele, welche nicht wisse, daß sie zähle“ zu erklären. Das war freilich nicht ausreichend; mit dem Zählen und Rechnen werden erst die Töne und Intervalle begründet, keineswegs deren Folge und Wechsel, der Inhalt der Musik. Aber Leibniz wußte desto besser die Wirkung der Kunst, ihre Kulturbedeutung zu schätzen. „Die unglaubliche Wichtigkeit der Musik können nur diejenigen verkennen, welche nicht wissen, mit welch' innigem Entzücken selbst das niedrigste Volk durch sie erfüllt wird, und wie es keinen Handwerker und keine Kindermagd giebt, die nicht durch Gesang sich Arbeit und Mühe würzen.“

Hettner in seiner trefflichen „Literaturgeschichte des 18. Jahr-

hunderts" spricht von den „schlichten deutschen Cantoren, welche still und unbemerkt die erstorbene und verfolgte Innerlichkeit deutschen Volkssinnes nährten." Diese Cantoren waren allerdings in ihrer äußern Erscheinung und Position sehr „schlicht"; wenn sie aber den Choral pflegten und selbst componirten, so war das ein Akt der gelehrten Musik auf volksthümlichem Boden. Solcher Cantoren wie die des 17. Jahrhunderts giebt es heute nicht allzu viele.

Die gelehrte contrapunktische Musik, welche grade im 17. Jahrhundert die eigentliche Fuge schuf, hatte eine doppelte Berührung mit dem Volke: einmal durch die Orgel, das bis dahin maßgebende Instrument, und den Choral, den Ausdruck der gemeinsamen religiösen Stimmung; sodann durch kunstvoll gesetzte weltliche Lieder und Tänze. Darin übertrafen die Deutschen bald ihren römischen Meister Frescobaldi.

Leider wurde der deutsche Liedertext immer schlechter, des wenigen Guten immer weniger. Bier-, Kaffee- und Tabakslieder konnten schwerlich einen Componisten reizen. Die Kunstlyrik bot keinen Ersatz; es ist nur durch den elenden Zustand der Lyrik zu begreifen, daß so viel Sprachgemengsel und fade Schäferei ihren Weg in die Musikbücher fanden. Erst im Singspiel, der eigentlich deutschen Oper, gingen Musik und weltlicher Text so ziemlich in einander auf. Der Meister des Singspiels war Reinhold Kaiser (1673—1709), der im Anfang des neuen Jahrhunderts zu Hamburg, der regsamen deutschen Stadt, drei Aufführungen in der Woche veranstaltete.

Geschah das auf weltlichem Gebiete, so entwickelte sich auch die religiöse Musik zu weiterer Harmonie mit der Volksstimmung. Der Choral ging in die Cantate, von da ins Oratorium über, und das religiöse Musikdrama trieb seine höchste Blüthe in der Passion, der wir schon zu Anfang des Jahrhunderts bei Heinrich Schütz begegnen und die ein Jahrhundert später ihre großen Triumphe feierte. Das mittelalterliche Misterium hatte seinen classischen musikalischen Ausdruck gefunden, wie die Gothik ihre tönende Erklärung in der Fuge.

Auch die musikalischen Formen modernisirten oder vielmehr acclimatisirten sich im Laufe des Jahrhunderts. Die gelehrte Musik war ihrem Ursprung nach Kirchenmusik, katholisch, die Tonarten die sogenannten Kirchentöne. Lange fügten sich die protestantischen Fugisten diesem fremden Wesen; unmerklich, halb unbewußt, dem deutschen Ohre und Gefühle folgend, prägten sie die neuen Tonarten aus, während sie die alten vorzeichneten. Diese Reformation dämmert auf in Scheidt, wird bestimmter in seinem Schüler Kerl und durchsichtig in dem Egerer Johann Pachelbel (1653—1706). Bei Pachelbel erkennt man unbestreitbar unser D moll, G moll, F dur und G dur. Von Pachelbel führt der Schleswiger Nik. Bruhns direct zu Johann Sebastian Bach, dem großen Gesetzgeber aller neuern Musik, die den Namen verdient, zu der fleisch- und blutgewordenen Logik der Tonkunst, der blühenden Regel des musikalischen Satzes, dem polyphonen Weltgesetz.

Vortreffliche Orgeln wurden im 17. Jahrhundert gebaut; die berühmtesten von den Silbermanns. Die Familie stammt ursprünglich aus Grafenstein in Böhmen. Andreas Silbermann, geb. 1678, ging nach Straßburg und verewigte sich dort im Münster. Von ihm rühren überhaupt 30 große Werke her; von seinem Bruder, der nach Freiburg und Dresden ging, 94.

Sollte die Musik wirklich populär werden, so mußte auch das maßgebende Instrument nicht nur für die Gemeinde sein, sondern in die Gemeinde verpflanzt werden. Die Orgel fand im 17. Jahrhundert ihren Absenker am Clavier. Das ins Hackbrett übertragene Monochord, Clavicord, dann Clavicymbalum oder Gravicymbalum genannt, in den Niederlanden Spinett, in England Virginal (wie Virginien), in Deutschland schlechtweg „Instrument“, oder „Flügel“, auch „Schweinskopf“ — zu Anfang des Jahrhunderts 4½ Octaven umfassend — übernahm allmählich die Leitung der Musik im häuslichen und engern Kreise; es demokratisirte die Tonkunst. Noch vor Ausgang des Jahrhunderts erhielt es, bei größerer Ausdehnung, die „gleichschwebende Temperatur,“ d. h., die durch

Summirung von 12 Quinten gegen die Octave sich ergebende Differenz wurde auf die 12 Tonstufen der Octave vertheilt.

Bei der wachsenden Bedeutung der Instrumentalmusik wurde immer größere Wichtigkeit auf die Geige oder Violine gelegt, die mit der Trompete die Melodie leitete. Zu Anfang des Jahrhunderts zeichneten sich die Amati, ein Cremoneser Product, vor allen aus. Guarnerio, gleichfalls in Cremona, regte den Anton Stainer zu Absam bei Hall in Tirol an, und jetzt wetteiferte Deutschland im Geigenbau mit Italien. Hier wieder erzeugte Guarnerio den Stradivario. —

Der bis jetzt verzeichnete Entwicklungsgang der Musik wäre ein ganz normaler gewesen, hätte sich nicht die italienische Oper, einestheils fördernd, größtentheils verderbend, eingeschoben.

Wie sich in der Landschafterei die subjective Stimmung geltend machte, wie diese Stimmung sich zum Schaden der reinen Form in die Plastik einschlich, so sprengte sie in der Musik selbst die kanonische Mehrstimmigkeit und erzeugte den Sologesang, die Arie. Die Persönlichkeit sollte sich kundthun; das was sie empfand, allein empfand, verlangte seinen individuellen Ausdruck. Und da diese subjective Stimmung in sich selbst Unterschiede und Entwicklungsphasen hat, so genügte auch nicht der Einzelgesang des Liedes, in welchem alle Strophen nach derselben Weise gesungen wurden. Die Arie wurde ein cyklisches, dreitheiliges Lied, die dialektische Entwicklung einer Stimmung.

Diese Individualisirung kam auch der ernsten, der religiösen Musik zugute: die Arie ging in die Cantate, das Oratorium und die Passion über. Und mit der Arie zugleich das Recitativ. Ein gewisses Arioso war allerdings beim Einzelvortrag von Bibelversen in der Kirche üblich gewesen; jetzt aber kam auch hier ein „Sprechen in fixirten Tonhöhen auf einfachster Harmonie-Grundlage“ auf.

Das war das Gute und Förderliche der neuen Mischgattung, deren Schattenseiten leider sehr dunkel sind. Schon

das Aeußere, die Erscheinung der Oper, war ein Hohn auf das arme gedrückte Volk in Deutschland. Sie war und blieb mit ihrer prächtigen Ausstattung, ihren reichbezahlten Capellmeistern, Instrumentalisten, Sängern und Sängerinnen, mit ihrer verschwenderischen Kostspieligkeit in Wien, Dresden und anderswo, ein giftiger fremder Tropfen in unserm Blut. In einer Zeit fürstlicher Machtherrlichkeit und Prunksucht, angesichts der Knechtung und Verwahrlosung des Volkes, erreichte sie ihren Höhepunkt. Mit allen Mitteln sinnlicher Erregung, wollüstigen Kitzels ausgestattet, stand sie, lärmend und blendend, im selben Gegensatze zur Volkswohlfahrt und Volksbildung, wie das Schloß von Versailles und der unverschämte Luxus fürstlicher Hofhaltungen. Die Oper ist im 17. Jahrhunderte die Signatur der herzlosen Staatsraison, der lusttrunkenen despotischen Willkür.

Alles sollte sie den erschlafften Nerven der Mächtigen und Duodez-Cäsaren auf einmal bieten: eine Verbindung von Poesie, Musik, Malerei und Architektur — Tanzkunst und Mechanik darf man hinzufügen — war schon damals das von ihr zu lösende Problem. Beispiele sind bereits bei Frankreich erwähnt worden.

Bartsch erzählt in seiner Bearbeitung Kobersteins: Ein Thurm steigt aus der Erde, Götter erscheinen in Wolken oder Luftwagen, Geister kommen und verschwinden, Menschen verwandeln sich in Blumen oder Adler. Zu Hamburg kostete der Tempel Salomonis 15,000 Thaler. 1696, in „Heinrich dem Löwen", schreibt ein Zeitgenosse, „kam ein Seesturm fast surprenant heraus", „durch die Luft eine transportable Maschine, welche einen schönen Lustgarten mit Alleen, Fontänen, Parterre und Gebäuden vorstellte." An Zweideutigkeiten fehlte es nicht, besonders war die Opera buffa das Feld der schnödesten Concetti.

Die Oper war in der That ein Auszug aus sämmtlichen Künsten der Zeit: von der Architektur nahm sie die perspectivischen Künsteleien zur Vorspiegelung riesiger Dimensionen;

von der Plastik die üppige Manierirtheit in den auftretenden Personen, besonders der Sängerinnen und Tänzerinnen; die Arie entsprach der naturalistischen Erregtheit der Malerei; die Coloratur war nichts anderes als die Schnörkelei an Gebäuden und Bildsäulen, ins Vocalische übersetzt.

Selbst Kaiser Joseph I. setzte in diesem Punkte die Liebhaberei seines Vaters fort. Er baute ein großartiges neues Opernhaus, welches vollen Raum für Entfaltung der Prachtcostüme, der Umzüge, Decorationen und Ballette bot und ließ jährlich 12—14 Novitäten, jede mit neuer Ausstattung, aufführen. Die Oper „Alcina“ allein soll 30,000 Pfd. Sterl. gekostet haben! Doch vergaß er dabei auch nicht seinen steirischen Compositore, den gelehrten Theoretiker J. Fux, der zugleich Capellmeister bei St. Stephan geworden, und erhöhte dessen Gehalt auf 2000 Gulden. Die Soprane und Tenore, sowie die Beine der Tänzerinnen erhielten freilich ganz andere Gagen. Nur bis zum Capellmeister und Operndirigenten brachte es Joseph nicht; das war seinem Bruder Karl, dem Exkönige von Spanien, vorbehalten.

So verdunkelte und hemmte der Italianismus eine Weile die natürliche Entwicklung der musikalischen Begabung der Deutschen; die Mode riß sogar große Genien in ihrem rauschenden Strome mit sich fort. Händel, im selben Jahre 1685 mit Bach geboren, fröhnte ihr in seiner Jugend und schrieb eine Reihe jetzt gänzlich vergessener und verlorener Opern im italienischen Sinne. Der Hamburger Hasse (1699—1783) wurde gar in Italien selbst als der Meister der höfischen Oper gefeiert und allgemein il caro Sassone genannt. Selbst Gluck (1714—87), der spätere Antagonist, arbeitete sich erst durch 40 italienische Opern hindurch, ehe er sein „classisches“ Musikdrama schuf.

Was die Deutschen durch diese Invasion lernten, war neben der erwähnten formellen Ausbildung der Einzelstimmen die immer größere Selbständigkeit des Orchesters. Diese Selb-

ständigkeit führte sie später zur unbestrittenen Meisterschaft in der Instrumentalmusik.

Der Samen, den Volksgesang und musikalische Theorie gestreut, wartete nur auf die warme Luft einer echten und tiefen Empfindung, um zu herrlichen Blüthen und reifsten Früchten aufzugehen. Bach war kein Pietist, Händel noch weniger, auch nicht im besten Sinne des Wortes; aber was sie mit dem Pietismus theilten, war das persönliche Ergriffensein von jener typischen Geschichte des Menschenthums, von der bangen Unruhe und deren endlicher Befriedigung, wie sie in den Büchern der beiden Testamente dargestellt werden. Georg Friedrich Händel, von episch-lyrischem Geiste beseelt, bemächtigte sich des Alten Testaments, der heroischen Vorgeschichte, und führte sie bis zur Erfüllung aller Prophetie im „Messias“ durch — ein Herrscher und König im Reiche der Töne, der seine Wunderthaten mit den einfachsten Mitteln vollführte. Joh. Seb. Bach, von lyrisch-dramatischem Genie, objectivirte in wahrhaft plastischer Gestalt das evangelische Mysterium des Heils durch den Gottes- und Menschensohn — ein Hoherpriester mit dem Mosisstabe, der alle Strahlen der Vielstimmigkeit aus dem Felsen sprudeln ließ. Die Spener-Francke'sche Richtung war insbesondere bei Bach die bahnbrechende Vorbedingung der musikalischen Schöpfungen und ihres vollen Verständnisses. Der zuckersüße Schwulst der Herrnhuter, das anstößige Liebeln mit dem Heiland, das Girren der „Kreuzvöglein“, war ihm in innerster Seele zuwider; aber in der ernsten Erfassung und Durchdringung der Heilswahrheiten, neben denen auch eine Gavotte, eine Gigue, eine Chaconne, ein Hupfauf lustig springen durften, war er ganz Luther, der musikalische Luther.

„Wer die Tiefe des Wesens unseres Volkes erkennen, und wer die Zeit am Beginn des 18. Jahrhunderts kulturhistorisch würdigen will, muß auf die Erscheinung Sebastian Bach's sein Auge richten, die, als noch Alles ringsum todt und öde war, wie ungeahnt und durch einen Zauber hervorgerufen kam, der

Wasserlilie gleich, die aus geheimnißvoller Tiefe über die graue und einförmige Fläche des Sees heraufgesendet wird, ein prangendes Zeugniß des nie ersterbenden Lebens im Schooße der Natur und der Zeiten. Nach einer Periode tiefster Gesunkenheit des deutschen Volkes ist Sebastian Bach die erste beseligende und volle Bürgschaft eines neubeginnenden geistigen Frühlings."

„Joh. Seb. Bach" von Philipp Spitta. Leipzig, 1873, I. 175.

Es ist nicht unsere Sache, hier das „Ungeahnt und wie durch einen Zauber" zu beanstanden. Wir müßten dazu Spitta gegen Spitta ins Feld führen, der doch selbst, von Heinrich Schütz anhebend, die verschiedenen Bach's, namentlich Joh. Christoph, den Joh. Pachelbel, den Georg Böhm, den gediegenen Burtehude, den genialen Froberger, den Joh. Gottfried Walther, unter den Italienern besonders Frescobaldi, Corelli, Albinoni, von den Franzosen die Erfinder der Suite so trefflich würdigt und als eben so viele Sprossen darstellt, auf denen sich Joh. Sebastian zu seiner staunenswerthen Höhe emporschwang.

Genug, und das ist die Hauptsache: zum ersten male in der ganzen Kulturgeschichte trat die Kunst der Töne an die Spitze des Eroberungszuges in das Land der großen Trias: Schönheit, Wahrheit, Freiheit; zum ersten male verrieth die Menschheit in Sang und Klang, wohin es sie treibe. Die Verherrlicherin der Siege und Triumphe siegte und triumphirte jetzt selbst, allen anderen Künsten weit voraus.

Die Kulturgeschichte darf und muß wohl auch ein Wörtchen von den Nahrungs- und Genußmitteln sagen, die eingewanderten Thiere und Pflanzen und deren Vernutzung, ihren Einfluß auf das sociale Leben eines Volkes oder Erdtheiles in Betracht ziehen. Nur mit Widerstreben haben wir einen Ercurs über Küche und Keller in Frankreich unterdrückt, um nicht gar zu weitläufig zu werden. Hier nun, bei Deutschland,

wollen wir wenigstens die allgemein-europäische Wandlung kurz andeuten, die sich im Gebiete der Ernährung und des Genusses im Laufe des 17. Jahrhunderts vollzog. Auch unter diesem Gesichtspunkt, grade wie im Glauben und Denken, wie in der Wissenschaft und in der Politik, stellt sich das 17. Jahrhundert als Brücke und Uebergang zwischen seinem Vorgänger und seinem Nachfolger heraus.

Wenn der Satz L. Feuerbach's: „Der Mensch ist was er ißt“ nicht etwa bedeuten soll: der Beefsteak-Esser wird ein Ochse, der Liebhaber von Fischen verliert die Sprache, so wird wohl dem Ernährungsprocesse ein großer Einfluß auf das geistige Leben der Völker nicht abzusprechen sein; es wäre denn, daß der Mensch allein von dem „Worte“ lebte, das „aus dem Munde Gottes kommt“. Für eine realistische Geschichtsbetrachtung wird es vorläufig dabei bleiben: Je nachdem der Mensch ißt und trinkt, ist und denkt er, wenigstens der Mensch in Masse. Man sollte sich doch hüten, die Erhaltungsweise ganzer Völker mit der Diät Einzelner, besonders in hochcivilisirten Ländern zu verwechseln, und nothgedrungene oder freiwillige Abstinenz der Armen und der Stoiker als Beweisgründe gegen eine allgemeine Wahrheit verwenden zu wollen.

Ein Volk, das noch ein Geschäft aus der Jagd macht, nimmt andere Nahrung zu sich als ein durchweg ackerbauendes Volk mit Fruchtwechsel und Stallfütterung. Bei dem letztern wird die Jagd zum Sport, das Wildpret zum Leckerbissen. Der Wildbraten als durchgängige Fleischspeise wirkt ganz anders an- und aufregend als der Mastochse und der gezüchtete Hammel. Im 17. Jahrhundert war die Jagd auf hohes, mittleres und niederes Gethier noch sehr im Schwange; in Deutschland kam sie durch die Verwüstungen und Verödungen des Krieges wieder auf. Wenn in Thüringen 1686 — in den österreichischen Alpenländern ein ganzes Jahrhundert später — der letzte Bär erlegt wurde; wenn der sächsische Kurfürst Johann Georg eigenhändig 208 Bären erlegte: so aß man eben bis dahin noch Bärenschinken in Deutschland. Edel-

und Dammhirsche waren damals nicht gehegt, sondern in allen Wäldern zu jagen. Die Luft wimmelte noch von Wildgänsen und Wildtauben, das Gewässer von Fischen aller Art.

Es war auch höchst nöthig, daß es Wild und Fische gab; denn die Viehzucht war nirgends hoch entwickelt, in Deutschland sogar bedeutend zurückgegangen. Selbst England wußte das Hausthier nicht über den Winter hinaus zu bringen; man schlachtete und pökelte dort im Spätherbst. Das berühmte allgemeine Fleischessen der Engländer, bei welchem die Phantasie der Optimisten auch heute noch stark betheiligt ist, fand damals durchaus nicht statt; „zwier in der Wochen" war die Regel des Mittelstandes.

Frische Gemüse waren lange nicht so verbreitet wie später, und das Surrogat für Fleisch und Gemüse, die Kartoffel, wagte sich erst aus den botanischen Gärten sporadisch hervor, um als exquisites Nahrungsmittel zu dienen.

Das Trinken, mehr noch als das Essen, wirkt bestimmend auf den Kulturgang ein. Es beeinflußt das Nervensystem viel directer und acuter.

Die Nationaleigenschaft der Deutschen ist bekannt. Im Mittelalter sagte man: madidus Saxo, der feuchte Sachse. Giordano Bruno spricht von der bibace Germania, dem trinksüchtigen Deutschland. Luther meinte, der deutsche Teufel müsse ein Weinschlauch sein und „Sauff" heißen. Karl V. sagte, man könne den Deutschen eben so wenig die Gurgeln verschließen, als den Spaniern die Hände binden. Wir haben aber auch die Trunksucht am Hofe Jakobs I. gesehen und die Prinzessinnen zu Versailles bei der Branntweinflasche entdeckt.

Ganz zu Anfang des 17. Jahrhunderts schien man sich in Deutschland zu besinnen: die Temperanzorden kamen auf. Aber wie groß mußte das Uebel sein, wenn die Statuten eines solchen Ordens, die der gelehrte Landgraf Moritz von Hessen entwarf, besagten: Man verpflichte sich vorläufig auf zwei Jahre, täglich nur bis zu 14 Ordensbechern Wein zu trinken, weiteren Durst aber mit Bier oder Sauerwasser zu löschen!

Ein Kurfürst von Sachsen war es, der den Trinkspruch vorschrieb:

„So hatten es auch — die Alten im Brauch:
Sie schenkten voll ein — und tranken so rein,
Daß man das Glas von oben
Konnt' auf dem Nagel proben."

Drei andere Teufel kamen aus fremden Erdtheilen, um dem Saufteufel zu Leibe zu gehen: der Tabak aus Amerika, der Thee aus China und der Kaffee aus Afrika. Der Tabak vertrug sich zwar anfangs ganz gut mit dem Saufteufel; in Schriften und von den Kanzeln herab wurde das satanische Kraut als Bundesgenosse und Helfershelfer des „Soffs" verdammt: das Rauchen mache erst recht die Kehlen trocken und durstig. Mit der Zeit aber ging der Tabak die Wahlverwandtschaft mit Thee und Kaffee ein und residirte vornehmlich in Thee- und Kaffeehäusern. Der „feuchte Sachse" lernte sogar später begreifen, daß die beste Havannah den Genuß edler Weinsorten verdirbt.

Die Coffea arabica hat ihre eigene lange, oft blutige Geschichte. Abessinische Ziegen fanden zuerst ihre Zauberkraft heraus; sie blieben die ganze Nacht munter, nachdem sie Bohnen vom Kaffeestrauche gefressen. Ein muselmännischer Mullah wandte das Mittel bei seinen Derwischen, ein Prior der Maroniten bei seinen Mönchen an, damit sie beim Beten nicht einschliefen. In Konstantinopel, wo der Kaffee bald gestattet, bald schwer verpönt war, nannte man die Kaffeehäuser „Schulen der Erkenntniß". Es schien, als ob der verbotene Baum im Paradiese ein Kaffeebaum gewesen wäre. Karl II. von England war wenigstens dieser Ansicht; er ließ die Kaffeehäuser in London, wo oppositionelle Politik lebhaft getrieben wurde, polizeilich schließen.

1615 berichtete Pietro della Valle aus Konstantinopel in die Heimath über ein neues Getränk: Kahue oder Kahive, schwarz von Farbe, kühlend im Sommer, erwärmend im Winter. 1645 tranken die Italiener zuerst Kaffee; 1652 brachte

ihn der Grieche Pasqua nach London; 1658 gelangte er nach Frankreich, 1671 entstand das erste Café in Marseille, 1672 in Paris. Das Pfund kostete 140 L. Die Gegner nannten ihn „Kienruß-Syrup, schwarzes Türkenblut, Decoct aus alten Schuhen und Stiefeln."

Im nördlichen und westlichen Deutschland bezog man gemahlenen Kaffee aus Holland. Nach Oesterreich kam der Kaffee mit der Musik aus Italien. Kaffeehäuser thaten sich auf: in Wien 1683, in Regensburg, Nürnberg, Hamburg 1686 und 87; der Arzt Bontekoe, der das Hamburger Kaffeehaus gegründet, schrieb 1692 eine Abhandlung: „Vom menschlichen Leben, Gesundheit, Krankheit und Tod" und führte seine Panacée auch am Brandenburgischen Hofe ein. Ganz spät meldete sich der Kaffee in Schwaben: die ersten Kaffeehäuser entstanden 1712 in Stuttgart, 1713 in Augsburg.

1690 schon baute Mijnheer den Mokka auf Java an. Im 18. Jahrhundert verpflanzten die Franzosen die Staude nach Martinique.

In den Bierländern gab es fortan einen andern Morgen-, Nacht- und Untertrunk. Doch wehrte sich das Herkommen lange und mächtig; die Biersuppe wollte nicht weichen. König Friedrich von Würtemberg, von Napoleons Gnaden, ist noch mit Biersuppen aufgenährt worden.

Fast gleichzeitig mit dem Kaffee gelangte die mehr für nördliche Uferstaaten geeignete Thea sinensis nach Europa. 1610 tauschte die holländische Ostindien-Compagnie von den Chinesen Theepäckchen gegen Salbei ein. 1638 gaben russische Reisende Zobel dafür und brachten den Thee nach Moskau. 1664 machte die englisch-ostindische Compagnie der Königin ein werthvolles Präsent mit zwei Pfund Thee. Bekanntlich verlor England im folgenden Jahrhundert seine nordamerikanischen Colonien durch die Steuer auf den monopolisirten Thee. 1690 erschien zu Frankfurt a. M. ein „Gründlicher Bericht, wie ein Jeder, dem seine Gesundheit lieb ist, den Thee nicht allein zu Hause gebrauchen, sondern wie auch ein Soldat im

Felde sich damit conserviren kann". Die zweite Panacée war gefunden.

Es waren zwei Stimulantien in Umlauf gesetzt, anregend, schlafvertreibend. Das Caffëin, merkwürdigerweise in zwei Pflanzen von ganz verschiedenen Familien enthalten, war das, was Liebig „Nervenfutter" nannte. Beide Getränke hatten die heilsame Wirkung, die Opiate und den Alkohol bedeutend einzuschränken und doch eine analoge Wirkung hervorzubringen. Die für uns unentbehrlich gewordene Zuthat, der Zucker, war bis zum Ende des 17. Jahrhunderts meistens ein frommer Wunsch; er war so theuer, daß nur die vornehmsten Haushaltungen ihn sich gönnen durften.

Der Tabak schließt sich um so besser hier an, als man im ganzen 17. Jahrhundert sagte: „Tabak trinken". Wie der Leser weiß, ist der Tabaksgenuß in unseren Regionen älter als Kaffee und Thee; doch erhielt auch er jetzt erst seine wahre Bedeutung und seinen großen Einfluß.

Er kam nach England durch Sir Walter Raleigh. Die Engländer rauchten wie die Indianer, aus Thonpfeifen mit bunten Bändern. Auch geschnupft wurde; Elisabeth aber verbot das Schnupfen in der Kirche, bei Strafe der Confiscation der Dose. Jakob I. bestrafte auch das Rauchen. 1624 that der Papst Urban VIII. den Tabak in den Bann, welchen erst der gerade so unfehlbare Innocenz XII. gegen Ende des Jahrhunderts aufhob; nur das Schnupfen in der Peterskirche blieb verboten.

Die Westmächte theilten sich eine Weile in die Arbeit: England rauchte, Frankreich schnupfte. Im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts zerrieb sich die vornehme französische Welt selbst die Nicotiana — so genannt nach dem Gesandten Jean Nicot, der das erste Kraut gegen 1560 aus Lissabon geschickt hatte —; die vornehmen Herren trieben Luxus mit der Dose und excellirten im eleganten Prisennehmen. Ein besonderes Kunststück bestand darin, die Dose zwischen den Fingern zu drehen und in die Tasche gleiten zu lassen, ungefähr wie man

heute die Cigarette mit einer Hand anfertigt. Die Dose begleitete den Fächer, die Prise war eine Art Friedenspfeife.

In Deutschland donnerte der Jesuit Jakob Balde von der Kanzel gegen die „truckene Trunkenheit“, mit der man die „Kehle zur Feuermauer macht, nur um nachher desto besser saufen zu können“. Die klugen Holländer aber bauten, in Voraussicht der großen Consumtion, schon seit 1615 den Tabak in ihrem Lande. Und der Soldat, der das „Tabaktrinken“ längst gelernt hatte, schmauchte tapfer drauf los: die englischen Hülfstruppen für den Winterkönig von Böhmen, Wallenstein's Schaaren, Wallenstein selbst. Prinz Eugen schob ganze Ladungen des schwarzen Pulvers in seine große Nase.

In Frankreich gebrauchte man den Tabak, wegen des darin enthaltenen Nicotins, auch medicinisch, nämlich gegen Hautausschläge; in Wien desinficirte man sich durch Rauchen gegen die Pest.

Ein noch wirksameres, noch heute anerkanntes medicinisches Specificum entstammte derselben Pflanzenfamilie, zu der auch der Kaffee gehört, nämlich die Cinchona condaminea, das Chinin, von den Jesuiten 1632 zuerst aus Südamerika gebracht und deshalb „Jesuitenpulver“ genannt. Lafontaine hat ihm eine Hymne gewidmet.

Aus derselben Familie mit dem Tabak stammt das Solanum tuberosum oder die Kartoffel, der Kitt unserer industriellen Welt, ohne den sie längst zerfallen wäre. In der That, was würde aus den modernen Völkern ohne Kartoffeln und Kaffee?

Es sind demnach zwei Pflanzenfamilien, welche die Faustische Frage beantworten: die Rubiaceen (Kaffee und Chinin) und die Solaneen: Tabak und Kartoffeln. Die letzteren haben, allerdings mit Hülfe der Destillation, Generationen von „Nachtschatten“ erzeugt.

Nüchterner ist die civilisirte Menschheit durch Kaffee und Thee geworden, aber auch nervöser; mit der Derbheit ist viel Biderbheit weggeschwemmt worden. Schlauheit, Hinterlist und

Klatsch haben die Rohheiten unserer Altvordern verdrängt und das weibliche Geschlecht parlamentarisch gebildet. Die Schala (der Schädel) des erschlagenen Feindes, die noch in Walhalla credenzt wurde, hat sich im Laufe der Jahrhunderte in ein Kaffee- oder Thee-Schälchen herabgemindert; das mittelalterliche Trinkhorn, die Beute der gefährlichen Büffeljagd, ist zum Hörnchen von Weizenmehl geworden, welches in das Schälchen eingetunkt wird.

Unter dem mitwirkenden Einflusse von Tabak, Thee und Kaffee bereitete sich in Europa eine andere Denkweise vor, entwickelte sich eine erhöhte Gehirnthätigkeit; die Vorstellungskraft und das Combinationsvermögen arbeiteten leichter und rascher. Angeregt und doch gesammelter, legte sich die europäische Menschheit in ihren Repräsentanten aufs Reflectiren und Analysiren, aufs Spalten der herkömmlichen unklaren Begriffe, aufs Erforschen der Grundvorstellungen, auf eine neue Philosophie, welche die fatalen Allgemeinheiten entschlossen von sich warf und der Autorität als solcher den Abschied ertheilte. Man erinnere sich, daß Pietismus und Rationalismus Früchte desselben Baumes waren, und man wird begreifen, daß neben der analytischen Aufgabe des Verstandes die innigste Pflege der Musik hergehen konnte. Die Musik befriedigte die Bedürfnisse des Gemüths und der Phantasie, sie selbst ein hörbarer psychologischer Proceß.

Die geistigen Strömungen des 17. Jahrhunderts: Naturwissenschaft und Philosophie.

Drei große Genien schwebten gleich Sternen am Horizonte des aufgehenden Jahrhunderts: Shakespeare, Kepler, Comenius. An der Neige des Jahrhunderts angelangt, knüpfen wir bei jenen idealen Momenten wieder an, in der Absicht, die wissenschaftlichen Strömungen der säcularen Periode in deutlichen Zügen, gleichsam die ideologische Karte des Jahrhunderts zu verzeichnen.

Was im 18. Jahrhundert zu glattem Meeresspiegel sich zu ebnen schien, was das 19. wieder in gewaltigen Wogenschlag versetzt: der Gegensatz zwischen Erfahrung und apriorischem Denken, zwischen Experiment und Speculation, zwischen exacter und philosophischer Weltanschauung — siehe da! er fluthet hoch durch das 17. Jahrhundert. Hie Naturerkenntniß, hie Metaphysik! Nur daß unser jetziges Jahrhundert mit der apodiktischen und absoluten Metaphysik anhub und dann die strafendsten Zurechtweisungen von der denkenden Naturforschung erfuhr, während das 17. Jahrhundert gleich von Anfang an von beiden Geistern energisch ergriffen wurde, die mehr als einmal den feierlichen Ringkampf im Kopfe desselben Mannes führten. Der Gegensatz war ein vollständiger, er zieht sich wie Wellen-Berg und Thal durch das ganze Jahrhundert hin, und gerade der Mann, welcher zu seiner Bewältigung berufen schien, Descartes, erklärte den Streit für unschlichtbar.

In den Geschichten der Philosophie pflanzt sich die Antithese bis heute fort: die Einen datiren die moderne Philosophie von Bacon, die Andern von Giordano Bruno, d. h. von dem Manne der Erfahrung oder von dem Manne der Speculation. Vielleicht kommt man einmal zu der Einsicht, daß es sich nur um verschiedene Zweige und Arten des menschlichen Wissens handelt, um äußeres und inneres Naturerkennen, um empirisches und psychologisches Wissen.

Das Bild einer genialen Verbindung beider Strömungen erblicken wir in dem Begründer der drei siderischen Gesetze, dem Propheten einer kosmischen Physik, in Joh. Kepler. Dann eröffnen sich zwei Bahnen: auf der einen wandeln Galilei, Toricelli, der Mathematiker und Physiker Pascal, Otto von Guericke, Domenico Cassini, Robert Boyle, Christ. Huygens, Hooke, Isaak Newton; auf der anderen gewahren wir Hobbes, Malebranche, Spinoza, Locke. Der Leser wird empfindliche Lücken gewahrt haben: Bacon, Cartesius, Leibniz. Bacon, der die erstere Reihe eröffnen möchte, war ganz unzulänglich im Wissen von der Natur; er philosophirte und tiftelte nur die Nothwendigkeit der Erfahrung und des Experiments heraus. Cartesius steht auf dem Kreuzungspunkte beider Linien: er war ein großer Mathematiker und Physiker und zugleich der Begründer des philosophischen Rationalismus. Leibniz, am Ende der doppelten Entwickelung stehend, suchte die beiden Aeste zusammenzubinden; der deutsche Polymathes war zugleich Mathematiker, Physiker, Geolog, Sprachforscher, Jurist, Historiker und Philosoph. Aber auch Hobbes ist nicht so einfach Philosoph; seine Staats- und Rechtsphilosophie beruhte auf gründlichen Naturstudien. Ebenso ging Locke von den Erfahrungswissenschaften aus, als er den Grund zur analytischen Philosophie der Franzosen des 18. Jahrhunderts legte. Spinoza war gleichfalls mit dem exacten Wissen seiner Zeit wohl vertraut, mit Mathematik, Physik, Dioptrik, zudem praktischer Optiker.

Der durchgehende Ton des Jahrhunderts ist die Skepsis

welche sich die religiöse Tradition nothdürftig zurechtlegt, ohne jedoch den Zweifel zu Ende zu führen, und die sich mit um so größerer Energie auf die Beobachtung der Dinge, auf die Erforschung der Naturgesetze wirft. Ohne diese Arbeit und deren Resultate wäre die speculative Philosophie in mittelalterlich scholastischen Träumen befangen geblieben und hätte niemals jene kühn ersonnenen Systeme hervorgebracht, welche dem abstracten Denken alle Ehre machen und noch jetzt die Basis metaphysischer Welterklärung bilden. Auf der höheren Einsicht in die Realität beruht unleugbar zu allen Zeiten die bessere Philosophie. Man darf dreist behaupten: der Werth des abstracten Denkens steigert sich mit der Höhe des wissenschaftlichen Postaments. Nicht das ist mehr die Frage, ob wir die absolute Wahrheit finden, deren Absolutheit mit der Zeit immer wieder relativ wird; es kommt vielmehr Alles auf die Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes an, mit welcher die letzten Dinge angefaßt werden, und welche im geraden Verhältniß zur Erkenntniß der Natur steht, das Wort im weitesten Sinne genommen.

In der Sonnenklarheit, hat man gesagt, bleibt höchstens ein kleines Schattenplätzchen für verspätete Träumer. Der jüngste Tag war endlich vorüber, wo die Erde aufhören sollte und die Sonne nicht mehr zu leuchten brauchte. Das Christenthum, wie jede Religion, war zur Episode auf einem einzelnen kleinen Stern geworden: was mochten die anderen Welten derweilen erlebt haben? Papst Calixtus III. wollte den späteren Halley'schen Kometen wegbannen: dieser wedelte nicht einmal mit dem Schweife.

Die Naturwissenschaft besteht aus einer großen Zahl von Disciplinen, von denen jede wieder ihre Unterabtheilungen hat, welche sämmtlich ein immer wachsendes, unendliches Détail zu bewältigen haben. Dieser Umstand trieb mit Nothwendigkeit zur Association, zum Sammeln der Kräfte in einzelnen Brennpunkten. Es entstanden die gelehrten Akademien: in Florenz die Accademia del Cimento (1657), die sich große Verdienste um die

Naturkunde erwarb; in London die Royal Society (1662), der unter Karl II. erfüllte Traum Bacons; unter Colbert die Académie des Sciences (1666); in Deutschland aus einer Verbindung der Aerzte in Schweinfurt (1652) die Academia Curiosorum, der Wißbegierigen, die 1677 zur Leopoldino-Carolina erhoben wurde; ganz am Ende des Jahrhunderts die Berliner „Societät der Wissenschaften" durch Leibniz.

Die englische Royal Society giebt uns zugleich ein Beispiel von dem durch vieles Reisen vermittelten Kosmopolitismus der Wissenschaft, und den Beleg zu jener zurückhaltenden Vorsicht, welche schon damals die Naturforscher beseelte.

Die Bacon'sche Lieblingsidee einer Akademie für Beobachtung und Experiment, lange vor Ausbruch der puritanischen Bewegung gehegt, verwirklichte sich zunächst in privater Weise durch die Gründung der Milton'schen „Gesellschaft für die Naturwissenschaften", mit Vorliebe the invisible College genannt; der größte Idealist Englands verband sich aufs engste mit dem wissenschaftlichen Realisten Robert Boyle, dem wahren Centrum der Gesellschaft, mit dem mehr wißbegierigen als wissenschaftlichen Dr. John Wilkins, der es für möglich hielt, in den Mond zu fliegen, u. A. Die Gründung geschah im Jahre der Schlacht bei Naseby, 1645. „Einige gelehrte Männer, welche nach den Dingen der Natur und der neuen Experimental-Wissenschaft begierig waren, verabredeten, einmal wöchentlich zur Unterhaltung über solche Gegenstände zusammen zu kommen." Durch Volksunruhen aus London verscheucht, siedelte die Gesellschaft nach Oxford über. Unter Cromwell zerstreut, verlegte sie unter Karl II. ihren Sitz nach London zurück und wurde 1662 als „königliche Gesellschaft" bestätigt. Ihr Secretär, der die Drucke zu besorgen hatte, war der Consul des niedersächsischen Kreises, Oldenburg aus Bremen. Oldenburg stand im brieflichen Verkehr mit Spinoza, dem er u. A. mittheilte, daß man Studien über die Töne mache, um an der Anspannung der Saite die Consonanz zu messen.

Oldenburg war ein feiner Kopf, dem jede Erweiterung

des Wissens das größte Interesse einflößte, der sich aber gewissen philosophischen Consequenzen abhold zeigte. So schrieb er: Die Societät gehe vorwärts, sich zwischen den Schranken der Experimente und Beobachtungen haltend. Boyle habe ein Experiment zur Widerlegung des Torricellischen horror vacui, des angeblichen Abscheus der Natur gegen das Leere, gemacht. Boyle, heißt es weiter, wolle der wieder auflebenden Philosophie Lehrsätze durch klare Beispiele illustriren, und zwar ohne die Form der Schulen, die Qualitäten und Schnurren. „Fahre du fort, Spinoza, die Principien der Dinge mit deiner mathematischen Schärfe festzustellen; Boyle wird das durch Experimente und Beobachtungen bekräftigen." Oldenburg vertheilt förmlich die Rollen zwischen England und dem Continent.

Schon zu Anfang der sechziger Jahre hatte Oldenburg den Spinoza aufgefordert, seine Arbeiten drucken zu lassen, dabei jedoch bemerkt, er sei sicher, Spinoza „beabsichtige nichts gegen Gottes Existenz und Vorsehung".

Die Royal Society stand bald mitten im Toben des Krieges und dem Rasen der Pest: sie aber machte unerschüttert ihre hydrostatischen, anatomischen und physikalischen Experimente, wägte die Luft, fixirte das Quecksilber. Sie war beherrscht von der stillen Leidenschaft für die Naturerkenntniß, einer Leidenschaft, die den intriganten Buckingham zum Studium der Chemie antrieb, und die sich etwas lauter äußerte, wenn die Londoner Damenwelt vor der Magnetnadel oder dem Mikroskop in Entzücken gerieth. Eines der sensationellsten Experimente wurde die Transfusion des Blutes.

Ohne Zweifel war bei dieser neuen Denkmethode viel Mode im Spiel; auch waren die Conservatoren des Aberglaubens nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen. Nichtsdestoweniger lag dem radicalen Umschwung ein tiefer Ernst zu Grunde, der sich historisch geltend gemacht hat. Hobbes z. B. führte den Vernichtungskrieg gegen die Hexenprocesse, indem er die „unkörperlichen Substanzen" aus der Welt schaffte und die Vorstellung von Dämonen für „unter der Verachtung"

erklärte. Da mochte denn noch einstweilen der berühmte Arzt Thomas Browne vor Gericht schwören, die zwei Weiber, welche 1664 abgeurtheilt wurden, seien wirklich behext. War es einmal Methode oder Mode geworden, alle Erscheinungen nach ihren Ursachen zu prüfen, so mußte sich mit der Zeit statt des Teufels eine pathologische Ursache der Besessenheit ergeben.

Indessen, Methode oder Mode, wer hat sie eigentlich aufgebracht, nach welchem Namen sollte sich die neue Richtung des Jahrhunderts benennen? Am besten und verständlichsten nach Francis Bacon. Dieser Zeitgenosse Shakespeare's, 3 Jahre früher geboren, 10 Jahre später gestorben (1561 bis 1626), bezeichnet durch sein Leben wie durch seine Schriften am schärfsten den Umschwung im englischen Volksgeiste und die Wendung in der europäischen Denkweise. Den Utilitarismus der Wissenschaft lehrend, nach der Utilität oder dem Intérêt personnel lebend, Baronet, Siegelbewahrer, Lordkanzler, Peer von England, Baron von Verulam, Marquis von St. Albans, Freund des Herzogs von Buckingham, Vertheidiger des absoluten Königsrechtes — verfiel er 1621 der Jurisdiction des Parlaments, wurde vom Unterhause grober Bestechlichkeit angeklagt, vom Oberhause zu 40,000 Pfd. Sterl. Buße, zu Gefängniß nach dem Belieben des Königs verurtheilt und jeder Stellung im Parlament wie im Staate für unwürdig erklärt. Der König Jakob I. entließ ihn nach zwei Tagen aus der Haft, und der einst so mächtige Mann starb nach fünfjähriger Zurückgezogenheit allvergessen im Jahre 1626.

Immer seinen Vortheil suchend, selbst die Freundschaft und den Grafen Essex diesem Vortheil opfernd, in alle Misère der Corruption und der Augendienerei seit den Tagen der Elisabeth tief verwickelt, hat Bacon gleichwohl ein Menschenleben lang die überkühne Idee verfolgt: die Wissenschaft gänzlich umzugestalten (Instauratio magna), von der „Würde und Erweiterung der Wissenschaften" geschrieben und eine neue Ordnung menschlicher Erkenntniß in seinem Novum Organum angekündigt. Die hochtrabende Großsprecherei freilich, die sich

in diesen Buchtiteln und Versprechungen kundthut, stimmt vollkommen zu seinem Privatcharakter, wie denn bereits der 26jährige Streber seine eigene Bedeutung in einer Schrift mit dem marktschreierischen Titel: „Der Zeit größte Geburt" angekündigt hatte.

Wenn man zwischen dem Utilitarismus und Bacons persönlicher Führung keinen Widerspruch finden will, so herrscht ein desto größerer zwischen seiner Propaganda des exacten, auf Beobachtung gegründeten Wissens und der Summe seiner persönlichen Kenntnisse. Bekanntlich hat Justus Liebig in der akademischen Münchener Rede vom 28. März 1863 die schärfste Kritik der Reputation Bacons geübt und den Kranz des Experimental-Philosophen garstig zerpflückt. Weder die Naturkunde noch die Naturforschung Bacons findet Gnade vor dem strengen, aber competenten Richter. Er läßt keinen Zweifel übrig, daß der angebliche Erneuerer der Wissenschaft die wirklich großen Entdeckungen in der Naturwissenschaft vor und in seiner Zeit entweder ignorirt oder absichtlich unter den Scheffel gestellt habe, folglich nicht der wissenschaftliche Ausdruck seiner Epoche sein könne. Giordano Bruno hatte schon unter der Elisabeth in London und Oxford Vorträge über die Rotation und Bewegung der Erde gehalten — Bacon leugnete und bestritt die Kopernikanische Lehre; die drei großen Gesetze Keplers, die Bedeutung des Fernrohrs in den Händen des Holländers Jansen, des Engländers Harriot, des Italieners Galilei, des Deutschen Kepler — Bacon kümmerte sich nicht darum. Harriot sah die Sonnenflecken vor Galilei und erklärte die Farben des Regenbogens vor Descartes; Simon Stevin begründete die Hydrostatik, die Lehre von der Bewegung und dem Gleichgewichte der tropfbar-flüssigen Körper; Gilbert, der Leibarzt der Elisabeth, hatte den Magnetismus und die statische Elektricität entdeckt und festgestellt, daß gleichnamige Pole sich abstoßen, ungleichnamige sich anziehen, daß Eisenstäbe in der Richtung des magnetischen Erdmeridians magnetisch werden, daß die Erde selbst ein großer Magnet sei, wie Kepler geahnt; er hatte gefunden, daß man durch Elektricität die

Magnetnadel zum Abweichen bringe, daß diese elektrische Kraft außer dem Bernstein, wo sie den Alten bekannt war, auch dem Achat, Diamant, Sapphir, Rubin, Opal, Amethyst, Glas, Schwefel, Siegellack und Harz eigenthümlich sei; daß man die magnetische Kraft durch Armirung verstärken könne: — Bacon weiß davon nichts Bestimmtes. Ja, das allgemeine Gesetz Bacons: daß die wahre Methode aus wohlverstandenen Thatsachen Axiome entwickele, welche zu neuen Experimenten führen — dieses Fundament des Bacon'schen Ruhmes — hatte ein halbes Jahrhundert vorher Lionardo da Vinci fast gerade so ausgesprochen und war so der Veranlasser der bewunderungswürdigsten Entdeckungen in der Naturwissenschaft, der Mechanik und Hydraulik geworden. Endlich und zum Ueberfluß sind die von Bacon selbst erzählten Experimente bloße Phrasen, an Werth gleich Null.

Das Alles ist unleugbar und widersteht der „Rettung". Es würde auch nichts helfen, wollte man richtige Angaben geltend machen und z. B. anführen, Bacon habe die Lehre Galilei's vom Falle der Körper im Novum Organum philosophisch behandelt. Die Lücken seines Wissens sind allzugroß und seine bona fides ist zu anrüchig. Die Wahrheit über ihn ist vielmehr diese: Trotz seiner Unwissenheit und scholastischen Descendenz hat er der englischen und indirect der europäischen Gesellschaft den Ton angegeben; das, was man seine Methode genannt hat, ist durch ihn Mode geworden, er hat die Erfahrungstheorie ex cathedra kanonisirt.

Hören wir einmal den Verfasser des „Neuen Organon" mit dem Untertitel „Wahrhafte Regeln zur Erklärung der Natur" (1620):

„Man muß sich nicht einbilden, daß die Principien, die auf der „einfachen Argumentation" beruhen, jemals von großem Nutzen bei der Erfindung wirklicher und wirksamer Mittel sein könnten; aber die Principien, die man aus Thatsachen mit Ordnung und Methode ableitet, führen leichtlich zu neuen Thatsachen und machen so die Wissenschaft activ.

„Jede Beweisführung besteht aus Sätzen, die Sätze aus Wörtern und die Wörter sind gewissermaßen die Etiketten der Dinge. Wenn die ersten Begriffe, die gleichsam die Grundlagen des Gebäudes bilden, verworren und von zufälligen Dingen abgezogen sind, so kann nichts von dem, was man darauf baut, Festigkeit haben.

„Das Ergebniß der menschlichen Vernunft, welches wir anwenden, um über die Vorgänge in der Natur zu reden, nennen wir Anticipationen der Natur, weil es nur ein zufälliges und vorschnelles Ergebniß ist. Aber die sonstigen Kenntnisse, die wir aus den Beobachtungen und methodisch analysirten Dingen ziehen, nennen wir Erklärungen der Natur.

„Mit Anticipationen und Dialektik vermag man Alles über die Meinungen, nichts über die Dinge selbst. Wenn alle Geister aller Nationen und Jahrhunderte sich über ihre Arbeiten absprächen, sich gegenseitig ihre Entdeckungen übermittelten und so eine Art von Coalition bildeten, so würden doch die Wissenschaften durch die bloße Anticipation keinen größeren Fortschritt machen; denn wenn die Irrthümer radical sind und bei der ersten geistigen Verdauung stattfinden, so mag man nachher jedes beliebige Mittel anwenden, die ferneren Functionen mögen sein wie sie wollen, sie verbessern nicht mehr den Fehler der ersten Canäle. Man schmeichelt sich vergebens, große Fortschritte in den Wissenschaften zu machen, indem man Neues auf Altes häuft oder pfropft: man muß wieder bei dem Fundamente des Gebäudes anfangen, will man sich nicht beständig im selben Cirkel bewegen.

„Giebt es etwas Seltsameres für jeden gesund urtheilenden Menschen, als die Beobachtung, daß bis jetzt noch kein Sterblicher sich die Mühe gegeben, sich zu Herzen genommen hat, dem Verstande eine Straße zu bahnen, die von den Sinnen und der Erfahrung ausginge, und daß man Alles den Dunkelheiten der Überlieferung oder dem Wechsel und Wirbel des Streites und der Argumentation, oder endlich den Schwan-

kungen und endlosen Umwegen einer zufälligen, vagen und verworrenen Erfahrung überlassen hat?

„Wie hat es bis jetzt ein Mensch angefangen, der Entdeckungen zu machen vorgab? Er durchblättert zunächst alle Arten von Büchern, compilirt Alles, was über den betreffenden Gegenstand geschrieben worden; dann fügt er das Ergebniß seines eigenen Nachdenkens hinzu; endlich legt er sein Gehirn auf die Folter, setzt seinen Geist in Contribution und ruft seinen Genius an, daß er ein Orakel von sich gebe: aber nichts ist weniger solid und gewagter als solche angebliche Erfindungen.

„Ein Anderer ruft die Dialektik, die Discussion und den Syllogismus zu Hülfe; aber wie groß sein Eifer und seine Bemühungen auch seien, man kann nicht leugnen, daß er blos seinen nackten Verstand in Thätigkeit setzt.

„Es bleibt also die reine Erfahrung, die, wenn sie sich von selbst einstellt, Zufall heißt, und wenn sie gesucht worden ist, den Namen Erfahrung behält. Aber meistens ist diese Gattung von Erfahrung nichts Anderes als eine Art ungebundener Besen, ein bloßes Tasten, wie das eines Menschen, der sich in der Nacht verirrt hat und, nach allen Seiten tappend, seinen Weg sucht. Besser wäre es gewesen, den Tag abzuwarten, oder eine Fackel anzuzünden und dann erst zu marschiren.

„Die wahre Ordnung der Erfahrung verlangt dagegen, daß man zuerst seine Fackel anzünde und nicht von der vagen und nachträglichen Erfahrung, sondern von der wohlverdauten, wohlgeordneten ausgehe. Dann zieht man die Fundamentalwahrheiten aus; stehen diese einmal gründlich fest, so leitet man neue Erfahrungen ab, wie ja auch das göttliche Wort selbst, als es die ungeheure Masse der Wesen bearbeitete, solches nicht ohne Ordnung und Methode that. Wenn also die menschliche Wissenschaft eine schlechte Carriere gemacht hat, so brauchen sich die Menschen darob nicht zu verwundern; sie hat sich ganz

vom richtigen Wege entfernt, die Erfahrung verlassen, oder sie drehte und verirrte sich darin wie in einem Labyrinthe.

„Es giebt also zwei Wege oder Methoden, die Wahrheit zu entdecken. Nach der einen schwingt man sich durch einen Sprung zu den allgemeinen Principien auf, ruht auf diesen wie auf unerschütterlichen Wahrheiten aus, leitet Folgerungen daraus ab oder bezieht sie darauf zurück, um sie zu beurtheilen; diese Methode wird gemeiniglich befolgt. Nach der andern erhebt man sich langsam, stufenweise, ohne eine Staffel zu überspringen; aber man kommt erst spät bei den allgemeinsten Sätzen an. Das ist die wahre Methode. In beiden geht man gleicherweise von Empfindungen und Besonderheiten aus, doch mit dem ungeheuern Unterschiede, daß man nach der einen die Erfahrung nur im Vorüberlaufen streift, während man nach der andern so oft als nöthig methodisch stehen bleibt.... Es ist kein geringer Unterschied zwischen Phantomen, Vorurtheilen des menschlichen Geistes, und den Ideen des göttlichen Geistes, ich will sagen, zwischen gewissen frivolen Meinungen und den wahren Merkzeichen und Charakteren, die den Creaturen aufgeprägt sind. . . .

„Eine andere Ursache, die sich den möglichen Fortschritten der Wissenschaft hindernd in den Weg stellte und sie wie durch einen Zauber festnagelte, ist der tiefe Respect vor dem Alterthum und vor der Autorität jener Persönlichkeiten, die als große Meister in der Philosophie betrachtet werden. Die Meinung, die man sich vom Alterthum gebildet hat, ohne reiflich darüber nachzudenken, ist durchaus oberflächlich und stimmt gar nicht zu dem natürlichen Sinne des Wortes. Auf unsere alte Welt, auf das reife Zeitalter muß man das Wort „Alterthum“ anwenden. Das Alter der Welt ist unsere gegenwärtige Zeit; die Zeit der Alten war die Jugend der Menschheit. In Bezug auf die Welt war jene Zeit neu. Wenn man bei Jemandem eine große Kenntniß menschlicher Dinge und eine gewisse Reife des Urtheils sucht, so wird man das doch eher bei einem Greise als bei einem Jüngling finden, da der erstere

eine lange Erfahrung, eine große Anzahl verschiedener gesehener, gehörter und gedachter Dinge für sich hat. Eben so und eben deßhalb, wenn unser Jahrhundert seine Kräfte besser kennte und den Muth besäße sie zu versuchen, sammt dem Willen sie durch Uebung zu stärken, so könnte man von ihm größere Dinge als vom Alterthum erwarten. . . ."

Wir haben den letzten Passus schon deßhalb nicht unterdrückt, weil der Gegensatz zwischen „Alt" und „Modern" ebenfalls im Laufe des Jahrhunderts zum Streitobject geworden ist, so daß auch auf diesem Gebiete, dessen Wichtigkeit Jedem einleuchtet, Francis Bacon als der erste Squatter erscheint.

Und nun betrachten wir uns die ganze Ausführung seines Gedankens: bei der Naturerkenntniß gilt nur die methodische Erfahrung, mit Abstractionen ist nichts anzufangen. Weitläufig genug ist sie, logische Präcision sucht man darin vergebens. Aber ob neu, ob schon älteren Datums: das ist das Credo der Naturwissenschaft und des empirischen Denkens geworden. Die Negation des Aristoteles und der Scholastik ist absolut.

„Von der Naturerkenntniß" sagten wir. Vergessen wir nur über der anheimelnden Richtigkeit vorstehender Sätze nicht, daß der Nachdruck auf die „Mittel", „Entdeckungen" und „Erfindungen" gelegt wird, gleichsam als sei der Zweck der Wissenschaft außer ihr gelegen. Die folgenden Aufstellungen Bacons über Natur und Wissenschaft werden uns diese Tendenz noch verständlicher machen und uns zur richtigen Fassung seiner Stellung führen.

„Die Wissenschaft soll Nutzen bringen, sagt er, das menschliche Leben mit neuen Erfindungen und Entdeckungen bereichern, die Macht des Menschen über die Natur begründen und die Gränzen seiner Herrschaft erweitern." — „Erfindungen und Entdeckungen", „Nutzen bringen", „bereichern": das heißt der Wissenschaft etwas Fremdes andichten, denn als Wissenschaft will sie nur *wissen*.

„Die Erfahrung ist das Mittel, die Erfindung der Zweck;

die Theorie soll praktisch, die Wissenschaft operativ, die Erkenntniß productiv werden." — „Zweck", „productive Erkenntniß": das ist die unverschleierte Theorie der Profitmacherei.

Es ist ein schönes Bild: „Die bloße Erfindung gleicht den Ameisen, welche sammeln; der abstrahirende Verstand den Spinnen, welche die Fäden aus sich herausziehen; nur die Bienen sammeln und sichten zugleich". Aber worauf es ankommt, das ist doch der Honig.

Will man einem Philosophen die Nieren prüfen, so muß man ihn nach den idealen Gütern der Menschheit fragen. Bacon begründet seine Eintheilung der Wissenschaften auf die menschlichen Fähigkeiten, deren er drei namhaft macht: Gedächtniß, Einbildungskraft, Vernunft. Diesen entsprechen: Geschichte, Poesie, Philosophie. Geschichte ist hauptsächlich Naturgeschichte, doch hat sich ja Bacon selbst an der politischen Geschichte seines Volkes versucht. Ein richtiger Einblick ist seine Behauptung: die Literaturgeschichte (wir sagen Kulturgeschichte) stehe höher als die politische. War man jedoch schon erstaunt, in der Welt der Einbildungskraft nur die Poesie zu finden, so wird unser Erstaunen zur Verblüfftheit, wenn wir erstens erfahren, die Poesie sei lediglich „Nachahmung", und zweitens, die schönen Künste, also Bildnerei, Malerei und Musik seien „Künste der Lust", zwischen Ornamentik und Athletik gelegen!!

Man bemerke noch, wie schlau sich Bacon die intelligible Welt vom Halse gehalten, wie er sie einmal dem Glauben zuweist, das andere mal sie als Gegenstand einer noch zu schaffenden Urwissenschaft oder „ersten Philosophie" hinausschiebt, und dann doch zum dritten von einer „natürlichen Theologie" redet, worin sich das unerwiesene Aperçu findet: Der Mensch sieht Gott in der Natur durch Refraction, sich selbst durch Reflexion.

In den ethischen Andeutungen Bacons finden sich einige lobenswerthe Ansätze. Das gemeinnützige Handeln ist die höchste Pflicht des Menschen; in ihrer Ausübung besteht die Tugend. Zur Ethik gehört die Kenntniß des Menschen und die Naturgeschichte seiner Affecte. Dann folgt die Lehre von

den moralischen Bildungsmitteln. Hauptsache ist die Bändigung der Leidenschaften, vornehmlich durch Gewöhnung. Sinnreich wird die Kultur des Gemüthes die Georgica animi genannt.

Aber das Gemeinsamkeits- oder Gesellschafts-Princip wird sofort zweideutig, wenn man hört: Gut ist, was dem Einzelnen nützt. Im Zweifel geht jedoch der Nutzen der Allgemeinheit vor; die Gesellschaft ist mächtiger als das Individuum. Danach ist also die Macht das entscheidende Motiv, und der Hobbes'sche „Leviathan", das allverschlingende Staatsungeheuer, schon jetzt und hier an die Stufen des Thrones geführt.

Sollte noch etwas an der Lehre von der raison d'état fehlen, so wird es durch den Satz Bacons ergänzt: „Es ist leichter an die abenteuerlichsten Fabeln des Korans, des Talmuds und der — Legende zu glauben, als zu glauben, daß die Welt ohne Verstand gemacht sei." In der „Legende" steckt die ganze Feigheit, in dem „Weltmachen" die platte Accomodationssucht des Hofphilosophen.

Was ist das nun Alles zusammengenommen? Ist das eine Grundlage der Experimentalphilosophie? Mit nichten, es ist die Parole einer Periode, das Stichwort einer Richtung; es ist, wenn es Philosophie sein soll, industrielle Philosophie, die Philosophie des Patentbureaus. Der bloße Nutzen thuts nicht, wir sehen das heutzutage recht deutlich: das Princip der Nützlichkeit findet seine Rechnung bei der Umgehung der tiefern und eigentlichen Erkenntnißfragen und deren Anwendung auf das sociale Leben.

Die Forschung erhebt ihre Schwingen, gewaltige Entdeckungen und Erfindungen werden gemacht und angewandt. Unabhängig vom Geiste der Entdecker und Erfinder macht sich die Menschheit Entdeckungen wie Erfindungen zu Nutze. Sie trachtet nach dem Einträglichen, jeder vom eigenen Interesse gespornt. Als Harvey 1619 die Circulation des Blutes entdeckte, war das „unpraktisch"; es schadete der Praxis des berühmten Arztes, seine Collegen zogen sich von ihm zurück.

Bacon selbst hat nichts entdeckt noch erfunden, er hat nur

beides gepriesen. Der wirkliche Entdecker war Galileo Galilei (1564—1633), durchaus Zeitgenosse Bacons. Bacon war der Philosoph der neuen Mode, Galilei der naturwissenschaftliche Denker. Er wurde 1564 geboren, im Todesjahre Michel Angelo's: die Renaissance machte der Mechanik Platz. Ganz anders präcis lautet bei Galilei die Kritik alter und neuer Scholastik: „Man kann nicht die Wesen den Namen anpassen, sondern die Namen und Attribute den Wesen; die Dinge waren zuerst, dann die Namen."

Galilei soll als junger Mensch von 19 Jahren im Dome zu Pisa, wo er zwei verschieden gehängte Ampeln schwingen sah — die kürzere schwang schneller als die längere — auf die Natur der Pendelschwingung gekommen sein, die ihn später zur Formulirung seiner Gesetze von der Kraft der Beharrung und von deren Modificationen führte. Praktisch hatte er zuerst die Idee einer Pendeluhr. Der Holländer Christian Huygens entnahm ihm diese Idee und wandte sie an.

So entstand die Schlaguhr als Zeitmesser, 1657; 1675 ersetzte Huygens die Gewichte durch die Spiralfeder, und so entstand die moderne Taschenuhr. 1673 sandte Huygens ein horologium oscillatorium an Ludwig XIV. mit den stolzen Worten: „Ich werde keine Zeit damit verlieren, Ihnen, großer König, den ganzen Nutzen auseinanderzusetzen, weil mein Automat Sie jeden Tag in Ihren Gemächern durch die Regelmäßigkeit seiner Angaben und die Folgerungen überraschen wird, die er Ihnen für die Fortschritte der Astronomie und Nautik verspricht."

Repetiruhren kamen 1676 in England auf: Barlow, Quare u. A. streiten um die Priorität. Karl II. sandte eine solche Repetiruhr an Ludwig XIV., der daran deutlich hörte, wie viel Uhr es in England seit dem Tode Cromwells geschlagen.

Das Gesetz von der Kraft der Beharrung, die unsterbliche lex inertiae besagt: Jeder Körper, der sich selbst überlassen, aller äußeren Einwirkung entzogen ist, beharrt in seiner Ruhe oder in seiner einmal eingeschlagenen Bewegungsrichtung,

und zwar im Falle der Bewegung mit der gleichen Geschwindigkeit. Nun sind aber die Körper den äußeren Einwirkungen nicht zu entziehen, es ändert sich daher ihre Richtung und Geschwindigkeit, und zwar in doppelter Weise. Erstens kann der Körper einmal und plötzlich mit einem andern Körper zusammenstoßen; dann erfolgt die Wirkung nach dem sogenannten Parallelogramm der Kräfte, in der Diagonale: erste Modification der lex inertiae. Oder es kann zweitens eine allmählich anwachsende Beschleunigung oder Verlangsamung der Bewegung des Körpers eintreten, wie beim fallenden oder geschleuderten Steine, beim Pendel oder bei den Planeten: dann gilt es, die Verhältnisse von Raum, Zeit, Geschwindigkeit und Beschleunigung auf constante Formeln zu bringen: die zweite Modification der lex inertiae. Hier gipfelt der Genius des großen Florentiners. Indem er unumstößlich nachwies, daß bei constanter, gleichmäßiger Beschleunigung der Bewegung sich die Räume wie die Quadrate der Zeiten verhalten, während die Geschwindigkeit proportional mit der Zeit zunimmt, sprach er bereits die Formel des Newton'schen Gesetzes aus*). Die constante Beschleunigung der vom schiefen Thurme zu Pisa freifallenden Steine demonstrirte aufs deutlichste die Anziehungskraft des Erdmittelpunktes oder die Gravitation. Doch auch hier brachte Galilei eine Modification von hoher Bedeutung an: die Schwerkraft ist nicht der einzige zu berücksichtigende Factor, die Geschwindigkeit des fallenden Körpers hängt außerdem von dessen Dichtigkeit ab; die Luft widersteht im Verhältniß der Dichtigkeit des Körpers, sonst würden alle Körper gleich schnell fallen.

Das Fernrohr, von Jan Lipperschey in Middelburg durch zufällige Verbindung eines concaven und eines convexen Glases entdeckt, wurde 1608 durch Galilei nachgebildet: ein concaves

*) Sehr klar, wenn auch etwas fachmäßiger, ist die Bedeutung Galilei's auseinandergesetzt in dem auch sonst empfehlenswerthen philosophischen Buche von Otto Liebmann: „Zur Analysis der Wirklichkeit," 2. Auflage, 1880.

Augenglas warf das verkehrte Bild des converen Objectives herum — die „Galilei'sche Brille".

Jetzt sah Galilei durch das Fernrohr, was Kopernikus deductiv geschlossen hatte, die Ordnung im Weltgebäude. Er entdeckte vom 7.—10. Januar 1610 die vier Trabanten des Jupiter, schloß auf den Ring des Saturns durch dessen Schatten, unterschied die verschiedenen Phasen der Venus und zeigte 1611 zu Rom, im Garten des Cardinals Bandini, die von Joh. Fabricius und Harriot schon gesehenen, vom P. Scheiner nur falsch gedeuteten Sonnenflecken; maß die Höhe der Mondberge, zählte 40 Sterne in den Plejaden, 500 im Orion, löste die Milchstraße in Sterne, die Nebelflecken in Sternhaufen auf. Mit diesen Entdeckungen beantwortete der Nuntius sidereus oder „Sternbote" die Astronomia nova Joh. Keplers. Nach Galilei entdeckte Christ. Huygens (1626—95) den größten der 7 Saturntrabanten und wies die Ringform der Saturnhülle nach. Das eigentliche Teleskop des 17. Jahrhunderts mit dem metallenen Hohlspiegel erfand der Engländer Gregory 1663.

Der Mond war also eine kleinere Erde: das beeinträchtigte ihre aristokratische Stellung, die im Glauben der Zeit, trotz Kopernikus und Kepler, noch feststand. Jupiter und Saturn hatten gleichfalls ihre Monde, und zwar mehr als die Erde; die Venus drehte sich um sich selbst und war doch auch ein Planet: wie sollte da das gäocentrische System sich noch halten können?

Das allbekannte, jedoch erst in neuester Zeit genau untersuchte Martyrium des Galilei gewährt neben dem allgemein menschlichen Interesse noch ein besonderes, auf seine Zeit bezügliches. Nach der Entdeckung der Gleichzeitigkeit der Pendelschwingungen und der Gesetze der Trägheit und des Falles hatten die akademischen Gegner Galilei's, die orthodoxen Peripatetiker oder Anhänger des Aristoteles ihn von der Universität Pisa nach Padua vertrieben, welches der Republik Venedig gehörte. Hier erfolgten seine astronomischen Entdeckungen. Wäre er dort geblieben, so hätte er Ruhe vor den

Jesuiten gehabt. Unzufrieden mit den Lasten des Lehramts, folgte er jedoch einem Rufe seines Landesherrn, des wankelmüthigen Cosmus II. von Toskana, der ihn zum Philosophen und Mathematiker bei seiner Person ernannte, ohne ihm irgend eine Verpflichtung zu Vorlesungen an der Landesuniversität Pisa aufzuerlegen, und ihm ein Jahrgehalt von 1000 Scudi aussetzte.

Auch in Rom, wo wir ihn 1611 sahen, schien ihm volle Gunst und Huld zu lächeln. Die Accademia dei lincei pries ihn wegen seiner Entdeckungen; der Cardinal Barberini wurde sein Freund. Aber Neid und Bosheit arbeiteten unter der Decke. Die Monde des Jupiter und die Phasen der Venus waren gar zu ketzerisch. Am 19. April 1611 forderte Cardinal Bellarmin ein Gutachten vom römischen Collegium über die Natur der „neuen astronomischen Entdeckungen eines vortrefflichen Mathematikers". Die Commission des Collegii bestätigte einfach die Richtigkeit der Galileischen Funde.

Jedoch die Feinde ruhten nicht. Die Mehrzahl der Gelehrten hielt damals noch Kopernikus für einen Phantasten, und die Menge des Volkes war leicht im Interesse des altgewohnten Dogmas aufzuregen.

Galilei bot allerdings den Feinden die gewünschte Gelegenheit: er schrieb seine Briefe gegen Pater Scheiner, in denen er sich offen zu Kopernikus bekannte. In einem Schreiben an den Benedictiner Casselli vom 21. December 1613 spricht er von der Deutbarkeit der heiligen Schrift, während nur die Natur, an strenge Gesetze gebunden, nicht angezweifelt werden könne. 1614 wurde zu Florenz gegen ihn gepredigt: Quid hic statis, viri Galilaei, coelum adspectantes? „Was steht Ihr da, Ihr galileischen Männer, den Himmel anschauend?" Die Inquisition zu Rom rührte sich und gegen Ende 1615 eilte Galilei dorthin, um seine Lehre sicherzustellen.

Die Sache stand schlimmer als er geglaubt. Am 23. Februar 1616 erklärten die Patres des heiligen Officiums das heliocentrische System für „tadelhaft in der Philosophie und

irrig im Glauben.“ Am 25. notificirte Cardinal Bellarmin dem Galilei, er habe jene Meinung aufzugeben. Galilei nahm das ohne Widerrede hin, schwur nichts ab, erlitt keine Buße, wurde vielmehr in Rom mit Auszeichnung behandelt und blieb noch drei Monate dort.

In einer Schrift vom selben Jahre 1616 leitete der Verwarnte, wenn auch nicht richtig, Ebbe und Fluth aus dem kopernikanischen Systeme ab. Bekanntlich reicht der Stillstand der Sonne und die Bewegung der Erde, ohne Intervention des Mondes, zur Erklärung des Phänomens nicht hin. Zwei Jahre darauf sandte er diese Abhandlung dem Erzherzog Leopold von Oesterreich mit einem Schreiben, worin er seine Beweisführung einen „Traum“, die Doppelbewegung der Erde eine „Chimäre“ nannte. Das ging noch über die beliebte Verwendung der „Hypothese“ hinaus; der Kreuzer Wissenschaft hißte die jesuitische Flagge auf. Oder sagen wir vielmehr: Galilei traute seiner Wissenschaft doch nicht absolut; sein katholischer Glauben, in einer ganz vom Katholicismus durchtränkten Atmosphäre, erregte Scrupel in ihm.

In dem „Saggiatore“, der Schrift über die Goldwage, polemisirte Galilei meisterhaft gegen etliche Jesuiten; aber der Cardinal Barberini, nunmehr Papst Urban VIII., erklärte: „Galilei's Ruhm glänze am Himmel, sein Ruf erfülle die Erde; mit dem Verdienste der Wissenschaft verbinde er den Eifer wahrer Frömmigkeit.“ Galilei kam 1624 nach Rom und wurde vom Papste leutseligst empfangen. Der große Entdecker war für diese Huld sehr empfänglich, er glaubte sich jetzt vollkommen sicher. Wenn man das „Furcht“ genannt hat, so bedachte man nicht den Widerstreit in des Mannes eigenem Innern, auch nicht den Umstand, daß das Martyrium seine gemessene Zeit hat, nach deren Ablauf das Opfer nicht mehr der Mühe lohnt.

Seine Sache, die Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Forschung, gab er nicht auf, vertheidigte sie vielmehr 1624 wieder als „Hypothese“ trefflich gegen einen gewissen Ingoli.

[illegible]

[illegible] 1616 in dem [illegible] war; es ent- [illegible] an Galilei, daß, wenn er [illegible] im Namen des [illegible] werden sollte, worauf Galilei zu [illegible] hätte.

K. v. Gebler, der [illegible], hat in seiner verdienstvollen Schrift über Galilei die Annahme einer Interpolation, nach gewissenhafter Autopsie des Fascikels, verworfen; Andere, z. B. M. Cantor erklären sie für thatsächlich. Wir halten sie für überflüssig, und die Jesuiten thun selten das Ueberflüssige, da das Inderdecret vom 26. Februar 1616, welches das heliocentrische Buch des Carmeliterpaters Foscarini gänzlich verbietet, auch andere Bücher, die dasselbe lehren, „verbietet, verdammt, suspendirt". Das war doch wohl auch Tags zuvor dem Galilei gehörig insinuirt worden.

Der Proceß vor der Inquisition begann. Gefoltert ist

Galilei nicht worden; aber der Schreckschuß einer Androhung der Tortur und der Vorzeigung der Instrumente wurde auf ausdrücklichen Befehl des Papstes am 16. Juni 1633 auf den Angeklagten abgefeuert. Am 22. Juni erfolgte das Urtheil: Galilei soll abschwören und nach Belieben des heiligen Officiums gefangen gehalten werden.

Galilei, das Haupt in der Morgenröthe der kommenden Duldung, schwur ab. Wer abschwört, trotzt nicht. Galilei hat nicht gesagt: Eppur' si muove! Aber die Zeit hat es ausgesprochen. Denn wie Pascal sagt: „Es ist Alles umsonst; wenn die Erde sich wirklich dreht, so wird die ganze Menschheit zusammen nicht im Stande sein, sie am Drehen zu hindern und sich selbst mitzudrehen." Die Jesuiten folterten und verbrannten — im Drehen.

Nach der Abschwörung saß Galilei eine Nacht im Kerker; dann blieb er halb gefangen, zuerst in Rom beim toskanischen Gesandten Niccolini, hierauf, seit 1638, zu Arcetri bei Florenz in seinem eigenen Hause. So verlebte er noch 9 Jahre unter dem Damoklesschwert unsichtbarer Controlle. Während der Ausarbeitung der „Gespräche über Mechanik" erblindete der Greis; später gesellte sich Schwerhörigkeit dazu. Seine Tochter Marie Celeste war schon 1634 gestorben; sein Sohn Vincenzio überlebte ihn, von diesem stammt das noch vorhandene Modell einer nach des Vaters Anordnung gefertigten Pendeluhr. Bei Strafe der Excomunication und lebenslänglichen Kerkers wurde ihm verboten, in die Stadt zu gehen und mit Jemandem über seine Ansicht zu sprechen. Ausdrücklich war ihm gestattet, auf Ostern die Kirche zu besuchen. Zu Arcetri muß John Milton ihn trotz des Verbotes besucht haben, wie aus einer Stelle in der Schrift über Preßfreiheit hervorgeht, welche 1644 erschien. Galilei war im Januar 1642, 87 jährig, gestorben.

In Santa Croce, dem florentinischen Mausoleum, durfte er auf des Papstes Verbot nicht beigesetzt werden; erst 1737 wiederfuhr seinen Gebeinen diese wohlverdiente Ehre. Der Zorn der Inquisition erstreckte sich auch auf die Papiere und

Briefe Galilei's; der eigne Enkel des großen Mannes verbrannte dessen letzte Arbeiten. Die Accademia del Cimento zu Florenz, die in Galilei's Geist fortarbeitete, blieb nicht geschont; von Rom aus befahl man ihre Aufhebung. Borelli bettelte in den Straßen und Oliva tödtete sich selbst. Die Reihe der großen Florentiner war geschlossen.

Und doch was half alles Wüthen? Zwanzig Jahre nach Galilei's Tode wurde der Passus gegen die Bewegung der Erde aus dem Index gestrichen; seit 1820 ist Kopernikus erlaubt.

Der Himmel hatte sich unter Galilei's Lunette gelichtet. Im Jahre 1680 wurde auch der planetarische Charakter der Kometen, und zwar von einem Dilettanten, richtig erkannt. Das Licht selber wurde seit Keplers Zeiten streng untersucht. Der große Bahnbrecher in der kosmischen Physik hatte sich mit der Dioptrik oder Lehre von der Brechung des Lichtes und der Farbenzerstreuung in genialster Weise beschäftigt und richtig auf die Functionen des menschlichen Auges geschlossen. Eingehend betrieb der Jesuit Maria Grimaldi aus Bologna die Lehre von der Strahlenbrechung. Derselbe Grimaldi beobachtete noch vor Huygens die Interferenzerscheinungen, die Aufhebung des Lichts durch das Licht. Huygens entdeckte 1678 die Polarisation oder Doppelbrechung des Lichtes durch isländischen Doppelspath. Die Emanationslehre, d. h. die Fortpflanzung des Lichts als einer feinen Materie, bekam einen harten Stoß. Christian Hooke, dann Huygens, traten für die Undulation oder Wellenschwingung der Aethertheilchen ein, während Newton noch an der Emanation festhielt. Domenico Cassini berechnete die Fortpflanzung des Lichts auf 42,000 Meilen in der Secunde.

Wie langsam sich aber die großen Fundamentalwahrheiten ins allgemeine Volksbewußtsein einarbeiten, sieht man an dem „aufgeklärten" Samuel Butler, der doch ein halbes

Jahrhundert nach dem Kepler'schen „Haarstern" schrieb und in dessen „Hudibras" wir vom Kometen lesen:

„Er zielt auf Weltzerstörung ab
Und unsres Erdballs nahes Grab."

Selbst der große Laplace war noch nicht frei von der Besorgniß, ein Komet möchte ernstlich mit der Erde zusammenstoßen.

Zum Jahre 1654 wird uns von einem wahren Irokesenlärm berichtet, der sich bei einer Sonnenfinsterniß in Nürnberg erhob. Auch liegt noch eine Sonnenfinsterniß-Verordnung vom Jahre 1699 vor, welche Landgraf Friedrich II. von Homburg v. d. H. im September dieses Jahres erließ:

„Demnach Se. Hochfürstl. Durchlaucht berichtet worden, daß am negstkünftigen Mitwochen wird sein der 13/23 Septemb, Vmb 10 Uhr eine gahr gefährliche finsternus sein soll, alß haben Se. Hochfürstl. Dl. als ein rechter Landesvatter auch für ihre Unterthanen hierin sorgen vnd ihnen andeuten laßen wollen, daß Sie ihr Vieh den tag zu Vor, vnd etliche tage hernach zu Hause halten, vnd deßfalls das nöthig futter anschaffen, vnd der ställen thür und fenster wohl schließen, die brunen wohl bedecken, die keller und kornböden wohl versorgen sollen, damit vmb diese Zeit die böse Luft nicht einlogiere vnd eine böse infection anhaffte, weil solch große finsternus vnd aspectum stichhusten, schweren flüßen, schlag, jähenfällen, graßirende giftige Fieber, ja pestilentzische Seuchen vnd ganz unbekannte Krankheiten vnd dergleichen droht, wornach sich dan ein jeder wird zu richten wissen, vnd hat etc.

„Sigl. Homburg d 7 t September 1699
mutatis mutandis ahn H Hofprediger Richier u H Ober Pfarrer Winther".

—

Kommen wir näher zur Erde, diese selbst als ausgedehnter, meßbarer Körper betrachtet. Domenico Cassini bestimmte im Jahre 1634 die westliche Länge der Insel Ferro oder die Entfernung von Paris auf 19°48'; der Jesuit Bouillée

auf 20°1'45". Wir nehmen jetzt 20°33'90" an. Die Länge eines Erdgrades hatte schon 1615 Snellius zwischen Alkmar und Bergen op Zoom auf 55,021 Toisen berechnet. 1635 bestimmte Norwood zwischen London und York den Grad auf 57,424 Toisen; Picard 1670 zwischen Amiens und Malvoisier auf 57,060 Toisen.

Cassini war es, der von Paris aus zum wissenschaftlichen Reisen ermunterte, was mit Hülfe der neuen Instrumente nunmehr erfolgreich sein konnte. So wurde im Jahre 1672 in Cayenne und am Cap verde die Verlangsamung der Pendelschwingung beobachtet. Richer mußte in Cayenne das Pendel um 5/4 Linien kürzen, damit es schneller ginge; daraus wurde eine Verdickung des Erdkörpers am Aequator und später die Abplattung des Sphäroids an den Polen erschlossen.

Edmund Halley (1656—1724) unternahm die weite Reise nach Südafrika und St. Helena und entwarf die erste physikalisch-geographische Karte der Luft- und magnetischen Strömungen.

Das Innere der Erde blieb vorläufig noch das verschlossenste Buch. In der Geschichte des 16. Jahrhunderts erwähnten wir das wunderbare Genie Lionardo's da Vinci, der auf technischen Reisen in den Versteinerungen auf hohen Bergen die Merkmale vorzeitlicher Ablagerungen erkannte. Das 17. Jahrhundert that einen Schritt weiter und eröffnete bereits den Streit zwischen Neptunismus und Plutonismus, je nachdem das Feuer des Erdinnern oder das Wasser der Oberfläche die Hauptrolle bei der Bildung der Erdkruste gespielt haben sollte. Der erste Neptunist war Nikolaus Stenson aus Kopenhagen; der erste Plutonist oder Vulcanist kein anderer als Leibniz. Doch unterschied schon Leibniz im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts die Periode der Glut von der Periode der Schichtenbildung. Stenson aber stellte 1667 den wichtigen Grundsatz fest: die versteinerungslosen Schichten sind die ältesten.

Als sich das feste Land vom Meere getrennt hatte, be-

samete sich der Boden mit allerhand Kraut und Gewächsen. Tournefort war der erste wissenschaftliche Botaniker. Er schloß das Jahrhundert der Beobachtungen und Entdeckungen mit einer Reise nach Griechenland, Kleinasien und Aegypten, und fand auf dem Ararat die Gewächse höherer Breiten.

Wir sind bereits aus den Tiefen der Erde wieder zu ihrer Oberfläche emporgestiegen. Der uns umgebende elastisch-flüssige Körper ist die Luft. Der Römer Toricelli, ein Schüler Galilei's, beobachtete den Druck der äußern Luft auf luftleere Räume und fand, daß dieser Druck Körper im Verhältniß zu ihrer Dichtigkeit hebe: das Wasser 32 Fuß, den Merkur 28 Zoll. Nach diesem Princip construirte er das Barometer (1643). Blaise Pascal kam auf den Gedanken, daß die äußere Luft im Verhältniß der Höhe ihrer Säule treibend wirke, folglich auf Bergen minder stark als in der Ebene, und stellte (1647) zu Clermont und auf dem benachbarten Puy de Dôme seine Messungen mit dem Barometer an. Der Schotte George Sinclair berechnete das Verhältniß von Bergeshöhe zum Barometerfall zu 1184 Fuß auf einen Zoll; der Engländer Halley rechnete 900 Fuß heraus und fand das Quecksilber 10,800 mal schwerer als die Luft.

Um das Jahr 1621 construirte der holländische Bauer Cornelius Drebbel das erste Thermometer. Er stellte einen mit erhitzter Luft gefüllten Glascylinder mit dem untern Ende in Wasser; erkaltete die Luft, so stieg das Wasser in der Röhre. Einen viel zutreffenderen Gedanken hatte aber schon Galilei im ersten Decennium des Jahrhunderts gehabt, indem er eine geschlossene Röhre mit Weingeist vorschlug. Nach dieser Angabe entstanden die florentinischen Wärmemesser zwischen 1657 und 1667. Die Accademia del Cimento stellte die Röhre aufrecht, füllte sie mit gefärbtem Alkohol und fixirte den Keller- wie den Sonnenhitze-Punkt. Newton machte gegen Ende des Jahrhunderts seine Scala zwischen Schnee- und

Blutwärme-Punkt. Edmund Halley bestimmte den Siedepunkt des Wassers und constatirte, daß, wenn dieser einmal erreicht sei, weder Weingeist noch Quecksilber weiter in die Höhe gingen, man erhitze das Wasser wie man wolle.

Otto von Guericke (1602—86), der Bürgermeister von Magdeburg, hatte zu Leyden Mathematik studirt, Astronomie und Meteorologie getrieben; er behauptete die regelmäßige Wiederkehr der Kometen, erfand die Wettermännchen, fertigte die erste Elektrisirmaschine mit der gedrehten und geriebenen Schwefelkugel an, die noch in Berlin aufbewahrt wird. Das war der erste große Fortschritt in dieser Wissenschaft seit dem genialen Engländer Gilbert, dessen wir bei Bacon gedachten; ein Fortschritt, der jedoch einen gewaltigen theoretischen Irrthum nicht beseitigte. Man verharrte nämlich bei der Ansicht, daß von den geriebenen Körpern eine ölige und klebrige Flüssigkeit ausströme, welche die elektrische Atmosphäre bilde. Kein Wunder in einer Zeit, welche die sogenannten „Lebensgeister" selbst auf feinste materielle Substanzen, auf die Atome des Blutplasma reducirte. Sogar der große Boerhave (1668—1738) hielt den Blitz noch für eine Entzündung öliger und schwefeliger Dünste.

Guericke machte sich noch einmal unsterblich durch die Erfindung der Luftpumpe (1654). Er zeigte der erstaunten Welt, daß zum Auseinanderziehen zweier zusammengepaßter Halbkugeln 24—30 Pferde nöthig sein können. Die pneumatische Beförderung von Gegenständen hatte bereits Papin angeregt und die Analogie einer Kugel angeführt, die aus einem Blasrohr geschleudert würde. Guericke erfand nach diesem Princip die Windbüchse.

Die luftförmigen, sehr expansibeln Körper oder Gase entdeckte der geniale Van Helmont zu Brüssel (1577—1644). Robert Boyle (1660) und nach ihm der Franzose Mariotte (gest. 1686) fanden das nach ihnen benannte Gesetz der Compression der Gase.

Immer entschiedener bekundete sich die im 16. Jahrhundert

begonnene Hinwendung zur Natur. Auch der Bau des Menschenkörpers wurde der Anschauung und Beschreibung unterworfen. Andreas Vésale aus Brüssel, seit 1540 Professor zu Padua, hatte bereits erklärt, die Beschreibung des menschlichen Körpers durch Galen (200 p. Chr.) passe nur auf Thiere. Mit 28 Jahren hatte er seine classische Anatomie herausgegeben, deren Illustrationen keinem Geringern als Tizian zugeschrieben werden. Die Kenntniß des menschlichen Körpers zu verbreiten, war jedoch in den Augen der Kirche ein mindestens so schweres Verbrechen, wie der Umsturz des ptolemäischen Systems. Es half dem Vésale nicht, daß er der Leibarzt Karls V. gewesen und dieselbe Stellung bei Philipp II. eingenommen hatte. Die Inquisition bemächtigte sich auch dieses Unsterblichen. Zum Tode verurtheilt, dann zur Pilgerschaft nach Jerusalem begnadigt, starb er auf der Insel Zante wörtlich vor Hunger.

Auch die Anatomen Fallop und Eustachius gehören noch dem 16. Jahrhundert an. Zu Padua lehrten nach Vésale dessen Schüler Fallop, Colombo, Fabrizio und Casserio. Colombo beschrieb den Athmungsproceß und den Umlauf des Blutes durch die Lungen so genau, daß man jeden Augenblick das ganze System erwartet.

Bei dem Nächsten kommt die sinnende Menschheit immer zuletzt an. Von der Entstehung der Welt haben die ältesten Völker, in Griechenland die Jonischen Philosophen gefabelt — woraus das Wasser besteht, weiß man erst seit 100 Jahren. Philosopheme über Staat und Gesellschaft verlieren sich im Dunkel der Vorzeit — welchen Weg das Blut in unserem Körper einschlägt, hat erst das 17. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ins Klare gebracht. Auf der Spur war man allerdings seit Galen, der die Herzklappen beschrieb, die „Fallthüren" der älteren Anatomen. Vésale fand die Venenklappen, welche den Rücklauf des Blutes zum Herzen gestatten, nicht aber die Umkehr desselben. Vésale nahm jedoch seine Erfindung selbst zurück, Fallop und Eustachius protestirten gegen die

Neuerung. Da entdeckte Eustachius, Professor in Rom, selbst die Kranzvenen am Herzen, die mit einer Klappe versehen sind, desgleichen eine Klappe am Eingang der rechten Herzkammer. Der Schüler Fallops, Fabrizio (Fabricius ab Aquapendente), der die Venenklappen schon 1574 beobachtet hatte, beschrieb sie 1603 ausführlich*)

Da kam der Engländer Will. Harvey (1578—1657) auf seinen Reisen durch Frankreich, Deutschland und Italien nach Padua, hörte den Fabrizio und stellte endgültig den großen und den kleinen Blutumlauf fest; den großen: aus der linken Herzkammer durch die Aorta in den ganzen Körper, durch die beiden Hohladern in die rechte Vorkammer und die rechte Kammer des Herzens zurück; den kleinen: von der rechten Herzkammer durch die Lungenschlagader in die beiden Lungenflügel, von da durch die Lungenblutadern in die linke Vorkammer und die linke Kammer des Herzens zurück, von wo der große Kreislauf aufs neue beginnt. W. Harvey veröffentlichte sein System, eine neue Großthat des 17. Jahrhunderts, im Jahre 1619, und erfüllte so die Ahnung Mich. Servets, des Märtyrers von Genf.

Die großen Entdeckungen standen im innigen Zusammenhange; ohne Galilei kein Harvey. Die richtige Auffassung der Blutcirculation hing mit den Grundsätzen der Mechanik zusammen. In Deutschland wurde die neue Lehre energisch vertreten durch W. Rollfink (1630); in Frankreich begründete sie anatomisch Cartesius (1637). Eine glänzende Bestätigung erhielt die Lehre durch die bald dem Anathem verfallende Transfusion des Blutes. Vor Harvey hatte man von Arterie zu Arterie übergeleitet; 1657 aber leitete Timoth. Clarke von Vene zu Vene. Coxe und King erläuterten an der Transfusion vor der Royal Society den wahren Blutlauf. Am 12. December 1666 wurde öffentlich Blut von einem Schafe

*) Vergl. Joh. Ranke: „Das Blut", in den „Naturkräften", München, Oldenburg, 1878.

in einen Hund übergeführt. Als Denis in Paris einen 16jährigen anämischen Menschen durch Lammblut curirt hatte, andere Heilversuche aber mißlangen, erfolgte 1668 in Paris und Rom das Verbot der Transfusion.

Vor einer Frage war Harvey noch stehen geblieben: wie kommt das Blut aus den Arterien in die Venen? Zur Beantwortung dieser Frage war eine noch nicht erwähnte Entdeckung und Erfindung unumgänglich nöthig, das Mikroskop.

Mit Hülfe dieses Instruments, und zwar durch kugelig geschliffene Gläser, entdeckte Marcello Malpighi aus Bologna, seiner Thätigkeit nach zu England gehörig, (1628—94) im Jahre 1661 die Haargefäße oder Capillaren, in welche die Schlagadern auslaufen und die selbst wieder in einer Blutader münden. Die Versuche wurden an der Lunge und dem Gekröse eines Frosches angestellt. Zur Vollendung brachte die Demonstration der große Autodidakt und Optiker Anton van Leeuwenhoek.

Eine andere wichtige Frage war diese: wie kommt der Magenbrei oder Chymus, der später zum abermals verdauten Chylus wird, in die Säftemasse des Körpers? Drei Jahre nach Harvey, 1622, entdeckte Aselli zu Padua kleine zahllose Saugadern oder Pumpwerke an den Darmwänden; es waren dies die Darmzotten, in welchen die Anfänge der Lymph- oder Milchgefäße liegen; Capillargefäße, die sich zu größern Lymphstämmen und namentlich zum Milchbrustgang vereinigen. Diese Darmlymphe, der eigentliche Chylus, geht zum Herzen und von da ins Blut über. Leeuwenhoek war es, der in den 70er Jahren die Chylus- oder Lymphkörperchen im Blut entdeckte.

Malpighi überzeugte sich durch das Mikroskop, daß die Lungen kein schwammiges Gewebe seien, vielmehr aus Zellen beständen, in welche die Bronchialröhren auslaufen. Durch ihn wurde der ganze Athmungsproceß im Larvenzustande des Seidenwurms klargelegt, der Lufteintritt durch kleine Schlitze constatirt. Malpighi bestritt auch die Schwärze der Negerhaut und wies nach, daß die Epidermis der Neger ganz weiß

sei, daß aber zwischen Epidermis und Lederhaut ein dunkles Pigment, das nach ihm benannte Malpighische Netz, lagere. Unser kaukasisches Pigment ist farblos, so daß die rothe Farbe des Blutes durchscheint.

Wir haben das Mikroskop am Werke gesehen. Ob die Erfindung von Zacharias Jansen gegen Ende des 16. Jahrhunderts, oder von dessen Landsmann Jan Lipperschey um das Jahr 1620 herrührt, ist streitig. Das Mikroskop bestand aus einer kleinen doppeltconvexen Linse, in Metall oder Holz gefaßt und auf einem Stand befestigt; ferner aus einem breiten Vergrößerungsglase und einem convexen Spiegel, der den Gegenstand in das Sehfeld brachte; endlich aus mehreren Linsen am Ende einer Röhre, die man kürzer oder länger schraubte, um den Focus zu gewinnen. Die großen Entdecker operirten jedoch mit einer einzigen Linse.

Holland, im 17. Jahrhundert von eben so großer wissenschaftlicher Bedeutung, wie im 16. von politischer, glänzte mit Namen ersten Ranges, den Swammerdam, Ruysch, Leeuwenhoek rc. Leeuwenhoek, kein Gelehrter, so wenig wie Drebbel und Lipperschey, 1633 von armen Eltern in Delft geboren, mit 16 Jahren Buchhalter bei einem Leinenhändler, ergab sich mit Leidenschaft der Anfertigung von Mikroskopen. Während seiner Buchhalterei lieferte der stille Mann etliche hundert Instrumente. Der Anatom Graaf machte die Royal Society mit ihm bekannt, die ihn als Mitglied aufnahm. Gleichfalls berühmt durch Schleifen der Linsen war Eustachio Divini zu Rom.

Eine ganz neue Welt that sich auf, die Welt des unendlich Kleinen. Das umgekehrte Fernrohr zeigte jenseits der augenfälligen Erscheinungen zahllose ungeahnte Existenzen. 1675 erblickte man in einem Wassertropfen Myriaden von lebenden Wesen; ein Zusatz von Pfeffer erzeugte 6—8000 Thiere. Leeuwenhoek war der Held langer Jahre. Karl II., die Königin Anna, Georg I., der russische Czar Peter, suchten ihn auf und ließen sich weidlich von ihm amusiren. Ernster

war die mit seinen Instrumenten gemachte Entdeckung, daß das Blut der höhern Thierordnungen fast farblos sei, aber rothe Kügelchen enthalte, die im Blutplasma schwimmen.

Es dauerte noch bis 1757, ehe Dollond die farbigen Reflexe des Mikroskops beseitigte und die Forschung durch achromatische Linsen sicherstellte. Der Vergrößerungsdurchmesser ist auf 1500 gestiegen. In einem Kubikcentimeter Kreidestaub sind 298 Millionen Polythamien-Panzer entdeckt worden. Und dieser Kiesel- und Kalkstaub lagert in den Alpen tausende von Metern hoch. Ein Stückchen Alge besteht aus lauter Zellenschläuchen mit Kügelchen oder Kernchen. Das sind die Sporen, welche ihre Wände sprengen und dann durchs Wasser segeln; nach zwei Stunden sind sie selbst Algen geworden. 400fach vergrößert sind die Sporen von der Größe eines Kirschkernes. Die Infusorien des sogenannten Blutregens ergaben bei der Ehrenberg'schen Messung $^1/_{1500}$ bis $^1/_{4000}$ Linie; zu einem Kubikcentimeter sind an 50 Trillionen erforderlich. —

Man überzeugt sich leicht, daß die Geologie, bei aller Ausdehnung der äußerlichen Stein- und Krystallkunde, ebenso die Physiologie, auf die Vervollkommnung des Mikroskops warten mußten. Im gleichen Falle befand sich eine Hülfswissenschaft beider, die Chemie.

Die Ansätze zur neuen Chemie beginnen mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Vom Anfang des 16. bis zu der angegebenen Zeit herrschte die Jatrochemie, die Heilchemie, der erste Abfall von der Alchemie oder Wunderchemie. Das Lebenselixir, welches ja identisch war mit dem Stein der Weisen, wurde nicht mehr absolut als Unicum gefaßt, verwandelte sich vielmehr in verschiedene Specifica. Schon dem Paracelsus (1498—1541), später dem van Helmont (1577—1644) und dem de la Boë Sylvius (1614—1672) war das Leben ein chemischer Proceß, in dem ein Element fehlen oder überschüssig sein könnte, welches folglich ersetzt oder beseitigt werden müßte. Van Helmont namentlich trägt so

recht deutlich die Zeichen der Zeit an sich: er ist zwar noch nicht ganz frei von dem Glauben an die Transmutation der Stoffe; aber dieser traditionelle Glaube hatte keinen Einfluß auf seine Untersuchungen. Er lehrte die Substantialität oder Wesensbeständigkeit der Stoffe und hielt an ihren Qualitäten trotz der Verbindungen fest.

Der classische Jatrochemiker war Franz de la Boë Sylvius, aus holländischer Familie, zu Hanau geboren, als Professor zu Leyden gestorben. Der menschliche Körper bestand ihm aus Säuren und Laugensalzen; Säuren und Alkalien bildeten seine Pole. Es handelte sich bei ihm nicht mehr um die absoluten Stoffe: Salz, Schwefel und Quecksilber. Er verwarf den spiritualen Archäus oder Naturgeist der Paracelsus und van Helmont, den mystischen Blutbereiter; in unserm Jahrhundert würde er die „Lebenskraft" als erklärendes Princip verworfen haben.

Selbständig, ohne medicinische Absicht, betrieb Joh. Rud. Glauber aus Karlstadt in Franken (1604—68) die Chemie, und doch hat keiner so medicinisch gewirkt: das schwefelsaure Natron ist das bekannte sel Glauberi. Glauber war der Liebig seiner Zeit; er schrieb sechs Bände „Deutschlands Wohlfahrt," eine praktische Anleitung, die Hülfsquellen des Landes nutzbar zu machen.

Jetzt erst stehen wir auf dem Boden der eigentlichen Chemie, die sich freilich noch durch viele Vorurtheile durchzukämpfen hatte. Der lästigste Spukgeist war das Phlogiston, von Rob. Boyle und dem deutschen Becher vertheidigt, von Stahl am besten vertreten. Was beim Verbrennen als Flamme entweicht, ist das Phlogiston. Oxydiren und Verkalken sind allmähliche Verbrennungen. Daß der Eisenrost schwerer ist als Eisen, machte nichts aus; man ging darüber hinweg. Die ganze Chemie war vor der Hand qualitativ.

Zahlreiche gelehrte Gesellschaften propagandirten das Phlogiston um die Mitte des Jahrhunderts. Natürlich konnte die Ketzerei nicht ausbleiben. Rob. Boyle, ein Irländer,

1627 geb., gest. zu London als Präsident der Royal Society, ein edler und tüchtiger Mann, der wahre Experimentator, der das Mariotte'sche Gesetz der Gase selbständig fand, das Verhalten von Säuren und Basen zu Pflanzenfarben feststellte und die Analyse auf nassem Wege begründete, sah deutlich, daß beim Athmen und Brennen aus der Luft etwas verzehrt wird, daß Rostmetall schwerer ist als blankes; aber er schwieg darüber.

Den Georg Ernst Stahl, 1660 zu Ansbach geboren, Professor zu Halle, seit 1716 Leibarzt des Königs zu Berlin, den Erzphlogistiker, der das Färbende im Berliner Blau Phlogiston nannte, weil die Hitze es zerstört, konnte selbst Newtons streng mathematische Methode nicht aus dem Kopfe der Engländer vertreiben; denn Black, Cavendish und selbst Priestley blieben Stahlianer und Anhänger des entweichenden Geistes.

Unsere heutige Chemie beruht bekanntlich auf der Atomenlehre. Der Brüsseler van Helmont erwähnt bereits Atome. Robert Boyle gab den Atomen Schwere und theilte sie in Atome erster, zweiter und dritter Ordnung.

Den innigen Zusammenhang der Chemie mit der Physiologie deutet Niemand besser, wenn auch in vorschneller Genialität an, als Cartesius. Er spricht von Molecülen (corpuscula) und glaubt durch ihre Verschiedenheit die Verschiedenheit der Körper zu erklären. Die flüssigen Substanzen, also auch das Blut, bestehen nach ihm aus kugeligen Molecülen. Das Mikroskop hielt er für das Mittel, diese kleinsten Aggregationen zu erblicken.

Auch eine praktische, ins Kunsthandwerk einschlagende Erfindung chemischer Natur gehört dem 17. Jahrhundert und zwar dessen Mitte an. Man brachte die weiße Glasur mit blauer Decoration wieder zu Stande und begann altes Familiengeschirr täuschend nachzumachen. Neben dem Crownglas des 16. Jahrhunderts erzielte man jetzt das Flintglas durch Stein-

kohlenfeuerung. Den Phosphor stellte der Chemiker Kunkel zuerst dar.

Das gesammte chemische Wissen seiner Zeit repräsentirt der Chemiker, Botaniker und Mediciner Boerhave (1668 bis 1738), Professor zu Leyden. Seine Elementa chemiae sind die Encyklopädie aller damaligen Kenntnisse von Verbindung, Zerlegung und Wiederzusammensetzung der Körper.*)

Sagen wir jetzt ein Wort von den Vorarbeiten und Vorahnungen des 17. Jahrhunderts, bei denen es sich zum 18. und 19. verhält wie das 16. zu ihm selbst. Dem 17. Jahrhundert gehört die Entdeckung der Expansivkraft des Wasserdampfes und deren Anwendung auf Bewegung von Lasten an. Im Jahre 1615 erschien von Salomon de Caur, einem Hugenotten, die Raison des Forces mouvantes, worin sich die Zeichnung und Beschreibung eines Apparates befindet, der sich der Dampfmaschine nähert. Der permanent erfinderische Marquis von Worcester veröffentlichte 1663 seine „Hundert Erfindungen", unter denen auch das heiße Wasser als Triebkraft vorkommt. Der Haupterfinder aber war der französische Hugenott Dionysius Papin, der nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) aus Frankreich entfloh, durch England, Italien und Deutschland umherirrte und als Professor zu Marburg den Papin'schen Topf herstellte. Der Wasserdampf hob einen Kolben, der ein Rad in Bewegung setzte; der Dampf wurde wieder in Wasser verwandelt; auch das Sicherheitsventil war angebracht. Der zweite Versuch, die Dampfkraft auf ein Räderschiff anzuwenden, gelang im Jahre 1707. Papin kam glücklich auf der Fulda nach Hannöverisch-Münden; von Münden gedachte er auf der Weser in die Nordsee und nach England zu gelangen. Aber die

*) Vergl. u. A. die beachtenswerthe kleine Schrift von Albrecht Rau: „Die Grundlagen der modernen Chemie", Braunschweig, 1877.

eifersüchtigen Fährleute der Weser zertrümmerten die zukunftsvolle Maschine, wie früher und besonders später die Handarbeiter so manche andere.

Die glänzende Erfindung ging indessen nur für Papin verloren. Noch bei seinen Lebzeiten ließ sich Thomas Savery ein Patent auf dieselbe geben. Newcomen und Cawley machten die Sache in der Mitte des 18. Jahrhunderts in England populär, und 1736 wurde der geriebene Schotte James Watt geboren.

Auch die Telegraphie reicht ins 17. Jahrhundert zurück. Freilich waren die Feuersignale und Fackelzeichen viel älter; wir finden sie schon von Aeschylus erwähnt. Gewissermaßen daran anknüpfend, gebrauchte Keßler im Jahre 1617 eine Tonne mit einem Lichte darin zum Signalisiren: die Buchstaben der mitzutheilenden Worte wurden je nach ihrer Stellung im Alphabet durch eine bestimmte Zahl von Oeffnungen des Tonnendeckels ausgedrückt. Der schon erwähnte Marquis von Worcester erfand 1633 einen optischen Zeichentelegraphen. Hooke bildete durch bewegliche Lineale geometrische Figuren — der eigentliche Semeiograph oder Zeichenschreiber, den Chappe vervollkommnete, und wandte das Fernrohr zur Beobachtung der Signale an. Aber sogar der elektrische Telegraph war schon 1627 durch ein merkwürdiges Buch angedeutet: H. van Etten, capitaine d'une compagnie de cuirassiers pour Sa Majesté d'Espagne aux Pays-Bas, veröffentlichte eine Recréation mathématique, composée de plusieurs problèmes plaisans et facétieux en faict d'Arithmétique, Géometrie, Mécanique etc. etc., in welcher das Telegraphiren mit zwei Buchstabenscheiben und durch Magnete beschrieben wird. Die Wirkung der Magnete auf Eisen und Stahl nannte der Capitän im Geiste seiner Zeit „natürliche Sympathie". Daniel Schwenter in seinen „Mathematisch-philosophischen Erquickungsstunden" (1656) ist der herrlichsten Anwendung der Physik gleichfalls auf sicherer Spur.

Als Ersatz des Telegraphen, besonders zur See, diente

seit 1670 das Morland'sche Sprachrohr. In Gegenwart Karls II. wurde seine Wirkung auf drei englische Meilen erprobt.

Ein stenographisches Alphabet erfand John Willis schon 1602; das Mason'sche datirt von 1682.

Das 17. Jahrhundert kannte und erfuhr bereits den Uebergang vom Werkzeuge des Arbeiters zur unabhängigen Arbeitsmaschine, zum automatischen Werkzeuge, welches den Menschen beseitigte. Es war natürlich, daß die Obrigkeiten, denen aus allerhand Gründen das Wohl der Handarbeiter nicht gleichgültig sein konnte, darauf hielten, daß solche Erfindungen nicht allzuviel leisteten. Was die Obrigkeiten vernachlässigten, besorgte die aufgeregte Menge selbst. Die Fährleute auf der Weser sahen wir bereits am Werke. Ein schlimmeres Loos hatte den Anton Moll in Danzig getroffen, als er um 1580 eine Bandmühle erfand, welche 4—6 Gewebe auf einmal machte. Moll wurde erstickt oder ersäuft. William Lee, ein Pfarrer, Erfinder der Strickmaschine unter der Königin Elisabeth von England, mußte nach Frankreich fliehen. Erst nach seinem Tode wurde die Maschine in England ausgebeutet. Um 1640 erregte die mechanische Strickerei großen Lärm in Holland; die Maschine wurde verboten. In England erfuhr sie 1676, in Deutschland 1685 dasselbe Schicksal.

Der technische Fortschritt ließ sich selbstredend nicht aufhalten, nur blieben die socialen Institutionen zurück; die Wissenschaft eilte in ihren Anwendungen der Politik weit voraus. Heutzutage sehen sie sich gar nicht mehr. Zwischen die Technik und die Politik sind seit dem vorigen Jahrhundert noch die Motoren mit der Transmission getreten.

Auf die Verwendung der vorsintfluthlichen Wälder oder der Steinkohle zum Ausschmelzen des Eisens führte bereits 1620 die drohende Abnahme der Forsten. Die holländische Windmühle mit beweglicher Achse und festem Gebäude stammt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Die hydrostatische Wage oder Bilancetta ist Galilei's Erfindung. Zur

Prüfung der Salzsoole bediente man sich schon 1603 einer Wage, wie aus Thöldens „Halographie" von jenem Jahre hervorgeht.

Das Jahrhundert krönte sich selbst in Isaak Newton, der auch dem folgenden seine wissenschaftliche Richtung gab. Geboren wurde er am 5. Januar 1643; seine Thätigkeit erstreckte sich durch die zweite Hälfte des 17. und begreift noch das erste Viertel des 18. Jahrhunderts; denn er starb 1727, elf Jahre nach Leibniz. 1664 führte er die Differentialrechnung in die Mathematik ein, worüber später ein Prioritätsstreit mit Leibniz entstand, der, wie der Streit um die erste Erfindung des Fernrohrs oder des Barometers, zu Niemandes Gunsten entschieden zu werden braucht, sicherlich aber nicht zum Nachtheile Newtons entschieden werden kann. Seine zweite Großthat ist die Lehre von der Brechung des Lichtstrahls und der Entstehung der Farben. Bekanntlich hat Goethe eine heftige kritisch-polemische Einsprache gegen die Newton'sche Farbenlehre erhoben. Sehen wir jedoch von der Emanationstheorie ab, an welcher Newton noch festhielt, so finden wir die ganze neuere Wissenschaft vom Lichte im Einklang mit dem englischen Forscher. Die dritte und größte Leistung des Newton'schen Genius besteht in der Feststellung der Gravitationsgesetze. Zu Woolstorp, bei Grantham, in seiner Heimath, soll es sich im Jahre der Pest 1665 ereignet haben, daß dem unter einem Baume Ruhenden ein Apfel auf die Nase fiel. Dieser Apfel hätte den großen Forscher auf die Ursache des Falles überhaupt hingewiesen und diese Ursache wäre von ihm die Gravitation genannt worden.

Die ganze Erzählung erscheint als eine der zahlreichen wissenschaftlichen Fabeln, wenn man bedenkt, daß durch Galilei die Gesetze des Falls und der Schwere, das Parallelogramm der Kräfte und die Formel der constanten Beschleunigung festgestellt waren. Die umgekehrte Proportionalität nach dem Quadrat

der Entfernung hatte sich auch bei Licht, Schall und strahlender Wärme herausgestellt. Kepler hatte nach der Kraft gefragt, welchezwischen Sonne und Erde thätig sei; Newton antwortete mit der Verallgemeinerung der Galilei'schen Gesetze. Die Mechanik wanderte durch ihn an den Himmel.

Der Entwicklungsgang der Wissenschaft ergiebt sich überhaupt als ein streng logischer. Mathematik, die Wissenschaft vom Raume und der Zahl, bildete die absolute Voraussetzung, die conditio sine qua non. Der Schotte Napier hatte 1614 die Logarithmen erfunden, die großartige Abkürzung der Multiplication und Division. Cartesius setzte in der Arithmetik die Constanten und Variablen als objective Werthe an die Stelle der Bekannten und Unbekannten. Derselbe Cartesius wandte die Algebra auf die Geometrie an. Pascal erfand die Wahrscheinlichkeitsrechnung, Newton die Differentialen oder, wie er sie nannte, die Fluxionen.

Von der Astronomie, die wesentlich auf Rechnung beruht, war die Wissenschaft auf die tellurische Physik gekommen: Galilei und die Mechanik. Die Mechanik endlich erklärte durch das Gesetz der Schwere die Bewegung des Himmels.

Doch ging diese Anwendung nicht so rasch von statten. Als Newton die Berechnung der Mondbewegung vornahm, gerieth er in's Stocken; er hatte den Durchmesser der Erde zu klein angenommen. Zudem beschäftigte die Farbenlehre ihn durchaus. Er trug das Problem der kosmischen Gravitation 20 Jahre lang mit sich herum. Die französische Akademie rechnete mittlerweile am Erddurchmesser; der Engländer Hooke forschte demselben gleichfalls nach; Edmund Halley, der Mann des Kometen, der afrikanische Reisende, trieb endlich Newton zur Revision seiner Rechnungen. Das Resultat war: die Erdachse von Pol zu Pol verhält sich zum Durchmesser von einem Punkte des Aequators zum andern wie 689 : 692. Jetzt schrieb Newton in 17 bis 18 Monaten (1685/7) das Werk, welches Laplace das „größte Denkmal des menschlichen Geistes“ genannt hat.

Die Körper ziehen sich an, der größere den kleineren und dieser jenen; nur der ganz große erfährt von dem unverhältnißmäßig kleinen keine Rückwirkung, weil dieser gänzlich im Banne von jenem bleibt. Der Apfel steht vermöge seiner Kleinheit außerhalb der nachweisbaren Wechselwirkung; er strebt einfach zum Mittelpunkt der Erde hin, welcher ihn anzieht. Die Erde zieht den Mond an, der Mond würde sich auf die Erde stürzen, wenn ihm nicht die Tangentialkraft seine eigene Bewegung sicherte. Der Mond zieht aber auch ebenso die Erde an, wie das Steigen des Meeres in der Fluth beweist, und vermuthlich auch das Emporsteigen des Erdinnern zu vulkanischen Eruptionen und Convulsionen. Erde und Mond stehen zusammen im selben Verhältnisse zur Sonne. Die übrigen Planeten üben gleichfalls einen Einfluß auf den Gang des Mondes aus, wie denn Newton acht Mondstörungen berechnete, deren wir 60 kennen. Diese Gravitation oder Attraction der kosmischen Körper findet statt im geraden Verhältniß der Massen und im umgekehrten Verhältniß des Quadrates der Entfernung.

So vollendete Newton das Werk der Kopernikus, Kepler und Galilei und wurde der Begründer der sogenannten mechanischen Weltordnung. Dies geschah in dem Kanon der modernen Wissenschaft: Principia mathematica philosophiae naturalis, von 1687.

Man hat in neuester Zeit die Gravitation als letzte Ursache des Weltzusammenhangs in Frage gestellt und die neue Frage aufgeworfen: Was ist die Ursache der Gravitation selbst? Möglich, daß die Gravitation auf einem noch primitiveren Gesetze, auf einer nicht mehr weiter reducirbaren Kraft beruht. Möglich, daß wir bei der elektro-dynamischen Natur der Materie überhaupt anlangen. Das ändert aber an der Newton'schen Gesetzlichkeit des Kosmos nichts, hebt die von ihm aufgestellte Formel nicht auf.

Newton selbst definirt ja die Gravitation als „eine Kraft, durch welche räumlich getrennte Körper ohne mechanischen

Impuls zusammenzukommen bestrebt sind," ein Satz, der die Gravitation als ein noch zu lösendes Räthsel hinstellt, dem die Geisterseher unserer Tage mit „psychischen immanenten Agentien" beizukommen suchen.

Ferner gab Newton in seinem Hauptwerke zu, die Gravitation sei blos die „mathematische Ursache" der Weltordnung. Er wollte wohl sagen: der mathematische Ausdruck; denn die Mathematik verursacht nichts, sie beziffert und berechnet nur. Er erklärte aber damit, daß er der weiteren Forschung nach der Wesenheit der Materie keine Grenze gesteckt haben wollte, daß er nur die Resultate festzustellen gesucht. Causam gravitationis nondum assignavi, die Ursache der Gravitation habe ich noch nicht angegeben, sagt er ausdrücklich.

Das Genie Newton's kann wohl nicht besser bezeichnet werden, als indem man sagt: er habe Galilei und Kepler in sich vereinigt, sei ebenso bedächtig wie kühn, ebenso realistisch wie schlußfertig gewesen. Galilei drang beständig auf Harmonie zwischen Rechnung und Thatsache; Kepler, der immer vorwärts drang, ließ die Frage offen: wenn die Planetenbewegungen so sind, wie festgestellt worden, wie verhalten sich diese Bewegungen zum Gesetz der Bewegung überhaupt, und wie lautet dieses Gesetz? Newton führte die berechnete Thatsache auf ein allgemeines höheres Gesetz zurück.

Um eine der heutigen Zeit sehr geläufige Unterscheidung anzuwenden, Newton war die Krone eines deductiven Zeitalters, das doch mit der Lobpreisung der Induction begonnen hatte. Die wahre Induction, die unermüdliche Analyse begann erst nach Newton und kennzeichnete wesentlich das 18. Jahrhundert.*)

*) Zum Preise Newtons kann man wohl nichts Besseres thun, als seine Idee des Sextanten nebenher erwähnen. Dieses unentbehrlich gewordene nautische Instrument dient zur Bestimmung der geographischen Breite und Länge, indem es den Unterschied zweier Richtungen als Winkel mißt. Der Grundgedanke gehört Newton an, obwohl Hadley 1731 das Instrument selbständig anfertigte. — Newton besaß auch den relativ stärksten Magnet, der bei 3 Gran Gewicht 746 Gran trug.

Wenn die herrlichsten Resultate den Fleiß des Folgerers und Synthetikers belohnten, so fehlte ihm auch nicht der Kranz des irdischen Glückes, welcher seine Schläfen erquickend umschattete. Man vergegenwärtige sich das Mißgeschick Kepler's und Galilei's! Newton wurde 1688 Mitglied des Parlaments, 1696 Münzwardein, 1703 Präsident der Royal Society. Er besaß ein herrliches Landhaus und hinterließ 32,000 Pfd. Sterl. Im Jahre 1727 wurde sein Bahrtuch getragen vom Lordkanzler, zwei Herzogen und drei Grafen. Auf seinem Denkmal steht: Humani generis decus! Zierde des Menschengeschlechtes!

Der große Forscher blieb religiös, gottgläubig. Er war weit entfernt, die Gravitation als der Materie immanent zu nehmen; er erklärte vielmehr die kosmischen Bewegungen aus dem göttlichen Willen. Hier mußte Kant einsetzen. Ja er wandte sein geniales Rechnen auf das Buch Daniel und die Apokalypse an, um Zeitbestimmungen für die dunkelsten Prophezeiungen zu finden. Das ist vergessen, aber die Resultate seiner ernsten und strengen Denkarbeit sind ins Gedächtniß der Menschheit eingegraben.

Noch ganz anders synthetisch erscheint uns die damalige Menschheit, wenn wir das Gebiet der Philosophie und der metaphysischen Speculationen betreten. Auch die Philosophen und die Systemgründer wichen dem Naturerkennen nicht aus, und gerade die bedeutendsten Geister haben sich ihm mit Vorliebe hingegeben, ja es selbst erweitert. Lassen aber dann solche Geister von der Verfolgung natürlicher Gesetze ab und schicken sie sich an, von den höchsten und letzten Dingen zu reden, so werden sie von der verwegensten Synthetik ergriffen und in Cartesische Wirbel hineingezogen.

Das Jahrhundert ist überhaupt religiös — alle Religiosität ist vorschnelle Synthese, erflogener Schluß —; es hat noch nicht ganz gebrochen mit dem Glaubensernst und der Inbrunst des sechszehnten; nur möchte es, entsprechend der zu-

nehmenden Verstandesthätigkeit auf allen sonstigen Gebieten, sein religiöses Bewußtsein sich logisch zurechtlegen, „auch etwas dabei denken". Es müht sich an rationeller Theo-logie ab. Man kann doch unmöglich den Luftdruck studiren, Barometer und Luftpumpen anfertigen, Elektrisirmaschinen construiren, den Himmel durch das Spiegelteleskop beobachten, Dampfmaschinen zusammensetzen, das Manometer anlegen, und dabei den alten Fetisch mit sich herumtragen.

Die volle Consequenz der empirischen Weltanschauung wurde jedoch noch nicht gezogen: weil denn die Wissenschaft auf dem Wege ist, alle Erscheinungen objectiv zu fixiren, zu messen oder zu wägen; weil dem Experiment von Seiten der Dinge gehorcht wird: so müssen wir diese Methode auch auf die psychischen Erscheinungen anwenden und auch hier von den Wirkungen auf die Ursachen zurückgehen. So wurde zur Zeit noch nicht argumentirt. Widerstand indessen das Jahrhundert dieser Logik, war zudem die Analyse auf dem äußeren Beobachtungsgebiete noch viel zu dürftig, um die eigentliche Kritik des Transcendenten anzuregen: so hat die europäische Menschheit doch damals den gewaltigen Schritt gethan, sich von der geschichtlichen Überlieferung und der Autorität in Glaubenssachen zu befreien. Sie wollte allerdings etwas glauben, sie suchte das Positive; aber indem sie die Wahrheit selbst feststellte, glaubte sie eigentlich nur was sie wollte, was ihr glaubwürdig erschien. Das gesuchte Positive war ihr nur dann das Richtige, wenn sie es selbst gefunden hatte. An die Stelle der überlieferten Autorität trat die Autorität der Vernunft über das Hergebrachte, der menschliche Gedanke als Meister über das vorgeschriebene Denken. War der Inhalt dieses neuen Denkens noch vielfach formell der alte, führte er wenigstens noch dieselben Namen, so war er doch materiell ein anderer, aus dem eigenen Innern gesetzter. Was Luther dem Glauben angethan hatte, das mutheten die Philosophen des 17. Jahrhunderts dem Denken zu.

Darin besteht die hohe Bedeutsamkeit der metaphysisch-

dogmatischen Systeme des 17. Jahrhunderts. Sie sind, trotz aller Accommadation, spontane Producte der Vernunft, die Denksteine einer ganz neuen Aera, der wahre Abschied von der Scholastik, obgleich selbst noch in scholastischer Form. Die Kirchen verstanden das allesammt sehr genau, und der Troß empfand ein unheimliches Grauen vor der neuen Art von Gläubigkeit. Es kam den Gewohnheitsmenschen und ihren Leitern mit Recht vor, als „stehe es schief" um die selbstgeschaffenen Dogmen. Die Jesuiten ließen sich durch die Monade der Monaden im System des Giordano Bruno nichts weismachen, so wenig wie die holländischen Rabbinen durch die „intellectuelle Gottesliebe" Spinoza's und das evangelische Consistorium zu Hannover durch die „Theodicée" Leibnizens. Der Erste wurde kurzer Hand verbrannt, der Zweite unter Hörnergebrüll verflucht, und der Sarg des Dritten senkte sich ohne jedes Geleit in die einsame Gruft, während der Pöbel witzelte: „Lövenix!" (Glaubenichts).

Jesuiten, Rabbinen und Consistorialräthe waren grade so schlau wie Hobbes, wenn dieser in seinem Lapidarstyl äußerte: Glaubenssatzungen seien Pillen, die man auf einmal hinabschlucken müsse; kaue man sie aber, so würden sie herausgebrochen. Das Rationalisiren des Glaubens kam auf das Kauen der Pillen hinaus.

Was aber dem Jahrhundert noch abging, da an eine Umkehr nicht zu denken war, bestand, wie gesagt, in der schärfern Analyse, besonders der psychischen, in der exactern Beobachtung der sogenannten „Thatsachen des Bewußtseins," in der Zergliederung der Vorstellungen und Empfindungen. Das 17. Jahrhundert basirt auf dem Quid pro quo und war so dazu angethan, selbst die Historiker zu täuschen. Indem es mit den Dogmen und Ueberlieferungen spielte, gab es ausreichend Veranlassung zu der Meinung, es liege hoher Sinn in diesem Spiel. Erst das 18. Jahrhundert sprach die wahre Bedeutung des metaphysischen Zweideutelns aus: die apodiktische Negation, das entschiedene Nein! —

Die eigentliche Philosophie, als besondere Denkwissenschaft der neueren Zeit, hat ihren Ursprung in Italien, gelangte von da nach Frankreich, England und Holland, schloß ihren dogmatischen Lauf in Deutschland, um sich in England, an der Schwelle des 18. Jahrhunderts, analytisch umzugestalten.

Italien brachte die ersten kühnen Geister hervor, die sich schon im Reformationszeitalter auf den eigenen Gedanken stellten und dem Aristotelismus oder Peripateticismus, welcher zur Stütze der Scholastik geworden war, den Fehdehandschuh hinwarfen. Aber auch bei diesen Italienern zeigte sich sofort, daß das unabhängige Denken von der erweiterten Naturkunde abhängig war.

In der That hat der erneuerte Platonismus, die Ideenlehre, in seinem Geleite auch oft ein schwärmerischer Neoplatonismus, Bresche in das feste, mit aristotelischen Formeln decorirte und gekrönte System der katholischen Welt gelegt. Es ist durchaus richtig und consequent, wenn Papst Leo XIII. auf den Thomas von Aquino zurückgreift und in der mittelalterlichen Scholastik den philosophischen Felsen der Kirche erblickt. Eine Philosophie, die das Bestehende erweist, ist katholisch; Niemand kann dafür stehen, wohin die „Ideen" führen.

Die Minirarbeit gegen den Aristotelismus beginnt sehr früh, schon mit Nikolaus von Cues (Cusanus), dessen wir als eines Vorläufers des Kopernikus schon im „16. Jahrhundert" gedachten. Auch auf theologisch-philosophischem Gebiet war Cusanus (1401—1464), obgleich Cardinal und Fürstbischof von Brixen, ein Bahnbrecher. In seinem Buche „Von der gelehrten Unwissenheit" (1440) bricht er sich von der Scholastik den Weg zur Mystik und zum Naturalismus. Der Freund der großen Mathematiker Peurbach und Regiomontan wies dem Kopernikus die Wege. Der Mystiker fand nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken in Platon seinen beredten Anwalt. Seine Ideen trugen ihn so hoch,

daß er eine allgemeine Religion erschloß, von welcher die einzelnen Religionen nur Formen seien.

Von Cusanus zu Giordano Bruno ist ein langer Weg und doch eine gerade Straße. Auch die Etappen sind höchst interessant. Zunächst kam Marsiglio Ficino (1432—89) der Florentinische Platoniker, der den schier Kantischen Satz von der Eingeborenheit der intelligibeln Formen aussprach, eine in der Theorie vom objectiv Gegebenen unmögliche Behauptung. Es folgten der Neuplatoniker und Polyhistoriker Graf Pico della Mirandola (1463—94), der sich zu kabbalistischer Mystik, dem kranken Extrem der Ideenlehre, verstieg; Pomponazzi (1462—1524), zwar ein Peripatetiker, aber zweifelsüchtig bis zur Leugnung der Seele; Cardanus (1501—76) Cusanisch, Platonisch-Pythagoräisch; Cesalpinus (1519—1603), der von Aristoteles durch den Averroës zum Pantheismus gelangte, dem Ziel und Wesen der ganzen Bewegung; Telesio (1508—88), durchaus Platoniker.*)

Bernardino Telesio aus Cosenza im Süden der Halbinsel, war mehr Naturforscher als Philosoph; als solcher gründete er zu Neapel eine naturwissenschaftliche Akademie, die seinen Namen führte. Er säuberte die Terminologie der Physik von gefühligen Bildlichkeiten, setzte an die Stelle der „Sympathie und Antipathie" in der Physik die „Naturkräfte" und suchte diesen Naturkräften sowie ihrem Substrat, der Materie, jegliche Eigenschaft zu nehmen. Er lehrte entschieden die Stetigkeit und Ewigkeit der Materie: der körperliche Stoff ist in allen Dingen gleich und bleibt ewig derselbe; die finstere träge Materie kann weder vermehrt noch vermindert werden. Telesio hatte den richtigen Instinct der Thatsachen, konnte

*) Man kann sich über diese und andere Philosophen, älterer und neuerer Zeit, bequem belehren lassen durch das „Historisch-biographische Handwörterbuch zur Geschichte der Philosophie" von Dr. Ludwig Noack, Professor und erstem Bibliothekar zu Gießen, Leipzig, Koschny, 1879. Ausführliches über die deutsche Philosophie bei Zeller „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz." München, Oldenburg, 1873, 2. Aufl. 1875.

sich aber der beständigen Verallgemeinerung der Begriffe nicht erwehren.

Viel höher und größer steht sein specieller Landsmann Giordano Bruno aus Nola (1548—1600), der Eckstein des 17. Jahrhunderts und der philosophirenden Neuzeit überhaupt. Er berief sich direct auf Nikolaus von Cues, den er den „göttlichen Cusaner" nannte, den „Erfinder der herrlichsten Geheimnisse der Geometrie". Er kannte und bekannte das heliocentrische System und lehrte öffentlich die doppelte Erdbewegung des Kopernikus. Seine Voraussetzungen waren correct; da jedoch Kopernikus sich noch ganz im Allgemeinen hielt, seinem System noch Kepler, Galilei und Newton fehlten, so füllte Giordano die Lücken mit Phantasie und Poesie aus. Er war Dominicaner, verließ das Kloster, warf die Kutte von sich, zog sie einen Augenblick wieder an, zerriß sie dann für immer, und reiste studirend wie lehrend durch die Welt. Dem formalen Katholicismus war er gründlich abhold; aber die reformatorischen Ketzereien blieben ihm, schon des „freien Willens" halber, widerwärtig. Unstet wie sein Leben war auch seine Führung: zu Helmstädt wurde er für eine Weile protestantisch; die Gemeinschaft der Lutheraner stieß ihn jedoch bald aus; vor der Inquisition leugnete er später seinen Abfall. Es war ihm unmöglich, sich und seine Anschauungen gänzlich von dem katholischen Glauben und dessen Symbolen zu trennen. Indem er jedoch die Formen dieses Glaubens in freier Uebersetzung auf die Natur übertrug, wurde er der eigentliche Gründer des Pantheismus, von dem die poetischen Gemüther selbst unseres Jahrhunderts noch inficirt sind, welche nicht merken, daß sie ein bloßes Tauschgeschäft betreiben.

Bruno flog mit Cusanus ins Unendliche, Absolute auf; mit ihm sah er im Absoluten die Vereinigung der doppelten Unendlichkeit, des Unendlich-Großen und des Unendlich-Kleinen, die Coincidenz der Gegensätze. Der Atomismus war ihm eine Wahrheit, und seine Phantasie verlieh dem ungetheilten Kleinsten Leben, physisches und psychisches Leben. Das unend-

liche Heer der Monaden, von Cusanus bereits hypothetisch angenommen, bildete ihm die Unendlichkeit des gegliederten Kosmos mit seinen zahllosen Welten. Die Monade der Monaden hieß ihm „Gott" — die wesentliche Grundlage von Leibnizens Monadologie. Schöpfer und Schöpfung verloren sich in einander, der Mensch ging im Absoluten zu Grunde. Rechnet man noch die zahllosen Welten hinzu, so begreift man den Haß der Kirche gegen den kühnen Denker. Sein Todesurtheil ist die Verdammung obiger drei Punkte.

Ein großer Gedanke war es, dem abstracten, folglich todten Schöpfer und der todten, also nie zu belebenden Materie gegenüber, von vorn herein die lebendige Existenz als Wesenheit zu fassen, die von Spinoza als Axiom gesetzte, von Goethe so tief empfundene All-Einheit der Substanz, Einheit von Materie und Form; den lebendigen Weltstoff zu anticipiren und das All als Selbstschöpfer und Selbsterhalter zu preisen. Das that Bruno in seinen prophetischen Buch: „Von der Ursache, dem Princip und dem Einen." „Was erst Samen war, wird Gras, hierauf Aehre, dann Brod, Nahrungssaft, Blut, thierischer Samen, Embryo, ein Mensch, ein Leichnam, dann wieder Erde, Stein oder eine andere Masse. — So scheint wirklich nichts beständig, ewig und des Namens Princip würdig zu sein, denn allein die Materie. — Die Unendlichkeit der Formen, in denen die Materie erscheint, nimmt sie nicht von einem Andern und nur gleichsam äußerlich an; sondern sie bringt sie aus sich selbst hervor und gebiert sie aus ihrem Schooß." So wurde Bruno der wahre Begründer dessen, was in der neuesten Zeit der Monismus genannt worden ist. In Italien aber wiederholte sich der griechische Entwicklungsgang der Philosophie, nur auf festerer Grundlage: von der Natur auszugehen, um zur Philosophie zu gelangen. Bruno war ein wiedergeborener Jonier.

In der Ethik bewies Bruno einen scharfen, noch heute zu verwerthenden Blick. Den freien Willen rettete er in wahrhaft genialer Weise: zwischen der wirkenden und der End-

Ursache nahm er eine „formale Ursache“, die Ideenwelt an. Diese Ideenwelt war ihm halb theoretisch, halb praktisch: der Boden der Ethik. Nach Bruno überläßt also Gott so zu sagen dem Menschen einen Theil seiner Aufgabe, nämlich die Gesellschaft und deren Regel zu bilden; menschliche Weisheit muß die göttliche Gerechtigkeit entwickeln. Dann aber heißt es wieder in derselben Schrift: „das Gesetz, komme es vom Himmel oder steige es aus der Erde“. Die Religion ist bei der Ethik entbehrlich, ja überflüssig: „Der Glauben ist nur zur Bildung roher Völker erforderlich, während für die contemplativen Menschen, welche sich und Andere zu regieren vermögen, der wissenschaftliche Beweis an dessen Stelle tritt.“ Dennoch spricht Bruno mit Wärme von der wahren Religion: „In der Gegenwart, in der nichts Heiliges, nichts Religiöses, nichts des Himmels und des Himmlischen Würdiges vorhanden ist, werden die Anhänger der Geistesreligion mit der Todesstrafe bedroht.“ Er sollte es erfahren.

Er litt für seine Denkthaten das herbste Martyrium. Aus Italien entwich er, weil er die Vielheit der Welten behauptet hatte und einer Verfolgung entgegensah; unruhig immer weiter schweifend, wanderte er aus seiner dumpfen Heimathsluft nach der Schweiz, befand sich nicht wohler in der calvinischen Zelle Genf, sah Paris, lehrte in London und Oxford seine kopernikanische Philosophie, lehrte in Wittenberg zwei Jahre lang und sagte in seiner Abschiedsrede: „Gebe Gott, daß die Deutschen im Selbstbewußtsein der ihnen innewohnenden Kraft sich die höchsten Ziele setzen: sie werden dann nicht Menschen, sondern Göttern gleichen.“ Von Wittenberg begab sich der Wanderphilosoph nach Prag, wo er unter dem Schutze des Kaisers Rudolf stand, dem er seine „160 Thesen gegen die Aerzte und Mathematiker“ widmete und dem er in der Widmung sagte: „Ich habe nicht nur den Zorn der stupiden und thierischen Menge erfahren, sondern auch den der graduirten Akademiker, dieser Väter der Unwissenheit.“ Von Prag begab sich Bruno nach Helmstädt und widmete dem Herzog von Braunschweig-

Lüneburg seine zwei wichtigen Schriften zur Monadenlehre. Von Frankfurt aus folgte er zu seinem Unglück der Einladung des venetianischen Patriciers Mocenigo, ihm die Philosophie zu lehren. Mocenigo verrieth nach einigen Monaten seinen Lehrer an die Inquisition, weil dieser an der Transsubstantiation, der Dreieinigkeit und der Göttlichkeit Christi zweifele, die Unendlichkeit und Ewigkeit des Universums lehre, die Wunder natürlich erkläre und die Kirchenlehren verachte.

Im Wesentlichen gab Bruno in seinem Verhör vom 29. Mai 1592 die Anklagen zu, wenn er sich gleich philosophischer Ausdrücke bediente. Papst Clemens VIII. forderte seine Auslieferung, die auch im Sommer des folgenden Jahres erfolgte. Der Papst dankte für die ihm erwiesene „Gefälligkeit", und Bruno schmachtete noch 7 Jahre im Kerker der Inquisition zu Rom. Seinen Richtern warf er die Worte entgegen: „Ich glaube, Ihr fürchtet Euch mehr als ich." Am 17. Februar 1600 wurde er zu Rom verbrannt.

Ein ähnliches Schicksal erfuhr 19 Jahre später der dritte Süditaliener, Lucilio Vanini aus Neapel (1585—1619). Auch er war Naturalist vor dogmatischen Coulissen; er schrieb 1615 in Lyon ein „Amphitheater der ewigen Vorsehung" und, gewissermaßen zur Erläuterung des Begriffes „Vorsehung", im folgenden Jahre ein zweites Buch „von den bewunderungswürdigen Geheimnissen der Natur, der Königin und Göttin der Sterblichen". Im „Amphitheater" hatte er sich mit einer orthodoxen Erklärung und dem Lobe der Jesuiten gedeckt. In den „Geheimnissen der Natur" wurde die Theodicée purer Naturalismus. Das konnte nicht hingehen. Richtig wurde er auch in Toulouse des Atheismus und der Blasphemie angeklagt und 1619 nach Ausschneidung der Zunge verbrannt. Den Ruhm, den ihm das Leben nicht verliehen, gab ihm der Tod.

Italien hatte so durch zwei Blutzeugen die Freiheit des Gedankens zur Fahne der Zukunft gemacht; es that vor der Welt Abbitte für die Einführung der Inquisition durch die

Verkündigung der Autonomie der Vernunft. Giordano rächte sein Vaterland an Paul IV. und dessen Nachfolgern.

Einen vierten Italiener reihen wir hier um so lieber an, als er uns die Bahn nach Frankreich öffnet. Es ist Tomaso Campanella aus Calabrien (1568—1639), das wunderlichste Convolut entgegengesetzter Strebungen. Als Dominicaner studirte er zunächst die Scholastiker, warf sich dann auf Plato, Plinius, Galen und Telesio, den er in dem vielversprechenden Buche: „Die Philosophie durch die Sinne erwiesen, nebst der wahren Vertheidigung des Telesius“ (1591), verherrlichte. Er erklärte sich gegen die deutsche Reformation, ergab sich im 27jährigen Gefängniß zu Neapel der Astrologie und dem Chiliasmus — mit dem Jahre 1603 sollte das goldene Zeitalter beginnen —; blieb im spanischen Kerker gut monarchisch-spanisch; schrieb gegen die niederländischen Rebellen; wurde 1626 in Freiheit gesetzt, aber von der Inquisition zu Rom auf weitere drei Jahre eingekerkert; begab sich 1634 nach Marseille, dann nach Aix, wo er einen Winter mit Gassendi verlebte, und bezog bis an sein Lebensende (1639) eine Pension von Richelieu.

Halb Rationalist, zu einem Viertel Scholastiker, zum vierten Viertel Phantast, hat er dennoch durch seine „Universalphilosophie oder Metaphysik nach eigenen Anschauungen“, die zu Paris im Jahre 1638 erschien, auf Cartesius eingewirkt, indem er behauptete, zur Vollkommenheit des höchsten Wesens gehöre nothwendig dessen Existenz, unsere Seele erweise sich selbst durch das Denken und sei ein Ding für sich, dem die äußern Dinge nur zur Veranlassung des Erkennens dienten.

Wie sich Campanella zu Aix mit Gassendi zurecht gefunden, ist nur durch die Vielseitigkeit seiner Strebungen und die mancherlei in ihm rumorenden Principien erklärlich. Denn Gassendi stand ganz auf mathematisch-physikalischem Standpunkte, war Atomist, wenn er gleich nach zeitgenössischer Art der Kirche ein höfliches Compliment machte.

Auch in Deutschland blieb Campanella nicht unbeachtet.

Als er noch im Kerker zu Neapel schmachtete, ließ sein Freund Tobias Adami seine Werke deutsch zu Frankfurt drucken.

Der calabrische Mönch trug die ganze Unruhe des Jahrhunderts mit sich herum; sein beweglicher Geist durchschwärmte alle Gebiete: Naturwissenschaft, Religion, Philosophie, Politik und sociales Leben. Von ihm rührt auch einer jener Gesellschaftsromane her, die seit Platons Zeit die Träume der Edeln und die Hoffnungen der Elenden ausgemacht: die Civitas solis oder „Sonnenstadt". Der Roman war 1623 im Kerker verfaßt, athmet aber die reinste Begeisterung für das Wissen. Nur das Wissen ist dem Verfasser Panacée und Ziel der Gesellschaft, das Wissen Mittel zur Einrichtung der Wirthschaft; die Regierenden müssen jede technische Hantirung verstehen. Nur so können sie die Gütergemeinschaft und die allgemeine Brüderlichkeit aufrecht erhalten.*)

In Frankreich, dem Lande der Deutlichkeit, trat der Grundzug der Periode am deutlichsten hervor, die Skepsis. Die Italiener wirkten seit dem 16. Jahrhundert über die Alpen hinaus: Pomponazzi zuerst, dann Cremonini (1552—1631), der College Galilei's zu Padua; ferner Cesalpinus und Vanini, der ja in Lyon drucken ließ. Sanchez (1552—1632), ein portugiesischer Jude, Professor zu Toulouse, ließ 1581 ein Buch erscheinen unter dem offenherzigen Titel: „Von der Wissenschaft, daß wir nichts wissen". Um sich mit diesem radicalen Bekenntniß vor der Inquisition zu schützen, verwies er Gott und die Seele an den Glauben.

Es war eine wunderliche Zeit im Lande. Die Essais von Montaigne erschienen ungestraft in den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts, und noch der Cardinal Richelieu nahm die Widmung einer neuen Ausgabe an. Charron (1541—1608), Advocat, Weltpriester, Kanzelredner, Freund Montaigne's,

*) Harrington und Campanella sind nicht die einzigen Utopisten des 17. Jahrhunderts. Die Franzosen hatten ihren Vairasse, in Danzig erschien 1700 ein geniales Buch pseudonym: De politica vere beata, von Cordesius Varimund v. Macariopolis.

debütirte 1594 mit den Trois vérités contre tous Athées, Idolâtres etc. als Lobredner des katholischen Christenthums; veröffentlichte dann aber 1601 seinen berühmten Traité de la Sagesse, in welchem die Montaigne'sche Skepsis bis zur Erklärung der Unbegreiflichkeit der Dogmen getrieben, dagegen, was fast noch gefährlicher erscheint, aller Nachdruck auf die Sittlichkeit gelegt wird. Die Religion wird hier zu etwas rein Menschlichem, Sittlichkeit ist die einzig wahre Religion, die Skeptiker sind die wahren Weisen, der Willen steht über der Vernunft. Und doch blieb Charron officiell.

Zu Anfang des 17. Jahrhunderts herrschte in Paris ein epikureisches, ungläubiges Treiben. Der politische Wechsel seit dem Tode des letzten Valois hatte auch die Grundlagen des Denkens ins Wanken gebracht. Im Jahre 1615 forderte der Klerus die Verbannung oder den Tod der Atheisten, deren man in Paris allein 50,000 zählen wollte. Ein skeptischer, ausfahrender Poet, Théophile Viaud, wurde zweimal wegen destructiver Tendenzen verurtheilt. Die Gleichgesinnten wurden behutsamer, bildeten stille Conventikel, oder sie diplomatisirten, um sich möglich zu erhalten.

Der Chorführer dieser philosophischen Diplomaten ist Lamothe Levayer (1586—1672), dessen Hauptwerk, die Cinq Dialogues (par Horatius Tubero) 1653 erschien. Der Verfasser begründet seine Skepsis auf die verschiedenen Meinungen der Menschen, die nicht in Uebereinstimmung zu bringen seien, und dehnt seine Zweifelsucht bis auf das ethische Gebiet aus, indem er kein allgemein verbindliches Sittengesetz statuirt. Die Grundlage seiner „heiligen Zweifelslehre" ist offenbar epikureisch. Das Resultat dieser Philosophie lautet: „Unter allen gewissen Dingen ist das gewisseste der Zweifel". Ist nun die arme Vernunft genugsam Spießruthen gelaufen, so triumphirt um so glänzender der allheilende Glauben. Immer dasselbe Lied: Jl faut croire ou désespérer, wie es so entschieden nur aus den jesuitisch-katholischen Wäldern ertönt.

Und dieser selbe Lamothe Levayer stand vortrefflich mit

Richelieu und Mazarin, wurde Erzieher des zweiten Sohnes Ludwigs XIII., 1640 Mitglied der Akademie, dann Staatsrath und Erzieher Ludwigs XIV. selbst! Auf diesem Boden, in dieser Atmosphäre erwuchs auch der Provençale Gassendi, eine Zeit lang der Lehrer Molière's.

Pierre Gassendi (1592—1655) war aus Digne in der Provence gebürtig, entstammte also einem halb classischen, halb ketzerischen Boden. Sein Leben wechselte zwischen Professur und geistlicher Würde. Kühn im Denken und ängstlich im Leben, verbrannte er angesichts der Verfolgung Galilei's den größten Theil eines Hauptwerkes, in welchem er sich für Kopernikus und Bruno ausgesprochen, ja die Moral Epikurs empfohlen hatte. Gassendi richtete bei dieser Selbstverbrennung die Augen vornehmlich auf Richelieu, der von Kopernikus nichts wissen wollte. Gegen die Metaphysik des Cartesius erklärte er sich offen, wissenschaftlich, geistreich. Die Atomistik Demokrits und Epikurs wurde ihm zur Waffe wider Aristoteles und die gefährlichen „Wirbel" des Cartesius. Er schrieb „Vom Leben, den Sitten und Aussprüchen Epikurs" (1647); ferner eine „Zusammenstellung der Philosophie Epikurs" (1649), in welcher er als Propst der Domkirche zu Digne das Christliche wohlweislich wahrte. Die Materie war ihm ewig, sie besteht aus Atomen; alle unsre Erkenntniß ist zunächst sinnlich. Nur die vernünftige Seele des Menschen ist extra erschaffen und doch unsterblich. — Doch hat die so plötzlich aus dem Grabe erstandene Atomistik Gassendi's zunächst keine philosophische, sondern nur eine physikalisch-chemische Wirkung geübt.

Dem Gassendi in Frankreich entspricht in England Thomas Hobbes (1588—1679). Wenn man ihn gewöhnlich zur Bacon'schen Richtung zählt, so wird dabei ein großer Unterschied übersehen. Hobbes machte aus der Mode Methode und war einer der scharfsinnigsten und consequentesten Denker. Als Mathematiker erklärte er: „Denken sei Rechnen", nämlich mit Vorstellungen. Er nahm die Materie als Substrat aller

Dinge, erklärte das Unkörperliche für wesenlos, womit das ganze Herenthum sich in Dunst und Wahn auflöste, und erkannte nur die Naturgesetze als Regulativ des Daseienden an. Er war im eigentlichen Wortverstande Naturalist und Causalist, sein Weltgesetz die Ursächlichkeit. Mit der Gottheit fand er sich dahin ab, daß er sie die „verborgene erste Ursache der Bewegung der Materie“ benannte.

In Hobbes liegen die großartigsten Keime spätern Denkerthums. Die ganze Philosophie theilte sich ihm, wie den Alten, in Physik und Ethik, in Natur- und in politische Philosophie. Die Metaphysik schlug er dreist zur erstern. Er erklärte als Vorläufer Locke's und Kant's unser Vorstellen und Reden für subjectiv, Raum und Zeit für Formen unserer Anschauung. In der Moral dachte er wie der Rabbi von Nazareth und der Alte von Königsberg: Was Du willst, daß Dir die Andern thuen, das thue ihnen!

Befremdend wirkt auf den blos politischen Betrachter sein Verhältniß zur großen Rebellion. Hobbes durchlebte den ganzen Verlauf der puritanischen Bewegung und war stets ihr unerbittlicher Gegner. Grade im Jahre 1642, beim Ausbruch des Kraters, gab er die „Elemente der Philosophie über den Bürger“ heraus; und 1651, zwei Jahre nach der Enthauptung des Königs, den „Leviathan, oder Stoff, Form und Autorität der Regierung“. Während der revolutionären Krise lebte er in Frankreich als Lehrer des Prinzen Karl. Er war streng monarchisch, oder besser unitarisch, gesinnt und meinte, der „Leviathan“ der Einheit müsse den vielköpfigen Drachen der Zwietracht besiegen.

In der Menschenwelt herrschte nach seiner Ansicht anfangs der Krieg Aller gegen Alle, bis die Unterwerfung Aller unter die absolute Obmacht eines Herrschers — Uebertragung des Naturgesetzes auf die Menschenwelt — stattgefunden habe. Hier thut sich sofort ein unbegreiflicher Widerspruch hervor: Im Anfang, d. h. im Wesen der Menschheit, herrscht das Chaos, und doch soll kraft eines „Urvertrages“ die Unter-

werfung unter das lebendige Gesetz vor sich gegangen sein! Dieser „Urvertrag“ kam also unter den chaotischen Menschen zu Stande, die sich einander vertilgten! Dazu wäre ein Wunder nöthig gewesen.

Indessen was Hobbes wollte, war die „Ordnung“, die Obmacht des Herrschers über Parlament und Factionen; von einer Verherrlichung des Königthums im Sinne Filmer's war bei ihm so wenig die Rede, daß er der Partei des Prinzen Karl zu Paris unbequem wurde. Er ging 1653 nach London zurück, wo ihm Cromwell einen Ministerposten anbot! — Auch den religiösen Glauben unterwarf er der Staatsgewalt, welche zu bestimmen habe, was geglaubt werden sollte. Was darüber hinausgehe, sei Aberglaube. Indem Hobbes den Glauben an die staatliche Autorität verwies, war er durchaus antipfäffisch; die Kirche war ihm eitel Menschenwerk, der staatlichen Regulirung bedürftig.

Die ratio status, die in diesem Jahrhundert aufkam und die auch Spinoza lehrte, nicht ohne ihr ein wichtiges Amendement anzuhängen, hatte an Hobbes ihren energischen Vorfechter. Jedenfalls hörte durch diese Wendung die Politik auf, eine Seiltänzerkunst zu sein; sie aspirirte inskünftige auf den Titel einer Wissenschaft.

Eine mildere Auffassung des Wesens gesellschaftlicher Verbände war von Hugo Grotius ausgegangen. Hugo de Groot (1583—1645), wirkte fast ein Menschenalter früher als Hobbes. Er war 1600 Advocat im Haag, 1607 Generaladvocat der Provinzen Holland, Seeland und Westfriesland, und schrieb das Mare liberum über die Freiheit des Handels nach Indien; 1613 wurde er Rathspensionär von Rotterdam, als solcher Deputirter von Holland zu den Generalstaaten, verfaßte Namens der Provinz ein Edict der Toleranz für die Arminianer, wurde 1618 im Haag arretirt und 1619, nach der Enthauptung Oldenbarneveldts, auf Schloß Lövestein bei Gorkum auf Lebenszeit gefangen gesetzt. Seine Gattin sandte dem stets Lesebedürftigen große Kisten voll Bücher. Eines

Tags, am 22. März 1621, als sie die Kiste wieder abholte, sagte der visitirende Soldat: „Heut steckt wohl der gelehrte Herr selber drin!" Worauf die Frau: „Nein, blos seine Gelehrsamkeit". Grotius wurde aber selbst hinausgetragen. Er entkam nach Frankreich, wo er bis 1631 lebte und sein Buch De jure pacis et belli (Natur- und Völkerrecht) dem König Ludwig XIII. widmete; begab sich dann nach Schweden, kehrte 1634 als Gesandter der Königin Christine nach Paris zurück und starb 1645 auf der Rückreise nach Schweden in Rostock. Sein Natur- und Völkerrecht datirt vom Jahre 1625.

Grotius war Arminianer, für die Mitwirkung des Menschen bei der Erlösung gegen den demokratischen Cäsarismus Gottes. In dem starken geselligen Triebe des Menschen erblickte er das Gegengewicht gegen den natürlichen Egoismus; in der Sprache sah er das Mittel, allgemeine Regeln zu fassen und zu befolgen. „Die Sorge für die Gemeinschaft ist die Quelle des Rechts." Es war unnöthig und zugleich verkehrt, daß er mit Justinus, Tacitus und Makrobius einen idealen Gleichheits- und Tugend-Urstand annahm. Obendrein lehrte ihm ein Rest von Orthodoxie, daß die Sünde dem goldenen Zeitalter ein Ende und die Einführung des staatlichen Rechtsschutzes wie des Privateigenthums nöthig gemacht habe. Dagegen zeugt es von großer ethischer Kühnheit, wenn gesagt wird: „Diese Bestrebungen würden auch Platz greifen, selbst wenn man annehme, was freilich ohne die größte Sünde nicht geschehen könnte, daß es keinen Gott gebe, oder daß er sich um die menschlichen Dinge nicht kümmere." So löste der Verfasser die Sphäre der Moral und des Rechts von der Religion los und verlegte die beiden erstern, freilich noch ungetrennt, in das Allgemeingefühl von Recht und Unrecht, das Gewissen. Ganz ähnlich verfuhr der englische Zeitgenosse des Grotius, Herbert of Cherbury (1581—1648). Die englische Revolution aber erschütterte durch ihre schroffen Conflicte die Theorie des Wohlwollens und der Menschenliebe und beförderte mächtig die schlaue raison d'état.

Die Theorie vom Vertrage geht durch das ganze Staatsrecht des Grotius hindurch; in den Consequenzen aber, die sich daraus ergeben, herrscht beständiges Schwanken. Einmal heißt es: Befiehlt das Staatsoberhaupt etwas wider das Naturrecht oder die Gebote Gottes, so braucht man es nicht zu thun. Dann aber: Fügt uns das Staatsoberhaupt Schaden zu, so muß man es ertragen und keinen Widerstand leisten. Der Geduld wird ihr Vortheil nicht entgehen. Die Staatseinrichtung ist das höchste Gut (Hobbes). Dann wieder kann der Verfasser einen Theil des Volkes nicht verdammen, wenn er sich des letzten Nothrechts bedient. Endlich kommt der Fall, daß die Staatsgewalt zwischen dem Könige und dem Volke oder Senat getheilt ist; wenn dann der König über seinen Theil hinausgeht, so darf ihm mit Recht Widerstand geleistet werden. Nur gegen den König als König gebe es keine Execution. Das war geschrieben 17 Jahre vor Ausbruch der englischen Revolution, und kommt so ziemlich auf den viel späteren Locke hinaus.

Auf der Bahn des Grotius weiterschreitend, ebenso antiklerikal wie Hobbes, bestimmter als der erste, nicht paradox wie der zweite, gewahren wir den großen deutschen Rechts- und Staatslehrer Samuel von Pufendorf aus der Gegend von Chemnitz in Sachsen (1632—94), Professor zu Heidelberg und Lund, Hofhistoriograph König Karls XI. zu Stockholm und in derselben Qualität am kurfürstlichen Hofe zu Berlin. Obwohl ihn der Gelehrten- und Hofzopf für lange Zeit aus der Heimath vertrieb, blieb er doch seiner kerndeutschen Gesinnung treu. Ein deutscher Mann vom Scheitel bis zur Sohle, hätte er durch seine Schriften ungleich mehr gewirkt, wären diese nicht sämmtlich in lateinischer Sprache abgefaßt. Nach seinen „Elementen des allgemeinen Rechts“ (1660) erschien 1667 im Haag das schneidige Buch: „Ueber den Zustand des deutschen Reiches“ unter dem Pseudonym Severinus a Monzambano. Das was wir von deutschen Reichsverhältnissen kurz angeführt haben, findet in diesem „ruchlosen Werk“ seine breitere Ausführung. Der ganze

Jammer des römisch-deutschen Imperium, die fatale österreichische Hauspolitik, die Sündenwirthschaft der Duodezpotentaten, die „Staatsverfassung ohne Vor- und Ebenbild“ wurde den gelehrten Zeitgenossen so energisch vorgetragen, daß alle Zöpfe wackelten, als sich in einer neuen Ausgabe ein Heidelberger Professor zu der Schrift bekannte.

1672 erschien zu London: „Ueber das Natur- und Völkerrecht“; 1673 ebendort: „Ueber die Pflicht des Menschen und Bürgers“. Von Lund und Stockholm aus richtete Pufendorf seine kräftigen Briefe „an die Freunde in Deutschland.“ Der große Kurfürst erkannte richtig den Werth des Mannes und berief ihn als Geheimen Rath nach Berlin.

Pufendorf vollendete die Emancipation des Rechts und der Moral von der Theologie. Nicht die zehn Gebote, sondern die sittliche Natur des Menschen sei die ausschließliche Rechtsquelle, und die natürliche Vernunft reiche vollkommen zur moralischen Erkenntniß hin. Das natürliche Gesetz stimme so mit der vernünftigen Natur und dem Geselligkeitstriebe des Menschen überein, daß der friedliche Bestand der Gesellschaft dadurch gesichert sei. Die Pflicht der Humanität verbinde alle Menschen; das Naturrecht sei Sache der Menschheit. „Ein Philosoph ist ein Philosoph, ob er Christ oder Heide, Deutscher oder Wälscher sei, wie es für den Musiker unerheblich, ob er einen Bart trage oder nicht.“ Geometrie und Chirurgie sind ebenso wenig christliche Wissenschaften wie die Logik. Auch die menschliche Vernunft ist göttlichen Ursprungs; ist sie verderbt, so wackelt auch das Lehrgebäude der Theologie. Christus hat keine Politik gelehrt, die Fortbildung des Rechts überließ er der Vernunft. Der Fürst ist an den Vertrag gebunden und kann zur Noth bekämpft werden. — Eine so entschiedene Sprache war in Deutschland noch nicht vernommen worden; sie brachte auch den Thomasius zur Besinnung. —

Kehren wir jetzt zu dem speculativen Denken zurück.

Wenn Grotius, Hobbes und Pufendorf ihre Staats-

und Rechtsphilosophie auf die Natur und natürliche Vernunft basirten, so gingen Philosophie und Wissenschaft bei Cartesius in epochemachender Weise wieder auseinander. Anders ausgedrückt, Cartesius, der ein großer Mathematiker und Physiker war, hatte wohl den Bund zwischen Philosophie und Wissenschaft im Auge, gelangte aber nicht zur Harmonie zwischen Geist und Körperwelt und setzte dem Monismus des Bruno einen Dualismus entgegen. Vielleicht scheute er vor den Consequenzen seines Naturerkennens zurück; manches Charakteristische in seinem Leben würde diese Behutsamkeit erklären.

René Descartes (1596—1650) entstammte einem altadligen Geschlecht in der Touraine und wurde von den Jesuiten erzogen. In Paris lebte er eine Weile dem Vergnügen, wie Pascal. Mit 21 Jahren wurde er Soldat, diente bei den Protestanten unter Moritz von Oranien, dann bei den Katholiken unter Tilly, kämpfte unter Richelieu gegen La Rochelle und begab sich, der Freigeisterei bezichtigt, 1629 nach Holland. Hier trieb er 23 Jahre lang Mathematik, Physik und Philosophie. Der Grundgedanke eines umfassenden, wissenschaftlichen Systems soll ihm schon 1619 mit 23 Jahren gekommen sein. Sicher ist, daß er in diesem Jahre als Soldat zu Neuburg an der Donau einer Verbindung der Algebra mit der Geometrie auf die Spur kam und der heiligen Jungfrau eine Wallfahrt nach Loreto gelobte, wenn sie ihn bei seinem Werke unterstütze. Fünf Jahre später erfüllte er sein Gelübde.

In Holland gedachte er ein großes Werk: „die Welt" (le Monde) zu vollenden; als aber Galilei 1633 zu Rom verurtheilt wurde, verbrannte er (ganz wie Gassendi) das bereits Geschriebene. Er hatte grade so denken gelernt wie Galilei. Von 1637 an erfolgten dann seine Publicationen: „Die Rede über die Methode", die „Dioptrik" (ein Theil des „Monde"), „über die Meteore", die „Geometrie" (französisch); die „Meditationen über die erste Philosophie", die „Principien der Philosophie" (lateinisch); die „Leidenschaften der Seele", die „Welt oder Tractat vom Lichte" (französisch, das letztgenannte

erst nach seinem Tode erschienen); „Regeln zur Leitung des Geistes, nebst Untersuchung der Wahrheit durch das Licht der Natur“ (lateinisch). — Im Jahre 1649 begab er sich zur Königin Christine von Schweden nach Stockholm, wo er im folgenden Jahre starb.

Cartesius gehört zu den bedeutendsten Männern des Jahrhunderts und aller Zeiten, die das Zwiegespann: Natur und Geist zu führen unternahmen. Eine stolze Aufgabe, wenn sie gelingt! Cartesius erklärte offen, daß er das Gespann nicht zusammenhalte; der gesammte moderne Dualismus datirt von ihm; aber eine tiefere Auffassung entdeckt einen neuen, anders gearteten Monismus in ihm. — In der Mathematik ist sein Verdienst am unbestrittensten; auch in der Physik leistete er Bedeutendes: er studirte die Refraction des Lichtes und die Bildung des Regenbogens, imgleichen die Schwere der Luft. Er entschied sich für die Undulation des Lichtes und hatte eine entfernte Ahnung von der Kant-Laplace'schen Theorie des Kosmos, obgleich er mit seiner Wirbeltheorie bis in unsere Zeit hinein Verwirrung angerichtet hat. Die Materie gliedert sich nämlich bei ihm in drei grundsätzlich verschiedene Formen von verschiedener Dichtigkeit. Grade diese unterschiedenen Formen verharren in ewiger Wirbelbewegung, in welche die gröbern Himmelskörper hineingezogen werden. Aus diesem Wirrwarr wußte dennoch Jacques Cassini die Gestalt der Erde, Bernouilli das Leuchten der Barometerröhre abzuleiten.

Ein gewaltiges Wort bleibt das Cartesische: Cogito, ergo sum, „ich denke, also bin ich,“ weniger als Folgerung, denn als Satz der Identität zu verstehen: Ich bin denkend, bin ein denkendes Wesen, mein Denken steht der Welt gegenüber, ich denke die Welt. Die letzte Consequenz daraus ist: Die Welt ist meine Bewußtseinsthat. Aus diesem Urgrundsatz läßt sich die Welt des Geistes wie die natürliche widerspruchslos ableiten; nur muß er in seiner ganzen Tiefe und mit voller Entschiedenheit erfaßt und durchgeführt werden. Er ist dann weit entfernt, die philosophasternden Flunkereien und

Zweideuteleien altkatholischer und sonstiger Dilettanten zu erhärten, welche allen Wahn- und Irrsinn, die je in eines Menschen Kopf gekommen sind, als „Thatsachen des Bewußtseins“ zur gefälligen Anerkennung präsentiren; er appellirt vielmehr beständig von dem unklaren an das klare, vom getrübten an das gereinigte Bewußtsein, an ein Bewußtsein, welches seine eigenen Irren und Wirren zu corrigiren im Stande ist. Cartesius wäre gar kein Denker gewesen, wenn er jeden Ofenbläser und Secten-Sacristan zum Philosophen gemacht hätte.

Cartesius hat Recht in der Aufstellung des Princips; aber er huldigt seiner Zeit und ihrer Befangenheit, wenn er den Inhalt des denkenden Ich ungeprüft läßt. Scheinbar durchaus frei, beginnt er mit dem absoluten Zweifel; dieser aber läßt sich gar bald durch ebenso absolut geglaubte Thatsachen wieder befriedigen. Was dem subjectiven Denken einmal eingefallen ist, was man ihm durch Jahrhunderte hin absichtlich eingeprägt hat, das muß plötzlich die Wahrheit an und für sich sein, während hier die Phänomenologie des Geistes, d. i. des Bewußtseins, erst recht ihre Kritik zu üben hat.

Was „klar und bestimmt percipirt“ wird, sagt Cartesius, ist „wahr“. Da müßte man doch erst das Denken des Subjects untersuchen und dann die „Klarheit“ und „Bestimmtheit“ scharf definiren. Sonst laufen wir Gefahr, Alles was uns durch den Kopf geht, für eine „Idee“ zu halten. Dem Campanella, dem Jakob Böhme und dem Swedenborg war auch jede ihrer Phantasien „klar und bestimmt“.

Das unendliche Wesen oder Gott existirt, da die Vorstellung einer unendlichen Ursache in uns nur die Wirkung dieser Ursache sein kann. Die Idee von Gott habe ich nicht aus mir, nicht aus den Sinnen, sie ist mir eingeboren. Sodann kann dem vollkommensten Wesen die Existenz nicht fehlen (Campanella). In dieser Weise ist die Existenz jedes Götzen, der albernsten Anthropomorphismen „philosophisch“ zu beweisen.

Eigentlich giebt es nur Eine Substanz als Träger der primitiven Ideen Ausdehnung und Denken; aber auch die Geister und die Körper bilden Substanzen. Man sieht, wie leicht Spinoza unter diesen vielen Substanzen aufräumen konnte, da ja die Geister und Körper schon in den Attributen der Einen Substanz stecken.

Die Leiber erklärte Cartesius für Maschinen, d. h. für regelmäßig functionirende, aber vom Geiste ganz unabhängige Wesen. Auf die Thiere angewandt, bedeutete dieser Dualismus eine wohlthuende Befreiung von der Verherung. — Das Princip des Lebens ist ihm das Blut, die Seele sitzt in der Zirbeldrüse, dem Konarion, der Kegelspitze des Nervensystems. Dieses Konarion bildet jedoch keineswegs die Verbindungsbrücke zwischen Körper und Geist, die nur durch göttliche That (prästabilirte Harmonie) harmoniren. Die Denkthätigkeit ist unabhängig vom Gehirn; die Seele ist ein Ding für sich, weil wir sie von allem Körperlichen getrennt denken (d. h. phantasiren) können. Sie ist ganz so unabhängig vom Körper, wie Gott von der Welt.

Der Physiker Descartes fand, grade wie der spätere Kant, keine Widersprüche vor sich. Die Materie, sagte er, erhalte sich immer in derselben Masse, was doch die Ewigkeit der Welt besagt und jede Schöpfung ausschließt. Die Körper besitzen ein Beharrungsvermögen, behauptete er nach Galilei, was die Stetigkeit des Naturverlaufs ausdrückt. Da aber die Unsterblichkeit der Seele und der freie Wille (im Sinne der Willkür) „klar und bestimmt percipirte" Ideen sind, welche durchaus den ehernen Gesetzen der Nothwendigkeit widerstreben, so müssen sie einer besondern Substanz angehören, welche absolut von der Materie geschieden ist. Nur ist diese Lösung ein Aufgeben jeder Lösung; denn die Welt ist zwar, wie Goethe sagt, „voller Widerspruch", aber sie ist doch nicht ein einziger Widerspruch.

Geist und Körper sollen absolut nicht aufeinander wirken können, und doch entfuhr dem Cartesius der Satz: Wenn die

Menschen irgend weiser zu machen sind, so könnte dies nur durch die Medicin geschehen! Cartesius that der Mutter Gottes jenes Gelübde, d. h. er acceptirte göttliche Sonder- und Privatzwecke, und doch fehlt in seiner Philosophie der Zweckbegriff!

So wird Cartesius zum typischen Ausdruck der Unsicherheit seines Jahrhunderts, während er das stille Samenkorn einer gründlichen philosophischen Reform in die Erde senkt. Sein Bestes sollte erst im 18. Jahrhundert ausschlagen, während sein System tel quel zur Nationalphilosophie der Franzosen und zum Träger des europäischen Rationalismus und Dualismus wurde. Seine Skepsis am Ueberkommenen und sein Verlangen nach einem festen Ankergrunde des Denkens führten ihn zum Begriffe des Selbstbewußtseins, welches etwas ganz anderes ist als die „Seele". Aber die Rettung der „Seele" machte ihn populär und verschaffte ihm großen Anhang in Frankreich wie in Holland. Da ein Bruch mit der Tradition vorlag, so zog Cartesius mannichfach die halben und ganzen Ketzer an: Oratorianer, Jansenisten und rationalisirende Protestanten. Er wurde der Philosoph von Port-Royal. Im Grunde genommen ist der ganze „Rationalismus" des 17. und 18. Jahrhunderts auf Cartesius gebaut, der sich als der dauerbarste Durchschnitts-Philosoph bewährt hat. Wie tief und nachhaltig er gewirkt, sieht man unter anderm bei Fénélon, welcher „Ueber das Dasein Gottes" schrieb und auf der Gedankenleiter des Cartesius zu dem Schlusse gelangte: „Es existirt nothwendig ein einziges unendliches Wesen, welches wir Gott nennen". Fénélon endigte so mit der Substanz, mit der an und für sich seienden geistigen Wesenheit.

Auch in England trug sich eine Art Cartesischer Bewegung zu. Wie dort in der Politik der Gegensatz zwischen Royalismus und Volksherrlichkeit gährte, so theilten sich die Meinungen auf religiösem Gebiet in Offenbarungsglauben und Rationalismus. Filmer und Algernon Sidney standen sich gerade so einander gegenüber wie Ralph Cudworth und Herbert of Cherbury, dem wir schon als Staatsphilosophen begegneten.

Cudworth gehörte noch der Cromwell'schen Zeit an; er saß im letzten Parlament des Protectors und war Mitglied eines Comité's, welches 1657 die unter Jakob I. verfaßte Bibelübersetzung für die beste erklärte. Cudworth schrieb sein Hauptwerk unter dem Titel: „Das wahre Intellectual-System des Universums“, worin er als entschiedener Spiritualist auftrat, Hobbes und Bacon bekämpfte, die realistischen Grundsätze des erstern als „Geisterfurcht“ und die Denkart des letztern als „Stoffsucht“ bezeichnete. Cudworth's philosophisches Denken stand ganz im Dienste der anglicanischen Kirche. — Herbert of Cherbury dagegen kann als Vorläufer Locke's betrachtet werden. In seinem Werke: de Religione Gentilium (1663) „von der Religion der Heiden“, zieht er den Begriff der Offenbarung kühn vor sein Forum und findet, daß Offenbarung sich vor der Vernunft stichhaltig erweisen müsse, solle sie irgend einen Werth haben. Locke war ganz derselben Ansicht. Auch hier gewahrt man die constitutionelle Theorie einer. Abwägung der Gewalten: der Offenbarung und der Vernunft.

Herbert repräsentirt in England die praktische Seite der cartesischen Philosophie, jenen populären Dualismus, der sich in Deutschland von Christ. Wolf bis auf Kant hinzog und der mit Beseitigung aller Priesterschaft fest an „Gott, Tugend und Unsterblichkeit“ hielt. Noch heutzutage geben die geistlichen Hirten und Sanhedrine gar manches preis, wenn ihnen nur die Bewohnerin des Konarion gerettet bleibt.

Berühren wir nur kurz die metaphysischen Spielereien, die sich an den Cartesianischen Dualismus, und zwar mit logischer Folgerichtigkeit, anknüpften. Sie zeigen mit erschreckender Deutlichkeit die Gefährlichkeit der Klippe, auf die sich Cartesius zu retten vermeinte. Da die Bewegungen der Seele und des Körpers unabhängig von einander sein sollten, so frug sich, wie sie zusammenpassen können. Arnold Geulinx, ein Antwerpener (1625—69), Professor zu Leyden, löste das Räthsel in angenehmer Weise: Gott fährt bei jeder „Occasion“

dazwischen und paßt Eines dem Andern an. Das hieß der „Occasionalismus", den Leibniz eigentlich nur aus dem Rohen herausgearbeitet hat.

Malebranche, ein frommer Oratorianer zu Paris (1638—1715), der den Locke noch überlebte, krönte die Spielerei, indem er die Beschäftigung Gottes aufs Aeußerste steigerte. Nach ihm besteht nicht nur keine Wechselwirkung zwischen Seele und Leib, sondern sie bewegen sich auch beide gar nicht selbst. Gott steht dazwischen und setzt sie in die jedesmal erforderliche, zusammenpassende Bewegung. In Gott, der einen Substanz, dem „Ort der Geister", dem „allgemeinen Guten", sieht Malebranche Alles was ist und vorgeht. Nach dieser seltsamen Anschauung thut der Mensch, auch der geistige, gar nichts, so wenig wie der Körper; Gott thut Alles und wir sind die Zuschauer. Ganz folgerecht, und dabei sind wir heute wieder angelangt, unterstützt die getrennte Substantialität der Seele und des Körpers den Glauben an das Dreinfahren fremder Geister, guter oder böser. Und so ist es nicht zu verwundern, daß Malebranche in seiner Recherche de la Vérité sich für das Verbrennen der echten Hexen erklärt! —

Mitten in diese albernen Spielereien hinein rief ein portugiesischer Jude sein Quos ego. — Baruch Spinoza, Espinoza, der Dornichte, so vielen ein Dorn im Auge, gehörte einer Judenfamilie an, die sich vor irgend einem Philipp in die Freiheit der Niederlande geflüchtet hatte. Er war am 24. December 1633, im selben Jahre mit John Locke geboren, und starb schon 1677 mit 45 Jahren den Schillertod. Seine Beurtheilung hat immer an zwei Einseitigkeiten gelitten: einmal hat man ihn als heterogenes Element völlig aus dem Zusammenhang der Zeit herausgestellt und als eine Erscheinung für sich behandelt; das anderemal ist er schlechthin als Product der Cartesianischen Philosophie, als Aristoteles dieses Platon betrachtet worden. Beide Standpunkte sind gleich falsch.

Die spanischen Juden hatten seit der maurischen Eroberung rabbinisch-theologische Studien mit dem Studium der

Alten und der jedesmaligen Zeitbildung verbunden. Aus ihrer Mitte waren seit dem 11. Jahrhundert die Vielwisser und Religionsphilosophen Salomon Ben Gabrirol, Moses Ben Maimuni (Maimonides) u. A. hervorgegangen. Eine ähnliche Stellung nahm Spinoza in den gelehrten Niederlanden ein.

Der junge Baruch warf sich auf die national-jüdische Gelehrsamkeit, war im Talmud zu Hause, lernte in der Bibel forschen und war vertraut mit seinen spanischen Vorgängern. Classische Studien und namentlich Latein trieb er bei dem Amsterdamer Arzt van den Ende, der ihn zugleich in den Cartesius einführte. Er verliebte sich später in die Tochter seines Lehrers, die ihm jedoch einen reichen Bewerber aus Hamburg, einen gewissen Kerkering vorzog, und bewältigte seinen Schmerz durch einen höhern Affect, die sinnliche Liebe durch die Liebe zur Erkenntniß. In diesen wenigen Zügen ist der ganze Spinoza gezeichnet.

Daß er dem Zuge der Zeit, dem Drange zum Naturerkennen nicht fremd blieb, ist sowohl aus seinem inquisitiven Wesen erklärlich, als auch durch Thatsachen bestens verbürgt. Spinoza studirte eifrigst Mathematik, Physik, Dioptrik, zeichnete und schliff optische Gläser. An den Fortschritten der Physik und Chemie nahm er den lebhaftesten Antheil. Von Robert Boyle ließ er sich berichten, wie mächtig die Mikroskope wirkten, wie man vermittelst italienischer Fernrohre die Verfinsterungen des Jupiter durch seine Trabanten und am Saturn einen Ringschatten beobachtet habe. Endlich wissen wir, daß der Verfasser der „Ethik" sich auch mit dem Plane einer „Physik" trug, die allerdings bei seiner vorwiegenden Richtung erst in zweiter Linie kommen konnte.

Die Bibelforschung hatte den jungen Mann zur Kritik geführt; sein scharfes Ingenium spürte bald die Unsicherheit der Glaubensfundamente heraus. Die jüdische Gemeinde zu Amsterdam, die gern einen gelehrten Rabbinen aus ihm hätte werden sehen und ihm sogar ein Gehalt von 1000 Gl. bot, wenn er nur äußerlich in die Synagoge ginge, war enttäuscht

und bestürzt durch seinen Skepticismus. Er selbst berichtet von dem Mordanfalle eines Studiengenossen, dessen Dolch jedoch nur sein Gewand traf. Mit 24 Jahren, 1656, wurde Spinoza, nach dem üblichen Instanzenzuge, unter dem vollen Ceremoniell der Synagoge, durch das Anathema maranatha oder Schamanatha, als Blasphemator, Götzendiener und Verräther an Jehova aus der jüdischen Gemeinschaft gestoßen. Von seiner Familie getrennt, lebte er vier Jahre im Hause seines Lehrers; dann war seines Bleibens nicht mehr in Amsterdam; auf Betreiben seiner Feinde wies ihn der Magistrat als einen Irreligiösen aus. Er vertauschte die Stadt mit dem kleinen Rhynsburg bei Leyden und zog 1670 in den Haag, wo er 1677 starb.

Die Bescheidenheit seiner Existenz wird durch wenige Thatsachen vortrefflich illustrirt. Der Rathspensionär Jan de Witt bot ihm eine Pension; Spinoza aber begnügte sich mit 20 Pfennig für seinen täglichen Lebensunterhalt. In seinen Notizen lesen wir: „Milchsuppe und etwas Butter, 3 Stüber; Bier 1½ Stüber." Oder „Habergrütze mit Rosinen und Butter, 4½ Stüber". Monatlich trank er 2½ Nösel Wein.

Sein philosophisches System kündigte sich an durch einen „Kurzen Tractat von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit", nach der Ausstoßung im Hause van den Ende's verfaßt (lateinisch, nur noch in einer holländischen Uebertragung von fremder Hand übrig), worin einfach von Gott ausgegangen, die Religion aber philosophisch behandelt wird; ferner durch eine Schrift: „Von der Verbesserung des Verstandes" (1660, lateinisch), welche, wie die „Ethik" in größerem Maße, die Speculation auf sittliches Bedürfniß gründet.

Seine Hauptwerke sind: „Die philosophischen Principien des Descartes, nebst metaphysischen Gedanken", 1663; der „Theologisch-politische Tractat", 1670, aber wohl ein Decennium früher verfaßt; endlich „die Ethik, geometrisch dargestellt", 1677, nach seinem Tode gedruckt, aber schon 16 Jahre vorher begonnen und kurz vor dem Tode vollendet.

Sein eigentliches System liegt uns in der uneigentlich so genannten „Ethik“ vor, die in den beiden ersten Büchern reine Metaphysik ist und erst im 3. Buche von den Affecten handelt, im 4. die menschliche Knechtschaft durch die Leidenschaften erörtert und im 5. und letzten die menschliche Freiheit auf die Macht der Vernunft gründet.

Das „more geometrico“, auf geometrische Art, will nicht viel besagen; denn die Vertheilung des Stoffs an Axiome, Lehr- und Zusätze ist rein willkürlich. Wenn das überhaupt zu Erweisende gleich als Axiom, als selbstverständlich vorausgestellt ist, so wird die Demonstration federleicht. Die geometrische Allüre zieht obendrein eine wahre Dornen- und Stachelhecke um das hochinteressante Werk. Der Orientale wollte mit seiner abstrusen Form wohl nur sagen: ich rationalisire und suche den bündigsten Ausdruck.

Spinoza machte mit der Einen Substanz oder Wesenheit des Cartesius, welche dieser ja auch über die Substanzen der Ausdehnung und des Denkens, wenn auch nur im Vorbeigehen gestellt hatte, Ernst. Er erklärt sich correct gegen die geschaffenen Substanzen. Die Eine Substanz setzt er als das Erste und Letzte, als die „Ursache ihrer selbst“. Sie hat zahlreiche Attribute, von denen uns nur das Denken und die Ausdehnung zugänglich sind. Die Gesetze und Ordnungen beider Grundeigenschaften der Substanz stimmen genau überein, ein Causalverhältniß besteht jedoch nicht zwischen ihnen, wie es noch in dem „Kurzen Tractat“ anerkannt worden war. Die beiden Attribute haben wieder ihre Erscheinungsarten, die modi, Einzeldinge. Nur die Substanz, das wahrhaft Unendliche, ist nothwendig-frei; nicht so sind es die Modi, die erst „im Lichte der Ewigkeit“ betrachtet werden müssen, wenn sie Werth bekommen sollen; an sich sind sie „determinirt“, d. h. „negirt“, d. i. aufgehoben.

Darin ist nun die All-Einheit der Welt aufs energischeste betont, der strenge absolute Zusammenhang aller Dinge und Erscheinungen des Universums im Sinne Giordano Bruno's

festgestellt. Die Substanz ist Alles. Und doch bemerken wir die Unterscheidung von „Gott" und „Natur"; denn es heißt ausdrücklich: die Substanz ist „Ursache ihrer selbst und aller Natur". Die Identität von Gott und Natur liegt daher mehr im esoterischen Endresultat Spinoza's als in seinem Ausdruck, und die Bezeichnung „Monismus" paßt hier nicht; sie wird besser durch „Monarchismus" ersetzt.

Kein Zweifel, Spinoza ging ursprünglich vom Glauben — siehe „Kurzer Tractat" — aus; denn der besonnene Denker kann unmöglich einer abstracten Bezeichnung, heiße sie „Substanz" oder „Gott", die absolute Realität beimessen; er kann vollends nicht mit diesem Kanonenschuß der Offenbarung beginnen. Gedanken und Begriffe erzeugen keine Wirklichkeit. Diesem Gott des Glaubens nahm dann Spinoza wieder alle Eigenschaften und behauptete mit der Kabbala, man dürfe Gott weder Willen, noch Verlangen, noch Ueberlegung zuschreiben, er sei einfach Alles. Die Zweckmäßigkeit sei anthropomorph. Dieses „Alles", wozu er seinen Gott sublimirte, war aber im Grunde das Nichts, das Leere, die pure Möglichkeit von Allem.

In seiner Correspondenz mit Oldenburg in London wehrt sich Spinoza gegen die Beschuldigung des „Atheismus". Diese Beschuldigung ist überhaupt eine Impertinenz des Glaubens, der sich als selbstverständlich setzt. Anständigerweise dürfte er blos von Apistie (Unglauben) reden, nicht aber Andere danach classificiren, ob sie seinem Glaubensinhalt je die Ehre angethan haben, sich um ihn zu kümmern oder nicht. Spinoza war von diesem Glaubensinhalt ausgegangen; er konnte dreist behaupten, daß er Jupiter nicht vom Throne gestürzt habe, wenn auch Jupiter ein ganz anderes Gesicht bekommen, eigentlich jede Physiognomie verloren hatte.

Wenn aber Oldenburg zur Attake im Einzelnen übergeht, so bekommt er seine verdiente Antwort. Jener bat den Spinoza, die Religion nicht anzugreifen; im „Tractat" habe er Gott gleich Natur gesetzt, die Autorität und den Werth

der Wunder bemängelt, über Jesus Christus und dessen Menschwerdung sich nicht ausgelassen. Er lehre Dogmen, welche die Tugend wankend machten. — Spinoza antwortet: Von den letztern möchte er hören. Auf die drei namhaften Ketzereien erwiderte er: Gott sei in der Welt immanent und nicht mit der Materie zu verwechseln (wie oben gesagt: „Gott und die Natur"). Die Christen seien grade so abergläubisch wie alle Andern. Christus brauche nicht im Fleisch zu erscheinen; ohne den Sohn Gottes werde Niemand weise; die Fleischwerdung sei grade wie wenn der Cirkel die Natur des Quadrats annähme. —

Spinoza zerarbeitete sich ritterlich an der Identität der beiden immer noch vorhandenen Substanzen; aber erreicht hat er sie nicht. Wenn ihm die Ordnung der Ideen = der Ordnung der Dinge ist, so ist ihm das in der That nur eine geometrische Gleichung, welche die Wesenseinheit der beiden Glieder bei Seite läßt. Die alte jüdische Religionsphilosophie hatte ihn auf den kritischen Punkt getrieben. Der ursprünglich nationale Jehova war zum allgemeinen Gott erweitert worden, erhielt sich aber hartnäckig in seiner abstracten Weltentfremdung. Durch das Studium des Aristoteles und besonders der Neuplatoniker wurde das gelehrte Judenthum vor die Frage der Identität gestellt. In einem alten jüdischen Gebetbuche steht zu lesen: „Ich begehe diese Handlung, um den Heiligen — gelobt sei er! — Gott mit der Erscheinung zu identificiren." Seltsames Gebet, das einem kategorischen Imperativ der reinen Vernunft gleicht.

Nach dieser gewaltsamen Identitäts-Erklärung blieben die altgewohnten Vermenschlichungen des abstracten Princips zurück. Wie diese beseitigen? Auch hier war vorgearbeitet worden. Die mittelalterlichen Juden hatten den Anthropomorphismus aus dem Wesen Gottes zu entfernen getrachtet. Maimonides legte die Materie in Gott, demnach war die Ausdehnung ein Attribut Gottes, die Materie ewig wie der Gedanke, die Schöpfung entfiel. Höchst wahrscheinlich suchte sich Spinoza

aus dieser jüdischen Mystik durch den Cartesius zu retten, indem er dessen Ursubstanz sammt den zwei geschaffenen Substanzen in die eine übergreifende Allsubstanz aufhob. So glaubte er zur Erfüllung des jüdischen Gebetes zu gelangen. Aber die Starrheit des Gottes war so groß, daß er nicht völlig zerbrach, als Spinoza ihn mit der Welt zusammendrückte.

Bedenklich ist ferner die absolute Geschiedenheit der beiden Attribute: Denken und Ausdehnung, die bei mangelnder Wechselwirkung gar nicht im Stande sind, die modi oder Einzeldinge, und noch weniger deren aufsteigende Stufenfolge vom Unorganischen zum Organischen und Beseelten zu erklären. Ja die Attribute verhindern gradezu die Einheit der Substanz, weil sie entgegengesetzten Wesenheiten entsprechen. Da hätte der Philosoph doch besser die modi gleich aus der Substanz als der Goethe'schen „Gottnatur" entlassen. Das aber ging wieder nicht an, da es in der unendlichen Substanz eine endliche Causalität voraussetzen würde. Zuletzt hat die „Determination" der Einzeldinge, welche gleich ihrer „Negation" ist, dem Spinoza nicht mit Unrecht den Vorwurf des „Akosmismus", der Weltlosigkeit zugezogen. Denn das ist doch nur eine Mephistophelische Welt, in welcher „Alles was besteht, werth ist, daß es zu Grunde geht"; noch mehr, beständig im Urgrunde zu Grunde geht. Das Einzelne ist dem Spinoza eben nur ein Verschwindendes, und nur durch ein Sophisma weiß er den menschlichen Geist eine Weile zu bannen. Die wahre Geltung kommt nur der abstracten Idee zugute, nicht dem Einzelgeist; er spricht von Unsterblichkeit, aber diese ist offenbar nur ein Name. Dieser Name ist wieder ein Schatten, ein Echo einer geglaubten Realität. In Wahrheit aber gähnt über allem Einzelnen und Besondern der unersättliche Höllenrachen der Substanz. Der Philosoph, der die schärfsten Gläser zu schleifen vermochte, sah dennoch das Einzelne nicht.

Man kann Spinoza's Welterklärung dahin zusammenfassen: er negirte die Theologie vom Standpunkte der Theologie

selbst. Spinoza schrieb eine Philosophie der Theologie und mischte dabei die auffallendsten Anthropomorphismen in seine höchsten Abstractionen: er redet von der Liebe Gottes zu sich selbst und von unserer Liebe zu Gott. —

Nun zur eigentlichen Ethik. Cartesius hatte von den Affecten oder Leidenschaften nur gehandelt, insofern sie dem Denken Hindernisse bereiten, und gelehrt, die Leidenschaften durch Reflection und Resignation zu bekämpfen. Das wirkte deutlich bei Spinoza nach und traf hier mit dem Derwisch zusammen, von dem jeder Orientale ein Stück in sich trägt. Es handelt sich einfach um die Macht über das philosophische Gemüth. Bei Spinoza hängt der ethische Werth lediglich vom Intellect ab. Verworrenes Denken bringt Leidenschaft, klares Denken Tugend hervor. Wie der Intellect auf den Willen wirken soll, ist unerklärlich, da beide nach Spinoza verschiedenen Wesens sind. Auch hier klafft der Dualismus. Aber das bei Seite gesetzt, hängt die Moral einzig von der Entwickelung der Denkfähigkeit ab? Woher kommen dann die raffinirten Bösewichter, die antisocialen Verbrecher? Die Natur des Willens, des einzelnen wie des Gesammtwillens, ist eben nicht untersucht. Der blos denkende Mensch sitzt auf dem Isolirschemel und spintisirt eine Tugendlehre heraus. Die Cartesisch-Spinozische Moral ist ganz transcendent, sie überspringt die Verhältnisse der Wirklichkeit und gebietet in letzter Instanz auf gut Christlich „sich in Gottes Willen zu fügen". Doch ist ein Wink Spinoza's wohl zu beherzigen, wenn er lehrt, den niedern Trieb durch einen höhern zu beseitigen; hier bleiben wir doch im Gebiete des Wollens, wenn auch der Intellect als Leuchte dient. Das führt zu praktischen Resultaten: der Grund der Stimmung wird geändert, die sittliche Gewöhnung tritt in ihre Rechte.

Daß Gut und Böse nur menschliche, in Bezug auf unsere Leidenschaften entstandene Begriffe seien, wußte Spinoza schon aus dem Maimonides. Derselbe Gelehrte hatte auch die Intelligenz vor die Sittlichkeit gestellt; nicht blos aus dem Car-

tesius war daher die Einseitigkeit herübergenommen, die Ethik auf den Intellect zu gründen.

Eine Ergänzung der sehr mangelhaften „Ethik" finden wir in Spinoza's „Theologisch-politischem Tractat", einer Rechtsphilosophie, welche auch das Verhältniß von Staat und Kirche, sowie die Freiheitsrechte des Einzelnen umfaßt. Lange will es dem Leser dieses Buches, welches das Resultat kritischer Bibelstudien und der persönlichen traurigen Erfahrungen des Verfassers war, scheinen, als ob Spinoza ganz auf dem Utilitäts-Standpunkte Bacons und auf dem Podium der Autorität des Hobbes stehe, welch' letzterer ihm wohlbekannt war. Hintennach aber werden wir belehrt, daß trotz aller Autorität bestehender Gewalten der Gedanke und die Schrift frei sein müssen, um den Fortschritt möglich zu erhalten.

Und wie Nathanisch wird die staatliche Einheit des Glaubens gedeutet, wenn Spinoza sagt: „Für die Sicherheit eines Staates kann nichts Besseres ausgedacht werden, als Frömmigkeit und religiöse Verehrung, d. i. wenn aller religiöse Werth auf die wirkliche Uebung der Liebe und Gerechtigkeit allein gelegt, im Uebrigen aber Jedem freies Urtheil gelassen wird". „Liebe und Gerechtigkeit": das sind active sittliche Factoren.

Spinoza ertheilt noch mit Hobbes der Obrigkeit das oberste Kirchenrecht; als aber „in den Streit der Remonstranten (Arminianer) die weltliche Obrigkeit und die Generalstaaten sich zu mischen begannen, wurden die Gemüther aufgeregt, bis endlich Spaltungen eintraten; und durch viele Beispiele ist bekannt, daß Gesetze, welche über religiöse Gegenstände gegeben werden, um die Streitigkeiten beizulegen, die Menschen mehr reizen als bessern."

Die ganz moderne Welt zeigt uns ihr Antlitz, wenn der Philosoph von der holländischen Union und der Stadt Amsterdam sagt: „In dieser höchst blühenden Republik und einer der ausgezeichnetsten Städte aller Nationen leben die verschiedensten Menschen ganz vertraulich, und was sie bekümmert ist nur,

das zu erforschen, ob ein Anderer reich oder arm sei, oder ob er in gutem Glauben oder mit Betrug zu handeln gewohnt ist, um hiernach für Handel und Verkehr die geeigneten Maßregeln ergreifen zu können".

Gänzlich aber bricht die „erhabene Autorität" des „Leviathan" zusammen, wenn es heißt: „Dieses Recht (Autorität) wird er (der Gewaltige) nur so lange behalten, als ihm die Macht bleibt, Alles was er will zu thun; sonst wird er nur auf gut Glück herrschen und kein Stärkerer ist ihm wider seinen Willen zu gehorchen schuldig". Und daß man hier nicht etwa einen „Conflict der Autoritäten" wittere! Spinoza definirt die Regierung, der man zu gehorchen schulde, ausdrücklich als „Volksregierung" und den Staat als „eine Gesellschaft von Menschen, welche als moralische Person betrachtet, collegialisch das höchste Recht hat auf Alles, was sie kann".

„Daher kann es sich nur selten ereignen, daß die höchsten Gewalten ganz Unsinniges befehlen; denn ihnen selbst liegt am meisten daran, das gemeine Beste wohl zu erwägen und Alles nach dem Ausspruche der Vernunft zu leiten; gewaltthätige Herrschaft behält, wie Seneca sagt, Niemand lange. Dazu kommt, daß in einem demokratischen Reiche unsinnige Befehle weniger zu befürchten sind; denn es ist fast unmöglich, daß der größere Theil einer Gesellschaft, besonders wenn diese zahlreich ist, in einem Unsinn mit einander übereinstimme."

„Damit glaube ich die Grundlagen eines demokratischen Reiches klar genug verzeichnet zu haben, weil es mir das Natürlichste schien und hauptsächlich zu jener Freiheit gehört, welche die Natur jedem Einzelnen gegeben hat; denn hier giebt Niemand sein natürliches Recht so an einen Andern ab, daß er künftig nicht auch noch mitzurathen hätte zum größern Nutzen des Ganzen, von dem er einen Theil ausmacht.

„Wer sein natürliches Recht auf einen Andern überträgt," so schließt der bon républicain, wie er sich brieflich selbst nannte, „der ist freilich Gehorsam schuldig — so lange der König oder der Adel oder das Volk die erlangte höchste Ge-

walt, auf der Uebertragung des Rechts beruhend, behauptet. Diesem noch etwas hinzuzufügen, wäre unnöthig."

Durch dieses tief- und scharfsinnige Amendement zur Theorie der Autorität ist Hobbes überwunden, Grotius amendirt; das Recht und die Gewalt sind als fließend hingestellt, das Element der Gemeinsamkeit dominirt die persönliche Willkür, die erblichen Monopole und Privilegien.

Von einem positiven Völkerrecht dagegen ließ sich Spinoza nichts träumen; in diesem Punkte schrieb er die nackte Wirklichkeit der Staatsraison ab, wenn er sagte: „Ein Vertrag zwischen zwei Völkern besteht, so lange seine Ursache besteht, die Furcht vor Schaden oder Hoffnung auf Gewinn". Das Grundaxiom des Völkerrechts ist demnach die Schwäche des Nachbarn. Ist das heute anders geworden? Das einzige Gegengift besteht in Bündnissen oder Coalitionen.

Seine philosophische Unabhängigkeit von jeder Staatsordnung hütete Spinoza wie seinen höchsten Schatz. Als ihm der Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz eine Heidelberger Professur antragen ließ und nur den einzigen Vorbehalt machte daß er die herrschende Religion nicht angreife, antwortete Spinoza dem Professor und kurpfälzischen Hofrath Fabritius: Er würde aufhören die Philosophie zu fördern, wenn er die Jugend lehrte (Galilei). Auch wisse er nicht, in welchen Gränzen die Freiheit zu philosophiren eingeschlossen werden müsse, damit er nicht die öffentlich eingesetzte Religion stören zu wollen scheine.

Das sind die geistigen Thaten und die Gesinnungen jenes denkwürdigen Mannes, der uns beschrieben wird als von mittlerer Größe, regelmäßigen Zügen, dunkler Hautfarbe — Leibniz spricht von „olivenfarbiger Haut und etwas Spanischem im Gesicht" — mit schwarzem Lockenhaar und dunklen, langen Augenbrauen, im zugeknöpften langen Rock mit weißem Halsbäffchen. Seit der Verfluchung in der Synagoge hatte er sich in lateinischer Uebersetzung von Baruch Benedictus, der Gesegnete genannt.

Er hat in die Ferne gewirkt; nach einem Jahrhundert kam es in der französischen Encyklopädie zum Vorschein, was

die angestrebte und nicht ganz erreichte Identität von Geist und Natur eigentlich bedeute. Es ist längst ein öffentliches Geheimniß, daß Spinoza der Großvater des Sensualismus und der natürlichen Erklärung des Werdens der Dinge war. Das andere, das scholastische Element in ihm, wirkte mächtig auf die Systeme der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Aber auch nähere Wirkungen sind dem Philosophen der Substanz nachzuweisen, obwohl sie weniger philosophisch als kulturell ins Gewicht fallen. Die reformirte Kirche seines Jahrhunderts bemächtigte sich seines Systems, um eine calvinische Philosophie herauszuschneidern. Wie es im 19. Jahrhundert eine Hegel'sche Theologie gab, so im 17. eine Spinozische. Natürlich wurden diese kirchlichen Spinozisten zu Sectirern und den Glaubenshütern zum Aergerniß. So der Geistliche Deurhof und der kühne van Hattem, den die Kirche excommunicirte.

Auch eine stille Laiengemeinde hatte sich um den stillen Denker gebildet; an ihrer Spitze standen die Aerzte Ludwig Meyer und Lucas, sowie Simon de Vries. Meyer gab die posthumen Werke Spinoza's heraus.

Mit Leibniz betritt die Philosophie des 17. Jahrhunderts zum ersten male deutschen Boden, mit ihm schließt sie zugleich ab. Diese unvorbereitete Einzigkeit kann manches erklären und der nachfolgenden Kritik wohl auch zu einiger Milderung dienen. In dem Lande des christlichen Bürgerkrieges war noch Alles zu thun, fast sämmtliche Wissenschaften lagen brach oder im Argen. Wie es mit dem philosophischen Bewußtsein aussah, erhellt wohl am besten aus dem Umstande, daß Hobbes, Spinoza und Herbert of Cherbury „die drei großen Betrüger" hießen! Wie Zeller in seiner „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz" erwähnt, gefiel den frommen Deutschen von allen fremdländischen Erfindungen nur der physikalische Atomismus, was Leibniz selbst bezeuge, und zwar aus dem Grunde, weil Gott auf diese Weise von der beständigen Einwirkung

auf die Welt entfernt werde. Die Deutschen mußten den Geulinx und den Malebranche nicht kennen.

Kann man Spinoza einen Ideal-Realisten nennen, so ist Leibniz der Real-Idealist des Jahrhunderts. Kein größerer Gegensatz ist denkbar als zwischen diesen beiden Männern. Der Eine arm, zurückgezogen, sich auf einen Punkt concentrirend; der Andere vornehm, répandu dans le monde, nach allen Richtungen ausstrahlend. Spinoza war consequent, philosophischer Dogmatiker, eher schweigsam als nachgiebig; Leibniz sehr „entwickelungsfähig", accommodationsbereit, mittheilsam in Wort und Schrift. Der Verfluchte stellte sich streng außerhalb jedes kirchlichen Verbandes — der mit Ehren und Glücksgütern Gesegnete machte sich mit allen Confessionen zu schaffen und trug sich mit Gedanken über ihre Verschmelzung. Spinoza war Republicaner, Leibniz Monarchist und Günstling vieler Monarchen. Diese scheinbaren Aeußerlichkeiten werden sich als ebenso viele Innerlichkeiten erweisen.

Gottfried Wilhelm Leibniz (so schrieb er sich selbst) wurde geboren am 3. Juli 1646 als Sohn eines Leipziger Professors, studirte die Jurisprudenz, machte aber dabei früh Bekanntschaft mit den Werken Kepler's, Galilei's, Gassendi's und des Cartesius; wurde mit 17 Jahren Magister auf Grund einer Dissertation: „Ueber das Princip des Individuums"; promovirte mit 20 Jahren zu Altorf zum Dr. juris auf Grund einer Arbeit „über die verwickelten Rechtsfälle". Mit 24 Jahren wurde er Rath beim obersten Kurmainzischen Gerichtshof. Von 1672—76, vom 26. bis 30. Jahre, lebte er in Paris, wo er neben seinen Studien auch Diplomatie auf eigene Faust betrieb, indem er den für Deutschland so bedrohlichen Sonnenkönig nach Aegypten abzulenken suchte. Durch Huygens wurde er in die höhere Mathematik eingeführt und trat in Beziehung zu Newton, dessen Fluxionenmethode er nach der mildesten Ansicht umgestaltet oder vervollkommnet hätte, während Andere ihn die Differential-Rechnung selbständig erfinden lassen und die Panegyriker gar den incarnirten Ma-

thematiker Newton zum Plagiarius stempeln. 1676, auf der Heimreise, besuchte Leibniz im Haag seinen großen Antagonisten Spinoza, mit dem er später etliche Briefe wechselte. Er selbst behauptet, schon in Paris durch Tschirnhausen eine Copie der „Ethik" erhalten zu haben. Dann wurde er Bibliothekar und Hofrath zu Hannover, wo sein juristisch-diplomatisch-historisches Sammlergenie sich zu bethätigen begann. Er begründete für Deutschland jenes Studium, welches für Frankreich die Ecole des chartes verallgemeinert hat, die wissenschaftliche Untersuchung der alten Charten, Diplome und Verträge, jene documentarische Prüfung der Ansprüche von Königen, Adel und Kirche, die so oft und so lange zu unbegründeten und schreienden Mißbräuchen und Beraubungen geworden sind. In Braunschweigischen Diensten übernahm er auch die Verwaltung der Bibliothek zu Wolfenbüttel, und wurde so der Vorgänger Lessing's, der ihn als gedankenvollen Anreger stets hoch gepriesen hat. Hier in Wolfenbüttel muß er wohl zwei Schriften Giordano Bruno's „über das dreifache Kleinste" und „über die Monade" gefunden haben, die wahrscheinlich in Helmstädt entstanden und vom Verfasser dem geistreichen Herzog Heinrich Julius gewidmet worden waren. Mit der hochbegabten Kurfürstin Sophie Charlotte von Brandenburg stand Leibniz im lebhaftesten Verkehr; im Jahre 1700 stiftete er die Berliner „Societät der Wissenschaften", die Akademie, deren steter Präsident er blieb, in deren Stiftungsurkunde er aber die Philosophie vom Kreise der akademischen Thätigkeit ausschloß. Seit 1690 war er geadelt und wurde Reichshofrath. Auch eine Pension Peter des Großen von 1000 Rubel bezog er als russischer Geh. Justizrath in seinen letzten Jahren, wo er mit Sinecuren schon überhäuft war. Er starb 1716 zu Hannover in auffallender Nichtbeachtung und wurde gleich dem gewöhnlichsten Sterblichen hinausgetragen.

Leibniz war eigentlich kein Philosoph von Fach, sondern gelegentlicher philosophischer Schriftsteller, der den Stoff und die Veranlassung zum Schreiben von Andern empfing, geist-

reich und elegant in zwei Sprachen, lateinisch und französisch schrieb, sich auch deutsch auszudrücken wußte und durch seine allseitige Correspondenz überall Anlaß und Anstoß zum Denken und Forschen gab. Nicht zu leugnen ist, daß der Leibniz'sche Universalismus der Wissenschaft, die Bearbeitung zahlloser Disciplinen, häufig mehr in die Weite als in die Tiefe führte. Ueber was hat Leibniz nicht geschrieben, mit welchen Fragen sich nicht befaßt! Er war Jurist, Mathematiker, Physiker, Geolog, Philosoph, Theolog und Historiker. Er bewies das Dasein Gottes mathematisch (1666); ließ die Natur gegen die Atheisten Zeugniß ablegen (1669); verfaßte als Vulcanist die „Protagäa" (1680); gab von 1693 an einen diplomatischen Codex des Völkerrechts, von 1701 an die Quellen der Braunschweigischen Geschichte heraus; verfaßte 1704 die „Neuen Versuche über den menschlichen Verstand" gegen Lockes „Versuch"; widmete 1714 die „Principien der Philosophie", d. i. Monadenlehre, die er schon 1695 in dem „Neuen System der Natur" vorgetragen hatte, dem Prinzen Eugen von Savoyen, und schrieb 1710 die „Theodicée über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Uebels" nebst der „Uebereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft", um der Königin von Preußen gegen den skeptischen Bayle beizuspringen.

Sein Verhältniß zur zeitgenössischen Philosophie und namentlich zu Spinoza erhellt am besten aus der „Monadologie" und den „Neuen Versuchen", die jedoch erst ein Jahrhundert später bekannt wurden.

Leibniz befehdete die Tage seines Lebens den Atheismus, nicht etwa, daß er sich im Geiste seines Jahrhunderts überlieferten Vorstellungen accommodirt hätte, sondern mit ausgesprochener polemischer Tendenz. Sehr früh schrieb er gegen die Gottesleugner und für die Dreieinigkeit; die ewigen Höllenstrafen waren ihm geläufig, was Lessing, dem schalen und flachen Rationalismus seiner Zeit gegenüber, so entzückte. Die Newton'sche Gravitationslehre war ihm auch aus theologischen Gründen zuwider; denn an die Prinzessin von Wales

schrieb er: Nicht nur sei das Gravitationsgesetz grundsätzlich falsch, so unhaltbar wie die Ansicht Locke's, sondern auch religiös verderblich, indem sein Umsichgreifen den Glauben in England bedrohe! Er setzte der Newton'schen Schwere die „Kraft" entgegen, die ihm psychisches Princip war und hinter der man sich einen „Kräftigen" denken konnte. Die „Theodicée" nun gar, die schwächste aller Leibniz'schen Leistungen, die den Spott Voltaire's im „Candide" vollauf verdiente, ist ein rein theologisches Machwerk, in welchem die frühere Leibniz'sche Schärfe stark in die Brüche geräth. Wenn er in seinem „Theologischen System" ein Mittelding von Dogma zwischen Katholiken und Protestanten aufzustellen sucht, so verhüllt die Philosophie verlegen ihr Antlitz.

Die Stellung Leibnizens zur Religion, die er consequent eingenommen hat, erhellt schon aus einem Brief an den Jansenisten Arnauld aus dem Jahre 1671. Er drang auf die tiefste Religionswissenschaft; denn wenn man das Bedürfniß nach Wissenschaft nicht befriedige, so sei es mit der Religion aus. Wiederum die Signatur des 17. Jahrhunderts. Die Tradition bricht zusammen, stützen wir sie durch die Wissenschaft! Das Gefühl sammt der Phantasie ist nur noch zu retten durch den logischen Gedanken! Der Gegenpol muß den Pol halten! Und dann der historische Seufzer: „Bald werden viele Menschen nur noch scheinbar Christen sein; energische böse Geister werden am Ruin des Glaubens arbeiten; der Atheismus und Naturalismus werden die letzten Ketzereien sein."

Will man einen leitenden Faden für das Labyrinth der Leibniz'schen Philosophie, verlangt man nach etwas Stetigem im Wandel und Wechsel, so muß man sich an die Jugendschrift „vom Princip des Individuums" erinnern. Das Individuelle, das Besondere, das Einzelne war Leibnizens Augenmerk. Wie er Vieles studirte und behandelte, so war sein philosophisches Visir auf das Viele, mehr als auf das Eine gerichtet. Spinoza war teleskopisch beschaffen, er spähte stets in der Unendlichkeit nach dem All-Einen; die Substanz war

sein Zielpunkt. Leibniz dagegen war mikroskopisch angethan, die Einzelheiten lagen unter seiner Loupe, die Substanz vertheilte sich bei ihm an unzählige Monaden. Daß er dabei nicht consequent verfuhr, war die Schuld seines theologischen Standpunktes; denn wenn Spinoza die Theologie durch die Theologie aufhob, so machte Leibniz die Philosophie wieder theologisch.

Die Atomenlehre, welche Gassendi in Erinnerung gebracht hatte, interessirte ihn lebhaft; doch fehlte ihm bei den todten Atomen der Motor, das belebende Princip. Wie gefunden war ihm daher Giordano Bruno mit seinen Monaden oder beseelten Atomen. Er construirte sich jetzt seine Welt also: Monaden sind unräumlich-kleinste Substanzen, „Kraftpunkte", metaphysische Existenzen, von denen jede mit Vorstellung begabt ist und das Universum repräsentirt, ohne daß die eine durch die andere irgend beeinflußt werden könnte. Diese einfachen Wesen vereinigen sich oder vielmehr sind vereinigt zu Körpern, und höher hinauf zu Organismen. In den höchsten Organismen sitzt eine Centralmonas oder „Seele". Leib und Seele können sich aber auch nicht beeinflussen (Cartesius), sondern gehen nebeneinander her; daß jede Monade in jedem Augenblick mit allen andern übereinstimmt, ist die Wirkung der „prästabilirten Harmonie". Diese wird bewirkt durch die Monade der Monaden oder Gott; die Monaden sind sämmtlich nur Fulgurationen oder Ausstrahlungen Gottes. Gott existirt nothwendig als „Architekt der Natur".

So wundervoll das aufgebaut scheint, so sehr starrt es von Widersprüchen. Zuerst haben wir unräumliche Kraftpunkte, welche die reale Welt bilden. Sodann werden gleich zwei Arten von Monaden gesetzt, körperbildende und „Seelen", deren Gegensatz in der Definition der Monade gar nicht gegeben ist. Denn mit dem Unterschiede von „reiner" Monade und „einfacher" Monade wissen wir wahrlich nichts anzufangen. Endlich soll keine Monade auf die andere einwirken können, und doch wirkt die Urmonade principiell auf alle übrigen ein; noch mehr, sie strahlt sie aus, sie schafft sie also,

während diese doch als metaphysische Punkte von Ewigkeit da sind, und zum Ueberfluß, freilich auch zur Vollendung des Widerspruchs, noch einmal für „unsterblich“ erklärt werden.

Leibniz nennt einmal den Spinoza einen Juif subtil, aber bis zum Abbrechen subtil ist seine eigene Erklärung der Materie. Man darf doch billig fragen, wie aus Kraftpunkten eine reale Welt entstehen könne. Leibniz antwortet: „die Materie ist nur die Dunkelheit unserer Vorstellungen“, das „Band der Monaden“. Hätten wir also nicht unsere stumpfen Sinne, so würden wir nichts weiter in der Welt gewahren als die metaphysischen Punkte. So ist es allerdings sehr leicht, die Gränzmarken unserer subjectiven Anschauung zu — überfliegen; man braucht eben nur zu fliegen, d. h. etwas zu fingiren, was menschenunmöglich ist. Für Gott, sagt uns der Philosoph, giebt es keine Materie, was wir gerne glauben. Auch die Körper sind mithin eigentlich immateriell; und doch bewegen sie sich im Raume, während die Monaden unräumlich sind. Auch die Centralmonade oder Seele kann diese Bewegung nicht hervorrufen. Was denn? Leibniz sagt: Mechanische Ursachen. Die Mechanik wäre demnach das Bewegungsgesetz dunkler Vorstellungen!

Die Seele handelt nach Zwecken, wie Gott im Universum; der Leib dagegen bewegt sich nach mechanischen Gesetzen. Dennoch stimmen beide zusammen. Wie geht das zu? Das besorgt die „prästabilirte Harmonie“. Um das Unerklärliche zu erklären, wird ein Wunder postulirt. Und doch ist diese „prästabilirte Harmonie“ gar nichts als ein von der Wirklichkeit abgezogener Begriff; sie ist nur ein Namen für die thatsächliche Wechselwirkung stofflicher Kräfte. Wie schade, daß das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, welches in der Unzerstörbarkeit der Monaden wie im Keime liegt, durch solchen dualistischen Wirrwarr wieder zerstört wird! In der That, und das ist die große Bedeutung Leibnizens für die Gegenwart, hat der Philosoph die Rathlosigkeit der Neuesten anticipirt, welche daran verzweifeln, das Seelische mechanisch und

das Mechanische seelisch zu erklären. Wer aber heißt sie zwei gegensätzliche Attribute der Substanz voraussetzen, zwei Ordnungen von Atomen annehmen?

Es ist anzuerkennen, daß Leibniz einen bedeutenden Schritt über Cartesius und auch über Spinoza hinaus that, indem er behauptete, die Materie sei nicht blos Ausdehnung, sondern auch Kraft, Thätigkeit. Wenn er nur dieser thätigen Kraft nicht wieder einen besondern Platz angewiesen und eingesehen hätte, daß Kraftpunkte sich bewegen und Ausdehnung gewinnen müssen. Allerdings kommen bei Leibniz leise Schwenkungen zur rationellen Monadologie vor. „Jedes Ding hat auf ideale Weise oder in der Idee vor seiner Existenz zu dem Beschluß mitgewirkt, den Gott hinsichtlich der Existenz aller Dinge gefaßt hat.“ Wenn nun alle Dinge durch ihre Urbestandtheile oder Monaden zu dem gemeinsamen Weltbau mitwirken, so geht's ja vielleicht ohne Monade der Monaden. Die große Urmonade ist am Ende doch nichts Anderes als das Wesen oder der Begriff der Monaden. Das kommt auf Spinoza's Substanz hinaus, der freilich auch Spinoza zu viel scheinbare Sonderexistenz verlieh.

Wenn Lessings Vermuthung begründet wäre, daß Leibniz in den „Neuen Versuchen“ den Einheitsgedanken Spinoza's habe erklären wollen, so könnte man hinzufügen: Leibniz wollte die Vielheit und Einzelheit retten und die vielen Einzelnen im Begriffe der Monadensubstanz vereinigen. Beide Philosophen hätten demnach die Frage: ob Republik, ob Monarchie im Universum? gleichmäßig im Sinne der erstern entschieden; der Eine von Oben anfangend, von der Substanz, der Andere von Unten, von den Einzel-Monaden. Indessen gehört dieses Resultat doch nur der Weiterentwickelung des philosophischen Gedankens an, nicht dem bewußten Spinoza und dem bewußten Leibniz. Spinoza steuerte nur auf den reinen Monismus zu, konnte aber vom Monarchismus nicht gänzlich loskommen; Leibniz blieb beim Dualismus stehen und gab dem „Geiste“ die Priorität oder vielmehr die Herrschaft. Der große Naturkundige wurde immer wieder Metaphysiker.

Der Standpunkt Leibnizens kann auch noch so ausgedrückt werden: Idealisten und Materialisten haben beide Recht; es giebt sowohl metaphysische Zweck- und Endursachen, als mechanisch wirkende Causalität. Der Satz vom zureichenden Grunde ist ja nichts Anderes als das Causalgesetz. Aber die Quelle der Mechanik liegt in der Metaphysik. Damit läßt sich dann jeder Spiritualismus beweisen; denn wenn der Begriff oder die Abstraction Wirkungen auf die Dinge üben, so sind wir wieder bei der Weltschöpfung angelangt und dem Anthropomorphismus ist Thür und Thor geöffnet.

Etwas Aehnliches meinte wohl Spinoza, als er an Leibniz schrieb: Er solle die Vernunft gebrauchen, statt sich durch Einbildungen täuschen zu lassen; wozu Leibniz bemerkte, das sei unbestreitbar richtig. Näher sind sie sich nicht gekommen, das Urtheil der Geschichte überlassend. Sie hatten persönlich eine gewisse Scheu vor einander: Leibniz vor dem Juden, den er einmal „zu nennen wagt“; Spinoza vor der Indiscretion, denn Leibniz wußte von seinem Besuche bei Spinoza nichts zu berichten, als daß ihm dieser „etliche gute Anekdoten über die Verhältnisse jener Zeit“ erzählt habe. Es war wenige Wochen vor Spinoza's Tode. Die „Ethik“ lag fertig im Pulte, mit Spinoza's Willen ist nichts davon in Leibnizens Hände gekommen.

Sieht man von der „gütigen Teleologie“ ab, welche sich mit dem Individualitätsbegriffe vertragen mag, wie sie kann, so zeichnet sich Leibniz vor Spinoza durch einen lebhaften, ja poetischen Natursinn aus. Er betrachtet die Natur mit Liebe. Unvergessen soll ihm bleiben, daß er zuerst, anlehnend an die wachsende Gruppirung der Monaden, den Grundsatz der Continuität in die Naturbetrachtung eingeführt hat. „Die Natur macht keine Sprünge.“ Das war ein ahnungsreiches Wort; denn, wie mit Recht hervorgehoben worden, wenn keine Discontinuität stattfindet, so besteht auch keine Lücke zwischen Unorganischem und Organischem. Hier hat der Genius den vorsichtigen Philosophen ergriffen und ihn zu Höhen emporgeführt, deren Messung die ernste Arbeit unseres Jahrhunderts geworden ist.

Die Monade bildet nicht nur als Atom die Grundlage der Chemie, sondern hat sich als einfachstes psycho-physisches Wesen auch in der Physiologie eingebürgert: Johannes Müller schlug vor, die Zelle eine „organische Monade“ zu nennen.

Selbst der Optimismus, diese Welt für die bestmögliche zu erklären, hat seine vernünftige Seite. Diese Welt ist die vorhandene, wirkliche, und wir Menschen, die wir ein Product dieser Welt und nichts an und für uns selbst sind, können uns gar keine andere Welt vorstellen. Wir können keines der vorhandenen Elemente, noch viel weniger ein Gesetz weg- oder ein neues hinzudenken, ohne daß das Ganze vor unserer Vorstellung zusammenstürzte, ohne daß die beste Welt aufhörte, noch eine mögliche zu sein. Der Gedanke der bestmöglichen Welt ist daher ein feiner realistischer Zug bei Leibniz, wenn man auch das „Uebel in der Welt“, als zum „Zwecke Gottes“ dienlich, einen kannibalischen Anthropomorphismus nennen darf.

Des wärmsten Lobes würdig ist der intelligente und warme Patriotismus unseres Philosophen, zumal wenn man die Zerfahrenheit damaliger Gesinnung und die Zersetzung durch die verschiedensten Interessen erwägt. Schon der 22jährige Leibniz erkannte die wahre Bestimmung Deutschlands: im Mittelpunkt Europas „ein Damm zu sein gegen alle Weltreichsgelüste, sie mögen sich regen wo sie wollen.“ Er wollte Polen erhalten wissen, dessen verhängnißvolle Zukunft Gustav Adolf, Johann Casimir, Karl XI. und Ludwig XIV. richtig voraussahen; Polen sollte eine Schutzmauer gegen den russischen Koloß bilden.

„Ein Donnerschlag ist nöthig, die Deutschen munter zu machen“, sagte Leibniz im Hinblick auf Ludwig XIV., der mit den Türken complottirte, als diese gegen Wien rückten. Einig müsse Deutschland werden, rief er aus, es müßten Allianzen geschlossen werden gegen den Feind Aller, „gegen den man überall Sturm läuten sollte.“ Ja der Philosoph entwarf Wehrverfassungen — auch Spinoza richtete sein Augenmerk darauf und erklärte sich für die allgemeine Wehrpflicht — und Kriegspläne unter dem Motto: „Gott ist mit denen,

die sich der von ihm gegebenen Vernunft und Mittel bedienen, für die besten Regimenter und besten Pläne.“ Von hier aus betrachtet, gewinnt auch Leibnizens Streben nach einer Fusion und Confusion der Kirchen ein anderes Aussehen: er glaubte, die Einheit im Reiche durch eine Nationalkirche am besten zu begründen, und stellte die unerläßliche Bedingung, daß das Tridentinum aufgehoben würde. Dieses Streben nach Wiedervereinigung der christlichen Kirchen war damals durchaus nicht auf die akademische Sphäre beschränkt. Außer dem Herzog Ernst August von Hannover, der sich wesentlich für die Sache interessirte, ließ sie sich sogar der Kaiser Leopold angelegen sein. Den Spanier Rojas de Spinola, der auf das Project eifrigst einging, machte Leopold 1685 zum Bischof von Wiener-Neustadt. Auf seinen diplomatisch-kirchlichen Reisen kam der Bischof auch nach Hannover.

Wenn sich Leibniz über die Freigeister erzürnte und eine Verschwörung zur Unterdrückung dieser Richtung vorschlug, so schenkte er dafür auch der römischen Anmaßung nichts und erklärte: „Rom hat in Sachen, die durch Ocular-Inspection, durch Erfahrung und wissenschaftliche Untersuchung auszumachen sind, gar nichts zu entscheiden. Die Frage der Antipoden z. B. oder die Bewegung der Erde gehört nicht vor jenen Stuhl.“ Er fand, daß die Ehe mehr den Staat als die Kirche angehe, und daß der Staat wohl in die Lage kommen könne, den Cölibat aufzuheben.

Am 19. September 1697, nach dem Frieden von Ryswik, schrieb Leibniz: „Ich kann gar nicht sagen, wie mich die Nachricht ergriffen hat, daß wir Straßburg für immer verlieren sollen. Aber das verdienen wir Deutsche, die in der schwersten Gefahr Zeit haben für Lumpenfragen über ich weiß nicht was, die niemals etwas zur rechten Zeit thun können.“

Auf gute Schulen drang Leibniz beständig; er forderte auch Handwerksschulen, welche Arbeit und Unterricht vereinigen und dem Unwesen des Lehrlingthums ein Ende machen sollten. Er verlangte die Aufnahme der „Realitäten“ in den akade-

mischen Unterricht; diese dünkten ihm besser als „sich mit Luftgebilden abzugeben."

In dem ungeheuern Kreise seiner Beobachtungen und Projecte lag eine Masse der heterogensten Dinge, die sich sämmtlich auf das Gemeinwohl bezogen. Die Beleuchtung großer Städte, ein gerechtes Steuersystem, die Abschaffung der Frohnden und der Leibeigenschaft, Versicherungen gegen Wasser- und Feuerschaden, Behörden „zur Aufhülfe der Nahrung", Arbeitsbeschaffung für die Armen. Der Monarchist war sogar in einer Beziehung „Socialdemokrat"; denn er wollte Fürsorge getroffen wissen, daß die Arbeit des Armen nicht dem Capital des Reichen zum Opfer falle. Er war „internationaler" Freimaurer mit seinem Plane einer wissenschaftlichen Ordensverbrüderung über die ganze Welt, um die Angelegenheiten der Wissenschaft, des Staats und der Menschheit zu besorgen. Von den Akademien, die er zu Dresden, Petersburg, Wien und Berlin gründen wollte, wäre die Wiener beinahe zu Stande gekommen, die Berliner kam wirklich zu Stande.

Neben den bereits erwähnten kritischen Quellen-Ausgaben deutscher Diplomatik und Geschichte hegte Leibniz einen großen Lieblingsgedanken: ein Reichscollegium für deutsche Geschichte oder eine historische Universalakademie Deutschlands zu gründen. Er erinnert an den gleichzeitigen Riesenfleiß des Muratori, der die Quellen italienischer Geschichte, so wie die italienischen Antiquitäten des Mittelalters sammelte und die Annali d'Italia christlicher Zeitrechnung abfaßte.

Von Deutschland meinte er schließlich: „Wenn irgend ein Mensch seinem Vaterland verpflichtet ist, so sind wir es, die das werthe Deutschland bewohnen. Gott hat den Deutschen Stärke und Muth gegeben, und es regt sich ein edles Blut in ihren Adern."

Die Kulturbestrebungen Leibnizens beschränken sich, wie wir sahen, nicht auf Deutschland; er suchte überall anzuregen und zu fördern. Wenn er für Deutschland die polnische Schutzmauer gegen Rußland forderte, so glaubte er auf der

andern Seite an die Civilisirung Rußlands. Er sah die Resultate vor sich, die der große Kurfürst von Brandenburg in seinem verwüsteten und unempfänglichen Lande erzielt hatte, und hielt einen ähnlichen Aufschwung unter einem energischen Regenten auch in Rußland für möglich. Seine speciellen Vorschläge freilich haben etwas Utopisches, er baut das Haus vom Dache an: eine Akademie der Wissenschaften für das Rußland Peters I.! Sieht man jedoch weiter zu, so stößt man auf Humboldt'sche Bestrebungen, die mehr im Interesse der Wissenschaft als Rußlands selbst lagen: Beobachtungsstationen für die Abweichung der Magnetnadel, Ansammlung von Sprachproben aus der polyglotten Unendlichkeit des russischen Reiches. Leibniz wollte Material für seine Pasigraphie und vergleichende Sprachwissenschaft haben. Waren ja doch die europäischen Völker alle einst aus den östlichen Steppen eingewandert. Ebenfalls mehr für Europa als für Rußland war es wichtig, den Durchgang aus dem arktischen Meere in den stillen Ocean zu finden. *)

*) Die nordöstliche Durchfahrt, im Jahre 1879 von dem schwedischen Professor Nordenskjöld glorreich vollbracht, war seit dem 16. Jahrhundert angestrebt worden. Der jüngere Cabot regte sie 1547 bei Edward VI. an; 1553 erreichte Willoughby die Westküste von Nowaja Semlja und Richard Chancellor entdeckte das Weiße Meer, die Dwina-Mündung und die Stätte des spätern Archangel. Was zuerst „Polarfahrt" geheißen hatte, hieß 1656 der „Seeweg nach China," den Stephen Burrough suchte; an der Waigatsch-Straße kehrte er um. 1580 drang Arthur Pett ins Karische Meer. Jetzt beauftragten die Holländer ihren großen Seemann Willem Barendß, Nowaja Semlja im Norden zu umschiffen; Barendß gelangte am 10. Juli 1594 bis zum Cap Nassau, kehrte aber vor der Oranje-Insel zurück. 1596 ging eine zweite holländische Expedition unter Jakob Heemskerk (mit Barendß als Steuermann) unter Segel; Nowaja Semlja wurde nördlich umschifft (74°40′), aber Eis und Kälte zwangen zur Umkehr. Barendß ließ dabei das Leben. Henry Hudson wurde 1607 von England aus „über den Nordpol nach Japan" entsandt, entdeckte Ostgrönland und wandte sich dann nach Westen. Erst 1676 wagte John Wood wieder den gefährlichen Weg, diesmal „nach Indien", doch vergebens. Von ganz anderer Seite wurden glücklichere Resultate erzielt. 1580 bot der Kosakenhetman Jermak dem Czaren Iwan IV. die Eroberung Sibiriens an, die auch in 60 Jahren

Angesichts solcher Bemühungen um die Wissenschaft und Kultur Europas, um die Aufklärung der Völker, wird man dem Staatsmann und Diplomaten Leibniz schon nachsehen müssen, daß er die Fürsten aufsuchte, alle Prinzen und Prinzessinnen persönlich kannte und sich mit den Höfen auf einen guten Fuß stellte. Waren doch die hohen Persönlichkeiten damals einzig maß- und ausschlaggebend.

Voltaire, der sich auf solche Dinge verstand und sich mindestens so viel wie Leibniz verzeihen zu lassen hatte, rief dem großen Anreger und Aufklärer ins Grab nach:

Il fut dans l'univers connu par ses ouvrages,
Et dans son pays même, il se fit respecter;
Il instruisit les rois, il éclaira les sages,
Plus sage qu'eux, il sut douter.

etwa:

„Berühmt in aller Welt durch seines Geistes Werke,
Flößt' er dem Vaterland selbst hohe Achtung ein;
Belehrte Könige, verlieh den Weisen Stärke,
Und wußte, weiser noch, ein Zweifler auch zu sein."

Glauben und nichtglauben; den Glauben in neue, selbstgeschaffene Formen gießen, um ihn wieder annehmbar zu machen; mit dem Inhalt der Ueberlieferung ein phantastisches Spiel treiben, um hinter der Coulisse eigentlich nur an die Ergebnisse der eigenen Vernunft zu glauben: das ist an und für sich schon Skepsis.

Es giebt aber auch praktische Skeptiker, die vom Wirbel-

vollendet wurde. Von 1610—1644 entdeckten freibeuternde Kosaken die Mündungen der Lena, des Olenek, der Jana, des Indigirka und des Kolyma. Die Russen kamen bis Kamtschatka. Von nun an besorgten die Walfischfänger die Entdeckungen im östlichen Eismeer. 1648 wurde von der Kolyma-Mündung aus Cap Tschukotskoi erreicht, man gelangte auf eisfreiem Meere nach Kamtschatka: Asien hing nicht mit Amerika zusammen! Als Peter I. den Dänen Bering 1725 nach Kamtschatka entsandte — der Czar starb drei Tage nach der Abreise — damit er von dort aus die nördlichen und östlichen Gewässer untersuche, war Leibniz seit neun Jahren nicht mehr unter den Lebenden (S. „Allg. Zeit." 1879, Beilage 229).

wind ihrer Zeit erfaßt, zwischen Glauben, Unglauben und Aberglauben umhergeworfen werden, sich selbst ein Räthsel. Aehnliches sahen wir schon in der französischen Gesellschaft beim Beginne des Jahrhunderts. Das hervorragendste Beispiel von der Skepsis der Zeit bietet die schöne, geistreiche, ästhetisch und classisch gebildete und doch stets unbefriedigte Christine von Schweden. Die Tochter des großen protestantischen Gustav Adolf wurde durch philosophische Studien irre an ihrem angestammten Glauben, verzweifelte dann an der Philosophie und stürzte sich haltlos in den Schooß der katholischen Kirche. Weit entfernt, hier Ruhe zu finden, schmähte sie bald den Katholicismus bis zu seiner Spitze hinauf. Beim Sturze Jakobs II., ein Jahr vor ihrem eigenen Tode, schrieb sie: „Die Heuchelei und die Rathschläge der Jesuiten und des gesammten römischen Gewürms werden alle diejenigen zu Grunde richten, welche so schwach sind sie um sich zu dulden und sich von diesen intriganten Canaillen beherrschen zu lassen.“ Unstet wie im Glauben war sie auch im Leben. Im jungfräulichen Stolze wies sie die Bewerbungen ihres Vetters Karl Gustav, des Prinzen von Wales u. A. zurück; im Jahre 1654, vor ihrer Abdankung, hatte sie den phantastischen Einfall, den Protector Cromwell zu heirathen, um etwas Außerordentliches zu thun und „Alexanders“ auf die Welt zu setzen. Sie ergab sich wechselnden Neigungen, grollte in königlicher Eifersucht und ließ ihren Stallmeister Monaldeschi zu Fontainebleau, auf fremdem Boden, als „freie Königin des Auslands“ hinrichten. Und doch war sie in kühler Verachtung der Herrlichkeit vom Throne gestiegen, den sie sich mehrmals vergebens bemühte wieder zu erlangen.

Die Skepsis, als Resultat des ganzen Processes, kann aber auch methodisch und, sofern sie ein System verträgt, systematisch auftreten. So mit prüfender Gelehrsamkeit und ätzendem Scharfsinn in dem Franzosen Pierre Bayle (1647 bis 1706), dem Zeitgenossen von Leibniz. Sein großes Dictionnaire historique et critique (seit 1695) ist eine Schlacht-

bank für alle Religionsbegründung durch schönfärbende Metaphysik. Da wird nichts geschont, was einem Beweise der göttlichen Dinge nur von ferne ähnlich sieht. Aller Pantheismus, insbesondere der Spinozische, wird unbarmherzig zerzaust; von der Idee einer Weltregierung und Vorsehung bleibt nichts übrig. Bayle zieht unerbittlich den Schluß, daß es mit der menschlichen Vernunft in Sachen des Glaubens wie der Philosophie nichts sei und stellt die Alternative: entweder an Allem zweifeln oder blind glauben. Er selbst, aus reformirter Predigerfamilie stammend, steht insgeheim auf Seiten des Glaubens und verschanzt sein persönliches Ich hinter dem Calvinismus. Aber der philosophischen Speculation seiner Zeit hat er die tiefste Grube gegraben. Wenn seine Alternative lautet: Alles bezweifeln oder blind glauben, aus Skepsis glauben; so muß sich die Forschung und die Philosophie die Alternative stellen: entweder zur Kirche zurück, oder weiter vorwärts im Suchen nach der Wahrheit!

Auf der Bayle'schen Bahn, nur ohne den Bayle'schen Hintergedanken, waren schon Andere einhergeschritten: so François de la Mothe le Vayer (1586—1672), den wir bereits kennen lernten; so der Polyhistor Pierre Daniel Huet (1633—1721), ein Vorläufer der Sensualisten des folgenden Jahrhunderts. Keiner aber bog der dogmatischen Speculation so entschieden Paroli, wie Pierre Bayle, dem Leibniz nicht beikommen konnte; keiner forderte die Philosophie so zwingend auf, wieder von vorn anzufangen und einmal das Instrument des Cogito, die menschlichen Verstandeskräfte selbst einer Prüfung zu unterziehen. Denn, wohlgemerkt, dieser Skepticismus war nicht mehr der alte, welcher vornehm und herablassend die Dinge von sich schob, um sich einem gedankenlosen Genußleben hinzugeben; sondern er enthielt die kategorische Forderung eines neuern und bessern Forschens mit Beseitigung jeder dogmatischen Voraussetzung. Er war ein feierlicher Aufruf an den mit Bayle zugleich in Holland lebenden John Locke, welcher denn auch in der „Bibliothek" des Calvinisten

Le Clerc die erste Antwort ertheilte: „Versuch über das menschliche Verstandesvermögen."

Die drei Hauptwerke Locke's sind der Essay concerning human understanding, die Letters on toleration und die Treatises on Government. Im Punkte der Toleranz hatte ihn Bayle weit überboten; die Tractate über die Regierung waren die Vertheidigung der „glorreichen Revolution" und die Begründung des modernen Constitutionalismus. Locke's philosophische Bedeutung liegt in seinem Essay, der bestimmend auf das folgende Jahrhundert gewirkt hat, zu dem er füglich den Eingang bildet, wie Giordano Bruno zum siebzehnten.

Es ist dem Gebildeten längst nicht gestattet, sich auf Tradition und Buchstaben zu berufen; aber auch nicht mehr gestattet, die Irrthümer der Menschheit, ihre Phantasmen und Hallucinationen zu ignoriren. Er hat vielmehr die Pflicht, die vergangenen Gedanken noch einmal zu denken, ihren verborgenen Sinn zu entdecken und sich, trotz alledem und alledem, in Gemeinschaft zu versetzen mit Allem, was je Menschenbrust gequält oder befriedigt, was je Menschenhirn durchzuckt hat.

Was der Erfüllung dieser Pflicht Berge in den Weg wälzt, ist nicht das Vorhandensein positiver Religionen und der oft zweideutige Schutz, der diesen gewährt wird; es sind auch nicht die Vorurtheile aller Art, welche den Horizont noch verdunkeln und leider allzuleicht den Vorwand der Aussichtslosigkeit des Kampfes herleihen. Das große Hinderniß ist der Indifferentismus, das achselzuckende Vorübergehen an menschlichem Geschick, es betreffe denn die eigene kleine Person.

Es wird viel Geschichte gelesen, und das wäre ein vortrefflicher Anfang; leider enthält solche Geschichte nicht selten zu viel Geschichten, Geschehnisse, interessante und packende Vorgänge, denen aber das geistige Band fehlt, oder die mit

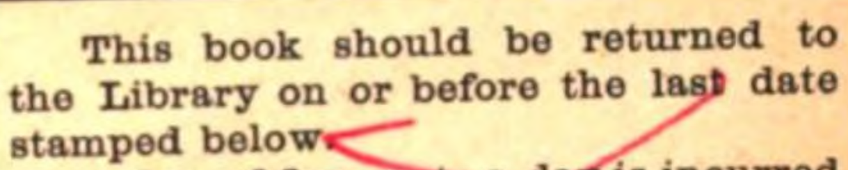
aller Gewalt an einen allerneuesten Zaunpfahl gebunden sind. So wird die pragmatische Historik zweckhaft, eine Propaganda. Die wirkliche Geschichtschreibung hat keinen andern Zweck als den, die galvanische Kette durch die Menschheit zu ziehen und jeden Mitarbeiter und Mitdenker durch das Verständniß des Dagewesenen zur Verständigung mit sich selbst und mit der Gegenwart zu führen, sein Ich zu Millionen Ich zu erweitern und den Muth des eigenen Ich dadurch zu befeuern.

Auch das Liebeln mit der Naturwissenschaft oder eigentlich mit etlichen pikanten Resultaten derselben, führt, ohne daß es die Eifrigsten unter den Adepten merken, zum Indifferentismus. Sie werden regelmäßig so klug, so zweifelsvoll, so reservirt, daß ihnen das bischen Menschheit zu einem mikroskopischen Object neben zahlreichen andern Objecten zusammenschrumpft. In so vielen Millionen Jahren ist es ja mit dem ganzen Spuk vorbei! Die Neugier ertödtet zusehends die Wißbegier; das wenige Gewußte schwimmt auf einem See von Gleichgültigkeit; anstatt ethisch mitzuarbeiten am Besserwerden, ist man „begierig zu sehen, wie das Ding werden wird“.

Man lasse sich doch durch das geschilderte Jahrhundert beschämen! Auf breitester Grundlage mathematisch-physikalischer Wissenschaft wagte es sich an die letzten Fragen, philosophirte oder poetisirte sich Antworten heraus, die wie Gedichte klingen, auch verklingen, die aber den Muth des Gedankens und das Vertrauen auf die Macht der Vernunft dauernd aussprechen. Wenn die Gedichte von der Substanz und von der Monade, vom seienden Denken und der vollendeten Güte der Welt ausgetönt hatten, so blieb das feste Gerüst unumstößlicher Wissenschaft; fest stand Galilei, fest Huygens, fest Newton. Am Ende seiner Laufbahn angekommen, übergab das Jahrhundert seine köstliche Last dem Nachfolger, daß er die Schätze mehre und das Edelmetall zu Münzen schlage, daß er die Philosophie werkthätiger Menschenfreunde zur Wahrheit mache, wie sie dem großen Weisen von Amsterdam vorgeschwebt.

Keine Spur von Pessimismus, trotz der unabsehbaren Misère rings umher; eher ein Uebermaß des Optimismus; aber in diesem die Bürgschaft, daß es gelingen werde, einige wohlthuende Strahlen jenseitiger Paradieseshelle auf diese Erde herabzulenken und Golgatha in eine wohnliche Stätte umzuwandeln.






JUN 26 62 H
BOOK DUE - WID
OCT 9 1980
CANCELLED
WIDENER
WIDENER
SEP 07 2004
FEB 10 2004
CANCELLED
BOOK DUE

